in die unausſtehlichſte Eitelkeit und Prahlerei verwandelte. Man kann nicht oft genug gegen ſolche Profanationen und Oſtentationen eifern. Ein großer Theil der Zeitgenoſſen war davon angeſteckt. Nichts war gewöhnlicher, als in Romanen, Gedichten, ſelbſt Erziehungs- und Erbauungsſchriften junge Mädchen, die mit ihrer Unſchuld prahlen; ſelbſt Schiller läßt Jünglinge mit ihrer Reinheit prahlen, und ſo iſt wenigſtens nicht Voß allein der Schuldige, wenn er die hausbacknen Philiſter mit ihrer Alltäglichkeit Abgötterei treiben läßt. In Wahrheit aber iſt es der Tod aller beſcheidnen und jungfräulichen Reize dieſer Welt, wenn man unbeſcheidne Anſprüche darauf gründet; und ſollen die Häuslichkeit und das Familienleben ein Gegenſtand der Poeſie werden, ſo müſſen ſie wenigſtens nichts von der modernen Spießbürgerlichkeit an ſich tragen, oder ſie taugen nur zur Satire.

Es war nur ſelten des Himmels Wille, daß Schüler die Meiſter übertreffen ſollen. Hier iſt es nicht der Fall geweſen. Herr Schmidthammer iſt nach Schiller ein „entſetzlicher" Menſch, nämlich

ein Pedant, den es juckt, locker und loſe zu ſeyn.

Ihm ſcheint von Voſſens Louiſe beſonders das: „Enthüllt bis zur Blume des Zwickels" in Erinnerung geblieben zu ſeyn, denn er malt das Bild der ſchönen Louiſe an ſeiner Roſette nunmehr mit einer ſchmunzelnden Süßlichkeit aus, die nicht zu beweiſen ſcheint, daß ein Faun liebenswürdiger wird, wenn er ſich in den Rock eines Schulmeiſters ſteckt. Zum Exempel:

Fünfmal ſcholl's aus dem Thurm, und bevor noch entbebte der Luftklang,
Jauchzte Roſette geheim, weichflaumigen Betten entſchlüpfend,
Nackend den Fuß bald, glühender Wang, zartſinniger Schnelle.
Luſtvoll ſchmiegte zuerſt ſie das ſchimmernde linnene Röcklein
Walliger Hüft' an, der quellenden Bruſt um das Mieder, gebeugt dann
Senkt' in den hüllenden Strumpf ſie das leichtumröthete Füßchen.
Jetzo genaht auf den Zeh'n, erfüllend mit Waſſer den Steinnapf,
Tauchte ſie tief ihr Haupt, und genoß geiſtſtärkende Kühlung.
Langſam vom Kiſſen erhob ſich die Amtmännin, flüſterte: Wachſt Du?
Jene darauf:
Mamma!
Voll Haſt die Gardinen enthüllend.
Wieder die Amtmännin ſchnell:
Ei, ei, Kind! Hilft denn nicht Warnung?
Immer den Kopf durchnäßt? Unbeſonnenes Kind! Wie bedachtlos!
Ja, Du holſt Dir noch zeitig den Tod! Ungehorchende, geh nur!
Bittend ſie anſchau'nd, wiſperte drauf, ſanftſtreichelnd, Roſette:
Gut ſey, liebe Mamma! Heut kömmt, bald kömmt er ja, Wilhelm!
Ernſter gewandt ſprach raſcher die Zürnende, liebenden Eifers:
Wilhelm immer! Und was Du nur denkſt, iſt er. — Und wer weiß auch!
Drauf Eilſchrittes Roſette genahet:
Das ſchuppige Pirkhuhn
Wett ich ſogleich —
Und die Mutter mit Haſt:
Kommt auch noch Sophie?
Innig begann jetzt luſtdurchglühet das liebliche Mägdlein:
Mütterchen, höre, ſie hat mir geſagt: Ja, ich komme noch zu Dir
Vor halb ſechs, eh' der Hirt ausruft, und das Glöckchen bewegt wird.
Wenns nur Mammachen erlaubt, und die Frau Amtmännin Dich fortläßt!
Gehen dann über den Fußſteig weg, Du weißt nach der Wieſe
Rechts — Mein Mütterchen, nicht? wir gehn?

Ich habe zwar der ſchwachen Männer und Gecklein aller Art ſchon viele in unſerm gelehrten und poetiſchen Deutſchland gehört, aber ein ärgeres Weibergewäſch iſt mir doch noch nicht vorgekommen? Noch nicht? Beſinne dich, Kritikus! Doch ja! Kotzebue, der Göttliche Kotzebue hat einmal die Setzung eines Klyſtirs beſchrieben, und dabei ausgerufen: wer über eine ſolche Handlung der häuslichen Liebe ſpotten könnte, er wäre jenſeits der Menſchheit zu Hauſe! —

Die Reiſe zum Muſikfeſte iſt etwas trockner geſchrieben, und göthiſch bürgerlicher, und nähert ſich daher mehr dem Herrmann und der Dorothea, als der Voſſiſchen Louiſe. Auch iſt der beſcheidene Held des Gedichts, der vor der gebildeteren Geliebten eine gewiſſe Scheu hat, hierin ganz dem Goethe'ſchen Herrmann nachgebildet; eine Aehnlichkeit, die uns angenehm überraſchen würde, wenn in der Geſchichte der Poeſie ſolche Aehnlichkeiten nicht ſchlechterdings verboten wären. Gut iſt in ſolchen Fällen ſchlecht, und ſchlechter wäre beſſer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 69. — 6. Juli 1832.

Biographie.

Erinnerungen aus dem Leben eines Deutſchen in Paris. Von G. B. Depping. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Herr Depping wurde 1784 zu Münſter in Weſtphalen geboren und begab ſich auf Veranlaſſung eines in Münſter lebenden und ſeiner Familie befreundeten Emigranten ſchon im neunzehnten Jahre nach Paris, wo er anfangs als Erzieher, nachher als Literator lebte und ſich einen Namen als franzöſiſcher Schriftſteller erwarb. Da er als ein ruhiger Beobachter und ohne Anſprüche der Eitelkeit oder des Ehrgeizes nahe an dreißig Jahr in Paris lebte, und ſo Vieles und ſo Viele ſah, ſo ſind ſeine Memoiren allerdings reich an intereſſanten Schilderungen, Notizen und Anekdoten.

Zuerſt beſchreibt er uns ſeine Jugend und das alte Münſterland zu den Zeiten des heil. römiſchen Reichs. „Ehemals, als die Stadt es gewagt hatte, die Reformation zu befördern und die Wiedertäufer einzuführen, hatten die Biſchöfe mit Hülfe fremder Truppen, wie alle ſchlechte Fürſten zu thun pflegen, die Bürger bezwungen und ihnen manche Freiheiten genommen; nur die, jährlich Bürgermeiſter und Rath wählen zu können, war ihnen geblieben; die andern Freiheiten ſtanden blos in der Geſchichte. Man beſuchte fleißig die Kirchen, und die vielen Bettelmönche und Geiſtlichen genoſſen beim Volke großes Anſehen. Die Bürgerſchaft hielt es mit Oeſterreich, weil dieſes katholiſch war, und haßte Preußen wegen Luther. Daher, als in der Folge Oeſterreich wegen unbeſonnener Kriege in große Geldnoth gerieth, eilten die Bürger, den für jene Regierung aufnehmenden Bankiers ihr erſpartes Geld zu bringen, wurden um den größten Theil ihres Darlehens gebracht, und ſeitdem dachten ſie weit günſtiger von Preußen, das ſtets ſeine Gläubiger gewiſſenhaft bezahlte. Uebrigens aber ſagte ihnen die öſterreichiſche Gutmüthigkeit weit beſſer zu, als der damalige kalt gebietende Militärton des Berliner Hofes.“ — „Wie erſtaunten die alten Pfahlbürger, als ſie Zeugen von ſo manchem ſeyn mußten, was ihnen ſonſt ein Greuel im Auge geweſen ſeyn würde, wozu ſie aber jezt nichts ſagen durften! Z. B. wenn ſie ſahen, wie zehn- oder zwölfjährige Knäbchen, ſogenannte Fahnenjunker, und zum Theil uneheliche Kinder der Prinzen und des Adels, mit großen Treſſenhüten und langen nachſchleppenden Säbeln, vor graubärtigen Soldaten hermarſchirten und ſie kommandirten; oder wenn General Blücher einer Maitreſſe zu Ehren, die noch dazu ihren Mann bei ſich hatte, öffentliche Feſte veranſtaltete.“

Dann wendet ſich der Verfaſſer nach Paris und be-

Digitized by Google

fleißigt ſich vor allen Dingen einer ſehr umſtändlichen Beſchreibung der Gaunerkniffe, durch welche gewöhnlich junge Fremde in Paris hintergangen werden. Er legt darauf einen ſo ſcharfen Accent, daß wir gerne glauben, das junge weſtphäliſche Blut, Candide, iſt tüchtig angeführt worden. Ueberhaupt gehört eine gewiſſe Naivetät der immer wieder durch die franzöſiſche Kultur vorſchlagenden Deutſchen und insbeſondre altkatholiſch-reichsſtädtiſchen Natur zu den feinſten Reizen dieſer anziehenden Memoiren, geſezt auch es gäbe Leute, die das nicht zu goutiren wüßten. In dieſem Sinn verzeihen wir dem Verf. gern das Kapitel, das mit den Worten anfängt: „Gegen Neujahr 1801 begann ich meine Arbeit als Lehrer der polymathiſchen Schule und fühlte dabei ein Wohlbehagen, das ich noch nie empfunden hatte.“ Man könnte dieſe Schilderung der Schulamts-Flitterwochen freilich wenig unterhaltend finden, wenn ſie nicht die deutſche Gutmütigkeit ſo gut charakteriſirte und zugleich auch einiges Licht auf die Pädagogik des Kaiſerreichs würfe. „Napoleon wollte die Nation mit dem Militärgeiſte beſeelen. In den Lyceen wurden die Schüler vermittelſt der Trommel zuſammengerufen und lernten exerciren. Die Secondairſchulen machten es den öffentlichen Schulanſtalten nach; jede hielt ſich einen Trommelſchläger und einen abgedankten Unteroffizier, der die Knaben das Exerciren lehrte und ihnen nebenher allerlei anſtößige Geſchichten aus ſeinen Feldzügen erzählte, etwas fluchte und trank, Geld von den Schülern lieh u. ſ. w. Ob die Erziehung dabei gewann, kann der Leſer errathen. Man wollte aber patriotiſche Geſinnungen an den Tag legen und ſich der Regierung empfehlen. Das iſt vielleicht das Schlimmſte am Deſpotismus, daß die Unterthanen immer kriechender werden und zulezt die Sklaverei nicht erwarten, ſondern ihr entgegen gehen.“

Der junge deutſche Pädagog in Paris fing nun auch an, zu ſchreiben, und zwar gab er zuerſt eine franzöſiſche Ueberſetzung des ſächſiſchen Kinderfreundes im Auszug heraus. Das Buch machte Glück und er fuhr fort und kam nach und nach mit den angeſehenſten Gelehrten in Paris ſelbſt, ſo wie mit den dahin ſtrömenden Fremden in Verbindung. Der größte Theil der Memoiren beſteht nun aus literariſchen Charakterſchilderungen und Anekdoten, wovon wir nur einige zum Beſten geben: „Am Ende des Sommers 1807 wollte Bredow wieder nach Helmſtädt zurückkehren, nachdem er ſeinen Freunden noch ein Abendfeſt gegeben hatte. Es war intereſſant, hier Baggeſen und Oehlenſchläger, welche damals noch gute Freunde waren, beiſammen zu ſehen; ſie überboten einander an Scherz und Witz und beluſtigten die Verſammlung faſt ganz allein. Baggeſen beſonders, der immer zum Scherzen bereit war, ſang einige ſeiner luſtigen Lieder und erzählte Mehreres aus ſeinen Reiſebegebenheiten, unter Anderm folgende Anekdote. Er befand ſich einſt in einer Abendverſammlung bei der Frau von Staël; die meiſten Perſonen waren Franzoſen. Die Frau vom Hauſe lenkte die Unterhaltung auf die Literatur und beſonders auf die deutſche. Baggeſen, in ſeiner gewöhnlichen ſatyriſchen Manier, äußerte ſich bitter über den damaligen Zuſtand der deutſchen Literatur. Dies nahm Jemand aus der Geſellſchaft übel, den Baggeſen für einen Franzoſen hielt, weil er wie die Andern Franzöſiſch ſprach; derſelbe ergriff mit vieler Wärme die Parthei jener Literatur und behauptete, es gäbe doch jezt noch mehrere Schriftſteller, welche ihrem Vaterlande Ehre machten. Dies läugnete Baggeſen geradeweg. „Ei,“ rief ſein Gegner, erbittert über dieſe Verneinung, „ſo etwas kann doch kein vernünftiger Menſch behaupten, und leiſtete jezt auch Keiner etwas in der deutſchen Literatur, als ich und mein Bruder!“ — Wer ſind Sie denn, mit Erlaubniß zu fragen? — „Friedrich Schlegel; und Sie?“ — Baggeſen. — Nun drehten ſich Beide auf ihrem Abſatze herum und beklagten ſich Einer nach dem Andern leiſe bei der Frau von Staël, daß ſie nicht Beide vorher bei ihren reſpektiven Namen genannt hätte, wodurch dieſer unangenehme Auftritt vermieden worden wäre.“ — „Einige Jahre nachher lernte ich auch einen deutſchen Sonderling in Paris kennen, den Grafen v. Schlaberndorf, einen Mann voll Geiſt und Kraft, der ſich mitten in Paris zur Einſamkeit verurtheilt hatte, indem er ſeinen Bart hatte wachſen laſſen und ſeit mehreren Jahren nicht mehr ausgieng. Welchen Grund er zu dieſem ſonderbaren Entſchluſſe vorgab, weiß ich nicht. So einſam er aber auch lebte, ſo rege war doch ſeine Theilnahme an den Tagesbegebenheiten, und er fand Mittel, ſich den ganzen Tag über mit Politik zu beſchäftigen. Zu dem Ende hatte er auch eine bedeutende Sammlung von Flugſchriften aus der franzöſiſchen Revolutionszeit angelegt, und mitten unter dieſer Sammlung, die ſein Wohnzimmer ſehr beengte, lebte er unaufhörlich. Beſuchte ihn Jemand und leitete dieſer das Geſpräch auf die Politik, ſo konnte er hoffen, eine Fülle von Ideen, Plänen und Wünſchen aus dem Munde dieſes eingeſchloſſenen deutſchen Politikers, zu hören. Aber dabei hatte Schlaberndorf, wie alle abgeſondert lebende ſinnreiche Menſchen, beſondere Projekte und Einfälle, die im Verkehre mit der Welt nicht lange Stich gehalten haben würden. So ſezte er zuweilen ſeinen Plan einer Sprachmaſchine auseinander, wodurch die Ausſprache bei den Völkern feſtgeſezt und auf die Nachkommenſchaft überliefert werden ſollte. Hätten die Griechen und Römer, meinte er, ſolche Sprachmaſchinen verfertigt, ſo würde man in der neuern Zeit nicht darüber geſtritten haben, ob man quisquis oder kiskis, eis oder is ausſprechen müſſe. Der gute Mann bedachte aber nicht, daß die Sprachmaſchinen, falls die Mechanik ſolche liefern kann, weit eher untergehen als die Ausſprache. Man

Digitized by Google

lachte unter der Napoleon'ſchen Herrſchaft über ihn, weil er, wie man behauptete, in Erwartung einer neuen Revolution ſtets einen bepackten Reiſewagen daſtehen habe. Darin zeigte ſich aber Schlaberndorf weit heller ſehend als Die, welche über ihn lachten; ſein Reiſewagen hätte ihm in der Folge nicht nur bei einer, ſondern bei zwei oder drei neuen Revolutionen dienen können." — „Eine ganz andere Figur ſpielte Zacharias Werner, der um dieſe Zeit, des wüſten Lebens in Deutſchland müde, ſich nach Frankreich begeben hatte und ſich in Paris wie in einem Ocean der ſinnlichen Freuden befand. Er wohnte in einem Hotel neben dem Carouſſelplatze, wo ſich auch einige junge Dänen von meiner Bekanntſchaft aufhielten, ſo daß ich Gelegenheit hatte, ihn einige Male zu ſehen. Er war ein hagerer Mann, der ſich altmodiſch kleidete und eine ungeheuer große Tabacksdoſe trug. Da er damals noch kein katholiſcher Geiſtlicher war und alſo dem ſchönen Geſchlechte ohne Verſtoß gegen ſeinen Stand (denn er hatte keinen) hold ſeyn durfte, ſo war das Beſuchen des Palais Royal am Abende, wenn die Luſtdirnen darin umherirrten, ſeine liebſte Beſchäftigung. Er hatte einen deutſchen Bedienten bei ſich, den er kurzweg das *Rindvieh* nannte, und bei welchem wirklich kein Ueberfluß des Verſtandes vorherrſchte. Dieſer Bediente mußte hinter ihm hergehen, wenn des Abends der Verfaſſer der „Weihe der Kraft" ſeinen Spaziergang unter den Bogengängen des Palais Royal begann und die herumwandelnden Mädchen in Augenſchein nahm. Werner hatte ein ſehr kurzes Geſicht und trug eine Brille; deſſenungeachtet konnte er die Reize der „Unverſchleierten" nicht wohl erkennen und hatte einige Male das Verſehen begangen, daß er eine ſehr Häßliche für eine Bildſchöne genommen hatte, und da er im Franzöſiſchen nicht wohl bewandert war, ſo konnte er ſich, wenn er einmal Unterhandlungen mit der Häßlichen angeknüpft hatte, nicht gut von ihr losmachen. Um nun nicht mehr ſolche Irrthümer zu begehen, war er mit ſeinem Bedienten übereingekommen, daß dieſer, wenn er ein recht ſchönes Mädchen erblicken würde, zum Zeichen ihn beim Rockſchoße ziehen ſollte. Dies that der Bediente auch pünktlich, aber ſo plump, daß die Mädchen, die ohnehin ſchon über die Donquichotte'ſche Figur Werner's ihren Spaß hatten, es bald bemerkten. — Als die loſen Dirnen nun einmal die Liebhaberei des hagern Deutſchen kannten, hatten ſie tauſend Späße mit ihm. Sobald er unter den wohlerleuchteten Bogengängen erſchien und ſie ihn erblickten, liefen ſie hinzu, umringten ihn und riefen um die Wette: „Nehmen Sie mich! Nein, *mich* müſſen ſie nehmen, ich bin die ſchönſte von Allen!" Dabei ſchäkerten und lachten ſie über den hagern Mann, den ſie unter ſich den *Deutſchen mit den vier Augen* nannten. — Werner war wüthend über das verrathene Incognito und über das Mißlingen ſeiner heimlich ſeyn ſollenden Heerſchau der feilen Schönheiten. Wenn er den ganzen Abend umhergeſchwärmt hatte, vom Palais Royal nach Hauſe kam und die jungen Dänen beim Studiren fand, konnte er ſich nicht der Bemerkung enthalten, daß er, ein bejahrter Mann, ſich wie ein Taugenichts aufführe, indeß ſie, die Jüngern, denen er ein gutes Beiſpiel ſchuldig ſey, ihren Aufenthalt in Paris zur Förderung ihrer Studien und zu ihrer Bildung benuzten. — Einer dieſer Dänen traf ihn hernach in Rom wieder, wo er faſtete und ſich kaſteite. Da ihm dieſe Mummerei nach ſolcher Liederlichkeit in Paris höchſt verächtlich ſchien, ſo verhehlte er Werner ſeine Geſinnung nicht, wie denn der Dichter überhaupt manche harte Aeußerung über ſeine Schlechtigkeit von jenem Gelehrten vernehmen mußte. Er antwortete immer gelaſſen, ſuchte ſein Betragen zu entſchuldigen, und mitten unter dem Geſtändniſſe ſeiner Erbärmlichkeit ließ er zuweilen ſein Genie durchblitzen. — „Wiſſen Sie wohl," ſagte er einmal zu ſeinem Sittenrichter, „daß mir noch Niemand ſo harte Wahrheiten geſagt hat als Sie, und daß ich dergleichen von Niemanden ſo geduldig angehört habe als von Ihnen? Vermuthlich kennen Sie ſelbſt die Urſache meiner Gelehrigkeit nicht; ich will ſie Ihnen erklären. Jeder Menſch hat ein doppeltes Princip in ſich: das männliche und das weibliche. Iſt erſteres vorherrſchend, ſo wird ein kräftiger, energiſcher Mann aus ihm; die Herrſchaft des zweiten Princips aber macht weichherzig und ſchwach und verurſacht, daß man dem überwiegenden männlichen Principe eines Andern nicht widerſtehen kann. Dies iſt, ſehen Sie, der Fall mit mir und Ihnen. Ihrem männlichen Principe kann ich faſt nur mein ſchwaches weibliches entgegenſetzen; Sie beherrſchen mich; ich hänge an Ihnen und liebe Sie, obſchon Sie mich zuweilen hart behandeln." — Einer der Gebrüder Riepenhauſen in Rom hatte einmal zum Spaße Werner als Johannes in der Wüſte, tiefſinnig daſitzend, mit ausgemergeltem, bloßem Leibe, aber mit ſeiner großen Tabacksdoſe in der Hand und von Heuſchrecken umſchwärmt, dargeſtellt. Hätte man dies poſſirliche Karrikaturbild in die Mitte hängen wollen, ſo hätte man zwei Gegenſtücke dazu, einerſeits den Dichter im Palais Royal, von den Luſtdirnen umringt, und andererſeits den katholiſchen, über das jüngſte Gericht predigenden Geiſtlichen in Wien anbringen können. Man hätte alsdann ſeinen doppelten Lebenslauf anſchaulich vor Augen gehabt."

Dieſe literarhiſtoriſchen Skizzen unterbricht der Verf., um uns mit liebenswürdiger Naivetät die Geſchichte ſeiner erſten Heirath und ehelichen Geduld, ferner das Detail ſeiner perſönlichen Verbindungen (vorzüglich mit

Digitized by Google

Malte-Brun) und ſeiner fernern literariſchen Unternehmungen, Ueberſetzungen, Bearbeitungen, Reſumés ꝛc. mitzutheilen. Er ſezte ſich auch wieder mit Deutſchland in Verbindung, hauptſächlich dadurch, daß er Korreſpondent des Morgenblatts wurde. Er reiste desfalls auch auf einige Monate nach Deutſchland zurück, bei welcher Gelegenheit er die Ehre hatte, dem König von Bayern vorgeſtellt zu werden. „Der Hofgarten in München bringt den Namen Rumford's in Erinnerung. Ich hörte Vieles von dieſem ſonderbaren Manne erzählen, von dem man auch in Paris Manches wußte. Des Grafen Rumford Charakter war, wie es ſcheint, ein ſonderbarer Gegenſatz von Edelmuth und Kleinlichkeit, von Menſchenliebe und Härte. Er hatte eine Suppe erfunden, um die Armen auf eine leichte Art zu ernähren, und indem er ſo menſchenfreundlich für die Nothleidenden ſorgte, war er ganz und gar nicht freundlich gegen ſeine Frau, die ihm ein beträchtliches Vermögen zugebracht hatte. Talleyrand nannte ihre Verbindung eine Heirath mit Erſparung des Wärmeſtoffes. In der That war es eine kalte Ehe. Einmal hatte er ſeine Frau eingeſperrt, um ſie zu verhindern, Geſellſchaft zu empfangen. Sie verlangte zulezt von ihm geſchieden zu werden, konnte aber erſt mit Aufopferung von ungefähr 200,000 Franken ſeiner loswerden. — Vor ſeinem Tode ſtiftete er mehrere Wohlthätigkeitspreiſe, vergaß aber ſeine eigene Tochter; die von ihm geſchiedene Frau, welche noch mit einem Einkommen von 120,000 Franken in Paris lebt, wurde die Wohlthäterin dieſes vom eignen Vater verlaſſenen Mädchens. — Zu München wollte man ihn zum Präſidenten der Akademie ernennen; er aber wollte Miniſter der Akademie werden. Man hatte Schwierigkeit, ihm dieſe lächerliche Grille auszureden, und erſt dann ließ er ſich beſänftigen, als man ihm eine Penſion von 10,000 Gulden ausgeſezt hatte.“ — „In der Galerie ſeines Landhauſes zu Auteuil nahe bei Paris hatte er dreifache Fenſter angebracht, zwiſchen denen ein freier Raum war. Dies nannte er Lufthäute. In dieſer Galerie war es gewöhnlich ſehr warm. Er that gern das Gegentheil Anderer. So wie man allgemein den Rauch oben aus dem Schornſtein in die freie Luft führt, ſo leitet er denſelben in ſeinem Hauſe in den Keller hinunter. — Er hatte auch beſondere Kochmaſchinen erfunden, die, wie er behauptete, die Speiſen auf eine wunderbar ſchnelle und ökonomiſche Art zubereiteten. Als er einmal große Geſellſchaft zu Tiſche hatte und die Gäſte das gut zubereitete Eſſen lobten, freute er ſich darüber und war bereit, ihnen die Maſchinen zu zeigen, worin die köſtlichen Speiſen zubereitet worden waren. Man gieng in die Küche; allein er wie die Gäſte waren nicht wenig erſtaunt, als ſie die Maſchinen ſauber und blank aufgeſtellt ſahen und vernahmen, das Eſſen wäre wie in andern Küchen zubereitet worden. — Zu München lud er einmal den Grafen de B** zum Mittagseſſen ein. Als ſein Gaſt kam, ſchlug er ihm vorerſt einen Gang nach dem Zuchthauſe vor; hier hatte er in der Küche ſeine Sparöfen einrichten laſſen. Sie koſteten die Suppe und fanden ſie wohlſchmeckend. Als ſie aus dem Zuchthauſe traten, bat Rumford den Grafen, ihn auch noch zum Kadettenhauſe zu begleiten, wo ebenfalls ſeine Sparöfen gebraucht wurden. Er zeigte ſie ſeinem Begleiter und ließ ihn das bereits gekochte Fleiſch und Gemüſe koſten; dann begaben ſie ſich wieder auf den Weg. Beim Heraustreten ſagte Rumford zum Grafen: „Da haben Sie mein Mittageſſen; wie fanden Sie es?“ Graf de B** mußte geſtehen, daß es wenigſtens ein ſehr wohlfeiles ſey. Vermuthlich ſah er ſich bald nach einem andern und beſſern um.“

Der Verfaſſer kehrt nun wieder ganz nach Paris zurück, und fährt mit ſeinen Schilderungen fort. So gibt er uns z. B. ein Bild von Llorente, dem berühmten Sekretär und nachherigen Geſchichtſchreiber der Inquiſition. „Ich beſuchte ihn oft und fand in ihm einen ſehr gelehrten Mann. Einſt begegnete ich ihm früh Morgens auf der Straße; ich fragte, woher er ſo früh käme. „Bei einem Todten habe ich dieſe Nacht für Geld gewacht,“ antwortete er; „ſo veränderlich iſt das Schickſal. Als Kanonikus zu Toledo und als Staatsrath zu Madrid hätte ich nie vermuthet, daß ich jemals gezwungen ſeyn würde, bei todten Pariſern zu wachen, um mich ernähren zu können.“ Das Ende dieſes Mannes war bedauernswerth. Der Juſtizminiſter Peyronnet gab ihm mitten im Winter den grauſamen Befehl, ſogleich Frankreich zu verlaſſen. Llorente kehrte mit Widerwillen nach Spanien zurück, welches damals wieder von der Konſtitution der Kortes regiert würde. Kaum war der alte Mann dort angelangt, als ihm das Herz vor Kummer brach. Woher die harte Verweiſung aus Frankreich gekommen, hat man nicht erfahren; wahrſcheinlich war es eine Intrigue der Pfaffen am Hofe Ludwigs XVIII.“

Mittlerweile ſteigerte ſich der Ruf des Verfaſſers, vorzüglich durch ſein bekanntes Hauptwerk „die Seezüge der Normannen.“ Auch in ſeinem Hausweſen arrangirte er ſich angenehmer durch eine zweite Heirath und ſo blickt er denn mit Heiterkeit auf das Erlebte zurück. Mit der Julirevolution ſchließt er. An der Spitze der Geſellſchaft für Alterthümer war er einer der erſte, die Ludwig Philipp huldigten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Dembinski.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 70. — 9. Juli 1832.

Geſchichte.

Mein Feldzug nach und in Litthauen, und mein Rückzug von Kurszany nach Warſchau. Von Heinrich Dembinski. Nach den mündlichen Dictaten des Generals herausgegeben von Dr. R. O. Spazier. Mit einer Charte. Leipzig, Dyck, 1832.

Der tapfre General, der hier ſpricht, gehörte zu den verborgnen Genies, die in den Tagen der Gefahr ſchnell zu großen Thaten und großem Ruhm reifen, die aber auch oft zu ſpät kommen, weil man ſie früher nicht genug beachtete. Das leztere war bei Dembinski der Fall, der erſt dann beweiſen konnte, wie ſehr er ſeinen Nebenbuhlern überlegen war, als dieſe ſchon alles verdorben hatten. Dembinski beweiſt, daß Gielgud überall durch ſeine Trägheit die Ueberraſchung des Feindes verſäumt, durch Zaudern und Hin- und Hermarſchiren den ganzen litthaniſchen Feldzug vereitelt und endlich durch Feigheit ſein Corps aufgeopfert habe, da er von dem durchaus als niederträchtig geſchilderten Chlapowski ſich habe überreden laſſen, beinah ohne Schwertſtreich nach Preußen zu flüchten, um das Leben und die Beute zu ſalviren. Es jammert einen, wenn man dabei lieſt, wie die tapfre polniſche Jugend, arglos und treu den Führern folgend, unter dem Vorwand, man kehre nach Warſchau zurück, ſo ſchändlich betrogen wurde.

Gegen dieſe Schändlichkeiten, die es bleiben, wenn man ſie auch gar nicht aus dem patriotiſchen und politiſchen, ſondern nur aus dem rein militäriſchen Standpunkt anſieht, ſticht deſto glänzender das Benehmen Dembinskis ab. Ohne ſeinem Chef Gielgud ſeine betrügeriſche Abſicht beweiſen zu können, hatte er doch eine Ahnung davon, und da er ihn nicht dahin bringen konnte, das Feld zu halten, ſo weigerte er ſich, dem verdächtigen Rückzugsbefehle zu gehorchen, und wagte es allein mit einer Handvoll Truppen, die jedoch durch die litthaniſchen Inſurgenten bis auf etwas mehr als 5000 Mann verſtärkt wurden, ſich durchzuſchlagen.

Dieſer Zug Dembinskis iſt um ſo merkwürdiger, als er einen ungeheuern Umweg nordöſtlich um Wilna herum durch faſt wegloſe Wälder nehmen mußte, um nach Warſchau zurückzukommen, während zahlloſe ruſſiſche Corps ihm den Weg verlegten. In Kurszany trennte ſich Dembinski von den ſchlechten Generalen. „Wo war das Gewiſſen derer, die tapfre junge Leute und Soldaten täuſchten und ihnen den kürzeſten Weg nach Polen verſprachen, die öffentlich im Kriegsrath von ihren eigentlichen Abſichten nichts verlauten ließen.“ Dembinski marſchirte nun nördlich um Wilna herum und beſtand gleich anfangs in dem Städtchen Mieszkuß ein glückliches Gefecht; eben

Digitized by Google

ſo glücklich überfiel er die Ruſſen in Poniewirz und würde ſelbſt Wilna überrumpelt haben, wenn es ihm nicht ſo ſehr an Streitkräften gemangelt hätte. Nordwärts von Wilna fand er viele in den Wäldern verſteckte litthauiſche Damen, welche dahin geflüchtet waren, um den Grauſamkeiten der Burlaken zu entgehen, d. i. ruſſiſcher Bauern, die man als Landſturm gegen die litthauiſchen Inſurgenten bewaffnet hatte. Auf dem Wege nach Malata holte ihn ein ſtarkes ruſſiſches Corps ein, das zu ſeiner Verfolgung und Vernichtung beſtimmt war. Es glückte ihm jedoch, den Feind ſo lange vor einem Walde aufzuhalten, bis er Bagage, Geſchütz und Infanterie im Dickicht deſſelben geſichert hatte. Allein hinter dem Walde kam wieder eine ganz offene Gegend, wo Dembinski ſehr gedrängt wurde. Doch hielten ſeine Colonnen ſo feſt zuſammen, daß die ruſſiſchen Chok's abgeſchlagen wurden und er glücklich über einen kleinen Fluß kam, deſſen Brücke er abbrannte.

Nicht weniger gefährlich, als die Ruſſen, waren ihm die Unruheſtifter und die Feigen in ſeinen eignen Reihen. Es fieng viele an zu reuen, ihm gefolgt zu ſeyn, da ſie an der Rettung verzweifelten, und dies machte die Einen unbotmäßig und die Andern niedergeſchlagen. Dazu kamen die falſchen Schreckensnachrichten, die täglich verbreitet wurden, da man überall Feinde ſah und die Zahl derſelben vergrößerte, endlich die Mühſeligkeit des Wegs, die heiße Jahreszeit, der Mangel an Munition. Doch Dembinskis Standhaftigkeit ſiegte über alle Hinderniſſe, und es gelang ihm, ſein eignes Vertrauen nach und nach den Truppen mitzutheilen, da er eben ſo muthig den Scheingefahren trotzte, als geſchickt und liſtig den wirklichen Gefahren auswich.

Nachdem er bei Malata der erſten großen Gefahr entronnen, ſchien ihm in Kabatszeck eine neue zu drohen. Einige tauſend Ruſſen ſollten ihn dort erwarten, allein durch einen kecken Ueberfall überzeugte er ſich, daß es noch nicht 200 Mann waren, die hier ein Magazin bewachten. Aus dieſem verſah ſich Dembinski mit friſcher Munition. In dieſer Gegend fieng er auch eine amtliche ruſſiſche Korreſpondenz auf, worin die Zahl der im Gouvernement Moskau gegen die dortigen Inſurgenten verbrauchten Patronen angegeben war. Hier zog er auf ſo „wilden Wegen, daß nie gewiß noch eine Kanone daſelbſt fuhr, und vielleicht nie wieder dort fahren wird.“ Dies ſicherte ihn auch einſtweilen vor der ruſſiſchen Verfolgung, allein ſeine Leute wurden aufs äußerſte erſchöpft, die Infanterie hatte ſchon keine Schuhe mehr, ſondern lief völlig barfuß, und am Ausgang dieſer Wüſte erwartete ihn der ſchwierige Uebergang über den Niemen, an dem ihn gewiß die Ruſſen erwarteten. Er benuzte inzwiſchen die wilden Wälder, um hier die ruſſiſchen Gefangenen, die er mit ſich führte, in Bauernkleidern und in kleiner Zahl mit der Weiſung entſchlüpfen zu laſſen, ſich unmittelbar in ihre Heimath zu verfügen. In Smorgonie hatte er den glücklichen Einfall, vier Schock Brettnägel mitzunehmen. In Olszany erfuhr er, daß ein ſtarkes ruſſiſches Corps mit 16 Kanonen die Stadt eben verlaſſen habe, um ihn aufzuſuchen, ſich aber grade auf die entgegengeſezte Seite gewendet habe. Dadurch erhielt Dembinski einen Vorſprung von 4 Stunden zum Uebergang über den Niemen, allein auch dieſe kurze Zeit wäre verloren geweſen, wenn ihn die in Smorgonie mitgenommenen Nägel nicht, in Ermangelung aller andern Hülfsmittel, in den Stand geſezt hätten, Flöße zu bauen. Mit wunderbarer Thätigkeit vollendete er ſie in dem Augenblick, da die hellen Haufen der Ruſſen ſchon ſichtbar wurden, und als dieſe endlich am Niemen ankamen, war ſchon das ganze polniſche Corps übergeſezt und empfing die Feinde mit Kanonenſchüſſen. Jezt ſtand er da, wo eigentlich die Ruſſen hätten ſtehn ſollen, und wehrte ihnen den Uebergang, den ſie ihm hatten wehren wollen. Dieſes geniale Manöver gelang ihm aber nur durch die ungeheuerſte Thätigkeit und Anſtrengung. Er that zwei Nächte lang kein Auge zu, und hatte beſtändig die Uhr in der Hand, um hier, wo es Alles galt, keine Minute zu verſäumen.

Dieſſeits des Niemen ſchenkte Dembinski allen ſeinen Gefangenen vollends die Freiheit. Es war den Ruſſen um ſo ſchwerer, ihn hier noch zu verfolgen, da ſie ſelbſt zuvor alle Brücken und Fähren auf dem Niemen und auf der Szczara, die Dembinski durch eine Furth paſſirte, zerſtört hatten, um ihm den Uebergang zu wehren. Der größte Fehler der Ruſſen beſtand aber darin, daß ſie den Damm, der von der Szczara bis Dereczyn durch unzugängliche Sümpfe führt, nicht durchſtachen. Hier hätte Dembinski, wie er ſelbſt geſteht, das Gewehr ſtrecken müſſen, da ihm der ruſſiſche General Stankiewicz in dieſer Gegend auflauerte. Allein dieſer General ſchnitt ihm weder den Damm ab, noch ſtellte er ihm auf demſelben auch nur ein Picket entgegen, ſondern erwartete ihn vielmehr mit ſeiner ganzen Macht bei Slonim, während Dembinski, zum Schrecken ſeiner eignen noch zaudernden und alles fürchtenden Leute, raſch den Augenblick benuzte und nicht nur ungehindert die Sümpfe paſſirte, ſondern auch in Dereczyn Kriegsbedürfniſſe aller Art erbeutete. Allein bei Narewka erwarteten ihn neue Sümpfe mit einem ähnlichen Damm, der von den Ruſſen beſezt ſeyn ſollte. Jezt gaben ſeine Leute ſchon alles verloren, und ein gewiſſer Kapitän Lempicki benuzte dieſe üble Stimmung der Truppen zu einer Meuterei gegen den General. Dembinski aber unterdrückte durch ſeinen feſten Charakter auch dieſen Aufruhr, und eben war er damit zu Ende, als auf dem beſezt geglaubten Damme der polniſche Obriſt Rozycki von Warſchau herbeieilte. Dembinski warf ſich

uf die Knie und dankte Gott mit Thränen. Auch der Truppen bemächtigte ſich allgemeine Freude, da ſie den Weg nach Warſchau offen ſahen. Allein noch waren nicht lle Gefahren überwunden, denn Rozycki hatte nur 800 Mann und war erſt am Tage zuvor von den Ruſſen angegriffen worden, die 10,000 Mann ſtark bei Grodno tanden. Glücklicherweiſe jedoch ſuchten ihn die Ruſſen uch diesmal, wo er nicht war, nämlich in Bielsk, wo ie ihn vergeblich erwarteten, während er durch Bocki ntſchlüpfte. Nun harrte ſeiner aber noch das Roſenſche Corps, das ihn von Süden her abfangen wollte. Dieſes beträchtliche Armeecorps konnte ihm den Weg nach Warſchau ohne alle Mühe abſchneiden, allein Roſen theilte den Fehler aller andern ruſſiſchen Anführer. Auch er erwartete Dembinski am unrechten Orte und ſtand müßig zu Sirmiatycze, während Dembinski über Ciechanowiec den Bug paſſirte, und ſo ungehindert nach Warſchau kam. Mit welchem Jubel er dort empfangen wurde, iſt bekannt. Dembinski folgte Skrzynecki als Generaliſſimus, allein er wirft ſich ſelbſt vor, gleich dieſem gezaudert zu haben, und dieſes offne, vom tiefſten Schmerz diktirte Geſtändniß ehrt den General ſo hoch, als ſeine wunderbaren Thaten, und bezeichnet ganz in ihm den antiken Charakter, die römiſche Größe.

Er ſagt: „Da ich in der Abſicht ſchreibe, daß meine Schrift dem Vaterlande noch einmal nützlich werde, ſo will ich zeigen, wie jede That, mag ſie noch ſo heimlich geſponnen ſeyn, doch endlich an das Tageslicht kommt. Ja, auch ich habe mir Vorwürfe zu machen, wie es die Geſchichte auseinander ſetzen wird. Das Ziel, was ich verfehlte, war groß, war Alles. Um es aber zu erreichen, mußte ich die Geſetze umwerfen, mußte ich vielleicht ohne Urtheil 15 Köpfe am 17. Aug. in Warſchau abſchlagen laſſen. Ich that es zwar nicht, bereue es aber, da mein Vaterland durch meine Unentſchloſſenheit fiel. Eine Stunde Zeit habe ich dazu gehabt! dieſe verſäumte ich. Jeden Augenblick liegt dieſe gewichtige Stunde ſchwer auf meinem Herzen, mag ich denken, mag ich ſprechen, was ich will. Immer ſteht der Gedanke vor mir. Ja keine Nacht noch habe ich ſeitdem zugebracht, ohne nicht mehreremale mit dem ſchrecklichen Vorwurfe aufgewacht zu ſeyn! Es war ein großer Fehler; aber mein Gewiſſen, im eigentlichen Sinne des Worts, hat ſich durch die ganze Inſurrektion und alle Kriegsoperationen hindurch auch nicht den leiſeſten Vorwurf zu machen.“

Dichtkunſt.

F. v. Kurowski-Eichen's Werke. Vier Bände. Erfurt und Gotha, Flinzer, 1831.

Der Verfaſſer beginnt mit einer hiſtoriſchen Unterſuchung, ſpielt dieſelbe dann ins poetiſche Gebiet hinüber und ſchließt mit einem Bande lyriſcher Gedichte in moderner Weiſe. Jene Unterſuchung betrifft die preußiſche Bernſteinküſte und das alte Heiligthum der Aeſtyer. Es erſcheint dem Verfaſſer als ein hierarchiſcher Centralpunkt im Norden, und was immer nach jener Gegend hinweiſt, die Mythe von Phaeton nicht weniger als die Religion Odins wird herbeigezogen, um dies zu beweiſen. Das Reſultat iſt endlich, daß ganz Europa urſprünglich das Eigenthum der Titanen, und daß deren Hauptſitz an der Bernſteinküſte geweſen ſey, nachdem Tantalis, ihre Burg in Mäonien von dem dardaniſchen Geſchlecht zerſtört worden. Dies bildet nun die Einleitung zu den folgenden zwei Dichtungen, wovon die eine, epiſch in Hexametern die Zerſtörung von Tantalis, und die andre dramatiſch in Jamben den Untergang der lezten Odinskirche in Preußen ſchildert.

Da des Tantalus Geſchlecht nachher am Dardaniſchen ſich rächt durch Trojas Zerſtörung, ſo ſoll die Zerſtörung von Tantalis gewiſſermaaßen mit den homeriſchen Geſängen wetteifern. Allein welche Verantwortlichkeit hat der Dichter mit dieſer Aufgabe übernommen! Wie will der nordiſche Barbar nach ſo viel Jahrtauſenden aus mühſeligen antiquariſchen Studien eine Poeſie ſchöpfen, wie ſie Homer aus der Fülle des griechiſchen Lebens unmittelbar ſchöpfte? Wir können daher nur die Liebe bewundern, mit welcher der Verfaſſer ſich in ſeinen Stoff hineingedacht hat, aber dem Epos fehlt der feſte hiſtoriſche Boden, den jedes heroiſche Epos haben muß; es iſt auf mythologiſche Hypotheſen gebaut. Folgende Probe mag übrigens von der Schönheit des Gedichts zeugen:

Finſter umhülleter Stirn dann ſteigt von dem wolkigen Lager
Zeus in glänzender Macht, und wählte zum Throne ein Berghaupt.
Dort in verſammelter Kraft nun ſaß er, und ſprach zu den Göttern
Laut mit donnerndem Ton — und es hallte Himmel und Erdgrund.

Wahrlich! zu ſchrecklich iſt's um die Menſchheit: immer nur ſinnt ſie
„Wie uns Ewigen gleich ſie walte;“ und immer vergällt ſie
Thöricht des Segens Genuß, den reichlich das Schickſal ihr darbeut.
Doch auch endigen ſoll mit Einem Schlag die Empörung,
Dieſes verworr'nen Geſchlechts; und — gleich dem forglichen Landmann,
Der den treyenden Stein, die Behind'rung der ſegnenden Pflugſchaar,
Mit dem mächtigen Stab auswuchtet und wälzt von den Aeckern —

Digitized by Google

So aus den Feſten des Grunds auswuchten die ſchmähliche Erde,
Will ich, ſie jenſeit ſtürzend in bodenlos ewiges Nachtſchwarz.

Alſo donnerte Zeus, und kraftvoll hob er die Rechte
Mit des Blitzes Gewalt gerüſtet, Bewährung dem Drohwort.
Aber es ſtürzten daher zum Rächer die Seligen bittend;
Und aus ſchimmernder Luft ſank plötzlich die Retterin Kypris.

Günſtig, o goldne Kythere! (ſo rief nun ermildert Kronion)
Kehrſt du dem Menſchengeſchlechte zurück; ich ſann ihm Vernichtung.
Doch von des Wiederſehens Entzücken bewältigt, vergeß' ich,
Jeglichen Zorn, den die thörichte Menſchheit je mir erregt hat.
Dennoch verlanget mir nicht, ihr Andern: daß länger mich anſchau',
— Uns ein Zeuge der Wuth der Titanen — des Tantalos Bergſtadt,
Und ſein ſchmähliches Haus, wo erſchollen ſein Läſtern der Sel'gen.
Flammend ſtürze hinab die Pracht der wimmelnden Zinnen
In das finſtre Geklüft des Alles-verſchlingenden Erdgrunds.
Krachend ſinke die Burg; und dem giftigen Kraute vergleichbar,
Das aus blühendem Beet entwurzelt der Pfleger des Fruchtfelds,
Sey gereutet die Stadt; und vernichtet auch jeglicher Aufſproß!

Alſo der mächtige Zeus; da nahet ihm Pallas Athene,
Haltend an leitender Hand Ganymedes, den blühenden Jüngling:
Und erflehet zum Lohn Errettung dem herrlichen Pelops.

Das Drama ſpielt ſchon tief in der chriſtlichen Zeit, und feiert den Triumph des Chriſtenthums und der Vernunft über den Trotz und Wahn des Heidenthums. Es iſt wie das Epos mit Liebe gedichtet. Allein die antiquariſchen Bemerkungen, die es begleiten, dürften noch ſehr der Reviſion bedürfen. Wir führen nur an, daß der Verfaſſer glaubt, der älteſte Sonnendienſt an der Bernſteinküſte ſey durch den Erddienſt verdrängt und nach Schweden hinübergejagt worden; nachher aber hätten ſich beide wieder verſöhnt, und dies drücke die griechiſche Mythe durch die Brüderlichkeit des Kaſtor (Aſathor) und Pollux aus ꝛc. Noch auffallender aber erſcheint die Behauptung, die deutſchen Ritter ſelbſt hätten die eleuſiniſchen Geheimniſſe wieder an die Bernſteinküſte gebracht. Wie ſich hier des Verfaſſers Phantaſien verwirren, möge folgende Stelle darthun: „Findet es ſich nun durch Enthüllungen joniſcher Chiffern-Denkmale, daß mit dem Ordenslande Preußen, auch erweislich bis zu Friedrich dem Großen, die eleuſiniſchen Geheimniſſe übergeerbt wurden; ſo läßt ſich auf die weisheitvollen indiſch-urkirchlichen Dogmen ſchließen, welche dieſer große Monarch an jenem Urquell der Weisheit finden mußte. Höchſt merkwürdig wird es jezt, daß jenes Drama, die natürliche Tochter, Eugenia, von Goethe, ganz in dem Geiſte eines eleuſiniſch geweihten Aeſchylus, allegoriſch erzählte, eleuſiniſch-urkirchliche Annale iſt, und das Schickſal (der Eugenia) jener Urkirche erzählt, welche einſtmals an ihrem Ziele ſtand, öffentlich anerkannt zu werden; durch eine geringe Unvorſichtigkeit aber: ihre Hüllen, (mythiſche Prachthüllen) vor Verräther-Augen erſchließend und entfaltend; den Geheimſchlüſſel dazu, wider Hochbefehl mißbrauchend, den Neid ihres feindlichen Bruders weckte, und alsbald zu einer Irrend-Verſtoßenen, um Rettung ihres Daſeyns, eine Heimlich-Vermählte wird. (Auch Io irrt verſtoßen, und vermählt ſich ſpäter.) Hoffentlich, da die Natur auf ihrem freien Entwicklungsgange jezt dem Ungeweiht-Unwiſſenden, vieles der eleuſiniſchen Geheimniſſe, namentlich durch die Entdeckung des poſitiven Enthüllungsgeſetzes joniſcher Chiffernſchrift gelöſt, wird dieſer große Geiſt, Verfaſſers jenes Dramas, die natürliche Tochter, länger nicht zögern: der gelehrten Welt höhere Klarheit über eleuſiniſches Geheimniß geben, und uns nicht verlaſſen zu wollen, ohne ſolchen Schatz der Urzeit, deutlich auch auf ihn übergegangen, ſeiner Mitwelt zu eröffnen, und mit uns Bittenden, innigſt Bittenden, ſeinen Reichthum zu theilen.“

Hierauf folgen moderne preußiſche und andre Lieder, in folgendem Ton:

Gelobt ſey Gott, der uns geſchenkt
Den König, der uns liebreich lenkt ꝛc.

Die größtentheils zu tändelnden und niedlich thuenden Lieder kommen den größern Dichtungen des Verfaſſers nicht gleich. Da wimmelt es von jenen vermaledeiten pretiöſen Genitiven, z. B. der Jägerin Stromfahrt, Sängers Gäſte, Sängers Glück, Bergmanns Sehnſucht, Julchens Heimland ꝛc. Haben nicht außer Goethe, Schiller, Matthiſſon hunderttauſend deutſche Reimſchmiede gedruckt und ungedruckt, als gepuderte Excellenzen oder als ſimple Primaner, Lieder wie folgende geſungen?

Der Sänger zieht, im Buſen Lieb' und Frieden,
Bei Harfenton, durch Blumenflur und Hain.

Exiſtirt wohl irgend eine deutſche Liederſammlung, worin nicht ein ſolcher dummduſeliger Sänger mit der Harfe durch Flur und Hain, oder bergan, oder der Morgenſonne entgegen dämmerte? In Dresden allein werden in einem Jahr wenigſtens hundert ſolche Sängers Morgenlieder, Sängers Abendlieder, Sängers Wanderlieder, Sängers Schmerzen, Sängers Wonnen, Sängers Sang und ſingenden Sängers Singeſang geſungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 71. — 11. Juli 1832.

Altdeutſche und altnordiſche Literatur.

1) Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter. Von Dr. Karl Roſenkranz. Halle, Anton und Gelbke, 1830.

Herr Roſenkranz hat mit A. W. v. Schlegel eine Eigenſchaft gemein. Beide geben da ſehr viel, wo die Geſchichte nur von ſehr Wenigem weiß. Herr Schlegel kann eine Chronik Indiens nach Anleitung der indiſchen Jahrmilliarden ſchreiben; denn an Unterhaltungsſtoff fehlt es ihm nie. Wenn bei ihm die Literaturgeſchichte dies nie ausgehende Surrogat iſt, ſo iſt dies bei Herrn Roſenkranz die Philoſophie. Welche Worte! Welche Paſſagen! Die deutſche Poeſie des Mittelalters liegt vollſtändig vor uns. Da iſt nichts verloren gegangen, keine Sphäre dunkel, keine Richtung unbekannt. Wo es an literariſchen Beweismitteln fehlt, da beweiſt die Idee, die Dreitheilung. Was konkret unſichtbar iſt, muß abſtrakt ſichtbar ſeyn. Wir ſind ſonſt nicht gern geneigt, uns auf die Seite der Philologen zu ſtellen, und wollen auch in dieſem Falle keine Ausnahme von der Regel machen. Aber das Verhältniß iſt ſo. Herr Roſenkranz hat ſich allen Partheien — denn auch ſolche haben ſich beim Studium der altdeutſchen Literatur gebildet — entfremdet. Die Supernaturalen, die altdeutſchen Dilettanten und Heidelberger Enthuſiaſten, verſtehen ihn nicht, trauen auch ſeiner Begeiſterung nicht, weil ſie fürchten, der Grund derſelben liege nicht im Gegenſtande, den er behandelt, ſondern in der philoſophiſchen Art, wie er ihn behandelt. Die Nationalen, die kritiſchen Philologen und altdeutſchen Bentleje, ſehen ſich mit ihren Forſchungen nicht immer berückſichtigt, ja, ſie werden ihm viele Verſtöße gegen die Kritik, manche Wiederholung alter Irrthümer nachweiſen können.

Was unſer Verf. in dieſem Buche gegeben hat, iſt von Uhland oder Görres erwartet worden. Und wenn man ſich von dieſen ausgezeichneten Männern beſonders eine dem Gegenſtande angemeſſene Darſtellung verſprach, ſo läßt ſich nicht läugnen, daß Hr. R. auch dieſer Forderung genügt hat, inſoweit es ihm nämlich ſein collegium logicum erlaubt. Sein Buch zeugt nicht nur von einem begeiſterten Intereſſe, ſondern auch von einem feinen, poetiſchen Blicke. Einige Gegenſtände, z. B. die Bedeutung des Chriſtenthums für das Mittelalter, die Eigenthümlichkeit der Elemente in der nordiſchen und deutſchen Poeſie ſind mit vieler Anmuth und Gewandtheit behandelt. Wer wird ſich außerdem gegen die Anſicht der mittelalterlichen Poeſie als eines in ſich abgeſchloſſenen, gerundeten Ganzen ſträuben? Nicht nur die

Digitized by Google

richtige Einſicht in das Weſen des Mittelalters führt auf dieſe Anſicht, ſondern auch durch die bisherige Behandlung der altdeutſchen Literatur wird wenigſtens die Sehnſucht erregt, daß ſie möglich ſeyn möchte. Die Darſtellung der deutſchen Poeſie jenes Zeitalters iſt bisher nur ein rohes Aggregat einzelner Notizen geweſen, und die höchſte Stufe, bis zu der es hierin die Philologen gebracht haben, war die Entdeckung einer klaſſiſchen Analogie. Wie nämlich die Griechen an die Verſchiedenheit ihrer Völkerſtämme auch die Entwicklung der verſchiedenen poetiſchen Gattungen, an die Jonier das Epos, an die Aeoler und Dorer die Lyra u. ſ. w. anſchloſſen, ſo wollte man auch an die deutſchen Dialekte die beſondere Ausbildung einzelner Dichtungsarten anknüpfen, und daraus ein durchgreifendes Theilungsprincip entwickeln. Offenbar iſt das Organ der Darſtellung, die Sprache, für die Eigenthümlichkeit der Poeſie immer ſehr entſcheidend geweſen, aber in Deutſchland tritt darin eine merkwürdige Aenderung ein. Denn unſre mittelalterliche Poeſie iſt unſtreitbar objektiv zu nennen. Ihre Geſchichte kann weniger von vortrefflichen Dichtern erzählen, als von vortrefflichen Stoffen. Die Zeit dichtete gleichſam den Dichtern vor, aus ihrer Rieſenharfe fiengen ſie für ihre ſchwächeren Leiern einen Ton auf, den ſie durch ihr Spiel nicht ausklingen laſſen wollten. Daher iſt die Sprache für dieſe literariſche Entwicklung ſo unweſentlich, daß der Verfaſſer nicht nur den dunkelſten, verworrenſten Dichter, Wolfram von Eſchenbach, wenn nämlich der Titurel von ihm herrührt, dennoch den Repräſentanten der deutſchen Dichtkunſt im Mittelalter nennt, ſondern auch mit dem vollkommenſten Rechte die lateiniſchen Sprachdenkmäler, zu denen wir natürlich die ſteifen Nachbildungen römiſcher Vorbilder, wie ſie aus den Klöſtern hervorgiengen, nicht rechnen, zur Erklärung dieſer Poeſie benutzen darf. Hr. R. will aber dieſe Quellen ausſchließen, und muß ſich doch im Verlauf ſeiner Erzählung auf das lateiniſche Gedicht über Walther von Aquitanien berufen.

Man kann von der Geſchichtsanſicht, die dieſem Buche zum Grunde liegt, mit vieler Achtung ſprechen. Sie ſieht in jeder menſchlichen Lage einen eigenthümlichen und nothwendigen Kulturzuſtand, und findet die Würde des Geſchlechts nicht allein auf den Gipfeln der Bildung, ſondern auch in den Anfängen und in jeder Stufe, die zum Höhepunkt führt. Dieſe Ueberzeugung entſchuldigt aber die Art des Verfaſſers nicht. Sein ängſtliches Beſtreben um philoſophiſche Begründung führt ihn auf zwei ihm ſehr ungünſtige Ausgänge. Denn theils muß man eingeſtehen, daß ſich bei ihm der Scharfſinn nicht immer mit der Wahrheit ganz vermählt hat. Vieles behauptet er eher witzig als wahr; und wenn er an die Unſchuld der einfachſten, unſcheinbarſten Dinge ordentlich in Prozeſſion mit ſeiner pretiöſen Manier heranwallfahrtet, ſo ironiſirt ſie nicht nur ſich ſelbſt, woran nichts gelegen iſt, ſondern auch ſeinen Gegenſtand, den man dann nicht mehr lieben kann, ſondern nur belachen muß. Theils führt er ſeinen Leſer mit einem grotesken Pathos an Oerter, wo er Schätze zu heben verſpricht, und wo ſich nur der flachſte Sand findet. Noch mehr! wir ſehen ein, daß die philoſophiſchen Präliminarien, die er jeder literariſchen oder geſchichtlichen Erſcheinung voranſchickt, nur aus Noth oft ſo trivial ausfallen. So hat er z. B. in andern ſeiner zahlloſen Schriften die geiſtlichen Ritterorden a priori konſtruirt. Er muß das nun in dieſem Buche wieder thun. Das Alte mag er nicht wiederholen, und ſollte es doch, wenn ſeine Konſtruktion nothwendig ſeyn will. Das Neue, was er uns hier über die Ritterorden gibt, kündigt er mit entſetzlichem Pathos ſo an: „Durch alle Geſchichte hin erblicken wir ein Streben des Geiſtes, ſeinen Beſitz zu befeſtigen. Der Beſitz iſt als daſeyender das Reſultat einer vergangnen Zeit u. ſ. w.“ Kann man nicht eben ſo ſagen: wir ſehen das Streben des Geiſtes, ſeinen Beſitz zu entäußern? Und kann man ſolche triviale Bemerkungen nicht eben ſo gut zur philoſophiſchen Begründung der Spitzbuben, Krammetsvögel und Unſterblichkeit gebrauchen!

Wir müßten unendlich werden, wie der Verfaſſer, wenn wir ihm in allen ſeinen Sub- und Subſubdiviſionen folgen wollten. Beſchränken wir uns alſo auf die wichtigſten Punkte.

In der Einleitung unterſcheidet Herr Roſenkranz drei Kunſtformen: Symbolik, Plaſtik, Romantik, die leztre kommt dem Mittelalter zu. In dieſer ganzen Entwickelung herrſcht durchweg eine Verwirrung deſſen, was in der Mythe, und deſſen, was in der Kunſt höher ſteht. Der Verfaſſer ſezt die Plaſtik höher als die Symbolik, und mit Recht, wenn es der Kunſt gilt; aber er ſtellt auch den religiöſen Inhalt höher, und daran hat er Unrecht. Der indiſche Mythus mit ſeinen tollen Extravaganzen ſteht dem urſprünglichen Gottesbewußtſeyn näher, als der griechiſche, wo die Idee der Gottheit ſchon bis zum Menſchen geſunken war, und im todten Marmorblock erſtarb. Sind überhaupt Symbolik und Plaſtik koordinirte Begriffe? Bezeichnen ſie mehr als einen graduellen Unterſchied? — Dem Verfaſſer iſt das Mittelalter epiſch, und doch nennt er den Streit der Kirche und des Reiches lyriſch. Dieſer Streit iſt ihm das Mittelalter. Wie löst er dieſen Widerſpruch? Er bleibt freilich bei dem Satze, dieſe Aera ſey ein Epos geweſen und ihre Poeſie gleichfalls,

Digitized by Google

aber Epos, Lyrik und Didaktik müßten ſich darin ausſcheiden laſſen, ob ſchon nur als Momente jenes epiſchen Charakters, der dem Ganzen eigen bleibe. Seine Anſicht iſt alſo dieſe: Zwar hat im Mittelalter auch die Lyrik ihre Blüthen getrieben, aber nur ſolche, die aus dem Boden jener Zeit ſprießen und in ihrer Sonne gedeihen konnten. Aber wie? Wenn man unſre Zeit die dramatiſche nennt, finden ſich in ihr nicht auch Elemente, die unſer Drama bedingen? Iſt unſer Leben nicht an Geſetze gebunden, die auch für unſre Kunſt verbindlich ſind? Sind wir alſo dramatiſch nur inſofern, als wir zugleich epiſch ſind? Herr Roſenkranz iſt ja ein ſo eifriger Verehrer Goethes. Das Mittelalter iſt objektiv, folglich iſt auch ſeine Lyrik epiſch. Goethe iſt objektiv, folglich iſt auch — in der That, die Herren verſtehens! Nun wiſſen wir doch, warum Goethe der Dichter aller Jahrhunderte iſt. Weil er objektiv iſt, iſt er plaſtiſch, folglich helleniſcher Dichterfürſt. Weil er wiederum objektiv iſt, iſt er epiſch, folglich mittelalterlicher Heros. Endlich weil er zulezt objektiv iſt, iſt er — ja! was iſt er?

Ach! Herr Roſenkranz, wie ſehr wir Ihnen dankbar ſind für die treffliche Schilderung der epiſchen Literatur, wie arg haben Sie ſich an den ſchwäbiſchen Dichtern verſündigt! Unerhört! Es gibt keinen Walther v. d. Vogelweide mehr, keinen Gottfried von Niſen, keinen von Singenberg, von Lichtenſtein, von der Warte, von der Aue mehr, keinen Veldecken, keinen Nithardt. Dafür nur Sänger der Geſchlechtsliebe, des Frühlings, des Tanzes, der himmliſchen Liebe, Sänger als „Kritiker des beſtehenden Lebens,“ des weltlich und geiſtlichen Zeitgeiſtes. Der Verfaſſer kann nämlich des Schematiſirens nicht müde werden. Er zerſtörte die Individualität der lyriſchen Dichter, zieht aus jedem ihrer Geſänge das Thema aus, bringt die Reſultate unter Rubriken, und das Wichtigere ſind nun jene Abſtraktionen, irdiſche, himmliſche Liebe, Luſt des Maien, der Tanz u. ſ. w. nicht mehr die Sänger, die dieſe beſungen haben. Seine Behauptung, daß die Macht der Perſönlichkeit bei dieſen Dichtern nicht ſo hervorgebrochen iſt, wie bei den heutigen, iſt nur zum Theil wahr; denn Walther, Ulrich von Lichtenſtein, fürſtliche Sänger, die Sänger auf der Wartburg haben zwar in verwandten Tönen gedichtet, aber jeder nach ſeiner eignen perſönlichen Empfindung und nicht ohne Rückſicht auf die Schickſale und Bedürfniſſe ihres Lebens. Sie alle haben erſt gelebt und dann geſungen. Und es wäre eine faſt mordende Anſicht des Mittelalters, wenn man ſeine Objektivität ſo weit ausdehnen wollte, daß die in ihm lebenden Perſonen nur das gethan und gelebt hätten, was an jedem Stein, an jeder Pflanze, ein eingeſchriebenes Geſetz ihnen befohlen hätte.

Als die lezte Erſcheinung des Epos nimmt der Verfaſſer das Volksbuch, als die lezte der Lyrik den Volksgeſang. So bahnt er ſich auf beiden Wege den Uebergang in den dritten Theil, der die didaktiſche Poeſie beſchreibt. Fauſt, die politiſchen Volkslieder, Reinecke Fuchs ſtehen auf der Grenzſcheide des Mittelalters. Noch iſt aber die neue Aera nicht angebrochen. Daher die unbefriedigte Sehnſucht, die ſich in Wehmuth und Humor auflöſt. Der ewige Jude iſt das Bild der irdiſchen Unſterblichkeit, der Schlaf ruht auf ſeinen Augenliedern, aber ſie ſinken nicht zu. Fauſt hat die Welt durchlebt und ruft die Magie und Alchymie zur Hülfe, um ſich neu wieder zu verjüngen. Dies iſt die tragiſche Seite dieſes unerfüllten Dranges. Die komiſche liegt im Reinecke Fuchs als Ironie des Weltlaufs. In der Mitte ſteht der Humor, der Todtentanz und der Narr. Nur in Nürnberg giengen die ehrſamen Bürger einen Sonntag nach dem andern in ihre poetiſche Schule, zählten an den Fingern die Sylben ab, und forſchten in den Myſterien der Tabulatur.

Wir ſchließen hier noch einige andre Roſenkranziana an:

2) Das Heldenbuch und die Nibelungen. Grundriß zu Vorleſungen von Dr. Karl Roſenkranz. Halle, Anton, 1829.

3) Ueber den Titurel und Dante's Komödie. Mit einer Vorerinnerung über die Bildung der geiſtlichen Ritterorden und Beilagen aus der größern Heidelberger Handſchrift. Von Demſelben. Halle, Reinecke, 1829.

Die erſte dieſer beiden Schriften iſt noch vor W. Grimms deutſcher Heldenſage erſchienen. Herr Roſenkranz ſezt die Kritik voraus, und ordnet den Stoff, der uns vorliegt. Er entwickelt die Sage aus dem Volksgeiſt und zeigt, wie dieſen die beſondre Geſchichte des Volkes modificire, und dieſer alſo auch die Sage. Darnach ordnet er die Gedichte des Heldenbuches. Die Völkerwanderung, das Drängen der Völker um den Rhein, Attila, der aufgeſchloſſene Orient ſind für die beſondere Geſtaltung der deutſchen Sage entſcheidende Momente. Sigfrit iſt auch Sigenot, Dietrich iſt auch Hug- und Wolfdieterich, nur durch andre Einflüſſe anders beſtimmt. Zulezt geht die volksmäßige Sage, je mehr ſie der kirchlichen Sphäre ſich nähert, in eine andre Form, in die romantiſche, über. Die Nibelungen bezeichnen die Verbindung des Sigfritiſchen und Dietrichſchen Sagenkreiſes. Lachmann hat das Verdienſt, die Frage nach dem Dich-

Digitized by Google

ter der Nibelungen auf die Entſtehung der Form, wie ſie uns in dem bekannten Gedichte vorliegen, abgelenkt zu haben. Er ſpricht, wie Wolf beim Homer, von zerſtreuten Rhapſodien, deren Vereinigung das Werk eines ſpätern Diaskeuaſten wäre. Warum hat aber Herr Roſenkranz nicht die andern Vermuthungen eines ſcharfſinnigen Gelehrten, den mythiſchen, nicht epiſchen Inhalt des Gedichts betreffend, verfolgt? Lachmann ſchlägt nämlich einen Mittelweg zwiſchen denen ein, die die Sage der Nibelungen theologiſch oder typiſch nehmen, wonach Sigfrit Balldur, Dietrich Thor u. ſ. w. iſt, und denen, die das Gedicht hiſtoriſch verſtanden, und die burgundiſche Geſchichte, erklärend anzogen. Er läßt die Nibelungen als Dämonen, und ſelbſt Hagen und Günther als ſolche, hält ſich an die Nachricht der nordiſchen Sage, daß Brunhild eine Walkyrie geweſen ſey, und daß Sigfrit mit dieſer längſt in Verhältniſſen der Liebe geſtanden habe. Freilich wird durch dieſe Hypotheſe manche dunkle Stelle unſres Gedichts erklärt, aber es iſt wohl unnöthig, zwiſchen Sage und Mythe einen ſo genauen Unterſchied feſtzuſtellen. Die Götter als eidevant lebende Menſchen zu faſſen, mag eine unzuläſſige Annahme ſeyn, aber daß die Heroen urſprünglich von der Erde zum Himmel geſtiegen ſind, wird ſchon dadurch bewieſen, daß ſie von dort nicht wieder herabkommen.

In der zweiten Schrift bekennt ſich Herr Roſenkranz zu der Anſicht, daß unſer Titurel ein Machwerk Wolframs von Eſchenbach ſey, zwar nicht in der Form, wie er uns gegenwärtig vorliege, aber doch ſo, daß dieſe nur eine Ueberarbeitung ohne weſentliche Veränderung ſey. Bisher ſchien ausgemacht, daß ungefähr 170 von Docen und Schottky bekannt gemachte Strophen wirklich von Eſchenbach herrühren, weil ſie nicht nur in jeder Hinſicht vortrefflich ſind, ſondern auch ohne bedeutende Veränderung in dem vorhandenen Titurel wieder gefunden werden. Herr Roſenkranz hält dafür, Wolfram ſey gerade dieſer Dichter geweſen, der, gleich Dante, ordentlich einen ſchriftlichen Dom des Mittelalters habe aufbauen können. Im Titurel läge die Anſchauung jener Zeit vollſtändig ausgeſprochen, der Gegenſatz von Kirche und Staat, und zwar tief gefühlt, ohne Verſöhnung. Bekanntlich hat Wolfram eine Figur der Graalſage hervorgehoben, und in einem eignen Gedichte behandelt, den Parcival. Wenn er die Sonderung des ungeheuern, verworrenen Stoffes, der als Sage ſogar läſtig iſt, durch ſeine unſterbliche Breite, für das Beſte hielt, nach einem richtigen äſthetiſchen Takte, warum ſollte er dennoch die ganze Sage bearbeitet haben? Der Verfaſſer unſres Titurel gibt ſich aber für Eſchenbach aus, und es exiſtiren Bruchſtücke einer beſſern Bearbeitung. Wenn man aber annimmt, der Verfaſſer des Titurel ſey ein Nachahmer Eſchenbachs, der ſich dreiſt für Eſchenbach ſelbſt ausgäbe, (dies iſt die Anſicht, der Herr Roſenkranz nicht folgt), warum ſollte nicht auch der Verfaſſer der vorhandnen Bruchſtücke ein ſolcher Nachahmer, aber ungleich vorzüglicherer, geweſen ſeyn? So hat Herr Roſenkranz Recht, denn dann iſt unſer Titurel keine Fortſetzung mehr eines von einem Andern angefangnen Werkes, ſondern ein vollſtändiges, und ſpäter, wie er ſelbſt zugibt, überarbeitetes: und auch die gewöhnliche Anſicht hat Recht, weil dieſes Gedicht in der That des Eſchenbach unwürdig iſt. Die Urtheile über den poetiſchen Werth deſſelben ſind ſo unſicher, weil es nicht gedruckt iſt (der erſte alte Druck wird ſchon als Handſchrift betrachtet) und ihn daher nur Wenige geleſen haben. Ich habe das Ungeheure gewagt, jenen alten Druck nicht nur zu leſen, ſondern auch die Hälfte der kleinen Heidelberger Handſchrift abzuſchreiben, und mich alſo ſelbſt von der Nüchternheit und unausſtehlichen Breite dieſes Titurel überzeugt. Man thut beſſer, Eſchenbach den liebenswürdigen Verfaſſer des liebenswürdigen Parcival zu nennen, und ihm die Ehre der Zuſammenſtellung mit Dante zu erſparen, er muß doch zu weit zurücktreten. G.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Schriften.

Nouveaux choix de nouveaux classiques allemands avec la traduction française et de morceaux français avec la traduction allemande. Francf. a. M. Schmerber.

Eine Auswahl deutſcher Aufſätze von Fr. und A. W. v. Schlegel, Kant, Sturz, Tieck, Hoffmann, Novalis, Jean Paul, Goethe ꝛc. mit franzöſiſcher Ueberſetzung, und franzöſiſcher Aufſätze von de Maiſtre, de la Mennais, Audin, B. Conſtant ꝛc. mit deutſcher Ueberſetzung, zur Uebung bei ſchon vorgeſchrittenem Unterricht, zur Vergleichung beider Sprachen und insbeſondre zur Unterſcheidung der ſo ſehr verſchiednen Stylarten. Für linguiſtiſche Feinſchmecker iſt beſonders eine Vergleichung des deutſchen Textes von Jean Paul mit der deutſchen Ueberſetzung des de la Mennais und eine Vergleichung des franzöſiſchen Textes von erſtern mit der franzöſiſchen Ueberſetzung Jean Pauls intereſſant.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 72. — 13. Juli 1832.

Altdeutſche und altnordiſche Literatur.

(Fortſetzung.)

4) Quellen und Forſchungen zur Geſchichte der deutſchen Literatur und Sprache, zum erſtenmal herausgegeben von F. J. Mone. Erſter Band in zwei Abtheilungen. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830.

Mone, deſſen fleißigen Studien wir bereits früher die Mythologie des alten Nordens (als Fortſetzung von Creuzers Symbolik), eine Ausgabe des Otnit und Verwandtes verdankten, hat ſeinen Aufenthalt in Löwen, wo er bis zur belgiſchen Kataſtrophe als Profeſſor angeſtellt war, dazu benuzt, die in den Niederlanden noch verborgnen Denkmale der altdeutſchen Literatur zu unterſuchen, woraus denn die vorliegende ſchätzbare Sammlung hervorgegangen iſt.

Sie beginnt mit einer ſehr reichhaltigen und gründlichen Erörterung der Geographie und Chronologie des Nibelungenliedes. Dieſes Gedicht wird als ein ächt fränkiſches, niederrheiniſches nachgewieſen. Es wird wahrſcheinlich gemacht, daß Karl der Groſze zu ſeiner Ausbildung beigetragen. Der Name ſelbſt wird auf das Kloſter Nivelles in Brabant zurückgeführt, das Erbbegräbniß der Karolinger. Mone ſagt: „was bewog Karl den Großen und ſein Geſchlecht, ſich der Nibelungen anzunehmen? Wahrſcheinlich die damaligen Begriffe von Legitimität. Faſt alle Königshäuſer hatten eine Geſchlechtsſage, wonach ſie genannt waren, man denke an die Balten, Amaler, Hasdinger, Merowinger und an die nordiſchen Königshäuſer. Darin lag in der Meinung des Volks ihre Legitimität, darin die politiſche Wichtigkeit der Königslieder, die ehemals vorhanden waren." Wie aber Karl der Groſze durch ſeine Eroberungen die deutſchen Stämme vereinigte, ſo ſcheint er auch durch die Sammlung der deutſchen Stammſagen eine Verſchmelzung derſelben zu einer ſie alle umfaſſenden Hauptſage, dem Nibelungenliede, beabſichtigt zu haben. Hierin iſt ihm aber nicht nur die frühere Zeit ſchon vorangegangen, denn offenbar ſind in der Merowingerzeit ſchon ſächſiſche und burgundiſche Stoffe mit den fränkiſchen gemiſcht worden, ſondern auch die Folgezeit hat an dem Werk weiter gebaut, wie denn Mone ſcharfſinnig nachweiſt, daß die ſpätern Abentheuer Ottos des Großen in Italien ſich in dem Nibelungenliede ſpiegeln und namentlich Chriemhilts Charakter dem der ſchönen Adelheit nachgebildet iſt. Demnach erſcheint nun die Entſtehung und allmähliche Ausbildung des Nibelungenliedes ganz parallel mit der Entſtehung und Ausbreitung der fränkiſchen

Herrſchaft und des daraus hervorgehenden deutſchen Reichs. Wie die Franken ſelbſt ein deutſches Volk nach dem andern in ſich aufnahmen, ſo auch das Nibelungenlied eine deutſche Sage nach der andern, und in ſeiner lezten Geſtalt erſcheint dieſes Lied als die kunſtreiche Verſchmelzung aller unſrer Stammſagen, zwar ſchon chriſtianiſirt und mit Erinnerungen der ſchon ſpätern Kaiſerzeit vermiſcht, aber unter dieſer Ueberkleidung doch noch erkennbar und trennbar.

Mone wendet nun ſeine in dieſem Gebiet bewundernswürdige Gelehrſamkeit und ſeinen geübten Scharfſinn auf, um aus jenem Sagenchaos je die einzelnen Beſtandtheile auszuſcheiden und ihre Herkunft hiſtoriſch nachzuweiſen. Dieſe Unterſuchung übertrifft alles, was für dieſen Gegenſtand bisher geleiſtet worden. Wir halten uns daher für verpflichtet, wenigſtens die Hauptpunkte derſelben anzudeuten.

In Sibich und den Harlungen erkennt Mone den Tufa und die Heruler, in den Asdingern die Vandalen, in den Wölfingern die Longobarden, in den Gibelinen die den Franken unterworfen, karolingiſchen Burgunder, in den Gibichinen die freien Burgunder. Von den leztern hat das Nibelungenlied hauptſächlich die Niederlage Günthers durch Attila und die Hunnen entlehnt; von den erſtern aber den Charakter Chriemhilts. „Seitdem Rudolf von Burgund die Lombardei erobert hatte, wurden die Gibelinen (Neuburgunder) nach Italien gezogen. Rudolfs Tochter nun, Adelheit, hat manche Züge zu dem Bilde der Chriemhilt geliefert, wie es die lezte Bearbeitung uns zeigt. Beide Weiber waren Volksverwandt, beide hatten ähnliches Schickſal. Sehr jung ward Adelheit verheirathet, Gudrun auch; ihr Mann ward ermordet nach kurzer Ehe, Sigfrit auch; Willa ſtand der Adelheit gegenüber, wie Brunhilt der Chriemhilt; man nahm der Adelheit alles und mißhandelte ſie, ſo gieng es der Chriemhilt; Otto wurde der zweite Gemahl der Adelheit, Etzel der Chriemhilt; Otto lieferte die große Ungarnſchlacht, Etzel die Nibelungen Noth; Adelheits Mann Otto, ihr Lehrer Ezzemann, ihr Beſchützer Azzo waren alles Anklänge an den Etzel der Sage, und der Fall des Blödelin hatte ſein Gegenſtück im Tode Thancmars, der Ottos Bruder war. Die Streitigkeiten mit Theophano glichen dem Frauenzank in der Sage, Otto II. Einladung und Verſöhnung mit ſeiner Mutter konnte auch mit dem Liede verglichen werden, Adelheits Weiſſage iſt Ute's Traum vor dem Abzug der Burgunden. Natürlich iſt die hiſtoriſche Cauſalität eine ganz andere, dieſer konnte aber die Sage nicht folgen, ſo lang ſie noch *Poeſie* bleiben und keine *Chronik* werden wollte. Sie mußte ſich mit äußeren Anhaltspunkten begnügen, um ihre innere Ueberzeugung zu rechtfertigen, daß in Adelheits Geſchichte die alte Mähre gleichſam wiedergeboren ſey. — Für die Darſtellung Chriemhilts iſt Adelheit Muſter geweſen, und jezt begreift ſich die ſtandhafte Dulderin Chriemhilt, denn das iſt Einfluß des Chriſtenthums, eine halbe Heilige war ja ihr Vorbild. Nun iſt Chriemhilt mildthätig geworden, gibt mit reicher Hand den Armen, läßt Meſſen ſingen, nun ſtiftet Ute die Abtei Lorſch, nun ſträubt ſich Chriemhilt gegen den Etzel wegen dem Heidenthum, lauter Dinge, wovon in der älteren nordiſchen Abfaſſung keine Spur zu finden."

Dies wären die ſüdlichen Beſtandtheile der Sage. Nun folgen die nordiſchen. Als fränkiſch bezeichnet Mone den Sigfrit und die Brunhilt, und weiſt deren Verwandtſchaft mit den Merowingern nach. Allein hier ſpielen ſchon die ſächſiſchen Sagen hinein. Mone iſt der Anſicht, daß nie einer der verhältnißmäßig unbedeutenden Merowinger den Grund zu Sigfrits Ruhm und großer Bedeutung in der Sage habe legen können, und er findet, daß es weit näher liegt, im Sigfrit den deutſchen Hermann wieder zu erkennen. Tacitus berichtet ausdrücklich, daß Arminius von ſeinen Landsleuten in Liedern gefeiert worden ſey. „Die Hauptzüge der Sage treten bei Tacitus deutlich hervor, die kurze und unglückliche Ehe, die einem andern beſtimmte Frau, die mörderiſchen Verwandte, der frühe Tod, der große Ruhm. In den Namen Segeſt, Segimunt, Segimer, Seſithac liegt ſchon der Anlaß zum Stabreim des Liedes Sigemunt, Sigelint, Sigfrit, in Xanthen muß Segeſt wohnen, das Lied macht die Stadt zur Reſidenz des Königs, Thusnelda (d. i. Thurſenhilt) gibt ſchon die Endung für Chriemhilt, und wenn man auf den ſaglichen Rieſen Grim Rückſicht nehmen will, ſo iſt Thurſenhilt und Chriemhilt nicht himmelweit verſchieden. Doch iſt mir das gleichgültig. Im Giftmiſcher Adgan-destrius könnte ſogar im Namen das Vorbild Hagens liegen, den wir bis jezt nicht gefunden haben. Dolo propinquorum cecidit ſcheint anzudeuten, daß man ihn nicht im offenen Kampf, ſondern wehrlos umgebracht. Das wäre denn die dritte Anzeige von Sigfrids Tod, daß er im *Schlafe* ermordet ſey, denn wachend im Kampfe konnten ſie ihn nicht überwältigen, wie Tacitus ſelber ſagt: petitusque armis, cum varia fortuna certaret. — Die Rache bildet ſchon einen Grundzug der Sage, in der Geſchichte aber ſucht ſie der Mann, im Liede die Frau. Thusnelda's Sohn ſcheint für die Rache an der Familie des Segeſtes beſtimmt geweſen, ludibrio fortunae conflictatus, das läßt alles zu, auch, daß wir annehmen dürfen, Thumeliko habe in der deutſchen Sage eine Rolle geſpielt. Einen Sohn von Sigfrit hat Chriemhilt, eine Tochter von ihm Gudrun, nur dieſe Tochter tritt noch wirkſam auf, die deutſche Sage hat hier die Erinnerung verloren oder ſie in andere Verbindung gebracht. — Wer iſt denn alſo der erſte Etzel? Der Kaiſer in Rom. Die Fürſten, die er im Triumph aufführen läßt, ſind die Va-

Digitized by Google

fallen der Sage, die ſich um den Etzel verſammeln, und bereits hat der erſte Etzel einen Dieterich am Hofe, den Sigamberfürſten Theudoriks. Und vom Dieterich war Sigfrit in ſeiner Jugend mit Gewalt zum Etzel gebracht (W. Grimm. l. l. 73), das iſt ganz richtig, Tiberius (das iſt dieſer Dieterich) nahm den Arminius mit nach Rom, als er die Cherusker bezwungen hatte. Hermann war alſo wohl zu dieſer Reiſe genöthigt, er nahm Kriegsdienſte und wurde römiſcher Ritter. In der Beſchreibung von Etzels Macht, wie die Lieder ſie geben, blickt auch noch die Erinnerung an den römiſchen Kaiſer durch, denn was ſoll der Rhodan und die Griechen beim Attila?“

Mone findet aber weiter, daß auf den Sigfrit der Sage auch der hiſtoriſche Held Civilis übertragen iſt, ja er findet in dem Civi eine Namenähnlichkeit mit Sivrit oder Seifart. „Der bataviſche Krieg des Claudius Civilis hat nicht viel weniger Anſpruch auf Nachruhm als die Kriege Armins. Da jedoch die Sage von Hermann ſchon gebildet und noch zu neu war, ſo ſieht man daraus den Grund, warum nicht ſo viel aus der Geſchichte des Civilis aufgenommen wurde. Die Sage entlehnt von dem neuen Helden nur ſo viel, als ſie zu ihrer Ausbildung und hiſtoriſchen Anknüpfung bedurfte. Civilis eroberte Castra vetera, mit vollem Recht heißt er denn als Sigfrit König von Xanthen. Durch die Anknüpfung an Civilis hat die Sage ihre Oertlichkeit verändert und iſt ganz an den Niederrhein gezogen worden. In dieſer Geſchichte erſcheint denn auch Brunhilt als Veleda. — Die Zauberburg Brunhilts entſpricht dem Thurme der Veleda, dem man auch nicht nahen durfte, beide ſind prophetiſche Jungfrauen, beide kriegeriſch. Was Walkyrie im Deutſchen bedeuten wolle, ſieht man am Beiſpiel der Veleda.“

Es ſpielen nun noch ferner die angelſächſiſchen Sagen hinein. Wenn Chriemhilt theils burgundiſch, theils fränkiſch erſchien, wenn ſie an Thusnelda erinnert, wenn ſie ſpäter der Adelheid, Ottos des Großen Gemahlin, gleicht, ſo ſcheinen auch wieder die Züge der angelſächſiſchen Ronwenna, der Tochter Hengiſts, auf ſie übertragen, und die bekannte Sage von der erſten ſächſiſchen Eroberung Englands ſcheint mit den Nibelungen verſchmolzen. „Mir iſt keine Geſchichte bekannt, welche ſo viele und zugleich ſo ähnliche Züge der Sage enthält. Der Mord Conſtantins auf der Jagd, und des Conſtans im Schlafe gleicht jenem des Sigfrids in dieſen Punkten, die Ermordung Vortimers gleicht ihm noch mehr durch die heldenhafte Perſon Vortimers und ſeinen Fall durch ein böſes Weib. In dem flüchtigen Emrys ſind die Elemente von Dieterichs Flucht ſo klar wie nirgends ausgeſprochen. Hier iſt Vortigern Ermenrich, dieſer iſt verwandt mit Dieterich, das war Vortigern mit Emrys auch, Dieterich hat einen Bruder, den hatte Emrys auch, Ermenrich hält dem Dieterich ſein väterliches Reich zurück, das that Vortigern dem Emrys auch, nach Ermenrichs Tode kommt Dieterich wieder zum Beſitz des Thrones, Emrys ebenfalls, Dieterich überlebt die Nibelungen Noth, Emrys desgleichen. Und wo gibt es in der Geſchichte ein Gegenſtück zur Noth, das ähnlicher wäre als Vortigerns Gaſtmahl? Hier ſpielt Ronwenna die Chriemhilt und Vortigern iſt Etzel. Die Einladung an Hengiſt, mit wenig Gefährten zu kommen, erinnert von ſelbſt an die Einladung der Chriemhilt im Liede, ſie will nur den Hagen, wie dort nur den Hengiſt, obgleich mit verſchiedener Abſicht. Die Schwierigkeit zu landen, weil ſie mit einem Heere kommen, blickt noch in dem Streit der Burgunden mit den Bayern durch, ſo wie in der Fahrt über die Donau, denn dieſe war entweder gar nicht, oder doch nicht in Bayern nöthig. Vom Gaſtmahl brauche ich nicht zu reden, Vortigern wird verſchont wie Etzel, und gefeſſelt wie Günther, wobei die Perſon zwar verändert iſt, aber ohne Nachtheil der Grundlage. Die Beſiegung des Hengiſt durch Emrys und ſeine Enthauptung gleichen dem Ende Hagens im Liede, mit Ausnahme der weiblichen Einmiſchung. Dieſe gehört vielleicht dem Liede eigenthümlich an, doch liefert auch dazu die Geſchichte Spuren. Die Mörder trugen das Haupt Conſtantins zum Vortigern und wurden dafür getödtet; im Liede thut das Chriemhilt mit Günthers Haupt. Catigerns und Horſas Zweikampf konnte ebenſowohl Vorbild für den Tod Rüdigers und Gernots, oder Wolfhards und Giſelhers werden. Auch der brennende Saal iſt nicht vergeſſen, es iſt Vortigerns brennende Burg, ſein Verſchwinden hängt zunächſt mit den Sagen von Etzels Tod zuſammen. Schwerlich dürfte auch die Wichtigkeit Volkers aus deutſchen Begriffen allein zu erklären ſeyn, auch ſein Vorbild ſcheint ein brittiſcher Barde geweſen. Im Liede ſteht er freilich auf Seite der Burgunden, wo ſie aber ſchon Nibelungen heißen, alſo nicht mehr die eigentlichen Burgunden ſind. Darum iſt Volker auch nur im zweiten Theile des Liedes von Bedeutung.“

Mit der angelſächſiſchen Sage iſt aber auch manches Altbrittiſche in die Nibelungen übergegangen, insbeſondre Alberich, die Zwerge und der Drache, ja vielleicht der Name ſelbſt, den Nef heißt waliſch der Himmel. Endlich findet Mone in den Hegelingen und der Gudrun einen frieſiſchen Urſprung und zugleich eine Erinnerung an Judith, Karls des Kahlen Tochter und Gemahlin Aethelwolfs von England, ſo wie auch an die räuberiſchen Einfälle der Normannen.

Sollte nun auch Mone in einzelnen Fällen mit ſeinen Vergleichungen zu weit gegangen ſeyn, ſo beweiſt ſeine Unterſuchung doch ſonnenklar, daß er in der Hauptſache unfehlbar Recht hat, daß das Nibelungenlied wie korinthiſches Erz aus den Sagen und hiſtoriſchen Erinnerungen aller deutſchen Stämme zuſammengeſchmolzen iſt.

Dieſer Abhandlung folgt eine Nachweiſung über eine Menge noch ungedruckter altdeutſcher und beſonders altniederländiſcher Gedichte, Gloſſen, Räthſel ꝛc. über meh-

Digitized by Google

rere bisher unbekannte intereſſante Handſchriften, über Sprüchwörter, Reimchroniken, kurz alle Arten von altdeutſcher Literatur. Die zweite Abtheilung enthält ſodann eine Sammlung Gloſſen, die für Sprachforſcher von großem Werth ſind. Unter anderm wird dadurch bewieſen, daß die Hofſprache Karls des Großen Hochdeutſch, nicht Niederdeutſch geweſen. An dieſe Gloſſen ſchließt der Verf. ſodann mehrere Proben bisher unbeachteter deutſcher Mundarten von der franzöſiſch-belgiſchen Gränze. Dann folgen werthvolle Mittheilungen über die älteſten angelſächſiſchen Geſetze, und endlich Proben von Runenſchrift und altengliſcher Schrift. Liebhaber werden ſich von allen dieſen Dingen im Buche ſelbſt unterrichten.

(Der Beſchluß folgt.)

Vermiſchte Schriften.

Altes und Neues für Geſchichte und Dichtkunſt. im Vereine mit Gleichgeſinnten herausgegeben von Dr. F. H. Bothe und Dr. H. Vogler. Erſtes Heft. Potsdam, Vogler, 1832.

Eine ſonderbare Miſchung. Mitten unter ganz modernen Gedichten und Aufſätzen finden wir hier Abdrücke aus altdeutſchen Handſchriften, und da der erſtern jährlich ſo viele erſcheinen, der leztern ſo wenig, ſo müßten wir dieſen wohl den Vorzug geben, wenn auch ihr Inhalt nicht ſo intereſſant wäre, als er es in der That iſt. Artig iſt die aus einem alten, der Heidelberger Handſchrift Nr. 127 beigebundnen Buch mitgetheilte Sage: Eymon uß Cippern, und eben ſo ſind es die Mährchen aus der Handſchrift Nr. 341. Auch Martin Ketzels von Augsburg Reiſe nach dem gelobten Lande im Jahr 1476, von ihm ſelbſt geſchrieben, und die Fragmente aus des Churfürſten Friedrich von der Pfalz ſpaniſcher Reiſe ſind merkwürdig. Hieran ſchließt ſich dann eine Abhandlung über die berühmten epistolae obscurorum virorum von Vogler, welcher darin die Vermuthung begründet, daß außer Hutten und Crotus auch Hermannus Buſchius an der Abfaſſung jenes Buches Antheil gehabt. — Der übrige Inhalt paßt zu dem bisherigen ſehr wenig, etwa die „Naturbilder“ ausgenommen, worin unter andern anmuthigen Schilderungen auch eine Beſchreibung von Hohenzollern, dem preußiſchen Stammhauſe, vorkommt. „Der pyramidaliſche, oben abgerundete Gipfel, worauf das Schloß ſteht, iſt kahl und nur dürftig mit Raſen bedeckt. Man erblickt die Ringmauer und das Schloß mit vortretenden runden Thürmchen. Die Außenſeite deſſelben hat ſich gut erhalten, außer Stallung und Wachtgebäude, welche eingeſtürzt ſind, und nichts als Schutthaufen zurückgelaſſen haben. Ruinen ſind nicht vorhanden. Wären nach Gilpins Idee von denſelben die Mauern und Thürmchen des Schloſſes ſo zerfallen, daß ſich aus ihren Theilen die Einbildungskraft wieder ein Ganzes geſtalten könnte, deſſen Größe mit den darauf herabſchauenden Gipfeln der Alpen beſſer harmonirte, als das noch ſtehende Gebäude, wären auf den Schoos des Berges einzelne Gruppen von Bruchſtücken hingeſtreut, mit wildem Geſträuch verwachſen, deren graue Steine mit den grünen Tinten der Moosdecken kontraſtirten, ſo dürften nur alle Partien mit den ſeitwärts vertretenden ſchroffen, beholzten Bergen in dunkle kräftige Abendſchatten gehüllt ſeyn, die von dem goldigen Lichtglanz der im Hintergrunde überragenden Alpen gedämpft würden, und die ganze Scene, aus der Ferne geſehen, wäre ein Bild der heitern ſtillen Ruhe, womit die Natur eine abgeſchiedene Größe feierte. Statt deſſen ſind noch überall Spuren der menſchlichen Gemeinſchaft, Alles erinnert noch an ein Leben, aber an ein verödetes Leben. Das Schloß iſt eine Leiche, die mit den ſtarren Bergmaſſen zur Seite und hinter ſich, in einen bleichen Nebel gehüllt, oder auch von einem falben kalten Lichte beleuchtet, den Geiſt in Schwermuth verſenken würde, wenn nicht die ſich hinter dem Schloßberge öffnende Ausſicht auf das liebliche Thal, das zwar auch keine Lebensbilder, aber doch einen herrlichen, ſich nach den Alpen hinwendenden Wieſenteppich ausbreitet, ihn wieder erheiterte. — Auch die Hintergebäude im innern Schloßhofe haben ſich gut erhalten, ungeachtet ſie alle Holzwände haben; — freilich nur ärmliche Beiwerke eines Schloſſes — doch mögen ſie wohl aus neuerer Zeit ſtammen. Enthielten ſie einſt, wie der Führer mir ſagte, die gräflichen Zimmer, ſo haben die Herrſchaften eine düſtere, gefängnißähnliche Wohnung gehabt. Man zeigt darin noch einen Saal, deſſen Decke mit den Bruſtbildern der alten Grafen bemalt iſt, aber die Farben ſind ſchon ſehr verblichen. Am merkwürdigſten iſt die Rüſtkammer, wo noch ein ziemlicher Vorrath an Waffen, Harniſchen und Rüſtungen von aller Art aufbewahrt wird.“

Gelangen wir nun auch vom alten Hohenzollern direkt nach Berlin, ſo bleibt der Sprung von den altdeutſchen Gedichten der Heidelberger Handſchriften zu einer modernen Berliner Theaterpoſſe, betitelt: Ariadne und Theſeus, Berliniſche Traveſtie von K. Saldagno — doch ein äußerſt kecker Salto mortale. Ein ſolches Gedicht, das eigentlich nur von Berliner Conditorläden und ähnlichen Lokalitäten ſpricht, kann auch nur Berliner Pflaſtertreter intereſſiren. Von eben ſo wenig Werth ſind Gedichte, wie folgendes:

> Trunkenheit, du Götterhumpen,
> Zwitterkind von Wein und Rum,
> Wir betreten, nicht in Lumpen,
> Dies dein Reben-Heiligthum ꝛc.

Dergleichen hätte wegbleiben ſollen. Einige andre Gedichte dagegen, ſo wie die kleine Novelle ſind beſſer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 73. — 16. Juli 1832.

Naturgeſchichte.

Naturgeſchichte und Abbildungen der Säugethiere. Nach den neueſten Syſtemen zum gemeinnützigen Gebrauch entworfen von Dr. H. R. Schinz. Nach der Natur und den vorzüglichſten Originalen gezeichnet und lithographirt von K. J. Brodtmann. Zweite verbeſſerte Auflage. Die ſechs erſten Hefte. Leipzig, Verlag von G. Fleiſcher, in Kommiſſion bei Adolf Frohberger, 1831. Folio.

Der treffliche Schinz in Zürich iſt jedem Freund der Naturkunde rühmlichſt bekannt. Je weniger er ſich mit den in neuerer Zeit Mode gewordenen Theorien und Hypotheſen befaßt, deſto tüchtiger iſt er als Empiriker, Sammler, Beſchreiber. Daher entſpricht auch das vorliegende Werk durch ſeine überſichtliche Deutlichkeit, praktiſche Auswahl und kurze, aber genaue Beſchreibung der Thierwelt vollkommen ſeinem Zwecke für den gemeinnützigen Gebrauch, und wie der Text ſelbſt klar und reinlich, ſo ſind es auch die Lithographien, die ſehr angenehm ins Auge fallen und Treue mit Geſchmack verbinden.

Das Werk beginnt mit den Klaſſen der Säugethiere. Aber was werden unſre Schönen zu dem groben Empiriker ſagen, wenn ſie finden, daß er friſchweg die Menſchen als die erſte Thierklaſſe hinſtellt, und die ſchön lithographirte Mlle. Georges, die berühmte Pariſer Schauſpielerin, als das erſte weibliche Säugethier gegenüber von dem Fürſten Poniatowski, der als das erſte vierfüßige Männchen figurirt? Indeß wird aus dieſer Demüthigung des polniſchen Helden und der franzöſiſchen Grazie ein wahrer Triumph, denn weit entfernt, daß wir eine Uebereinſtimmung zwiſchen ihnen und den übrigen — Säugethieren bemerken, fällt uns vielmehr nur ihre ideale Schönheit und ihr ungeheurer Abſtand von den Beſtien und beſtialiſchen Menſchenraçen auf. So ein Buſchmann, Neuholländer, Botecude, ja ſchon Chineſe und Japaner, was iſt er für ein Ding! Wenn man nicht wüßte, daß er ein Menſch wäre, würde man ihn wahrlich eher für einen Affen halten, als für einen Bruder des Fürſten Poniatowski und der ſchönen Georges. Woher dieſe Verſchiedenheit? Wie ſind die Raçen entſtanden? Herr Schinz, der Empiriker, ſagt es uns ſo wenig, als Herr Kapp, der Erlanger Theoretiker, der gleichwohl ein ganzes Buch darüber geſchrieben hat.

Die meiſten Erklärer halten ſich an die heil. Schrift und behaupten, alle Menſchen, wenn ſie auch jezt in noch ſo verſchiedne Raçen getrennt erſcheinen, ſeyen dennoch aus *Einem* Paar hervorgegangen. Den Raçenunterſchied erklären ſie nun auf doppelte Weiſe.

Digitized by Google

Einmal ſagen ſie, er ſey eine Folge *klimatiſcher* Einflüſſe. So gut wie es Juden und Portugieſen in den Tropenländern gebe, die am Ende ſchwarz geworden ſeyen, ſo gut hätten auch aus den erſten weißen Einwohnern in ſo viel Jahrtauſenden Neger werden können. Man hat dagegen eingewendet, daß der Raçentypus keineswegs von der Farbe allein abhängig ſey, daß er ſich in der Form, im Knochenbau, ſelbſt in der Seele des Menſchen auspräge. Allein die Erklärer ſagen, wenn auch gegenwärtig der menſchliche Organismus gegen das Klima nicht mehr ſo empfänglich ſey, ſo ſey doch in der Urzeit die Macht der Sonne, die Einwirkung der Atmoſphäre weit ſtärker geweſen. Dies bleibt indeß eine ſehr vage Hypotheſe, da nach den uns bekannten Naturgeſetzen der menſchliche Organismus ſich niemals geändert haben kann, alſo einer ſtärkern Einwirkung des Klimas entweder getrozt haben muß, ohne ſich zu ändern, oder aber gänzlich zu Grunde gegangen ſeyn müßte.

Einige fromme oder fromm thuende Geſchichtsphiloſophen haben ferner die Hypotheſe aufgeſtellt, die Entſtehung des Raçenunterſchiedes möchte wohl mit dem Sündenfall, mit der *moraliſchen Entartung* zuſammenhängen, wo nicht gar aus einer Art von dämoniſcher Sodomiterei zu erklären ſeyn. Indeß ſo mächtig auch die phyſiognomiſirende Kraft der Seele iſt, ſo gewiß ſich die böſen Begierden in den Mienen und im ganzen Habitus des Menſchen ausdrücken, und ſo ſinnvoll das Symbol des Kainzeichens iſt, ſo hat doch, nach der allgemeinen Naturerfahrung, dieſe Macht der Seele über den Körper ihre Gränzen. Sie beſtimmt die Haltung, aber nicht den Bau des Körpers, ſie macht für Augenblicke erröthen, aber ſie färbt nicht beſtändig kupfer- oder olivenfarbig, kurz die ſchöne oder häßliche Seele hat ganz andre Zeichen als der beſtimmte Typus der Raçe.

Die äußre Natur und die innre Seele wirken ohne Zweifel auf den organiſchen Leib des Menſchen ein, aber ſie können die ihm eigenthümlichen Geſetze nicht abändern. Soll daher der Grund des Raçenunterſchiedes irgendwo geſucht werden, ſo kann ihn nur der Phyſiologe im *leiblichen Organismus* ſelbſt ſuchen, und inſofern ließe ſich fragen, ob nicht vielleicht die Natur ſchon urſprünglich in die Fortpflanzungskraft des menſchlichen Geſchlechts ein gewiſſes mit dem Erdkörper, den dieſes Geſchlecht bewohnen ſoll, genau übereinſtimmendes geographiſches Maaß gelegt habe, in der Art, daß einerſeits quantitativ für die Bevölkerung der ganzen Erde, andrerſeits qualitativ auch für die Akklimatiſirung durch Raçen geſorgt iſt. Gienge ein ſolches geographiſches Geſetz durch die ganze menſchliche Prokreation, ſo würde vielleicht das Qualitative mit dem Quantitativen im umgekehrten Verhältniß ſtehn, d. h. die erſten Menſchen würden, je weniger zahlreich, deſto greller von einander verſchieden geweſen ſeyn und die ganze Kraft, die ſich ſpäter in der Vervielfältigung geltend gemacht, würde damals ſich im Kontraſt der wenigen Individuen zuſammengedrängt haben. Dem ſey, wie ihm wolle, wenn irgend, ſo kann die Urſache des Raçenunterſchieds nur im Organismus ſelbſt geſucht werden.

Im Widerſpruch gegen die Erklärer, die immer von Einem Menſchenpaar ausgehen, nehmen Andre *mehrere erſte Menſchenpaare* an. Derſelbe Materialismus, der die Natur zum Gott machte, ließ auch die Menſchen nicht mehr aus den Händen Gottes, ſondern aus dem Erdenkloß allein hervorgehn, und nahm an, daß die nämliche generatio aequivoca, durch welche auf jeder Inſel im Ozean Gräſer, Blumen, Bäume, kleine und große Thiere entſtünden, auch eben daſelbſt Menſchen hervorgebracht habe, und wie nach dem Himmelſtrich verſchiedne Pflanzen und Thiere, ſo auch verſchiedne Menſchen. Selbſt unſer genialer Oken hat dieſe Anſicht getheilt, dennoch aber wenigſtens die Möglichkeit eines einzigen Urpaars zugegeben. Er hat desfalls in der neueſten Auflage ſeiner Naturphiloſophie folgende intereſſante Sätze: „Alles Organiſche iſt aus Schleim hervorgegangen, iſt nichts als verſchieden geſtalteter Schleim. — Alles Organiſche löſt ſich wieder in Schleim auf. — *Der Urſchleim, aus dem alles Organiſche erſchaffen worden, iſt der Meerſchleim.* — Die Liebe iſt aus dem Meerſchaum entſprungen. — Die erſte Schöpfung des Organiſchen gieng da vor ſich, wo die erſten Bergſpitzen aus dem Waſſer hervorragten; alſo wohl ohne Zweifel in Indien, wenn die Himalaya das höchſte Gebirge iſt. — Die erſten organiſchen Formen giengen aus den ſeichten Stellen des Meeres hervor. Da die Pflanzen, da die Thiere. — *Auch der Menſch iſt ein Kind der warmen und ſeichten Meeresſtellen in der Nähe des Landes.* — Es iſt möglich, daß der Menſch nur an einer Stelle, und zwar am indiſchen Hochgebirge entſtanden iſt. — Es iſt ſogar möglich, daß es nur einen günſtigen Moment gab, in dem Menſchen entſtehen konnten; beſtimmte Miſchung des Waſſers, beſtimmte Wärme, beſtimmter Lichteinfluß mußten zu ſeiner Erzeugung zuſammentreffen, und dieſes iſt vielleicht nur an einer gewiſſen Stelle und zu einer gewiſſen Zeit der Fall geweſen.“

Altdeutſche und altnordiſche Literatur.

(Beſchluß.)

5) **Handbuch der altdeutſchen und nordiſchen Götterlehre. Zunächſt für den Gebrauch der höhern Schulen von Dr. G. Th. Legis. Leipzig, Hartmann, 1831.**

Man findet hier keine ſo ausführliche Darſtellung unſres alten Heidenthums, wie in dem trefflichen Werke

Digitized by Google

von Mone, allein ein deſto reicheres Quellenverzeichniß, und dies iſt um ſo ſchätzbarer, als die Unterſuchung noch nicht geſchloſſen iſt, ſondern, geſtützt auf die immer neu ſich öffnenden Quellen, noch weiter geführt werden muß. Beſondre Mühe hat der Verf. auf die Religion des eigentlichen Deutſchland gewendet, die nur aus wenigen Spuren noch erkannt werden kann, während wir über die nordiſchen durch zahlreiche Nachrichten ziemlich aufgeklärt ſind. Leider aber helfen uns die bis jezt entdeckten Spuren noch wenig. Wenn ſich auch Wodan und Freia durch die Analogie mit der Edda erklären laſſen, ſo bleiben immer noch die von den Römern erwähnten Thuiſto, Mannus, Hertha ꝛc. und die ſpäter vorkommenden Irmin, Sarnote ꝛc. ſehr räthſelhaft. Sie laſſen eine Menge einzelner Deutungen zu, immer aber fehlt der Zuſammenhang, und ein eigentliches Syſtem des altdeutſchen Glaubens, worin alles Fremdartige vom Nationellen, und wieder die hiſtoriſch-poetiſche Heldenſage von der reinen religiöſen Symbolik geſchieden wäre, wird ſchwerlich je auszumitteln ſeyn. Im Allgemeinen aber kann uns darüber der Gedanke tröſten, daß die Religion der Deutſchen im Süden von der ſkandinaviſchen im Weſentlichen gewiß wenig verſchieden geweſen iſt, denn dies wird nicht nur durch die Stamm- und Sprachverwandtſchaft, ſondern auch durch die mannichfache Verflechtung und Verwandtſchaft der beiderſeitigen Helden- und Geiſterſagen bewieſen.

6) Sämunds Edda des Weiſen oder die älteſten norräniſchen Lieder. Als reine Quellen über Glauben und Wiſſen des Germanogothiſchen Vorchriſtlichen Norden. Aus dem Isländiſchen überſezt und mit Anmerkungen begleitet von J. L. Studach. Erſte Abtheilung. Nürnberg, Schrag, 1829. 4.

7) Vaulu-ſpá. Das älteſte Denkmal germaniſch-nordiſcher Sprache, nebſt einigen Gedanken über Nordens Wiſſen und Glauben und nordiſche Dichtkunſt, von Ludwig Ettmüller. Leipzig, Widmann, 1830.

Beides ein paar fleißige und gründliche Kommentare zur ältern Edda. Man muß bei dieſem Studium wie beim indiſchen jede liebevolle Bemühung dankbar anerkennen, denn es iſt hier noch immer ſo viel aufzufinden, daß die Suchenden ſich nicht leicht im Wege ſind. Studach gibt uns hier die acht erſten Eddalieder in einer eben ſo treuen als wohllautenden Ueberſetzung, jedes mit einer allgemeinen Einleitung und mit erklärenden und kritiſchen Noten verſehn. Ettmüller beſchäftigt ſich allein mit dem erſten Eddalied, der Weiſſagung der Wole, und dehnt dagegen den Kommentar weiter aus.

Studach glaubt, die Vaulu-ſpá, dieſes älteſte und merkwürdigſte der nordiſchen Gedichte, ſey älter als die Einwanderung des germaniſchen Stammes im Norden und ſchreibe ſich aus einer frühern ſüdöſtlichen Heimath her. Ettmüller ſezt es dagegen in das 5te bis 7te Jahrhundert, und weiſt dabei auf den nordiſchen Charakter des Gedichts, ſo wie auf die Sprache hin, die der gothiſchen des Ulfilas am nächſten ſteht. Etwas Gewiſſes läßt ſich darüber wohl ſchwerlich behaupten, denn wenn das Gedicht auch allerdings der Form nach der ſpätern Zeit angehört, ſo können ſich die Grundideen doch aus älterer Zeit herſchreiben. Es wird zwar immer außerordentlich ſchwierig bleiben, die älteſten Erinnerungen eines Volks in ſeiner ſpätern ſchon gebildeten Literatur wieder zu erkennen, allein daß in gewiſſen Ideen und Bildern und Namen ein Faden hinüberleitet zur alten Heimath des Volks, kann nicht geläugnet werden. Wenn aber auch aus orientaliſchen Samen, iſt doch die Volnſpa erſt im Norden erwachſen, und eben ſo eigenthümlich nordiſch, wie Heſiod griechiſch iſt, obgleich auch in Heſiod orientaliſche Spuren gefunden werden.

Indem Ettmüller von den Wolen, prophetiſchen Frauen ꝛc. ſpricht, macht er darauf aufmerkſam, daß in der nordiſchen Skaldenpoeſie kaum eine Spur von der zarten Galanterie der ſüddeutſchen Minneſinger vorkommt. Alles in dieſer nordiſchen Poeſie bezieht ſich auf Kampf, Mord, Blut, und „die Grundzüge des nordiſchen Lebens waren zu ernſt, als daß man an dem anmuthigen Spiele mit Zorn und Gunſt der Frauen Gefallen finden mochte.“ Ettmüller hätte dabei zugleich bemerken ſollen, daß die Minneſinger umgekehrt keine Kampfs- und Kriegslieder hatten, und daß dieſer Kontraſt um ſo auffallender iſt, als wir bei den provenzaliſchen Troubadours beides vereinigt finden, die Kampfweiſen und die Minnelieder.

Den Entwicklungsgang des ganzen nordiſchen Glaubens denkt ſich Ettmüller alſo: „In der älteſten Zeit meine ich im Norden zu finden Verehrung der wirkenden Kraft in den erkennbaren Grundſtoffen des Beſtehenden. Das Ur-Erd, (Fornjörðr, d. i., das was war, ehe die Erde ward; er iſt eins mit Ymir oder Aurgemlir, wenn man vom Geiſtigſittlichen abſieht) das Feuer (Logi), das Waſſer (Aegir), die Luft (Kari) waren die älteſten Gottheiten. Denkende Männer bemerkten bald zwiſchen dieſen Grundſtoffen Feindſchaft und Gegenwirkung. In ſich ſelbſt aber erkannten ſie zugleich ein Gefühl für Recht und Unrecht, und bemerkten auch da gegenſeitigen Wider-

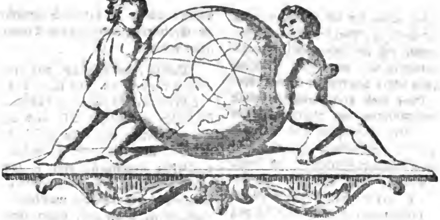
Digitized by Google

kampf. Nothwendig jedoch mußte in ihnen die Ueberzeugung leben, daß das Recht endlich ſiegen müſſe, weil ohne dieſe Ueberzeugung keine Menſchheit beſtehen kann. Jezt ward das Irdiſche mit dem Geiſtigen vereinigt, und auch im Kampfe jener irdiſchen Dinge geiſtige, eigenwillige Urheber und Leiter angenommen. So entſtand jener Zwiefaltigkeit (das Gegentheil von Zweieinigkeit) Kampf. Nenne man nun die Beſtandtheile dieſer Zwiefaltigkeit Recht und Unrecht, Gut und Böſe, Feuer und Waſſer, oder wie man ſonſt immer will, Alles iſt hier eins, und iſt nur verſchieden in Hinſicht der Auffaſſung, ob ich die kämpfenden Dinge als geiſtige oder als irdiſche betrachte. Dies iſt das Zeitalter des Othin, Vili und Ve, das Zeitalter ihres Kampfes mit Ymir. (Wollte man, man könnte nach dieſer Namen Deutung auch einen Kampf zwiſchen Geiſtigen und Irdiſchen ſelbſt finden, obwohl daran gewiß uranfänglich nicht gedacht ward). — Bei weiterer Betrachtung der Dinge, ſo im Leben vorkommen, fanden nun denkende Männer bald, daß Allem ewige unabänderliche Geſetze zu Grunde lägen, nach welchen Geſetzen Alles, was geſchah, geſchehen mußte, und ſo bildete ſich nach und nach der Glaube an ein ewiges, allbeherrſchendes, unerbittliches Schickſal, dem Alles, Geiſtiges und Irdiſches unterworfen iſt. Selbſt die Götter mußten dieſem unterworfen werden, da auch ſie als kämpfende Weſen gedacht wurden, als kämpfende Weſen gegen etwas, was außer ihnen und ihnen feindlich iſt, ſich jedoch ſelbſtſtändiger Abkunft mit ihnen und gleicher Macht erfreut. So treten die Nornen auf und ſchreiten ins Leben allgewaltig und des Schaffens wie des Vertilgens kundig. Sie tauchen auf aus dem Meere, dem unermeßlichen, ewigen, und beherrſchen Alles mit gleicher Strenge. — Gleichzeitig aber mit der Entſtehung dieſer Schickſalslehre bildet ſich im Norden aus der Zwiefaltigkeitslehre Vielgötterei, indem man das Kämpfende auf beiden Seiten nach ſeinen verſchiedenen Eigenſchaften, je nachdem ſichs grade zeigte, aufzufaſſen ſtrebte. Bemerkenswerth dünkt mich aber dabei immer der Umſtand, daß man überall die Anzahl der guten Götter ſo groß, aber jene der böſen ſo klein im Verhältniß findet. — Nach dieſer Zeit können aus Aſien Einwanderer nach Norden gekommen ſeyn, und ſich göttlich Anſehn und göttliche Verehrung durch ihre Thatkraft und durch ihr größeres Wiſſen erworben haben, keineswegs aber dadurch, daß, wie manche einſt annahmen, ſie ſich ſogleich als Götter einführten. Wenn auch Menſchen als Menſchen andern Menſchen groß erſcheinen können, ja ſo groß ſogar, daß dieſe Größe im Laufe der Zeiten zu göttlicher Größe wird, ſo würden ſie doch, wollten ſie gradezu Götter vorſtellen, gar bald in ihrer Erbärmlichkeit offenbar werden, und ſtatt Lobes und göttlicher Verehrung, Spott und Verachtung ernten. Sie konnten demnach die Aſen durch eignen Willen werden was ſie durch Gunſt der Zeiten wurden. — Leicht erklärlich iſt es aber auch, daß durch neue Götter (da ſie unmöglich zuerſt gleich allgemein verehrt werden konnten) alter Glaube vielfach verlezt ward, und daß daher Mancher den neuen Glauben nebſt den neuen Göttern baldigen Untergang verkündigt haben mag. — So mag denn nach und nach aus dem bedingten Ausſpruche erſt einzelner, dann vielleicht Vieler der Glaube an einen einſtigen Untergang der Götter im Allgemeinen (da man alte und neue bald verwechſelte, und Namen dieſer auf jene übertrug) entſtanden ſeyn. Daher führen die nordiſchen Götter auch nie ſolche Beinamen, wie ſie griechiſche und römiſche führten, z. B. ewig, unſterblich, allmächtig, wurden ſie doch nie ſo gedacht, und ſtand dieſem doch entgegen der Glaube an ein Schickſal. — Aber ſtets blickt dennoch hervor, wie viel auch die Zeiten darauf häuften, der alte Glaube an jene Zwiefaltigkeit der Dinge, an ihren Kampf, und an den endlichen Sieg des Guten. Beſonders deutlich aber iſt dies in der Sage vom Balldur und Haudur. — Dies iſt aber auch die Zeit, wo eine neue Vermengung der Weſen überhaupt eintrat, die Zeit des dritten Othins, des alten upſaliſchen Königs, des Einäugigen; die Zeit jenes Othins, der ſich ſelbſt, als er ſeinen Tod herannahen fühlte, mit Othins (des Aſen) Wahrzeichen (mit Wunden) bezeichnen ließ. Nach altem Glauben verhalf ja nur blutiger Tod zu Walhalls Ehren und Freuden.“

Dieſe Annahme hat nichts Unwahrſcheinliches, denn ſie entſpricht dem natürlichen Ideengange der älteſten Völker überhaupt, der die Religion überall mit Sternen- und Elementendienſt beginnen und mit vergötterten Heroen und fein ausgebildeten und verflochtenen Mythen enden läßt. Doch genügt es nicht an dieſer Wahrſcheinlichkeit allein. Man muß auch geſchichtlich fragen, auf welche Völker die Germanen im Norden geſtoßen, mit welchen Völkern ſie nachher wieder in Berührung gekommen ſind, und in dieſer Beziehung muß bei der Frage des altnordiſchen Heidenthums auf den altfinniſchen Volksſtamm, auf die Kelten, Britten, Scoten, auf die an der Zinn- und Bernſteinküſte handelnden und hochgebildeten Phönizier und endlich auch auf die ſlaviſchen Völker Rückſicht genommen werden. Für dieſe vergleichende Anatomie der nordiſchen Götterlehre hat Mone in ſeiner Fortſetzung der Creuzer'ſchen Symbolik ſchon viel geleiſtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 74. — 20. Juli 1832.

Politik.

Deutſchlands Einheit durch Nationalrepräſentation von Dr. Wilh. Schulz. Stuttgart, Schweizerbart, 1832.

Der Verfaſſer will zeigen, wie „rein aus den beſtehenden Verhältniſſen, in völlig organiſcher Weiſe und ohne irgend einen revolutionären Sprung, ein deutſcher Volksſtaat und eine deutſche Geſammtmacht ſich entwickeln können.“ Dies zu wollen, macht ſeiner Geſinnung, und die Kombination, die er desfalls vorſchlägt, ſeinem Verſtande gleich viel Ehre; jedoch übt er ſeine Kunſt an einem undankbaren Stoffe. Grade in dem Augenblicke, da wir vom Bundestage neue Reformen im repreſſiven, nicht repräſentativen Sinn erhalten, ſcheint dieſer Vorſchlag ſehr mal à propos. Er will eine zweite Kammer des Bundestages. So wie die bisherigen Geſandten am Bundestage eine erſte Kammer bilden und die Intereſſen der deutſchen Fürſten vertreten, ſo ſoll daneben eine Kammer der Gemeinen als ein Ausſchuß aus ſämmtlichen deutſchen Ständeverſammlungen gewählt werden, und dieſelbe die Intereſſen der deutſchen Völker vertreten. Schon öfters iſt dieſer Vorſchlag gemacht worden, ſo umfaſſend aber und alle Intereſſen der Zeit berückſichtigend noch nie, als hier von W. Schulz. Der Gedanke liegt nahe, aber was die Mittel der Ausführung unter den gegenwärtigen Umſtänden betrifft, ſo liegt doch wohl die völlige Unvereinbarkeit der Forderung mit dem wirklichen Stand der Dinge und den vorherrſchenden Intereſſen zu klar am Tage, als daß man an eine baldige Löſung des Problems denken dürfte. Erſcheint ſchon jene hohe Verſammlung, wo neben den mächtigſten Autokraten der Erde kleine und kleinſte Freiſtädte gleichberechtigt ſitzen, wunderbar genug, ſo läßt ſich doch das Wunder erklären, wenn man nur die Gewaltigen eben als die wirklich Handelnden und Herrſchenden betrachtet. Wenn nun aber an die Stelle jener eine lärmende Volkskammer träte und ſich in demſelben Frankfurt eben ſo geltend machen wollte, wie das hohe Präſidium und der Herr von Nagler, ſo wäre dies eine reine Fiktion, denn eins widerſpräche dem Andern von vorn herein. Ein weit größeres Wunder als eine ſolche deutſche Doppelkammer ſelbſt, müßte erſt das ſeyn, das ſie zuſammenbrächte.

Geſezt, es ſollte je etwas dergleichen geſchehn, ſo gehören dazu nicht weniger Vorgänge; als: 1) Oeſterreich und Preußen müßten ſchon konſtitutionelle Staaten für ſich ſeyn, 2) die übrigen kleinen deutſchen Staaten

Digitized by Google

müßten eine ſtarke Konföderation für ſich bilden, 3) durch dieſe drei Elemente, Oeſterreich, Preußen und die rheiniſche Konföderation müßte erſt das Gleichgewicht hergeſtellt werden, das erforderlich iſt, wenn nicht der Bundestag als eine Miſchung völlig heterogener Theile auseinanderfallen ſollte. Ohne dieſe drei Vorgänge halten wir eine doppelte Repräſentation am Bundestage für entſchieden unmöglich. Sind Oeſterreich und Preußen nicht konſtitutionell zu Hauſe, wie wollen ſie uns Deputirte in die zweite Bundeskammer ſchicken? Sind ferner die kleinen deutſchen Staaten nicht beſonders für ſich konföderirt, wie wollen ſie der kompakten Maſſe Oeſterreichs und Preußens ein Gegengewicht geben und ſich von dem überwiegenden Einfluß dieſer prädominirenden Korporationen im Reichsrath frei halten? Die deutſche Geſchichte hat ſchon ein verwandtes Beiſpiel an dem corpus evangelicorum bei den alten Reichstagen aufzuweiſen, und es läßt ſich kaum denken, daß neben den unter ſich wahrſcheinlich feſt zuſammenhaltenden preußiſchen Deputirten, die ſich dann auch eben ſo wahrſcheinlich in gewiſſen Fällen immer mit den öſterreichiſchen vereinigen würden, die Deputirten des übrigen Deutſchland vereinzelt, unverbunden, ohne Zuſammenhalt und jedem preußiſchen und öſterreichiſchen Einfluß offen daſitzen würden. Die Geſammtheit der deutſchen Repräſentation müßte nothwendig in dieſe drei Korporationen zerfallen, wenn ſie nicht an ihrer Ungleichheit zu Grunde gehn wollte. Hätten die kleinen Staaten vereinigt auch mehr Stimmen als Preußen oder Oeſtreich allein, ſo würden dieſe beiden vereinigt doch wieder mehr zählen, und ſcheine dieſe Vereinigung den andern gefährlich, ſo würde doch die alte Eiferſucht zwiſchen Preußen und Oeſterreich hier wieder eine Garantie für die Unabhängigkeit der andern ſeyn. Kurz, unter dieſen Bedingungen ließe ſich eine Nationalrepräſentation in Deutſchland ohne revolutionären Sprung auf organiſchem Wege denken, außerdem aber nicht. Zu dieſen Bedingungen ſelbſt aber führt keineswegs ein geebneter Pfad, hier gähnt wohl mehr als eine Kluft, über welche die Geſchichte, wenn ſie nicht überhaupt ein ganz andres Ziel hat, ſchwerlich ohne halsbrechende Sprünge hinüber kommen dürfte.

Sie ſcheint aber wirklich ein andres Ziel zu haben. Nichts iſt wohl ſo wunderlich und unbegreiflich in unſrer publiciſtiſchen Literatur, als daß es noch immer Ideologen gibt, die Staaten mit klar ausgeſprochner Tendenz ſo ſchnell, wie man eine Hand umdreht, anders haben wollen, welche die ſeit Jahrhunderten ſcharf ausgeprägte Phyſiognomie eines Staats ſofort über Nacht umwandeln wollen. Schulz iſt viel zu beſonnen, um desfalls in die Träumereien derer zu verfallen, die bei jeder Gelegenheit Preußen an die Spitze des Liberalismus ſtellen wollen; allein er hat doch vergeſſen, daß ſein Projekt die Realiſirung eines ſolchen Traums allerdings vorausſetzen würde.

Endlich, um die Sache mit drei Worten zu nennen: Der Frieden iſt die Reaktion, der Krieg iſt die Revolution und Eroberung. Welchem dieſer beiden Wechſelfälle wir auch ausgeſezt ſind, in keinem von beiden kann eine zweite Bundeskammer gedacht werden, denn es bleibt entweder der Status quo mit verſtärkter Repreſſion, oder es kommt ein europäiſcher Krieg, und wo wäre je ein Krieg über Europa gegangen, ohne daß dadurch zugleich Deutſchlands Lage wie nach außen, ſo die Lage ſeiner innern Theile gegen einander, verändert worden wäre? Die Wirklichkeit iſt alſo nicht nur eine andre, ſondern wird auch künftig eine andre ſeyn, als ſie ſeyn müßte, um den Vorſchlag der zweiten Bundeskammer zur Ausführung zu bringen.

Vermiſchte Schriften.

Prometheus. Für Licht und Recht. Zeitſchrift in zwangloſen Heften. Herausgegeben von H. Zſchokke. Erſter Theil. Aarau, Sauerländer, 1832.

Sich wie der alte Gleim behaglich in ſein Hüttchen ſetzen, und dann ſich von der ganzen Welt beſuchen und bewundern laſſen, und nicht nur um ſeiner Verſe, ſondern auch um ſeiner Perücke, um ſeines ſchlichten Rocks, um ſeines Großvaterſtuhls, um ſeines grünen Zimmers, um ſeines Gärtchens, um ſeines Kuhſtalls, um ſeiner Tabackspfeife, ja wohl gar (wie der ſelige Kant) um ſeines Nachttopfs willen der ganzen Welt intereſſant ſeyn — das iſt doch gar zu bequem und angenehm, als daß es nicht ſehr viele deutſche Schriftſteller hätten nachahmen ſollen. Daher wimmelt es jezt in unſrer Literatur von Sammlungen, worin von Verſtorbnen oder noch Lebenden, großen und kleinen Leuten Alles und Jedes bekannt gemacht wird, wie und wo ſie Kaffee getrunken, wer einmal die Freundin ihrer Frau geweſen, bei welchem alten Schulmeiſter ihr Vater ſchreiben gelernt hat und bei welchem neuen Profeſſor ihr Sohn in den Abendzirkel eingeladen worden iſt. Und was die Leute irgend geſchrieben haben, aus dem Kehricht wird es aufgeleſen, und unter Glas und Rahmen geſezt, und man darf ohne alle Ironie den künftigen Schriftſtellern anrathen, ihre erſten Schreibübungen und Sudelbücher aus der Schule aufzubewahren, um ſie ſpäter als Supplementbände hinter ihren unſterblichen Werken drucken

Digitized by Google

zu laſſen. Wie werden wir der Nachwelt erſcheinen? Wird ſie nicht zweifeln müſſen am Verſtande dieſes Jahrhunderts, wenn ſie ganze Bibliotheken, ſo nichtswürdiger Eitelkeiten voll, aufgehäuft findet? Wie wenige wahrhaft große Geiſter hat unſre Literatur aufzuweiſen, und jeder Simpel unterſteht ſich, noch gar mit ſeinem Körper, mit ſeinen perſönlichen Verhältniſſen, mit der lieben Familie und einer Legion von Bekanntſchaften durch das Thor der Unſterblichkeit paſſiren zu wollen.

Auch Zſchokke iſt von dieſer kleinen Eitelkeit nicht ganz frei. Auch bei ihm ſind es, wie bei dem guten bezopften Gleim in ſeinem Hüttchen, nur lauter *Weiſe*, mit denen er ſeine Suppe verzehrt, und wimmelt es auf dieſer ſchlechten Welt auf einmal von lauter Biedermännern und Vortrefflichkeiten, wenn man die Liebkoſungen und Lobſprüche ſeiner Freunde lieſt. Und auch ſeine Briefe verdienen, wie ſie hier abgedruckt ſind, nicht ihrem ganzen Inhalt nach die Addreſſe an die Unſterblichkeit. Indeß iſt Zſchokkes Perſönlichkeit und ſind ſeine Schickſale bei weitem intereſſanter, als die jener deutſchen Literaturphiliſter, deren Eitelkeit er gleichwohl nachahmt. Er iſt und war von je ein praktiſcher Menſch, ein ausgezeichneter Redner und Staatsmann in kleinem Kreis, aber gewiß fähig, auch einen größern auszufüllen, und ſeine Stellung in der Schweiz brachte ihn ſeit der Revolution in die intereſſanteſten und mannichfachſten Verbindungen. Seine Memoiren dürften ſehr werthvoll ſeyn, wenn er ſie je ſchreiben wollte, und dabei ganz aufrichtig wäre. Daraus ergibt ſich ſchon, daß das, was er in der vorliegenden Zeitſchrift geſammelt hat, mehr iſt, als die literariſchen Klatſchereien aus dem Nachlaß norddeutſcher Stubengelehrter und Dichter.

Mit Dank nehmen wir die Notizen über Karl Guſtav *Jochmann* auf. Dieſer liebenswürdige Sterbliche, den auch Ref. vor mehreren Jahren kennen lernte, beſaß bei viel Kränklichkeit und Hypochondrie die gefühlvollſte Seele und einen Verſtand von ſeltner Ausbildung. Ein Ruſſe und reich, hielt er ſich erſt in England, dann in der Schweiz und am Oberrhein auf, wo er ſtarb. Er ſchrieb „die Hierarchie und ihre Bundesgenoſſen in Frankreich“ — „Betrachtungen über den Proteſtantismus“ und „über die Sprache“ (Heidelberg bei Winter. Dieſe beiden Hauptwerke Jochmanns hat Zſchokke ſonderbarer Weiſe gar nicht erwähnt) und endlich „Briefe über die *Homöopathie*.“ Bei keiner dieſer geiſtvollen Schriften wollte er als Verfaſſer genannt ſeyn, ja er hielt auf ſeiner *Anonymität* mit einer peinlichen Aengſtlichkeit, weil ihm nichts ſo verhaßt war, als zum Troß der deutſchen Schreibergeſellen zu zählen. Seine Schriften hätten eben ſo gut engliſch geſchrieben werden können, denn ſie athmen engliſchen Geiſt und engliſche Bildung, etwas Freies, Stolzes, Solides und ſogar etwas vom engliſchen Faſhionable und Comfortable in der feinen Form. Er gibt ſich überall als einen ſcharfen und geiſtvollen Denker zu erkennen, ſein Werk über den Proteſtantismus iſt aber ein wahrhaft klaſſiſches und das gründlichſte und beſte, was je über dieſen Gegenſtand erſchienen iſt; doch wird es die große Anerkennung, die ihm gebührt, erſt finden, wenn die deutſche Kirche einmal aus dem Schutt hervorgezogen werden wird, der bereits über ihr liegt, und zu dem man immer mehr hinzuſchüttet. Schade, daß Zſchokke kaum einige Brieffragmente von Jochmann aufbewahrt hat. Deſto ergiebiger ſind aber die aus Jochmanns Nachlaß mitgetheilten Notizen über den berühmten *Grafen Schlabrendorf*, der ſeit Anfang der Revolution in Paris als Einſiedler lebte, aber die ausgezeichnetſten Perſonen ſtets um ſich verſammelte, und ferner aus derſelben Quelle mehrere Fragmente von dem, ebenfalls in Paris lebenden, deutſchen Hiſtoriker *Oelsner*. Jochmann war oft bei Schlabrendorf und notirte ſich das Intereſſanteſte aus deſſen Geſprächen. Wir heben nur Weniges heraus, z. B.: „Der ehemalige preußiſche Miniſter von B...., der Herzbergs Zögling und Schützling war, erzählte mir eines Tages folgende Anekdote, die er aus Herzbergs Munde wußte: Als Friedrichs II. Angelegenheiten nach der Colliner Schlacht höchſt bedenklich ſtanden, habe ihm Winterfeld den kühnen Vorſchlag gethan, an der Spitze eines ausgewählten Heeres in Frankreich einzurücken und hier Land und Volk zu erobern. Der Krieg aber müſſe in Frankreich nicht gegen Frankreich, ſondern nur gegen die elendeſte aller Regierungen geführt und eine beſſere verheißen werden. Einige kräftige Proklamationen ans Volk würden eben ſo viel ſiegreiche Schlachten werth ſeyn. Ich möchte wiſſen, was der große und von den damaligen Franzoſen vergötterte König von Preußen ſeinem Liebling Winterfeld darauf erwiedert haben mag? Wenn man ſich an Ludwigs XV. Hof und die damalige Weiberwirthſchaft erinnert, war Winterfelds Einfall nicht halb ſo verwegen, oder hoffnungslos, als er im erſten Augenblick ſcheint. Nichts leichter, als mit Haß, Verachtung oder Gleichgültigkeit eines Volkes, das ſich ſelber fühlt, und gegen ſeine Regierung lau geworden iſt, einen Bund gegen den Thron zu ſchlieſſen. — Herzberg ſelbſt war kein großer Mann, aber ein großer Preuße, und vielmehr eigentlich ein großer Pommer.“ — „Der Weltumſegler Forſter ſagte zu Friedrich dem Großen: Sire, ich habe bereits fünf Könige geſehen, drei wilde, zwei zahme; aber wie Ew. Majeſtät *keinen*. — Friedrich bemerkte gegen den

Digitized by Google

Staatsrath Heinitz: Forſter iſt ein grundgelehrter Mann, aber ein erzgrober Kerl." — „König Chriſtian VII. von Dänemark, der ſeit dem Jahre 1766 ſein Reich regierte, auch wie viele andere große Herren ſogar Doktor der Rechte zu Cambridge war, verfiel zuletzt in Wahnſinn, wie man weiß; blieb aber dennoch König, bis er im Jahr 1808 ſtarb, und regierte alſo, wie viele andere große Herren, dem Namen nach. — In ſeiner Geiſtestrübe hatte er zuweilen lichte Augenblicke, oder in ſeinem Wahnſinn lag oft etwas Geniales, wie die Shakeſpeare'ſchen Narren es zu haben pflegen. Er unterſchrieb noch immer alle Ausfertigungen, meiſtens aber ſo undeutlich, daß man ihm die nämliche Schrift mehrmals vorlegen mußte. Bald machte er ellenlange Buchſtaben, bald malte er eine Fratze hin, oder unterzeichnete einen Kabinetsbefehl: „Chriſtian VII. et Comp." — Nicht ſelten, wenn er eine Stunde und länger mit Unterſchreiben ſeines Namens zugebracht hatte, pflegte er die Feder hinweg zu werfen und auszurufen: Für heute genug regiert! — Bekannt iſt ſein Wort von der langen Naſe, das er einem Geſandten zurief: Hätte man Ihren Herrn ſo lange bei der Naſe herumgezogen, wie mich bei meiner, ſie würde eben ſo lang ſeyn! — Die Perſonen, welche an der königlichen Tafel ſpeiſten, nahmen gewöhnlich gar keine Rückſicht auf ihn, und unterhielten ſich ſo zwanglos, als wenn er nicht da wäre. Einmal, als eben Damen, die ihm zur Seite ſaßen, ſich vor ihm mit den Köpfen zuſammen neigten, um einander etwas zu ſagen, ſchob er ſie mit beiden Armen auseinander, legte ſich dann mit dieſen breit auf den Tiſch, ſah ernſt umher und rief mit ſtarker Stimme in die etwas lebhafte Geſellſchaft hinein: Aber wie nun, wenn ich plötzlich jetzt zum völligen Gebrauch meines Verſtandes gelangt wäre, — was dann? Alles verſtummte bei dieſen Worten, in Beſorgniß, daß das angekündigte Unglück geſchehen ſey. Der König ließ ſie ein Paar Minuten in der ängſtlichen Ungewißheit; dann nickte er ihnen zu, indem er ſie anlachte und ſagte: Nun, nun, Kinder, für diesmal mag es ſo ſeyn!"

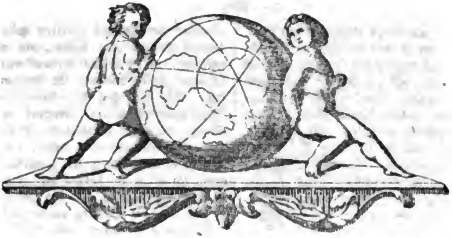
Die Erinnerungen an Peſtalozzi mögen ſeinen zahlreichen Freunden noch immer von Werth ſeyn, wenn auch über den wackern Mann des Guten und Böſen vielleicht ſchon zu viel geſchrieben worden iſt.

Von dieſen Fragmenten iſt der erſte und längere Aufſatz von Zſchokke, „Vom Göttlichen All" überſchrieben, ſehr verſchieden. Es wird uns da in populärer Geſprächsweiſe eine förmliche Philoſophie vorgetragen. Allein ſo wenig wir ein Freund der modernen barbariſchen Scholaſtik ſind, und ſo ſehr wir die Klarheit und das Populäre grade in dieſem dunkelſten und ſchwierigſten Gebiet lieben, ſo lehrt doch der Augenſchein, daß Zſchokke ſo wenig zum eigentlichen Philoſophen, als Kotzebue zum Geſchichtsforſcher geboren wurde. Es geht ihm dazu nicht blos das gelehrte Studium, ſondern auch der Tiefſinn ab. Er nimmt die Miene an, als ob er einen ganz neuen Grund der Forſchungen legen wolle. Er holt weit aus. Was iſt Wahrheit? fragt er ſich und geht als Selbſtdenkender an die Beantwortung, ohne ſich um andre Denker zu bekümmern, ohne einen Vorgänger zu nennen. Und doch bringt er nichts als einen Auszug des Kantianismus. In der That ſagt uns die ganze lange Abhandlung nichts, als daß Wiſſen und Empfinden zwei verſchiedne Dinge ſeyen, daß beide gewiſſe in uns ſelbſt liegende Geſetze haben, daß wir damit aber die Dinge nur kennen, ohne ſie noch zu erkennen, und daß wir alſo mit Recht ſehr neugierig ſind, zu wiſſen, was denn eigentlich das Objekt außer unſerm Geiſte, was die Materie, die Natur ſey? Alle dieſe Unterſcheidungen und Fragen ſind bereits bis zur Trivialität wiederholt worden, und Zſchokke hat auch nicht einen neuen Gedanken hinzugefügt, im Gegentheil iſt er dabei oberflächlicher verfahren, als die andern zahlreichen Schüler Kants, hinter deren Verdienſten um die Erfahrungsſeelenlehre ſeine ziemlich kahle Unterſcheidung der Denk- und Empfindungskraft zurückbleibt. Auch kann das Reſultat ſeiner noch nicht vollendeten Unterſuchung kein andres ſeyn, als das Kantiſche, die bekannte Reſignation, daß wir die Welt der Dinge nicht weiter zu erkennen vermögen, als eben in den Schranken unſrer Kapacität. Oder vielleicht verſteigt er ſich bis zu einem Juſte Milieu zwiſchen Kant und Schelling und nimmt eine Uebereinſtimmung zwiſchen Subjekt und Objekt an, die etwas mehr iſt, als die Kantiſche Trennung beider, und etwas weniger, als die Schellingiſche abſolute Vereinigung beider.

Wenn Zſchokke je ſich darnach erkundigt hätte, was ſchon vor ihm in der Philoſophie geleiſtet worden iſt, ſo würde er entweder beſcheiden ſtill geſchwiegen, oder mit ſeinem ſchmiegſamen und erfinderiſchen Geiſte einige neue Kombinationen, wenn auch nur ſpielend, verſucht haben. Die Armuth ſeiner Darſtellung iſt nur aus einer gänzlichen Unbekanntſchaft mit den tiefen Berechnungen unſrer Denker zu erklären. Zſchokke hätte wohl eine ſolche, gewiß ganz außer ſeinem Beruf liegende Arbeit auch darum unterlaſſen ſollen, weil er derſelben ſeinen ſonſt ſo blühenden Styl aufgeopfert hat. So wahr iſt es, daß der beſte Künſtler ſcheitert, wenn er des Stoffs nicht mächtig iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 75. — 23. Juli 1832.

Nachträge zur theologiſchen Literatur.

Zu dem, was jüngſt in dieſen Blättern (Nr. 53 bis 59) über die neueſten Erſcheinungen in der theologiſchen Literatur geſagt worden iſt, fügen wir noch einige Notizen hinzu.

Zuerſt erwähnen wir noch einiger Schriften zu Gunſten des religiöſen Juſte Milieu.

28) Sendſchreiben an einen Freund über die Frage: welches die rechte Mitte zwiſchen Lehrfreiheit und Symbolenzwang ſey? Von Dr. K. W. Wiedenfeld. Elberfeld, Becker, 1830. — Der Verfaſſer will (Seite 17) an den Symbolen feſthalten, um den Orthodoxen, aber dieſelben beſchränken, um zugleich auch den Aufgeklärten zu genügen. Waſche mir den Pelz und mach' mich nicht naß! — In gleicher Weiſe vermittelt die Schrift: 29) Ueber die neueſten Erſcheinungen in der proteſtantiſchen Kirche von Weydmann. Frankfurt a. M. Guilhauman. Sie will das praktiſche und gemüthliche Chriſtenthum, das nach des Verfaſſers Bemerkung (Seite 61) „faſt nur in ſeparatiſtiſcher Form vorkommt," wieder „mit der wiſſenſchaftlichen Tendenz" verbinden. Aber wie? Das dürre Holz der Denkgläubigkeit wird nimmermehr grünen, und die Stillen im Lande werden ihrerſeits nie zu einer Vernunft kommen, in deren Verdammung ihr ganzer Stolz und ihr ganzes Glück beſteht. — Eine ganz vernünftige Anſicht hegt dagegen Fels in der kleinen Schrift: 30) Die Diſſonanz der Kirchen und Harmonie der Herzen. St. Gallen, Huber. Er ſpricht ſich gegen alle Vermittlungsverſuche in Glaubensſachen aus, aber zugleich für wechſelſeitige Duldung und bürgerliches freundliches Zuſammenleben. Nichts wäre wohl kläglicher, als wenn es nur eine Art geben ſollte, Gott anzubeten. Dann müßten wenigſtens die meiſten Menſchen Heuchler oder blinde Nachbeter ſeyn, denn ſie ſind ſo verſchieden von Temperament, geiſtiger Anlage und Ausbildung, daß es nie möglich iſt, ihre religiöſen Bedürfniſſe auszugleichen. Abgeſehn von dem Unterſchied der Nationen, Klimate und Kulturſtufen, dürfen wir uns nur an die Unterſchiede halten, die uns die nächſte Gegenwart unter den deutſchen Gelehrten bietet. Der tiefe Görres und der flache Krug, der naſſe Strauß und der dürre Paulus ſind nie, niemals zu vereinigen. Gott hat es ſo gewollt, daß ſie ſich ſo wenig gleichen, die Literatur befindet ſich ganz wohl bei dieſer Mannichfaltigkeit der Geiſter, und wenn ſie ſich nur nicht lebendig verbrennen, wenn ſie im Staat ſich bürgerlich vertragen, wer könnte etwas gegen ihre verſchiednen Anſichten haben?

Digitized by Google

Die Menſchen ſollen allerdings gleich ſeyn vor Gott, wie vor dem Geſetz, aber ſo wie der einzelne Bürger, wie ihn Talent und Glück begünſtigen, ſich ein größeres Vermögen erwerben kann, als ein Andrer, alſo auch kann er in religiöſen Dingen, wenn er mit Geiſt und Gaben verſehn iſt, ſich etwas zulegen, ſeine Idee von der Gottheit etwas reichlicher ausſtatten, ihr ein etwas ſaubereres Kleid anziehn und ihr in ſeinem Geiſt einen etwas ſchönern Tempel erbauen. Es wäre wenigſtens der krasseſte Terrorismus der Gleichheit, wenn wir Andern verdammt ſeyn ſollten, uns unſern Gott ſo homöopathiſch zu verdünnen, wie die Deiſten, und der ganzen kerngeſunden Menſchheit die religiöſe Hektik der Denkgläubigkeit anzukränkeln. Dennoch wäre dieſes Auspumpen alles religiöſen Lebens noch nicht ſo abſcheulich als die kannibaliſche Luſt, womit unſre Pietiſten, die das den Rationaliſten abgeſchröpfte Blut eingeſogen zu haben ſcheinen, ſich ſelbſt und alles, was ſie nur berühren, mit Blut beſchmieren, und immer nur in Blut und Blutgedanken baden. Jene ökonomiſchen Denkgläubigen, denen ſelbſt die Kirchen mäuſe noch zu fett ſind, führen nur das lawſche Blutſaugerſyſtem in die Theologie ein, während dieſe bluttrunkenen Pietiſten wahre Sebtembriſeurs ſind und um das Kreuz tanzen wie um die Guillotine, glücklich, wenn ſie nur Blut ſehn und in Blut baden können. Sie unterſcheiden ſich von den Sanskulotten in der That nur dadurch, daß ſie das Blut um des Opfers willen intereſſirt, während jene das Opfer nur um des Blutes willen intereſſirte. Beides läuft aber im barbariſchen Reſultat aufs eins hinaus. Alſo, wenn es ſeyn muß, lieber verdurſtet, als im Blut erſtickt.

Dr. F. Weidemann thut gegen 31) die Pietiſten in Halle (in ihrer tiefſten Erniedrigung. Altenburg, Hofbuchdruckerei, 1831) im Namen der Rationaliſten noch einen lauten und hoffentlich den lezten Schuß. Dieſe Zänkerei beſchämt weniger die Pietiſten in Halle, als vielmehr das deutſche Publikum, denn iſt es nicht eine Jämmerlichkeit, daß wir ein ganzes Jahr Zeit und Langeweile genug hatten, uns für ſolches Miſere zu intereſſiren, ja wohl gar zu enthuſiasmiren. Dieſe Hallenſer Fehde und die Berliner und Münchner Fehde contra Sapphir haben in der That ein ganzes Jahr ausgefüllt.

Im Sinn der Stunden der Andacht ſind bei Kehr in Kreuznach mehrere Auszüge aus der Bibel und aus den Stunden der Andacht ſelbſt erſchienen: 32) Die Bibel im Auszuge. 33) Kern und Geiſt des alten Teſtaments. 34) Blüthen aus Bethanien. Wir glauben gern, daß faſt alle Anhänger der Stunden der Andacht dieſelben ganz arglos für etwas äußerſt Vortreffliches halten, und wir ſind daher weit entfernt, ihr Gewiſſen desfalls mit einer Schuld zu belaſten, welche höchſtens ihr Verſtand zu verantworten hat. Die Stunden der Andacht ſind eine gemeine Buchhändlerſpekulation, berechnet auf die halbgebildete Menge, die ſich von ſuffiſanten Aufklärern und Gefühlsſchwätzern hat aufbürden laſſen, die alte derbe Sprache der Bibel und Luthers ſey indelikat, und die nun den religiöſen Sinn in ſchönen modiſchen Redensarten breit getreten wiſſen will, und die endlich zu bequem geworden iſt, um die Religion anders als eine Gewohnheitsſache eben mitzumachen, der es mithin erwünſcht ſeyn muß, eine Andachtseſelsbrücke immer bei der Hand zu haben, die in allen Fällen für ſie denket und empfindet, eine Religionsmaſchine, die man nur aufziehn darf, um alle beliebigen Rührungen darauf zu ſpielen, ein Buch, das man nur zu leſen braucht, um ſich dann einzubilden, man habe ſelbſt etwas gedacht oder gefühlt. Daß ein ſolches religiöſes Hausmöbel allen Haushaltungen beſonders angepaßt wird, verſteht ſich von ſelbſt und haben die Herausgeber auch alsbald einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum ergebenſt angezeigt, daß ſie Katholiken und Lutheraner, Kalviniſten und Zwinglianer ꝛc. jeden mit beſondern Rührungen aufs billigſte zu bedienen im Stande ſeyen, und iſt ſomit zunächſt eine Ausgabe für Katholiken veranſtaltet worden, jezt ſogar eine für Juden.

Wie in einer Dampfſchokolade-Fabrik reiner Cacao, Vanille, Doppelvanille, isländiſche Moosſchokolade, Jagdchokolade zum beißen ꝛc. zu haben ſind, ſo hier reine praktiſche Vernunft, Empfindſamkeit, Hoppelpoppel oder das Herz, Doppelhoppelpoppel zum Rühren mit dem Rührlöffel, und bittere Moral in Verſüßung, überzuckerte Reue, und niedlich präparirte Gewiſſensbiſſen, trocken zu verſpeiſen. So hat die Religion auf die ſchönſte Weiſe in die moderne Induſtrie eingegriffen, und die Glaubensartikel, ſchon verlegne Ladenhüter, ſind durch dieſe neue Präparation wieder gangbare Waarenartikel geworden.

Da iſt auch wieder eine Bilderbibel angefangen worden. 35) Die Geſchichte des Reichs Gottes nach der heiligen Schrift in Bildern von Wilhelm von Kügelchen. Mit andeutendem Texte herausgegeben von Dr. F. A. Krummacher. Erſtes Heft mit ſieben Kupfertafeln. Eſſen, Bädecker, 1831. Wenn die Leute nur jene pretiös beſcheidenen Goethe'ſchen Redensarten bleiben ließen. Ein „andeutender Text?“ Iſt das nicht eine ſuffiſante, torymäßig verächtlich kleine Augen machende Manier zu reden? Da wird alles ſo

leicht hingehaucht, liſpelnd mit der Zunge, nur kokettirend ein wenig mit dem Auge. O Leſſing, daß du ſchon vor ſechzig Jahren dieſen eckelhaften Styl der Deutſchen vorausſagen mußteſt, als du damals ſchon von dem jungen Goethe ſchreibſt, er ſuche durch das „Kleingroße, Verächtlichſchätzbare“ original zu werden! Man leſe ſeinen Brief an Eſchenburg vom 26. Oktober 1774.

Indeß paßt dieſer Styl vollkommen zu der Wichtigthuerei unſrer Gelehrten, die bei den bekannteſten Dingen ſokratiſch zweifeln, „wenn es mir anders erlaubt iſt, die Vermuthung anzudeuten, 2 mal 2 könnte 4 ſeyn;“ und die umgekehrt unglaubliche Dinge als zuverläßig behaupten und von ſehr wichtigen Dingen mit affektirter Geringſchätzung ſprechen.

Dies nebenbei. Obige Bilderbibel hat künſtleriſchen Werth, doch mißfällt uns die Manier, die pretiöſe, novantike gänzlich. Wenn irgend, ſo muß in den Darſtellungen des Paradieſes und der erſten Menſchen Naivetät vorherrſchen. Davon finden wir aber hier keine Spur. Im Gegentheil ſind Stellung, Haltung und Ausdruck der Figuren fromm kokett. Mit welcher paſtorenmäßiger Prahlerei hebt Adam Augen und Hände zum Himmel empor, und wie iſt ſich die magdalenenmäßig betend geſenkte Eva ihrer reizenden Attitude bewußt! Das iſt theatraliſch, aber nicht bibliſch.

Folgende gekrönte Preisſchrift: 36) Die Authentie und der hohe Werth des Evangeliums Johannis, von C. W. Hauff. Nürnberg, Haubenſtricker, 1831. — gibt eine intereſſante Ueberſicht über die ſämmtlichen verſchiedenen Meinungen von dem Evangelium Johannis, einem der wichtigſten und ſchönſten Bücher der Bibel, und indem ſie die Echtheit deſſelben vertheidigt, macht ſie unter andern auch vorzüglich innere Gründe dafür geltend, welche die bibliſche Kritik bisher noch zu wenig berückſichtigt hat.

In demſelben Verlag erſchien eine 37) Lutheriſche Anthologie von Sintenis; und bei Haubenſtricker und v. Ebner in Nürnberg 38) Luthers Leben. Mit Auszügen aus Luthers Werken verhält es ſich anders, als mit Bibelauszügen. Die Bibel iſt ſo durchaus Kern und ſo leicht zu haben und zu handhaben, daß es hier keiner Auszüge bedarf, und daß man es den Leſern nicht leicht machen muß, ſie nicht zu leſen. Luthers Werke dagegen ſind äußerſt bändereich und koſtbar, und iſt doch neben dem Kern auch viel Schaale darin. Hier alſo ſind Auszüge zweckmäßig und der vorliegende enthält in geringem Umfang die trefflichſten Stellen, die Luthern nicht blos als Theologen und Reformator, ſondern auch als großen Menſchen und geiſtreichen Beurtheiler der Dinge charakteriſiren.

39) Kollektenreiſe nach Holland und England, nebſt einer ausführlichen Darſtellung des Kirchen-, Schul-, Armen- und Gefängnißweſens beider Länder, mit vergleichender Hinweiſung auf Deutſchland, namentlich Preußen. Von Theodor Fliederer, Pfarrer in Kaiſerswerth bei Düſſeldorf. Erſter und zweiter Band. Nebſt Kupfern und Planen. Eſſen, Bädecker, 1831.

Dieſes Buch gibt ſehr intereſſante Aufklärungen über den gegenwärtigen Zuſtand der holländiſchen Kirchen. Auch in Holland hat ſeit der Aufklärungsperiode und namentlich ſeit Einführung der Monarchie die alte kirchliche Freiheit Schaden gelitten. Zwar duldete die lange republikaniſche Gewohnheit nicht ein völliges Aufheben der Presbyterial- und Synodalverfaſſung, allein die weltliche Macht verſchaffte ſich wenigſtens einen ſtarken Einfluß auf die Synoden. Es gibt zwei proteſtantiſche Hauptkirchen in Holland, die reformirte und die lutheriſche. In der erſtern ſind auch die franzöſiſch-reformirten oder walloniſchen inbegriffen. Von der leztern haben ſich dagegen die herſteldiſchen Gemeinden geſondert, wovon hernach. Beide, Reformirte wie Lutheraner, haben jede für ſich Provinzial- und Synodalſynoden, allein die Regierung wählt den Sekretär, den einzigen permanenten Beamten dabei, der großen Einfluß übt, und hat außerdem das Recht, den Kultminiſter und beſondre Kommiſſäre den Synoden beiwohnen zu laſſen, doch ohne an den Berathungen und Abſtimmungen Theil nehmen zu dürfen. So ſehr nun dadurch noch der republikaniſche Geiſt der alten Presbyterialverfaſſung geſchont iſt, ſo iſt doch der kirchliche Kreis bereits dem weltlichen Einfluß geöffnet und dürfte noch mehr geöffnet werden.

Auch hier iſt ferner der Rationalismus das vorzüglichſte Mittel, um innerhalb der Kirche ſelbſt, wenn nicht völligen Unglauben, doch Gleichgültigkeit zu erzeugen und dadurch vollends die Kirche auch äußerlich ganz der Willkühr des Staats zu überantworten. Indeß iſt es in Holland noch nicht ſo weit gekommen, wie in Deutſchland. Die Kirche iſt dem Staat gegenüber noch ſtark, noch nicht eine Bettlerin und kriechende Sollicitantin wie in Deutſchland, und daher unterſcheiden ſich die holländiſchen Rationaliſten, obgleich in dem ſogenannten Vernunftglauben mit den deutſchen einverſtanden, doch in politiſcher Beziehung noch ſehr von unſern deutſchen quaſiliberalen Schreiern und Jeſuitenrie-

Digitized by Google

chern, die ſich ihres Kampfs für „Licht und Recht“ rühmen, indem ſie alle Glaubens- und Kirchenſachen unter polizeiliche Aufſicht ſtellen.

In Folge der rationaliſtiſchen Neuerungen haben ſich ſchon im Jahr 1791 eine Anzahl holländiſcher Gemeinden von der bisherigen Kirchengemeinſchaft abgeſondert und eine herſtelde (hergeſtellte) lutheriſche Kirche geſtiftet, wovon alle Neuerungen ausgeſchloſſen bleiben, und worin die alte strenglutheriſche Orthodoxie aufrecht erhalten wurde. Auch wieſen ſie im altrepublikaniſchen Sinn den miniſteriellen Einfluß zurück, indem ſie keine Unterſtützung vom Staat annahmen. Die herrſchende rationaliſtiſche Kirchenparthei verfiel ſeit dieſer Scheidung noch mehr ins Extrem und pflanzte ihren Geiſt auf dem theologiſchen Seminar in Amſterdam fort. Ueberall will der Verfaſſer bei dieſer Parthie nur eine dürre Sittenlehre und den ſchwindſüchtigen Denkglauben bemerkt haben.

Eben ſo intereſſant ſind ſeine Bemerkungen über die holländiſchen Armenkolonien und über die Gefängniſſe. In Bezug auf die leztere preiſt er das neue nordamerikaniſche Syſtem, wornach die Gefangenen iſolirt und einzeln deſto leichter gebeſſert werden, und beklagt, daß daſſelbe bei uns noch nicht eingeführt ſey. „Sollten wir Deutſche nun wieder als kalte Theoretiker zwar viel über jenes Syſtem ſchreiben, aber wenig für daſſelbe thun? Soll namentlich das geſegnete Preußen, welches von den Ausländern ſelbſt mit Neid das hochgebildete, kulturfreundliche Land genannt wird, und in dem ſeit Kurzem ein edler Wetteifer der Gefängnißvereine, mit den Verwaltungsbehörden in freundlicher Harmonie entſtanden iſt, die Mängel des Gefängnißweſens zu erforſchen, und die beſten Mittel zur Abhülfe zu ſuchen, — ſoll Preußen nicht jene großen Reſultate des neuen Gefängnißſyſtems in ernſtliche Berathung nehmen? Möge es nur nicht erſchrecken vor den großen Anſtrengungen, welche dies Syſtem für die erſte Zeit fordert, vor der Errichtung neuer Gefängnißhäuſer nach dem Strahlenplane, dem beſten unter allen! Es beginne zuerſt nur mit einem oder wenigen! Aber verhehlen darf es ſich nicht, daß das Flicken und Lappen an den alten Gebäuden, was nur zu lange geſchehen iſt, nicht hilft. Auch hier gilt: der neue Lappen reiſt doch vom alten, und der Riß wird ärger. Die Koſten von 3 bis 4 großen Reparaturen eines alten Gefangenhauſes mit dem Verkaufpreis deſſelben, ſind meiſt vollkommen hinreichend zum Bau eines neuen. Dazu kommt, daß die Beſſerung der Gefangenen, wie obige Erfahrungen in Nordamerika beweiſen, dem Staate für die Zukunft jährlich bedeutende Erſparungen geben. Und iſt endlich der Gewinn der Rettung vieler Menſchenſeelen für nichts zu rechnen? — Unter den großen Mängeln, woran die meiſten preußiſchen, namentlich die rheinpreußiſchen und weſtphäliſchen Gefängniſſe leiden, ſteht der Mangel an Iſolirung der Gefangenen des Nachts und des Sonntags oben an.“ — Sodann der Mangel der Klaſſifikation, der Mangel an geiſtiger Pflege, der Mangel an körperlicher Bewegung und endlich die Immoralität der Gefängnißwärter. Man kann ihm in allen dieſen Punkten beiſtimmen und darf gewiß die Vortrefflichkeit des nordamerikaniſchen Syſtems im Weſentlichen nicht verkennen. Allein zwei Punkte ſind es, die auch an dieſem nordamerikaniſchen Syſtem verworfen werden müſſen. Erſtens nämlich kann man die Iſolirung nicht als ein ſchlechterdings allgemeines Heilmittel anwenden, weil ſie nicht allen Konſtitutionen zuſagt, und bei gewiſſen Perſonen ſicher tödtliche Krankheiten oder Wahnſinn nach ſich zieht. Der Zweck iſt Beſſerung, nicht Marter. Der Eine wird wirklich durch die ewige Einſamkeit gebeſſert, aber der Andere geht dabei zu Grunde und leidet, bevor er zu Grunde geht, Martern, zu denen kein Geſetz berechtigen kann. Bei Strafen dieſer Art kommt es auf das phlegmatiſche oder choleriſche Temperament an, und was bei dem Einen zum Zweck führt, das iſt ganz verkehrt beim Andern. Man ſollte alſo hier, wie ein Arzt thun würde, unterſcheiden, und die Seelen nicht wie die Köpfe über einen Kamm ſcheeren. — Zweitens aber kann die Seelſorge in der Hand zudringlicher Miſſionäre dem unglücklichen Gefangenen weit mehr zur Marter, als zum Troſt werden, da man nicht immer wahre Humanität, ſondern wohl ſehr häufig finſtern Zeloteneifer oder unerträgliche Lämmelbrüderei bei denſelben vorausſetzen muß, denen man ſich zwar im gemeinen Leben ſehr leicht entziehen kann, die aber in einem Gefängniß als Zwangsmittel gebraucht, einen nicht ganz blöden Kopf zur Verzweiflung bringen können. Nun kann man wohl ſagen, es ſind Böſewichter, dieſe Gefangenen, es geſchieht ihnen ſchon recht; aber iſt es nicht dennoch eine ſcheußliche Grauſamkeit, ihnen neben der Schande und den Entbehrungen und der harten Arbeit des Gefängniſſes noch die wenigen Ruheſtunden durch aufgedrungne Büßungen und tobenden Bekehrungslärm, oder das noch monotonere und unleidlichere Frömmlergeſeufz verbittern zu laſſen. Da können die Gefangenen, wie es in einer bekannten Feſtung unlängſt geſchah, wohl in den Fall kommen, eine Kugel vor den Kopf den Qualen der Betſtunden vorzuziehn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 76. — 27. Juli 1832.

Naturlehre.

Brandes Vorleſungen über die Naturlehre. Zur Belehrung derer, denen es an mathematiſchen Vorkenntniſſen fehlt. Leipzig, Göſchen, 1830, 1831. 1ſter und 2ter Theil. gr. 8. m. K.

Der Verfaſſer ſagt: „daß ihm ein öfter wiederholter Vortrag der Phyſik von Zuhörern, die, ohne alle mathematiſche Kenntniſſe, gleichwohl vom ganzen Umfange der Naturlehre in ihrem jetzigen Zuſtande gründlich unterrichtet ſeyn wollten, die Nothwendigkeit auferlegt habe, Alles, was zur Beförderung der Klarheit eines ſolchen, von jenen ſchwierigen Bedingungen abhängigen Vortrages irgend dienen konnte, mit ganz beſonderer Sorgfalt aufzuſuchen.“ Dieſe längere Erfahrung im populären Vortrage gereicht dem trefflichen Buch ſehr zur Empfehlung. Der erſte Theil enthält die ganze Mechanik, die Lehre vom Gleichgewicht feſter und flüſſiger Körper, und die Akuſtik.

Nachdem ſich die erſte Vorleſung über den Umfang und Nutzen der Phyſik verbreitet hat, wendet ſich die zweite zu den Eigenſchaften der Materie, und bringt unter andern in Bezug auf die Theilbarkeit, Beiſpiele von ungemein feiner Theilung durch die Kunſt bei. So hat beſonders Fraunhofer die Kunſt, feine Linien auf Glas oder Metall zu ſchneiden, und dieſe Linien mit Hülfe einer genau gleich weit fortrückenden Schraube ſo regelmäßig an einander zu ziehen, daß die Eintheilung vollkommen gleichmäßig iſt, ſo weit getrieben, daß er die Theilung eines Zolles in 10,000 Theile als ganz genau, und in 32,000 Theile als faſt ganz genau anſieht. — In der dritten, der Bewegung und Ruhe, gleichwie der Kraft, gewidmeten Vorleſung, fällt Jaſſop's faſt wunderbare Erfahrung auf, der zu Folge es bei Sprengung von Felſen durch Pulver nicht ferner einer feſten Verſtopfung des Bohrloches, ſondern nur einer lockern Aufſchüttung von Sand auf das Pulver bedarf: die explodirende Kraft des Pulvers ſprengt ehr den Felſen, als daß ſie dieſe leichte Sandhülle abwürfe. — Die Anſicht des Verfaſſers *) von dieſem merkwürdigen Vorgange muß im Werke ſelbſt nachgeleſen werden.

*) Vielleicht läßt ſich dieſe aber auch noch modificiren, und man zählt den Vorgang lieber zur Kategorie derjenigen, über welche ſich Kaſt (Kleine Schriften I. 227) ſo lehrreich verbreitet. Es iſt hier nicht der Ort, ausführlicher davon zu ſprechen.

N.

Digitized by Google

Die vierte Vorleſung wendet ſich beſonders zur Schwerkraft; und in der folgenden wird ſodann vom Hebel, von der Muskelkraft, der relativen Feſtigkeit der Körper u. ſ. w. gehandelt, und, unter andern, die Frage aufgeworfen: wie man aus dem cylindriſchen Baume den ſtärkſten Balken ſchneidet? In deren Beantwortung ſich ergibt, daß die Breite des Balkens $\frac{58}{100}$ des Durchmeſſers jenes Cylinders, und die Höhe $\frac{82}{100}$ deſſelben betragen muß, wenn dieſer Balken dem Brechen am meiſten widerſtehen ſoll (wobei die „Breite“ alſo horizontal liegend gedacht iſt).

Die Geſetze des Falles der Körper, ausgedehnt auf Centralbewegung, bilden den Gegenſtand der ſechsten Vorleſung; und die Betrachtung der Schwungkraft (ſiebente Vorleſung) ſchließt ſich daran an. Ich muß hieraus ein leicht anzuſtellendes, artiges Experiment anführen, welches man mittelſt der Schwungmaſchine bewerkſtelliget, und welches die Urſache der Abplattung der Erde ſehr ſinnlich darſtellt. Um nämlich dieſe Veränderung der Kugelgeſtalt in eine ſphäroidiſche durch Rotation zu zeigen, ſchraubt man auf die Scheibe der Schwungmaſchine zwei ſenkrecht ſtehende, ſehr biegſame, kreisförmige Meſſingreifen, die auf ein vertikales Stäbchen ſo aufgeſchoben ſind, daß ſie ſich daran leicht verſchieben laſſen. Ertheilt man hiernächſt dieſen Reifen, welche, ſo lange ſie in Ruhe ſind, durch ihre Elaſticität in der Kreisform erhalten werden, rotirende Bewegung um die durch ihren Mittelpunkt gehende Axe, ſo platten ſich die Reifen ab, dergeſtalt, daß die Axe kürzer, als der auf derſelben ſenkrechte Durchmeſſer wird, und zwar um ſo mehr, je ſchneller die Drehung geſchieht (und je größer die Reifen genommen werden, ganz nach Analogie deſſen, was wir an der Erd- und Jupiterskugel beobachten).

Eine ſchwere Aufgabe für populäre Behandlung iſt die Theorie des Pendels (achte Vorleſung), in welcher uns die überaus faßliche Entwicklung der Hauptreſultate aus Beſſel's: „Unterſuchungen über die Länge des einfachen Secundenpendels.“ Berlin. 1828. als ein dankenswerther Verſuch erſcheint, die feinſten Beobachtungen, welche vielleicht je vom Naturforſcher angeſtellt worden ſind, ſo deutlich als möglich zu beſchreiben. Wir bitten die Leſer z. B. die Darſtellung der Methode der Beobachtung der Coincidenzen zweier Pendel, welche ihre Schwingungen nicht in genau gleichen Zeiten machen, im Werke ſelbſt zu vergleichen. — Unterſuchungen über den Stoß, in der neunten Vorleſung, beſchließen hiernächſt die Betrachtung der Bewegung feſter Körper; und mit der zehnten Vorleſung hebt ſodann die Lehre von den flüſſigen Körpern unter dem Geſichtspunkte der Statik an. Die Leſer werden in dieſer Vorleſung einige Bemerkungen über das Rauchen der Schornſteine und die dagegen anzuwendenden Mittel ſehr praktiſch finden; gleichwie ich ihnen aus der folgenden (eilften), die Lehre vom Gleichgewichte flüſſiger Körper fortführenden Vorleſung, die Beſchreibung eines Verſuches zur Sichtbarmachung des Gewichtverluſtes herſetze, welchen feſte Körper bei dem Eintauchen in Waſſer erleiden. Man befeſtige zu dieſem Zwecke mittelſt eines Fadens an einem Ende eines Wagebalkens einen ſoliden Metallwürfel, über welchem ein zweiter, aber hohler Würfel ſteht, deſſen innerer Raum genau vom erſten Würfel erfüllt wird, und hänge an das andere Ende des Wagebalkens ein dieſem Allen entſprechendes Gegengewicht. Nun ſchraube man ein, auf einem beweglichen Fuße unter dem Metallwürfel ſtehendes Gefäß mit Waſſer hinauf, dergeſtalt, daß ſich der Würfel einzutauchen anfängt. Sogleich ſinkt das Gegengewicht, und man muß zur Ausgleichung in dem Maaße Waſſer in die Höhlung des oberen Cubus gießen, als das Waſſer am untern höher tritt, bis ſich, wenn dieſer ganz davon bedeckt iſt, auch die Höhlung genau erfüllt findet. — Die zwölfte und dreizehnte Vorleſung ſind ebenfalls der weiteren Ausführung dieſer Materie beſtimmt, und bringen namentlich manche intereſſante Bemerkungen aus der Schiffahrtskunde bei, wogegen ſich die vierzehnte Vorleſung hauptſächlich mit der Größe der Kraft des Stoßes flüſſiger Körper beſchäftiget, und dieſe Lehre auf die Mühlen anwendet. Es werden auf dieſe Veranlaſſung Beiſpiele von der furchtbaren Gewalt des Waſſerſtoßes beigebracht, und beſonders die Details des Durchbruchs einer eingeſperrten Waſſermaſſe *am Banienthale im* Unterwallis im J. 1818 erzählt, wobei die größten Felsſtücke auf dem Waſſer ſchwimmend mit fortgeriſſen, Felſenwände in einem Augenblick zertrümmert, und ganze Wälder zerſtört wurden.

Von dieſer grauſenden Wirkung wendet ſich die funfzehnte Vorleſung zu einer ſtilleren wiſſenſchaftlichen Unterſuchung über die Compreſſibilität des Waſſers, deren Reſultat dahin ausfällt, daß die größten Anſtrengungen unſerer Experimentatoren das Waſſer wenig über ein Tauſendtel ſeines ganzen Volumens zuſammen zu drücken im Stande geweſen ſind. Dieſelbe Vorleſung zeigt demnächſt, wie viel größer dagegen die Elaſticität der Luft ſey, und knüpft daran eine Betrachtung des Höhenmeſſens vermittelſt des Barometers, worauf aber (ſechzehnte Vorleſung) die ungleiche Wärme in verſchiedenen Höhen einen bedeutenden Einfluß äußert. Bei dieſer Veranlaſſung wird auch von ungewöhnlich tiefen Barometerſtänden gehandelt, und z. B. erzählt, daß der bekannte ruſſiſche Weltumſegler Kruſenſtern einſt im japaniſchen Meere ein Sinken des Barometers von 50 Li-

Digitized by Google

nien in 5 Stunden beobachtete, worauf ein unerhört heftiger Sturm folgte. Außer den Wirkungen auf das Barometer, gibt es aber (ſiebzehnte Vorleſung) noch eine unzählbare Menge anderer *Erſcheinungen, die der Druck der Luft hervorbringt*, z. B. den Heber, von welchem mehrere artige Scherzexperimente angeführt werden *); und eins der merkwürdigſten Inſtrumente, um die Eigenſchaften der Luft kennen zu lernen, die *Luftpumpe*, wird ſodann, in der *achtzehnten* Vorleſung beſonders betrachtet. Um mittelſt derſelben das Gewicht einer Luftmaſſe (beiläufig) zu beſtimmen, ſchraubt man eine, mit einem Hahne verſehene hohle Kugel von erheblicher Größe an die Luftpumpe, und verdünnt die Luft in derſelben möglichſt, hängt die Kugel dann an die Wageſchaale und wägt ſie genau ab; alsdann öffnet man den Hahn, um die Luft wieder einzulaſſen, und indem man das vorige Gegengewicht nun nicht mehr zureichend findet, ſondern einige Drachmen oder ſelbſt Unzen nachlegen muß, erhält man das Gewicht der in der Kugel enthaltenen Luft.

Will man dagegen die ganze Gewalt des *Druckes verdichteter Luft* kennen lernen (*neunzehnte* Vorleſung), ſo bieten ſchon unſere Windbüchſen dazu ein bequemes Hülfsmittel dar; und es läßt ſich berechnen, daß, wenn das Rohr $\frac{1}{2}$ Zoll Weite hat, aus welchem eine Bleikugel von eben dieſem Durchmeſſer geſchoſſen werden ſoll, bei nur hundertfacher Verdichtung, ſchon eine Geſchwindigkeit von 600 bis 700 Fuß in der Secunde erwartet werden darf, obſchon freilich der Widerſtand, welchen die Kugel im Rohr erleidet, wieder einen gewiſſen Theil davon aufhebt. — Außerdem verbreitet ſich dieſe Vorleſung ſehr inſtruktiv über *Luftſchiffahrt*; und hiermit beſchließt der Verfaſſer denn die Unterſuchung der größeren, dem Auge wie dem Gefühle merkbaren Bewegungen der Luft, um in den fünf Schlußabſchnitten dieſes erſten Theiles, nämlich der *zwanzigſten bis vier und zwanzigſten* Vorleſung, „zu einer andern Klaſſe von Bewegungen überzugehen, die ſich unſerm Auge und unſerm Gefühle vielleicht ganz entziehen würden, wenn uns nicht das Ohr zum Führer in dieſer neuen Reihe der allermerkwürdigſten Erſcheinungen verliehen wäre." Wir meinen den *Schall*, deſſen Unterſuchung in dieſen fünf Vorleſungen vorgetragen wird, aus denen wir wiederum ſo manches Intereſſante mitzutheilen haben.

Man wundert ſich bei Tafel oft darüber, daß die ſchönſten engliſchen Gläſer, wenn ſie auch ſonſt einen vortrefflichen Klang haben, ſchlecht klingen, ſobald ſie mit Champagner gefüllt ſind. Der Grund davon liegt in den aufſteigenden Bläschen; und daß das Aufſteigen der Blaſen den Klang wirklich hindert, davon kann man ſich folgendergeſtalt überzeugen. Man thue Waſſer in ein gut klingendes Glas, und lege auf den Boden ein Stück Kreide. Tröpfelt man nun Schwefelſäure hinzu, wobei ſich ſehr viele Blaſen entwickeln, ſo findet ſich der Klang beim Anſchlagen ganz ſchlecht, wird aber in dem Maaße wieder beſſer, als das Entſtehen der Blaſen abnimmt. — Ueber die Geſchwindigkeit, mit welcher der Schall im Waſſer fortgepflanzt wird, hat man kürzlich auf dem Genfer See höchſt intereſſante Verſuche angeſtellt. Es war zu dieſem Zwecke eine Glocke unter dem Waſſerſpiegel aufgehängt worden, die durch einen, von oberhalb zu regierenden Hebel angeſchlagen werden konnte. Der Schall wurde durch ein, in verſchiedenen Entfernungen, in das Waſſer getauchtes Hörrohr aufgefangen; und man gelangte auf dieſe Weiſe zu dem merkwürdigen Reſultate, daß dieſer Glockenſchall unter dem Waſſer 43,000 Fuß =, in freier Luft dagegen nur etwan 900 Fuß weit gehört wurde, und daß derſelbe, unter dem Waſſer, über 4000 Fuß in der Secunde, alſo nahe das vierfache des Weges in freier Luft durchlaufe.

Endlich mag noch erwähnt werden, daß bei dem Hören, nicht blos der Sinn des Gehöres ſelbſt, ſondern auch die Knochen des Kopfes thätig ſind. Nach einer ſchönen Erfahrung der neueren Phyſik geht hier der Schall gar nicht durch den Gehörgang, ſondern gelangt auf anderm Wege zum Gehörnerven: denn wenn man eine tönende Stimmgabel mit dem Stiele auf den Kopf ſetzt, während man Ein Ohr mit dem Finger verſtopft, ſo hört man den Ton der Stimmgabel gerade mit dieſem Ohr am lauteſten.

Der *zweite*, in *neunzehn* Abſchnitte zerfallende Theil behandelt großentheils nur die *Lehre vom Lichte*. Blos die drei erſten Vorleſungen ſind nach andern Materien, die hier erſt ihren Platz finden mußten, gewidmet, und wir werden dieſelben ſpeciell nahmhaft machen.

Die *Wirkungen der Anziehungskraft in die Ferne und bei der Berührung* (erſte Vorleſung), welche ſich durch die ganze Natur verbreiten, gewähren am Aufſteigen der Flüſſigkeiten in *Haarröhrchen* eine der auffallendſten Erſcheinungen. Es iſt, um zu den nächſten Beiſpielen unſere Zuflucht zu nehmen, bekannt, daß wir in einer (befeuchteten) Feder die Dinte ſich über die wagerechte Fläche im Dintenfaſſe erheben ſehen; daß, eben ſo, in eine Reißfeder, deren Seitenflächen einander nahe genug gebracht ſind, die Flüſſigkeiten, in welche wir ſie tauchen, hinauftritt; daß ſich in Löſchpapiere, welches man in Waſſer taucht, die Be-

*) Dagegen finden wir die, vom Heber bei dem Canale von Languedoc im Großen gemachte, ſo höchſt intereſſante Anwendung nicht erwähnt.

R.

feuchtung höher als die Waſſerfläche erhebt u. ſ. w. Die Unterſuchung der Gründe dieſer merkwürdigen Erſcheinungen, und der eigentlichen Geſetze, wonach dieſelben erfolgen, hat mehrere Naturforſcher beſchäftiget. Vorzüglich aber iſt der franzöſiſche Mathematiker Laplace darum bemüht geweſen; und wir rechnen dem Verfaſſer die populäre Darſtellung der Haarröhrchen-Theorie, welche jener berühmte Mathematiker in ſeiner Mechanik des Himmels *) entwickelt, als ein beſonderes Verdienſt an. Allein es zeigen ſich bei dieſer Wirkung der Haarröhrchen Anomalien, welche auf eine ungleiche Abhäſion flüſſiger Körper an den Oberflächen feſter Körper ſchließen laſſen; und die zweite Vorleſung verbreitet ſich darüber, und leitet auf dieſe geſchickte Weiſe einige nothwendige Sätze über chemiſche Anziehung, und Veränderung der Körper bei chemiſchen Verbindungen, ein. Da dies auch auf die Cryſtalliſation führt, ſo nutzen wir die Gelegenheit, um ein hier angeführtes einfaches Mittel zur Darſtellung von Körbchen beizubringen, die wie aus Cryſtall zuſammengeſezt ausſehen. Man löſt zu dem Ende Alaun in kochendem Waſſer bis zur Sättigung auf, und ſtellt in dieſe Auflöſung Körbchen aus Metallſtäben, an welche hiernächſt bei der Erkaltung, der Alaun in Cryſtallen anſchießt.

Da der Verfaſſer auf dieſe Veranlaſſung die Grenzlinien berührt hat, welche die Gebiete der Phyſik und Chemie von einander trennt, ſo thut er in der dritten Vorleſung noch einen Schritt weiter hinaus, indem er in dieſer Vorleſung von den Eigenſchaften einiger einfachen Stoffe, und der Zuſammenſetzung der Körper nach feſten Proportionen handelt, in welche Degreſſion wir ihm jedoch nicht folgen, um ſogleich zur vierten Vorleſung überzugehen, die ſich, angegebenermaßen, mit dem Lichte zu beſchäftigen anfängt, und namentlich von deſſen geradliniger Fortpflanzung und Geſchwindigkeit handelt. Das Geſetz der lezteren wird ſehr ſchön aus den wachſenden Intervallen abgeleitet, welche ſich für den irdiſchen Beobachter der Verfinſterungen des erſten Jupiterstrabanten ergeben, wenn die Erde in ihrer Bahn ſo fortrückt, daß ſie ſich vom Jupiter faſt geradlinig entfernt; und wir ziehen die Wahl dieſes Beiſpieles allerdings dem der Aberration vor, welches wenigſtens keine gleich ſchnelle Einſicht gewahrt, und deſſentwegen der Verfaſſer daher auch auf aſtronomiſche Werke verweiſt. Er geht ſodann in der fünften Vorleſung zur Zurückwerfung des zerſtreuten Lichtes an den Oberflächen der Körper über, und macht unter andern auf den merkwürdigen Umſtand aufmerkſam, daß der Planet Saturn eine größere Weiße zu beſitzen ſcheint, als Mars, und daß überhaupt die von der Sonne entfernteren Planeten mehr Licht zurückwerfen, als die näheren, welcher Umſtand ſich vortrefflich mit einer höheren Anſicht von der Einrichtung und Beſtimmung des Weltgebäudes verträgt. Ungern, und nur durch den Raum gezwungen, übergehen wir mehreres andere Intereſſante aus dieſem höchſt reichhaltigen Abſchnitte, z. B. die Beſchreibung des von Gauß angegebenen, ſogenannten Heliotrop's, eines Inſtruments, um zurückgeworfnes Sonnenlicht als Signal anzuwenden; aber wir ergreifen die Gelegenheit, um dieſe und ähnliche populäre Darſtellungen der neueſten und zum Theil ſchwerer zu überſehenden Erfindungen in der Phyſik als ein ganz beſonderes Verdienſt des Werkes zu bezeichnen.

Die Geſetze der Refraktion (ſechste Vorleſung) werden mit einer gleichen Klarheit vorgetragen; mehr aber zieht uns noch die ſiebente Vorleſung an, welche ſich zu den Linſengläſern, und zum Meiſterſtücke der Schöpfung, zum menſchlichen Auge, wendet, und ſich, unter andern, über den ſo oft beſprochenen Umſtand, des Einfachſehens mit zwei Augen verbreitet. Es wird auf dieſe Veranlaſſung bemerkt, daß es einen Punkt im Auge gibt, wo uns das Bild gar keine Emfindung des Sehens gewährt. Da der Verſuch intereſſant und leicht anzuſtellen iſt, ſo führe ich denſelben hier an. Man zeichne zwei ſchwarze Flecke, etwan von 1 Linie Durchmeſſer, und 1½ Zoll von einander entfernt, auf weißes Papier, bringe ſie, in nahe horizontaler Lage, vor das Geſicht, ſchließe das rechte Auge, und richte das linke unverwandt auf den rechts liegenden Punkt. Nun nähere man das Papier dem Auge allmählich bis auf etwan 6 Zoll, ſo wird man den links liegenden Flecken gar nicht mehr ſehen, obgleich man ihn bei anderen Entfernungen des Papiers deutlich wahrnimmt. Höchſt merkwürdig iſt aber dabei, daß, bei genauer Ausmeſſung der Lage, die der Gegenſtand und folglich das Bild im Auge haben muß, um auf dieſe Weiſe unſichtbar zu werden, gefunden worden iſt, daß ſich die Stelle im Auge, die nach dieſem Verſuche unempfindlich für das Licht iſt, da findet, wo der Sehnerv in das Auge tritt. — Man erkennt hieraus neuerdings, welcher blos zufälligen Erfahrungen es bedarf, um die Veranlaſſung zu tiefen Schritten in das Naturgeheimniß zu thun, und wie wenig wir alſo die Hoffnung auf neue Entwicklungen von der größten Wichtigkeit aufgeben dürfen, wenn gleich der einzuſchlagendere Weg nicht von Hauſe aus mit feſter Hand vorgezeichnet werden kann.

(Der Beſchluß folgt.)

N.

*) Supplément du dixième livre du traité de Mécanique céleste: Sur l'action capillaire.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 77. — 30. Juli 1832.

Naturlehre.

Brandes Vorleſungen über die Naturlehre. Zur Belehrung derer, denen es an mathematiſchen Vorkenntniſſen fehlt. Leipzig, Göſchen, 1830, 1831. 1ſter und 2ter Theil. gr. 8. m. K.

(Beſchluß.)

Die ganz auſſerordentliche Stufe von Vollkommenheit, auf welche die Theorie ſowohl als Praxis der Fernröhre in der neueſten Zeit erhoben worden iſt, macht dieſe Inſtrumente zu einem der beachtenswertheſten Gegenſtände phyſikaliſcher Betrachtung, und die achte Vorleſung beſchäftiget ſich daher faſt ausſchlieſſend mit ihnen. Zu dem Neuen, was in derſelben darüber angeführt wird, gehört unter andern die Beantwortung der Frage: warum die ſehr feinen, im Brennpunkte des Objektivs ausgeſpannten Fäden des Fadenkreuzes nicht verbrennen, wenn man das Fernrohr auf die Sonne richtet, da ſie doch der ganzen Hitze des Brennpunktes ausgeſezt ſind? Der Grund iſt der, daß ſo feine und zugleich viel Licht reflektirende Fäden nicht bedeutend erhizt werden *); und direkte Verſuche des Verfaſſers haben dieſe Vermuthung beſtätigt. Referent erinnert ſich nicht, dieſe Vermuthung ſchon irgend anderswo geleſen zu haben.

Newton's vortreffliche Farbentheorie leihet hiernächſt den Gegenſtand der neunten Vorleſung her, und wir machen in derſelben namentlich auf die Darſtellung der Lehre von den achromatiſchen Linſengläſern aufmerkſam. Indeß hat dabei der „flüſſigen Refraktionslinſen“ noch nicht Erwähnung geſchehen können, darüber der königlichen Geſellſchaft zu London am 9. December v. J. ein eben in des Referenten Hände kommender Bericht *) abgeſtattet worden iſt, der dieſer neuen Einrichtung ein ungemein vortheilhaftes Zeugniß ertheilt. Seit drei Jahren hat ſich danach weder die Quantität noch die Qualität der Flüſſigkeiten in den Linſen geändert, noch auch das einſchlieſſende Glas getrübt; und die Schwefelkohlenſtoffflüſſigkeit (liquor sulphuris carbonati) ſcheint daher das Flintglas wirklich erſetzen zu können.

Eine der ſchönſten Erſcheinungen in der Natur, der Regenbogen (zehnte Vorleſung, iſt für die Wiſſen-

*) Ich bin hierbei an das ſehr feine Drathgeflecht der Davy'ſchen Sicherheitslampe erinnert worden, unerachtet ich zugebe, daß die Analogie unanſtändig iſt.
N.

*) Gruithuiſen's Analekten. Heft VII. S. 21. Im 6ten Bande der neuen Auflage von Gehler's phyſikaliſchem Wörterbuche. 1ſte Abtheilung S. 443 geſchieht des Gegenſtandes auch ſchon Erwähnung.
N.

Digitized by Google

ſchaft auch darum wichtig, weil ſeine Theorie ein vortreffliches Beiſpiel einer *vollſtändigen* phyſikaliſchen Erklärung aus Naturgeſetzen gibt. So verwickelt die Wirkung iſt, ſo hängt ſie doch mit den Geſetzen ſelbſt durch die ſchönſte Reihe von nothwendigen Folgerungen zuſammen; und wir rechnen dem Verfaſſer die populäre Entwicklung dieſes Zuſammenhanges abermals als ein beſonderes Verdienſt an. — Die folgende *eilfte* Vorleſung wendet das Reſultat ihrer Unterſuchungen über die *Farben undurchſichtiger und durchſichtiger Körper* zur Erklärung des Blau des Himmels und der Abendröthe *) an. Die reine Luft ſcheint nämlich die Eigenſchaft zu beſitzen, daß ſie die mehr brechbaren Strahlen, die zuſammen Blau darſtellen, beſſer zurückwirft, die weniger brechbaren aber, die in ihrer Miſchung Orange geben, vorzugsweiſe durchläßt. Die wäßrigen Dünſte dagegen, mit welchen die Atmoſphäre bald in größerm, bald in geringerm Verhältniſſe, gemiſcht iſt, begünſtigen keine Art von farbigen Strahlen beſonders. Jedermann weiß, daß von der Sonne erhellte Wolken, Nebelmaſſen, weiß erſcheinen. Iſt daher die Luft mit Dünſten, welche ſich ſchon niederſchlagen, erfüllt, ſo iſt auch die Abendröthe weißlicher, oder hellgelber; bei recht dunſtfreiem Himmel aber zeigt ſich die Luft, aus dem obigen Grunde, dunkelblau, und die Abend- oder Morgenſonne mit einem Ueberſchuſſe in gelben und rothen Strahlen.

Es iſt bekannt, daß zur Erklärung der Erſcheinungen des Lichtes mehrere Hypotheſen ausgedacht worden ſind. Unter denſelben ſtehen die *Emiſſionstheorie* (*zwölfte* Vorleſung) und die *Undulationstheorie* (*dreizehnte* Vorleſung) oben an. Die erſtere iſt vorzüglich von Newton, und, nach ihm, in der neueſten Zeit, von Biot und Herſchel dem Sohne, die andere von Huyghens und Euler, und, ſpäter, von Young, Poiſſon, Fresnel und Fraunhofer, ausgebildet worden. Der Grundgedanke der Emiſſionstheorie läßt die, körperlich gedachte, Lichtmaterie von den ſelbſtleuchtenden Körpern ausgehen, den Weltraum in geraden Linien durchſchneiden, unſer Auge treffen, und uns ſo die Empfindung des Sehens gewähren; die Undulationstheorie hingegen ſchließt ſich an die Uebereinſtimmung an, die zwiſchen dem Lichte und dem Schalle beſteht, und gründet ihre Schlüſſe auf die Geſetze der Vibrationsbewegung. Wendet man indeß beide Theorien mit derjenigen Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher es in unſerem Werke geſchieht, auf die einzelnen Erſcheinungen an: ſo findet ſich, daß weder die eine noch die andere der Geſammtheit dieſer Erſcheinungen ein Genüge leiſtet; und man darf daher in der That zweifeln, ob durch eine beider das Räthſel des Lichtes gelöſt ſey. Das innere Weſen der Naturkräfte kennen wir aber auch überhaupt nicht. Dem menſchlichen Geiſte iſt nur vergönnt, die Geſetze mühſam zu erforſchen, nach welchen der unbegreifliche Urheber alles Daſeyns jenen Kräften der äußern und innern Welt zu wirken geboten hat; und es iſt daher gar wohl denkbar, daß es ſolche Kräfte gibt, für deren *innere* Wirkungsart es in unſerm innern Seelenvermögen an jeder Vorſtellungsform gebricht, und daß zu dieſen Kräften das Licht gehört. Stellt man dieſen beſcheideneren Geſichtspunkt auf, ſo erſcheint der Streit den Newtonianer und Eulerianer über die Lichttheorie als ein müßiger; und man thut vielleicht beſſer, die zur Darſtellung der beiderſeitigen Argumente erforderliche Zeit der Entwicklung des ſo unermeßlich reichen experimentalen Theiles der Lichtlehre zuzulegen.

Unter lezterem Geſichtspunkte haben wir die *vierzehnte* Vorleſung zu betrachten, welche ſich ſehr inſtruktiv namentlich über *Newton's Farbenringe* und über die *natürlichen Farben der Körper* verbreitet. Newton bemerkte nämlich da, wo zwiſchen zwei Gläſern ein ſehr kleiner Zwiſchenraum, alſo eine dünne Luftſchicht enthalten iſt, Farben; und dies veranlaßte ihn, ein, nach einem ſehr großen Halbmeſſer geſchliffenes (convex-convexes) Linſenglas auf ein völlig ebenes Glas zu legen, um die alsdann entſtehenden Farben zu beobachten. Dieſelben erſcheinen hier in regelmäßigen Ringen, die den Berührungspunkt beider Gläſer als concentriſche Kreiſe umgeben, und daher, nach ihrem Entdecker, den Namen der „Newton'ſchen Farbenringe" tragen. Die Verfolgung dieſes Phänomens führt zu intereſſanten Schlüſſen über die natürlichen Farben der Körper; wogegen die folgende (*funfzehnte*) Vorleſung eine andere merkwürdige Erſcheinung am Lichte, nämlich ſeine *Beugung* betrachtet, unter welchem Ausdrucke eine Ablenkung der Lichtſtrahlen von ihrem geraden Wege verſtanden wird, die bei dem Vorübergehen derſelben am Rande feſter Körper eintritt. In die weitere Kategorie dieſer Erſcheinungen gehören auch die *Höfe um Sonne und Mond*. Es iſt bekannt, daß der Mond, wenn er durch dünne Wolken ſcheint, oft von einem, mitunter ſehr ſchönen, kleinen „Hofe" umgeben iſt. Daß dieſe Erſcheinung durch Dunſtbläschen hervorgebracht wird, davon kann man ſich am beſten überzeugen, wenn man eine recht reine Glasſcheibe leicht anhaucht, und hiernächſt durch dieſelbe nach einem entferntern Lichte ſieht. Man wird das Licht ſodann von einem ähnlichen „Hofe" umgeben finden, welcher, nahe am Lichte, weiß, in einiger Entfernung bläulich-weiß, und an der Grenze

*) Wir erinnern uns dieſe Erklärung ſchon in des Verf. angenehm geſchriebenen „Unterhaltungen für Freunde der Phyſik und Aſtronomie" geleſen zu haben. N.

Digitized by Google

gelb und roth iſt. Dergleichen Höfe zeigen ſich deſto größer und ſchöner, je feiner ſich die angehauchten Dunſttheile angelegt haben; bei ſtärkerem Anhauchen, wo ſich ſchon ungleiche und größere Tropfen anlegen, geht der farbige Hof in eine blaß erhellte Umgebung über. — So merkwürdige und ſelbſt überraſchende Erſcheinungen die Phänomene des Lichtes hiernach aber auch ſchon gewähren, ſo bietet doch das wunderbare Weſen dieſes großen Agens in der Natur noch manches andere höchſt Merkwürdige dar. Dahin gehört die doppelte Brechung des Lichtes in Cryſtallen, deren Geſetze die ſechzehnte Vorleſung entwickelt. Es iſt nämlich bekannt, daß das Licht beim Uebergange in andere Mittel, wenn es ſchief auffällt, nicht nur von ſeinem bisherigen Wege abgelenkt, ſondern auch in Farbenſtrahlen zerſpalten wird. Mehrere Körper aber, namentlich cryſtalliſirte, und unter dieſen ganz beſonders der Doppelſpath oder ſogenannte isländiſche Cryſtall, beſitzen die Eigenſchaft, den eintretenden Lichtſtrahl in zwei völlig von einander getrennte Strahlen zu zerlegen, deren jeder die Farbenerſcheinungen zeigt. Die Erklärung dieſer merkwürdigen Erſcheinung hat nicht unbedeutende Schwierigkeiten; und dieſelbe Behauptung gilt von einer andern nicht weniger merkwürdigen Eigenſchaft des Lichtes, deren Weſen man unter dem Namen der Polariſation (ſiebenzehnte Vorleſung) begriffen hat. Fällt nämlich ein Lichtſtrahl auf eine Glastafel, ſo wird derſelbe bekanntlich gleichſam geſpalten: ein Theil wird zurück geworfen, und der andere geht durch die Scheibe. Das zurückſtrahlende Licht ſowohl als das durchgehende hat dabei gewiſſe Eigenſchaften erhalten, die es früher nicht beſaß. Ob es dieſe neuen Eigenſchaften in einem höheren oder geringeren Grade annimmt, hängt von dem Winkel ab, unter dem es auf die Tafel fällt. Die neue Eigenſchaft beſteht aber darin, daß dieſes Licht, wie geſagt, zurückgeſtrahltes ſowohl, als durchgehendes, auf eine zweite Glastafel fallend, nicht, wie man erwarten ſollte, von dieſer wieder ſo zurückſtrahlt, als das unmittelbar vom leuchtenden Körper kommende, ſondern daß, bei einer gewiſſen Stellung der Tafeln, die Reflexion vielmehr ganz in Durchgang verwandelt wird. — Man hat zur Beobachtung dieſer höchſt auffallenden Erſcheinung eigene, ſogenannte Lichtpolariſationsmaſchinen; da es aber angenehm iſt, einen ſo merkwürdigen Verſuch auch ohne Hülfe von Inſtrumenten anſtellen zu können, ſo gibt der Verfaſſer eine leicht einzurichtende Anordnung dazu an. Dergleichen Anweiſungen zu leichterer Selbſtanſtellung wichtiger Experimente ſind aber eine lobenswerthe Ausdehnung des populären Vortrages in der Naturlehre; wodurch der Leſer allerdings auch in den Stand geſezt werden ſoll, mit geringerer Mühe zugleich ſelbſt zu ſehen.

Wie viel Unerwartetes und Ueberraſchendes dieſe Verſuche über die Polariſirung des Lichtes aber auch ſchon darbieten, ſo laſſen ſie (achtzehnte Vorleſung) doch noch mancherlei Veränderungen und Ausdehnungen zu, welche mit den glanzvollſten Farbenerſcheinungen verknüpft ſind, wodurch dieſe Bereicherung der Wiſſenſchaft zu einer der anmuthigſten Partien der Experimentalphyſik geworden iſt. Mit der Darſtellung derſelben ſchließt der Verfaſſer ſeine Unterſuchungen über die optiſchen Phänomene. Die neueſte Zeit hat, wie er hinzufügt, unſere Kenntniß der mannichfaltigſten optiſchen Erſcheinungen in hohem Grade bereichert; aber wir ſind gezwungen, zugleich einzugeſtehen, daß dieſe Entdeckungen uns nur tiefer in das Labyrinth räthſelhafter Erfolge geführt haben, ohne uns noch den Faden in die Hand zu geben, der uns leiten könnte, um den Ausgang aus demſelben zu finden. — Welcher phyſikaliſchen Ariadne wird dies vorbehalten ſeyn?

Die neunzehnte Vorleſung, welche zugleich dieſen zweiten Theil beſchließt, beſchäftiget ſich mit den verſchiedenen Entſtehungsarten des Leuchtens, und den chemiſchen Wirkungen des Lichtes. Es wird hier angeführt, daß man zuweilen Diamanten findet, welche die Eigenſchaft beſitzen, ſich, wenn ſie den Sonnenſtrahlen auch nur wenige Secunden ausgeſezt geweſen ſind, Stunden lang, und ſelbſt unter Waſſer, leuchtend zu zeigen; und, was vielleicht noch merkwürdiger iſt, daß ſie dieſe Eigenſchaft in einem höheren Grade annehmen, wenn man ſie den blauen, als wenn man ſie den rothen Strahlen des Lichtes ausſezt.

Ein dritter Theil, deſſen baldige Nachlieferung der Verf. in der Vorrede verſpricht, ſoll die Wärmelehre enthalten; und ein vierter Theil, welchem alſo noch der Vortrag über Elektricität, Magnetismus, vielleicht ſelbſt mit meteorologiſchen Ausdehnungen, vorbehalten bleiben, dürfte demnach das Werk beſchließen. Hätten wir unſere Anzeige aber bis zur Erſcheinung deſſelben ausſetzen wollen, ſo würden wir uns der Satisfaktion beraubt haben, unſer Publikum ungeſäumt mit einem Werke zu befreunden, welches allerdings zu den dankenswertheſten Bereicherungen der phyſikaliſchen Literatur gehört.

Dr. Nürnberger.

Nachträge zur theologiſchen Literatur.

(Fortſetzung.)

40) Die Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen in den kirchlichen Verhältniſſen des proteſtantiſchen Deutſchlands von A. Hölty. Hannover, Hahn, 1831; und 41) Der Kir-

Digitized by Google

№ 18.

Intelligenz=Blatt.

1 8 3 2.

[224] Neue Musikalien, welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind:

Almenräder, 2 Duettinos für 2 Fagotte. Op. 8. 1 fl. 12 kr.
Auber, Der Liebestrank, für Pianoforte ohne Worte arr. von Rummel. 4 fl. 48 kr.
— do. do. Ouverture daraus als Violin-Quartt. arr. 1 fl. 24 kr.
— do. do. Dieselbe als Flöten-Quartett. 1 fl. 12 kr.
— do. do. als Flöten-Quartett arrg. 8 fl. 6 kr.
— do. do. als Violin-Quartett arrg. 8 fl. 6 kr.
— Der Gott und die Bayadere, als Flöten-Quartett arrg. 6 fl. 24 kr.
— do. do. Ouverture als Flöten-Quartt. 1 fl. 24 kr.
— do. do. Ouverture als Violin-Quartt. 1 fl. 24 kr.
Beethoven, 3te gr. Sinfonie Op. 55. in Es für Pianoforte mit Flöte, Violin und Viell. arrg. von Hummel. 4 fl. 12 kr.
— Dieselbe für Pianoforte allein arrg. von Hummel. 2 fl. 24 kr.
Blum, Der Text zu Zampa nach dem Franz. von Melesville. 45 kr.
Carcassi, Fantasie für Guitarre nach Themas aus Zampa. 36 kr.
Herold, Zampa, Clav.-Auszug vollständig. 12 fl. 36 kr.
Herz, H., Variat. über ein Th. von Labarre. 1 fl. 30 kr.
Koch, Bolero in Rondoform f. Alt mit Pfte.-Begl. Op. 40. 1 fl. 12 kr.
— do. do. für Fagott mit Pfte.-Begleitung. Op. 40. 1 fl. 12 kr.
— do. do. für Bassethorn mit Pfte.-Begl. Op. 40. 1 fl. 12 kr.
Kosmaly, Der weisse Adler am Rhein für Singstimme mit Pianoforte- oder Guitarre-Begleitung. 16 kr.
Küffner, 25tes Potpourri f. Pfte. u. Flt. od. Violin üb. Th. a. d. Gott u. d. Bayadere. Op. 242. 1 fl. 48 kr.
— 26tes Potpourri ebenso aus dem Liebestrank. Op. 243. 1 fl. 48 kr.
— Frühlingsgeschenk, 6 Lieder mit Pfte.-od. Guit.-Begl. Op. 241. 48 kr.
— Dieselbe 6 Lieder einzeln jedes 8 kr.
Köhler, Lied an den Mond Pfte.- od. Guit.-Begl. 8 kr.
v. Lichtenstein, Text zu: Der Teufel in Sevilla nach Hurtado. 36 kr.
Mantellied (das beliebte) mit Pfte.- od. Guit.-Begl. 8 kr.
Marsch für Pianoforte aus Fra Diavolo. 8 kr.
do. do. aus der Stummen von Portici. 8 kr.
do. do. aus Wilh. Tell. 8 kr.
do. do. des Regiments Langenau. 8 kr.
Polonaise des Generals Skrzynecki. 8 kr.
do. do. Uminski. 8 kr.
Hambacher Galoppade für Pianoforte. 8 kr.
Rheinweinlied, „Bekränzt mit Laub" mit Pfte.-od. Guit.-Begleitung. 8 kr.
Rinck, Der Choralfreund. 1s und 2s Heft. Subscription für 6 Hefte. 1 fl. 48 kr.
Rinck u. Mainzer, 12 Kinderduette f. Schulen. 18 kr.
Rummel, Fantasie f. Pfte. üb. Th. a. d. letzten Tag von Pompeji. 2 fl.
Weber, Franz, Introd. und Rond. brilt. f. Pfte. Op. 8. 1 fl. 48 kr.

In Stuttgart sind diese Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[236] **Bei Georg Franz in München iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:**

Ueber Wallenſteins Privatleben.
Vorleſungen
im
Muſeum zu München gehalten
von
Prof. Julius Max Schottky.

Duodez. 18 Bogen. Mit Abbildungen und Facſimiles. Eleg. cartonirt 1 Rthlr. 4 Gr. oder 2 fl.

Durch dieſes Werk, welches ganz auf bisher ungedruckten Nachrichten aus öſterreichiſchen, böhmiſchen und bayeriſchen Archiven baſirt iſt, verbreitet ſein rühmlich bekannter Herr Verfaſſer zum Erſtenmale ein helleres Licht über Wallenſteins Charakter und Privatleben. In neun größern Abſchnitten ſind viele Anklagen gegen Wallenſtein als unbegründet nachgewieſen, ſind fernerhin aktenmäßig beleuchtet: ſein Verhältniß zur Religion und ihrer Geiſtlichkeit, Wallenſteins Fürſorge für ſeine Unterthanen und für Induſtrie=Verhältniſſe im Allgemeinen, des Herzogs Hofſtaat, ſeine zweite Gemahlin, ſeine Strenge und angebliche Barbarei, und Aehnliches mehr. Wallenſtein tritt hier in ſorgfältig gewählten Mittheilungen aus ſeiner bisher unbekannten Privatkorreſpondenz, faſt durchaus in eigner Perſon auf; wodurch ſich dieſes Werk als eine ſo intereſſante und originelle Leiſtung bekundet, daß es allen öffentlichen Leih= und Theaterbibliotheken empfohlen und von keinem Geſchichtsfreunde unbeachtet bleiben dürfte.

---

[223] **Neue Verlagswerke der Stuhr'ſchen Buchhandlung in Berlin, welche durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen ſind:**

Bell, Karl, phyſiologiſche und pathologiſche Unterſuchungen des Nervenſyſtems. Aus dem Engliſchen von Dr. M. G. Romberg, Privatdocenten an der Fr. Wilh. Univerſität zu Berlin und Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften. gr. 8. 26½ Bogen und ſechs Abtheilungen. Preis 3 Rthlr.

v. Gansauge, H., Königl. Preuß. Rittmeiſter im 2ten Garde=Ulanen=Regiment, kriegswiſſenſchaftliche

Digitized by Google

Analekten in Beziehung auf frühere Zeiten und auf die neuſten Begebenheiten. Broſch. gr. 8. 16 Bogen, 2 Pläne und 1 Abbild. Preis 1 Rthlr.

Grüſon, J. Ph., Dr. der Philoſ. Geh. Hofrath und Profeſſor, bequeme logarithmiſche, trigonometriſche und andere nützliche Tafeln zum Gebrauche auf Schulen und für diejenigen, die ſich der Kriegs- und bürgerlichen Baukunſt widmen. Dritte, verbeſſerte Aufl. Broſch. gr. 8. 5 Bogen. Preis ¼ Rthlr.

Wimmel, Karl, Ueber Bedürfniß und Befriedigung unſerer Zeit in Hinſicht auf Poeſie. 8. 9½ Bogen. Preis ½ Rthlr.

Die Portugieſiſche Frage. gr. 8. geh. 1½ Bogen. Preis ¼ Rthlr.

---

[213] In Magdeburg bei Rubach iſt erſchienen:

Uebungsaufgaben im Briefſtyl

mit beſonders gewähltem Stoff, den Kindern die Antworten zu erleichtern und ſie im Briefſchreiben und andern ſchriftlichen Arbeiten ſchnell auszubilden, für Töchterſchulen und zum Privatunterricht

von

Karl Schäffer.

8. 9 Bogen. 12½ ſGr. oder 45 kr.

Der Verfaſſer hat ſich bemüht, einem längſt gefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen, und dieſe Aufgaben ſo reichlich mit Stoff zu den Antworten der Kinder bedacht, daß dieſes Werkchen mit Recht jeder Töchterſchule willkommen ſeyn wird. Es herrſcht überhaupt darin eine kindlich gemüthliche Sprache, und der Styl iſt ſo ungezwungen und anſprechend, daß die Kinder gewiß mit wahrer Freude die Aufgaben empfangen und bearbeiten werden.

---

[206] So eben ist als ausschliesslich-rechtmässiges Eigenthum für ganz Deutschland bei uns erschienen, und durch alle gute Musikhandlungen zu beziehen:

Robert der Teufel (Robert le diable), Oper in 5 Acten, französischer Text von Scribe, für alle deutsche Bühnen übersetzt von Th. Hell, Musik von Meyerbeer. Vollständiger Klavier-Auszug von Pixis. 12 Rthlr. od. 21 fl. 36 kr. (Der 4te und 5te Act wird baldigst nachgeliefert.)

Pixis, Caprice dramatique sur la cavatine de Robert le diable, p. l. Piano. 18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

Lemoine, 8me Bagatelle sur la ballade de Robert le diable p. l. Piano avec Acc. de Violon ou Flûte. 14 gGr. od. 1 fl. 3 kr.

Mereaux, Variations brillantes sur la marche du tournoi de Robert le diable, p. le Piano. Op. 32. 20 gGr. od. 1 fl. 30 kr.

Kalkbrenner et Lafont, Fantaisie p. Piano et Violon sur Robert le diable. Op. 122. 1½ Rthlr. od. 2 fl. 6 kr.

Vor Kurzem sind erschienen:

Meyerbeer, Robert der Teufel (Robert le diable). Clavier-Auszug mit Hinweglassung der Finales, mit deutschem und französischem Text, für das Pianoforte arr. von Pixis. 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr. Alle Arien, Duette, Trios, Chöre einzeln zu verschiednen Preisen, die Ouverture für das Pfte. 6 gGr. od. 27 kr.

Herz, 5 airs de ballet de l'Opéra „Robert le diable" arr. en Rondeaux p. le Piano. No. 1. 2. 4 et 5. à 14 gGr. od. 1 fl. 3 kr., No. 3. Valse enfernale 10 gGr. oder 45 kr.

Kalkbrenner, Rondo sur la Sicilienne de Robert le diable, p. l. Piano. Op. 109. 14 gGr. oder 1 fl. 3 kr.

— — Souvenir de Robert le diable p. l. Piano. Op. 110. 1½ Rthlr. oder 2 fl. 6 kr.

Adam, Mosaique de „Robert le diable" arr. p. l. Pfte. 1e Suite 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr. 2e, 3e et 4e Suite à 18 gGr. oder 1 Fl. 21 kr.

Neueste Berliner Lieblingstänze, auf allen Hof- und den ausgezeichnetsten Privatbällen aufgeführt, für das Piano arr. v. Neithardt. 3s Heft enth. 6 Contretänze und 1 Mazurca aus Robert le diable, 1 Walzer aus Lindane, 1 Galopp und 1 Cotillon aus Zampa. 16 gGr. od. 1 fl. 12 kr.

Neithardt, Contretänze aus Robert der Teufel von Meyerbeer, für das Pfte. 2 Hefte à 8 gGr. oder 36 kr.

Binnen Kurzem erscheint:

Robert der Teufel von Meyerbeer arrangirt für Guitarre, für 2 Violinen, 2 Flöten, in Quatuor für Violine, und auch für Piano, für Orchestre, Clavier-Auszug mit Hinweglassung der Worte etc. etc.

Berlin, den 28. Mai 1832.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

---

[225] Bei L. C. Kehr in Kreuznach iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Chronologiſches Lotto, oder 100 Hauptmomente aus den allgemeinen Geſchichten. Ein nützliches Geſellſchaftsſpiel für die Jugend, auch für Erwachſene nützlich. 8 gGr. oder 36 kr.

---

[230] Bei W. Schüppel in Berlin ſind kürzlich erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Heinemann, M., Abriß der phyſikaliſchen Geographie. Als Leitfaden für den Schulgebrauch und den Selbſtunterricht bearbeitet. Mit einem, für den Zweck der Wiſſenſchaft berechneten terminologiſchen Sach-Regiſter. gr. 8. 1832. 8 Gr.

Jüngken, J. C., Dr. und Prof., Die Lehre von den Augenkrankheiten. Ein Handbuch zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbstunterrichte für angehende Aerzte. Mit 1 diagnost. Tabelle der Augenentzündungen. gr. 8. 1832. 5 Thlr.

Roſtſtroh, Dr. Heinr., Anweiſung, wie die mannichfachſten Gegenſtände, für den gewöhnlichen Gebrauch ſowohl als für die Technik und den Luxus, aus Pappe und Papier, oder auch aus Blech, nach einem geregelten Verfahren ohne große Koſten gut geſtaltet und dauerhaft angefertigt werden können. Durchgehends faßlich dargeſtellt, mit genauer Angabe der zu ſolchem Behufe erforderlichen geometriſchen

Digitized by Google

Vorriſſe. Ein Hülfsbuch für Liebhaber einer ſolchen Beſchäftigung, ſo wie für Künſtler und kunſtverwandte Handarbeiter, die Beruf und Erwerb in ihr finden. Mit 14 erläut. Kupfert. 1832. Gebunden. 1½ Thlr.

Sachs, S., Königl. Reg. Bauinſp. Der wohlerfahrene Bauherr. Ein Handbuch für Hausbeſitzer und Alle die es werden wollen, oder vollſtändige, auf Praxis gegründete, Belehrung über Alles, was bei dem Kauf ſtädtiſcher und ländiſcher Grundſtücke, ſo wie bei dem Ausbau oder Neubau eines Hauſes wahrzunehmen iſt, um gut zu kaufen, wohlfeil, zweckmäßig und feſt zu bauen, auch die Mängel der gelieferten Arbeiten und Materialien ſogleich zu erkennen, ſich durch bündige Kontrakte gegen Bevortheilungen aller Art ſicher zu ſtellen ꝛc. Nebſt einem Anhange, in welchem gelehrt wird, wie man es anzufangen habe, um ein Haus viele Jahre hindurch mit geringen Koſten im baulichen Stande zu erhalten, und zu verhüten, daß nicht durch Mißbrauch der Miether oder ſonſtige Fahrläſſigkeit in kurzer Zeit ſchon neue Reparaturen nöthig werden ꝛc. auch einem vollſtändigen Bau-Tarif, aus welchem die Preiſe aller Baugegenſtände, nach Maß, Gewicht, und Arbeitslohn berechnet, ſogleich zu erſehen ſind. 1832. Geh. 1½ Thlr.

---

[229] In der Wienbrack'ſchen Buchhandlung in Torgau und Leipzig iſt ſo eben erſchienen:

Grundlage bei dem Unterrichte in der allgemeinen Geſchichte für Gymnaſien und andere höhere Lehranſtalten, von Dr. G. A. Lauppe, Subrektor am Gymnaſium zu Torgau.

8. 12½ Bogen. 10 gGr. (für Schulen im Parthiepreiſe 8 gGr.)

---

[208] Anzeige.

Nordiſche Mythologie, nach den Quellen bearbeitet und ſyſtematiſch zuſammengeſtellt. Ein Handbuch für die gebildete Welt und den öffentlichen Unterricht in den Schulen, von E. E. Hachmeiſter, Rektor in Hameln. Hannover, in der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung. 1832. 21 Bogen. Preis 1⅓ Rthlr.

Zwar haben die Dichter und Künſtler, beſonders die übrigen nordiſchen Völker, zum Theil aber ſeit Klopſtock auch die deutſchen, nach und nach angefangen, aus dem ſo ſchönen und anziehenden nordiſchen Mythenkreiſe, der ſelbſt den Vergleich mit dem griechiſchen und römiſchen nicht zu ſcheuen braucht, den Stoff und den Schmuck zu ihren Werken zu entlehnen; aber immer noch iſt dieſer Zweig des Wiſſens, den uns doch ſchon die Liebe zu den vaterländiſchen Alterthümern empfehlen ſollte, ſo wenig gekannt und gewürdigt, vielleicht wohl, weil alle bisher darüber erſchienenen Werke theils zu einſeitig, theils zu unvollſtändig und dürftig ſind. Der Verfaſſer hielt es daher für zeitgemäß, eine umfaſſende und ſyſtematiſche Darſtellung der nordiſchen Fabellehre nach den Quellen zu entwerfen, und die einzelnen Mythen mit denen anderer Völker zu vergleichen, um ihre genauere Kenntniß und ein ſicheres Urtheil über ihren Werth zu begründen. Gewiß darf deshalb dieſes Werk allen gebildeten Ständen, denen an vaterländiſcher Bildung und an einem gründlicherem Verſtändniß aller Dichtungen und Erzählungen aus dem Gebiete der nordiſchen Mythen etwas liegt, als ein lesbares und unterhaltendes Buch, allen Direktoren und Lehrern der Schulanſtalten und den fortſchreitenden und nach einer umfaſſenden Ausbildung ſtrebenden Jünglingen aber theils als ein wichtiges Hülfsmittel zu einem genauern Studium der nordiſchen und deutſchen Geſchichte, theils als ein unentbehrliches Handbuch der vergleichenden Mythologie dringend empfohlen werden.

---

[231] Anzeige für Gebildete.

Von Carl Focke in Leipzig iſt an alle gute Buchhandlungen verſandt worden:

Lezte Erzählungen
von Frederike Lohmann, 4 Bände, Preis 6⅔ Rthlr., welche zugleich den 13ten bis 16ten Band und Schluß ihrer „Sämmtlichen Erzählungen" bilden.

Neueſte hiſtoriſche Novellen und Erzählungen
von C. von Wachsmann, Preis 1⅓ Rthlr.
(Auch unter dem Titel: „Bibliothek hiſtoriſcher Romane und Erzählungen" 11ter Band.)

Neueſte hiſtoriſche Novellen und Erzählungen
von Eduard Gehe (2ter Band) Preis 1⅔ Rthlr.
(Auch unter dem Titel: „Bibliothek hiſtoriſcher Romane ꝛc." 12ter Band.)

Sämmtlich ſehr elegant gedruckt und broſchirt.

---

[232] So eben iſt erſchienen und ſauber broſchirt für 1 fl. 48 kr. in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefe aus Berlin.
Geſchrieben im Jahre 1832.
Erſter Theil.
(Hanau bei Friedrich König.)

---

[238] In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes iſt zu erhalten:

Converſations-Lexikon
der
neueſten Zeit und Literatur.
Erſtes bis drittes Heft.
Abel bis Casper.

Der unterzeichnete Verleger macht wiederholt auf dieſes höchſt intereſſante und zeitgemäße Werk aufmerkſam. Es bildet einen Supplementband zu allen bisherigen Ausgaben des Conv.-Lex., iſt aber auch für ſich beſtehend und in ſich abgeſchloſſen; man findet darin die wichtigſten Aufſchlüſſe

über Alles was die Zeit bewegt, und es iſt daher für Jeden unentbehrlich, der die Erſcheinungen derſelben richtig würdigen will. Es können hier keine Artikel namhaft gemacht werden, aber in jeder Buchhandlung iſt das Werk einzuſehen, und die große Theilnahme des Publikums, die ſchon jezt eine Auflage von faſt 30,000 Ex. nöthig macht, ſpricht wohl am beſten dafür, daß Mitarbeiter und Redaktion ihre Aufgabe trefflich gelöſt haben.

Um die Anſchaffung zu erleichtern, und den Artikeln den Reiz der Neuheit zu laſſen, erſcheint das Werk in Heften zu acht Bogen, deren jedes

auf weißem Druckpapier 6 Groſchen
auf gutem Schreibpapier 8 Groſchen
auf extrafeinem Velinpapier 15 Groſchen

koſtet.

Leipzig, 1. Juni 1832.

F. A. Brockhaus.

---

[229] In Tübingen bei H. Laupp iſt erſchienen:

Tübinger Liedertafel, Chöre und Quartette für Männerſtimmen. Herausgegeben von F. Silcher. Heft I. 1 fl. 24 kr.

---

[221] Bei G. Bethge in Berlin iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Lehrbuch der engliſchen Ausſprache von E. Buſchmann. Preis br. 1 Rthlr.

Jedem, der ſich mit dem Studium der engliſchen Sprache beſchäftigt hat, iſt es bekannt, welch' heilloſe Verwirrung, ſelbſt nach dem Erſcheinen von Walker's und Winkelmann's Schriften, faſt in allen engliſchen Grammatiken über den Punkt der Ausſprache herrſcht. In dieſes wüſte Chaos Licht zu bringen, und dieſe bisher wahrhafte terra incognita der Lehrer und Lernenden durch die einzig richtige Führerin, die Wiſſenſchaft, in ein für beide befreundetes Gebiet zu verwandeln, iſt dieſe Arbeit unternommen worden; wer das Buch ſelbſt anſieht und mit Unbefangenheit urtheilt, wird gern geſtehen, daß es die gedrängteſte, vollſtändigſte und wiſſenſchaftlichſte Anweiſung über den ſchwierigen Gegenſtand enthält. Mehrere ſehr zweckmäßige Anhänge dienen noch zu Erhöhung ſeines Werths.

---

[227] **Herabgeſezte Preiſe.**

Wegen Konkurrenz haben wir uns genöthigt geſehn, die in unſerm Verlag erſchienene Ausgabe von

W. Scotts ſämmtlichen Romanen in englischer Sprache in 8vo.

auf die Hälfte des ohnehin billigen Preiſes herabzuſetzen, demnach koſtet jeder Band nur 12 Gr. Doch tritt nach zwei Jahren der frühere Ladenpreis wieder ein.

Erſchienen ſind bis jezt:

The Abbot, 3 Vol.; the Antiquary, 3 Vol.; the Bride of Lammermoor, 2 Vol.; the blackdwarf, 1 Vol.; the Fortunes of Nigel, 3 Vol.; Gug Mannoring or the Astrologer, 3 Vol.; the Heart of Msd. Lothian, 3 Vol.; Ivanhoe, 3 Vol.; A Legend of Monrase, 2 Vol.; the Monastery, 3 Vol.; Old Mortality, 3 Vol.; Peveril of the Peak, 4 Vol.; the Pirat, 3 Vol.; Quentin Durward, 3 Vol.; Redgauntlet, 3 Vol.; Rol Ruy, 3 Vol.; St. Ronans Well, 3 Vol.; Tales of the Crusaders, 4 Vol.; containing: the Betrothod, 2 Vol.; the Talisman, 2 Vol.; Waverley, 3 Vol.; Woadstock, 3 Vol.; Lines of the Novelicts, 2 Vol.; Cronicles of the Canongale, 2 Vol.; Tales of a Grandfather, 2 Vol.; the fair Maid of Porth, 3 Vol.; Anna of Geierstein, 3 Vol.; zuſammen 70 Bände, 35 Rthlr. kartonirt 2 Gr. per Band mehr.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Schleſinger'ſche Buch- und Muſikhandlung in Berlin.

---

[196] So eben iſt bei Franz Varrentrapp in Frankfurt a. M. erſchienen:

Die
heilige Schrift
des
alten Teſtaments.
Erſten Theils dritter Band,
welcher das fünfte Buch Moſis enthält.

Auf Befehl des Hochwürdigſten Fürſten und Herrn Herrn Rupert II. herausgegeben von Dominikus von Brentano.

Zweite Ausgabe.
Aus dem Hebräiſchen überſezt und erklärt
von
Dr. J. Martin Auguſtin Scholz,
ord. Prof. der bibl. Exegeſe zu Bonn.
gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

---

[215] **Fr. von Didron,**

Die Grundlehren der Gleichungen, Reihen und Logarithmen. Ein Handbuch für Militärſchulen, für die mittlern Klaſſen der Gymnaſien und zum Selbſtunterricht. Magdeburg, bei F. Rubach, 1832. Preis 1 Rthlr 16 Gr.

Ein mathematiſches Werk, welches die Elemente dieſer wichtigen Theorien ſpeziell umfaßt, dem Leſer das Nothwendigſte und Intereſſanteſte derſelben klar, und für das Studium geeignet, vorlegt, dürfte ein wünſchenswerther Gegenſtand für alle ſeyn, welche ſich ſowohl aus Neigung, als auch zum Behuf künftiger Examina mit dieſer Wiſſenſchaft beſchäftigen wollen.

---

[228] So eben iſt erſchienen:

Neu begründete, auf die einfachſten und faßlichſten Grundſätze zurückgeführte, theoretiſch-praktiſche Schreibſchule. Für Schulen und den Selbſtunterricht von F. A. Silber.

Leipzig in Commiſſion bei A. Wienbrack. gr. quer Folio. Preis 2 Rthlr.

Digitized by Google

№ 19.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 2.

[245] In der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taſchenbuch der neueſten Geſchichte,

herausgegeben
von
Dr. Wolfgang Menzel.

Der Geſchichte des Jahres 1830 2ter Theil.
Preis 3 fl.

Mit 12 Porträts, nämlich: Conſtantin, Großfürſt; Chlopicki; Leopold, Prinz von Coburg; Georg IV. und Wilhelm IV., Könige von England; Mina; Bolivar; Ferdinand, Kronprinz von Oeſtreich, König von Ungarn; Friederich, Prinz von Sachſen; Carl, Herzog von Braunſchweig; Wilhelm, Herzog von Braunſchweig; Wilhelm, Churfürſt von Heſſen.

Inhalt. Der Geſchichte des Jahres 1830 zweiter Theil als Fortſetzung des erſten.

III. Rußland und Polen. 1) Rußland; 2) Urſachen der polniſchen Revolution; 3) Ausbruch der polniſchen Revolution. Vertreibung der Ruſſen aus Warſchau; 4) Gen. Chlopicki, Dictator von Polen.
IV. Türkei und Griechenland. 1) Die Türkei; 2) Griechenland.
V. England. 1) Thronwechſel; 2) Miniſterwechſel.
VI. Spanien. 1) Die pragmatiſche Sanction; 2) Mina's Feldzug in den Pyrenäen.
VII. Portugal und Braſilien.
VIII. Amerika. 1) Nordamerika; 2) Mexiko; 3) Guatemala; 4) Columbia; 5) Peru; 6) Bolivia; 7) Chili; 8) Buenos-Ayres; 9) Montevideo; 10) Hayti.
IX. Skandinavien. 1) Schweden und Norwegen; 2) Dänemark.
X. Italien.
XI. Die Schweiz.
XII. Deutſchland. 1) Allgemeine Angelegenheiten; 2) Oeſtreich; 3) Preußen; 4) Bayern; 5) Würtemberg; 6) Sachſen; 7) Hannover; 8) Braunſchweig; 9) Heſſen-Caſſel; 10) Heſſen-Darmſtadt; 11) Baden; 12) Weimar; 13) Altenburg; 14) Coburg-Gotha; 15) Meinungen-Hildburghauſen; 16) Schwarzburg-Sondershauſen; 17) Reuß; 18) Mecklenburg-Schwerin; 19) Oldenburg.

Kleine Chronik.

Naturerſcheinungen; Reiſen; Nekrolog des Jahres 1830; Chronologiſche Tabelle über alle wichtige Begebenheiten des Jahres 1830.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[239] In der unterzeichneten Buchhandlung erſcheint eine Ueberſetzung von:

A Dictionary practical, theoretical and historical of Commerce and commercial navigation by J. R. Mc. Culloch,

unter dem Titel:

Handbuch für Kaufleute über die wichtigſten Zweige des Großhandels, der Handelsſchiffahrt und des Bankweſens. Mit den nöthigen Zuſätzen und Anmerkungen verſehen. In alphabetiſcher Ordnung. 2 Bde. gr. 8.

Stuttgart, den 2. Juli 1832.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[216] Neue Romane.

Bei F. Rubach in Magdeburg erſchienen:

Bonaventura, oder Leipzigs geheimnißvolles Haus. Novelle von E. Freih. von Oelsnitz.

Der Kardinal, oder die Schreckensnacht auf Aretto. Von J. B. Maſſalour. 2 Bände. 2 Rthlr.

Triſtram Schandy von Sterne. Neu übertragen von W. H. 1r u. 2r Band. 18 Gr.

Auch unter dem Titel:

Sammlung humoriſtiſcher und komiſcher Romane des Auslandes. 10r u. 11r Band.

Im Jahre 1831 waren neu:

Graf Gundolf. Roman von F. W. Ganthe. 1 Rthlr. 12 Gr.

Bilder aus dem Leben. Novellen und Erzählungen von Th. Mügge. 1 Rthlr. 12 Gr.

---

[193] So eben iſt bei Franz Varrentrapp in Frankfurt a. M. erſchienen:

M. Tullius Cicero
von der
Natur der Götter.
Aus dem
Lateiniſchen überſezt und mit Anmerkungen begleitet
von
Joh. Friedr. v. Meyer.
Zweite, neu bearbeitete Ausgabe.
gr. 8. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Digitized by Google

[237] **Neue Musikalien im Verlage des**

BUREAU DE MUSIQUE

von

C. F. Peters in Leipzig.

Zu haben in allen Buch- und Musikhandlungen. In Stuttgart bei G. A. Zumsteeg.

Für Saiten- und Blasinstrumente.

Beethoven, L. van, Grand Septuor. Partition. Es. Op. 20. 2 Thlr. 16 Gr.
Belcke, C. G., Trois Caprices pour la Flûte. C. A. G. Op. 6. No. 1. 2. 3. à 8 Gr.
Bohrer, A. et M., Grand Duo concertant, pour Violon et Violoncelle. A. Op. 47. 9e Livr. 1 Thlr.
Kalliwoda, I. W., Troisième Sinfonie à grand Orchestre. Dm. Op. 32. 4 Thlr.
— Second Concertino pour le Violon av. Orchestre. A. Op. 30. 2 Thlr. 12 Gr.
— Danses brillantes. Six Walses et six Galops à grand Orchestre. Op. 29. 1 Thlr. 4 Gr.
Lindpaintner, P., Ouverture de l'Opéra: l'Amazone, à grand Orchestre. D. Op. 76. 2 Thlr. 12 Gr.
Maurer, L., Huitième Concerto pour le Violon av. Orchestre Fis m. Op. 54. 2 Thlr. 4 Gr.
Meyer, C. H., Concertino pour le Trombone de Basse. av. Orchestre. B. 1 Thlr. 8 Gr.
Spohr, L., 10me Concerto pour le Violon av. acc. de Piano. A. Op. 62. 1 Thlr. 12 Gr.
— 11me do. do. G. Op. 70. 1 Thlr. 16 Gr.
— Notturno Op. 34. arr. pour 2 Violons, 2 Altos et Violoncelle. 1 Thlr. 16 Gr.
— le même arr. pour Flûte, Violon, 2 Altos et Violoncelle. 1 Thlr. 16 Gr.
Walch, J. H., Pièces d'Harmonie pour musique militaire. Liv. 18. 2 Thlr. 20 Gr.
Wassermann, H. J., Deux Duos pour 2 Violons. F. Op. 20. No. 1. 18 Gr.
— do. do. G. No. 2. 1 Thlr. 4 Gr.

Für Pianoforte mit Begleitung.

Beethoven, L. van, Trois Trios pour Piano, Violon et Violoncelle. Es. G. Cm. Op. 1. Nouv. Edit. Complet. 2 Thlr. 6 Gr.
— do. do. Séparément à 20 Gr.
— Deux grandes Sonates pour Piano et Violon ou Violoncelle. F. G m. Op. 5. Nouv. Edit. 2 Thlr.
— Trois Sonates pour Piano et Violon. D. A. Es. Op. 12. Nouv. Edit. Complet. 2 Thlr.
— do. do. Séparément à 18 Gr.
Bohrer, A., Variations concertantes pour Piano et Violon. C. Op. 46. 1 Thlr.
— M., Duo concertant, pour Piano et Violoncelle. D. Op. 14. 1er Livre. 1 Thlr. 4 Gr.
Czerny, C., Divertissement de Concert, ou Adagio, Variations et Rondeau pour Piano avec Orchestre. A. Op. 204. 2 Thlr.
— do. do. avec Quat. 1 Thlr. 12 Gr.
Hummel, J. N., Notturno. F. Op. 99. arr. pour Piano et Violon obligé par F. W. Eichler. 1 Thlr.

Für Pianoforte ohne Begleitung.

Bach, J. S., Fantaisie pour l'Orgue ou le Pianoforte. G. No. 2. 10 Gr.
— Toccata et Fugue pour l'Orgue ou le Pfte. F. No. 2. 16 Gr.
— do. do. do. D m. No. 3. 16 Gr.
— Prélude et Fugue pour l'Orgue ou le Pfte. A m. No. 1. 8 Gr.
— do. do. do. G. No. 2. 10 Gr.
— do. do. do. G m. No. 3. 10 Gr.

Vorstehende grösstentheils noch unbekannte Kompositionen von Johann Sebastian Bach, deren Aechtheit aus guter Quelle, und auch nach Forkels thematischem Verzeichniss verbürgt ist, bilden ein Supplement zu der schon in meinem Verlage befindlichen Collection der sämmtlichen Werke dieses unsterblichen Meisters.

Beethoven, L. van, Grand Septuor, arr. pour le Pianoforte à quatre mains. Arrangement nouveau d'après la partition originale. Es. Op. 20. 1 Thlr. 12 Gr.
Czerny, C., Divertissement de Concert, ou Adagio, Variations et Rondeau pour le Pianoforte seul. A. Op. 204. 20 Gr.
— Trois thèmes choisis de l'Opéra: Robert le Diable, de Meyerbeer, variés pour le Pfte. C. F. C. Op. 275. No. 1. 2. 3. à 12 Gr.
Hummel, J. N., Amusement en forme de Caprice pour le Pianoforte. Arr. à quatre mains d'une manière facile par V. Wörner. E. Op. 105. No. 1. 16 Gr.
— do. do As. No. 2. 14 Gr.
Münten, François, Fantaisie brillante pour le Pfte. C. Op. 48. No. 1. 20 Gr.
— Rondoletto pour le Pfte. G. Op. 48. No. 2. 10 Gr.
— Deux Rondeaux sur deux motifs tirés du Ballet: l'Orgie de Carafa. Op. 49.
No. 1. Rondeau brillant. D. 12 Gr.
No. 2. Rondeau militaire. A. 12 Gr.
— Cavatine favorite de l'Opéra: Il Pirata de Bellini, variée à quatre mains. Arr. pour le Pfte. à deux mains. F. Op. 36. 10 Gr.
Kalliwoda, J. W., Danses brillantes pour le Pfte. Op. 29.
No. 1. Six Walses. 14 Gr.
No. 2. Six Galops. 10 Gr.
— Troisième Sinfonie, arr. p. le Pfte. à quatre mains par Charles Czerny. D m. Op. 32. 2 Thlr. 12 Gr.
• Kuhlau, F., La Légèreté. Rondeau brillant pour le Pianoforte, sur un motif favori d'un Concerto de Paganini. F. Op. 120. 16 Gr.
• — La Clochette. Rondeau brillant pour le Pfte., sur un motif favori d'un Concerto de Paganini. A m. Op. 121. 16 Gr.
Lindpaintner, P., Ouverture de l'Opéra: l'Amazone, pour le Pianoforte à quatre mains. D. Op. 76. 18 Gr.
— la même pour le Pfte. à deux mains. 12 Gr.
Siegel, D. S., Variations pour le Pianoforte sur un Choeur de l'Opéra: la Muette de Auber. F. Op. 55. 10 Gr.
Spohr, L., Ouverture de l'Opéra: Faust, p. le Pfte. C. 8 Gr.

Für Gesang mit Begleitung.

Belcke, C. G., Sechs Lieder mit Begleitung des Pfte. oder der Guitarre. Op. 5. 12 Gr.
La Marquise de Brinvilliers. Drame lyrique

Digitized by Google

en trois Actes. Paroles de M. M. Scribe et Castil-Blaze. Musique de M. M. Auber, Batton, Berton, Blangini, Boieldieu, Carafa, Chérubini, Herold et Paer. Klavierauszug. Text französisch und deutsch. (Uebersetzung von W. A. Wohlbrück.) 3 Rthlr. 12 Gr.

hieraus einzeln:

Ouverture par Carafa, pour Piano seul. 12 Gr.

No. 1. Romance par Chérubini	Vous qui depuis mon jeune Ehrfurchtsvoll Euch zu	4 —
— 2. Couplets par Boieldieu.	C'est pire qu'une épidémie Ja, glaubt mir nur	6 —
— 3. Recit. et Air par Paer.	Bien jeune encor, hélas! Einst schlug dies Herz	10 —
— 4. Duo par Batton.	J'espérais hélas! Fern von ihr seit vielen	14 —
— 5. And. et Rond. par Blangini.	Mais l'heure s'avance du Schon eilen im Glanze	10 —
— 6. Duo par Blangini.	Un mot encor un mot Ein Wort, ein Wort	12 —
— 7. Duo par Carafa.	Lorsque l'hymen qui nous Wenn Hymens Band.	10 —
— 8. Couplets par Berton.	Gens sans caractère. Ihr die brav und bieder	4 —
— 9. Duo par Auber.	Douce amitié. Wer so wie wir,	14 —

Spontini, G., La Vestale. (Die Vestalin.) Grosse Oper in 3 Acten. Vollst. Klavierauszug von F. Schneider. Text franz. und deutsch. Neue elegante Ausgabe 6 Thlr.

Hieraus die Ouverture, sämmtliche Nummern und Ballets auch einzeln.

---

[235] Bei Georg Franz in München iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Ueber das
Revolutioniren des poſitiven Rechtsbeſtands
als Commentar zu der Schrift:

„Einiges über den Mißbrauch der geſetzgebenden Gewalt. Frankfurt a. M. 1832. Hermann'ſche Buchhandlung.“

Von

Franz Baader.

8. broch. 4 gGr. oder 18 kr.

Der Revolutionism unſrer Zeit, welcher bis jezt ſchier allgemein theils zu hoch (aus dem religiöſen Standpunkt), theils zu niedrig, (aus dem Standpunkt der Schädlichkeit oder Nützlichkeit,) gefaßt worden iſt, wird in dieſer Schrift aus dem Standpunkt des poſitiven Rechts gefaßt.

---

[246] Bei J. W. Heyer in Darmſtadt iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz zu haben:

Karte vom Großherzogthum Heſſen, herausgegeben vom Generalſtabe. 1ſte und 2te Section. à 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. Netto.

NB. Kann nur auf feſte Rechnung verſandt werden.

Katalog der im Schloßgarten zu Darmſtadt und den dazu gehörigen botaniſchen Anlagen enthaltenen Pflanzen. gr 8. geh. 4 Gr. oder 18 kr.

Kroenke, Ablöſung der Grundrenten. 8. geh. 2 Gr. oder 9 kr.

Müller, P., der heſſiſche Kinderfreund. 8. 8 Gr. oder 30 kr.

Stumpf, über den Dünger und ſeine Nothwendigkeit. 8. geh. 4 Gr. oder 18 kr.

Welker, Religionslehre in Bibelſprüchen. 8. 5 Gr. oder 20 kr.

Bei Einführung in Schulen findet ein Parthiepreis ſtatt.

Will, P., Materialien zum Ueberſetzen ins Engliſche mit unterlegter Phraſeologie und Ausſprache des Engliſchen. 8, 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

[243 Für Reiſende in den Thüringer Wald.

In unſerm Verlage iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taſchenbuch
für
Reiſende in den Thüringer Wald
von
Dr. Carl Herzog.

Mit einer Charte.

Preis: gebunden in Futteral 2¾ Thlr. Die Charte von Thüringen allein ½ Thlr.

Wir übergeben hiermit dem reiſeluſtigen Publikum das Werk eines Mannes, der Jahrelang auf dem Thüringer Walde lebte, denſelben bereiste, und der nun hier, auch von ſachkundigen Freunden mit Rath und That unterſtüzt, in der ſo beliebten Form des Gottſchalk'ſchen Taſchenbuchs für Harzreiſende mittheilte, was er, auch ein ſcharfer Beobachter, mit empfänglichem Sinne ſah, und was ihm ſo ſehr werth wurde. In welcher Abſicht man auch das Gebirge durchreiſen mag, ſey es zum Vergnügen, zur Belehrung, oder in Geſchäften: der hier dargebotene Wegweiſer wird in jedem Falle gleich erwünſcht, ja unentbehrlich ſeyn. Auch für guten Druck auf feinem Papiere und eine Charte iſt geſorgt, die, nach den neueſten Aufnahmen entworfen, durch Herrn Prof. Herzog berichtigt und dem gegenwärtigen Zweck angepaßt iſt. Der Preis kann, nach dem, was geliefert wird, nur für billig erachtet werden.

W. Heinrichshofens Buchhandlung
in Magdeburg.

---

[241] Als Fortſetzung von

Shakſpeare's Werken, überſezt von A. W. Schlegel,

iſt Heinrich VIII. neu überſezt und durchgeſehn und berichtigt von Ludwig Tieck, bereits vor einem Jahre in verſchiedenen Ausgaben auf Velinpapier à ½ Thlr., Schreibp. ⅓ Thlr. und Druckpapier ¼ Thlr. erſchienen. Die Druckeinrichtung iſt ganz genau übereinſtimmend mit der früher im Unger'ſchen Verlage erſchienenen Schlegel'ſchen Ueberſetzung, und wird daher das obenge-

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sechs und zwanzigſter Jahrgang.

1832.

Auguſt.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1832.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode, Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „Morgenblatt“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunſtblatts“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „Kunſtblatt“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwey, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beyträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beytragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunſt-Blatt“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Macht der Muſik, nach Dryden. 183.
Liebe, Wanderſchaft und Heimkehr, von Moſen. 186. 190. 198. 200.
Kunde vom Straßburger Münſter. 203.
Die ſchmucke Eiche, von Helms. 206.
Sehnſucht und Genuß, von Mayr. 207.
Das Lied vom Ret, von Funk-Hänel. 208.
Räthſel: Hambach. 186.
Charaden: Lebewohl. 192. — Willkommen. 204.
Palindrom: Karolin. 198.

Romane und Erzählungen.

Vergehen und Strafe. 185 — 204.

Länder- und Völkerkunde.

Bilder aus Macedonien. 183. 184.
Die Neuſeeländer. 191. 192. 193.
Das Wild im Staate Illinois. 194.
Hindoſtaniſche Thierkämpfe. 199.
Gemälde einer Hungersnoth in Hindoſtan. 201. 202. 203.

Reiſen.

Briefe aus Griechenland, von Thierſch. 195 — 198.

Naturgeſchichtliches.

Ueber die Rolle, welche die Wurzeln beim Kulturwechſel der Pflanzen ſpielen. 187. 188. 189.
Einfluß mancher Luftarten auf die Vegetation. 200.
Scenen aus dem Leben nordamerikaniſcher Vögel. 204. 205. 206. 207. 208. 209.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Klinger an Fanny Tarnow. 184. 185. 186. 190.
J. J. Rouſſeaus häusliches Leben und Tod. 4ter Artikel. 205 — 208.
Eine engliſche Geiſterſeherin. 209.

Korreſpondenz.

Berlin. 183. 184. 188. 189. 190. 202. — Aus der Schweiz. 184. 185. — Genf. 186. 187. 188. 189. 193. 194. 195. — Paris. 191. 192. 196. 197. 198. 199. 200. 209. — London. 195. 196. — Straßburg. 201. — Konſtantinopel. 203. 204. 205. — Dresden. 206. 207. 208.

Kunſt-Blatt.

Nro. 62.

Die Bildſäule auf der Moldaubrücke in Prag. — Nekrolog. Leipzig. — Rom. — Doppelkapellen.

Nro. 63.

Kunſtgeſchichte. Elogio storico di Raffaello Santi. — Die Bildſäule auf der Moldaubrücke in Prag. (Beſchluß.) Nekrolog. — Bemerkungen über Kunſt.

Digitized by Google

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Auguſt 1832.

Es ſtrömen des Geſanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Schiller.

Die Macht der Muſik,

Ode am Sanct-Cäcilientage.

Frei nach dem Engliſchen des John Dryden.

Auf Händels Wunſch dichtete Dryden die Ode; ſie geht von den Wirkungen des Tones im Weltall, über zur Charakteriſtik wechſelnder, einzelner Werkzeuge des Tones. Händels Kompoſition zeichnet ſich aus durch herrliche Soli, zu deren Vortrag es ſehr guter Auffaſſung bedarf. Sie zugänglicher zu machen für die deutſchen Verehrer des großen Mannes, diene dieſe Bearbeitung des Textes, welche von einem Sachverſtändigen ganz genau untergelegt werden kann, dem Werthe und Sinn jeder Note in den Sylben entſpricht, und daher im Metrum ſich nach dem Komponiſten richten muß.

* * *

Vom Himmel kam die Harmonie herab,
Sie war's, die Form dem Weltbau gab.

Im Anfang wies der Schöpfung Spur
Ein ſtreitend Chaos nur,
Erſtarrt lag die Natur.
Da rief ein Ton im Machtgebot:
Wach auf, wach auf von Schlaf und Tod!
Und Froſt und Gluth
Und Land und Fluth
Geordnet, gleich beharrten ſie,
Beſiegt von Harmonie.
Von Harmonie
Zu Harmonie
Durch aller Töne Leiter ſteigt und fällt
Der Dreiklang *) mächtig und durchdringt die Welt.

Muſik beſchwingt der Seele kühnen Flug!
Als Jubals Hand die Harfe ſchlug,
Da lauſchte bebend
Rings ſeiner Brüder Schaar.
Sie ſanken
Entzückt auf ihr Antlitz hin,
Und himmelwärts hob ſich ihr Sinn.
Der in der Saiten Golde wohnt,
Es iſt ein Gott, der dorten thront;
Der Jubals Kunſt ſo hold belohnt.
Muſik erregt der Seele volles Spiel,
Gewaltig lenkt ihr Zauber das Gefühl.

Drometen-Geſchmetter begeiſtert zum Krieg,
Schon lechzet der Streiter nach Schlachten und Sieg.
Im Wirbel ruft der Doppelſchlag
Der Trommel zur Wehr.
Horch! horch! der Feind kommt daher.
Feu'r! Feu'r!
Auf Brüder, hinan,
Muthig ſtürmt auf ihn an!

*) Dreiklang iſt hier ſubſtituirt für Diapaſon, welches den meiſten Leſern und auch den Sängern unverſtändlich ſeyn würde.

Digitized by Google

Sanft trägt durch's Thal
Der Flöte Schall
Den trauten Gruß der Schönen
In holden Schmeicheltönen.
Es fleht und flüſtert bang
Der Laute Klang.

Herb klagt der Geige Ton der Schmerzen Drang,
Verſchmähte Liebe,
Des Buſens Qualen,
Des Herzens Zwang,
Des Kummers Thränen,
Wuth, Verzweiflung, wildes Sehnen,
Todespein und heiße Triebe,
Höchſte Liebe!
In Schmerz vergeh'n —
Unerhört verhallt das Fleh'n!

Doch keine Dichtkunſt ſingt,
Kein Sterblicher vollbringt
Der Orgel würdig Lob,
Die zum Ernſt der Ewigkeit
Das Gemüth des Frommen weiht,
Zum Preis der Allmacht ihre Töne leiht.

Orpheus lockt wandelnd, mit ſanftem Klang,
Löwen die thraciſchen Wälder entlang,
Und Bäume zieh'n von Fels und Bach
Dem Ton der Lyra nach.

Doch mit der Orgel Klang
Vermiſcht Cäcilia zuerſt, begeiſtert,
Der Menſchenbruſt Geſang!
Ein Engel hört's und ſchwebt herab,
Und lauſcht den Tönen Edens.

Wie einſtens (da durch Gottes Macht
Die Sphären ſich bewegt)
Den Hymnus die Natur gebracht
Von Allen, die ſie trägt,
So wird auch, wenn auf Trümmern ſchon
Sich hehr erhebt des Richters Thron,
Erſchallen der Poſaunen Ton.

Der Tod erſteh!
Was lebt vergeh! —
Und Wohllaut dringet aus der Höh'.

Breslau. Melzer.

Bilder aus Macedonien.

Wenn Couſinery, der Verfaſſer einer vor Kurzem zu Paris erſchienenen Reiſe durch Macedonien, nicht der Neſtor der franzöſiſchen Konſuln iſt, der Handelskonſuln nämlich, ſo kann er wenigſtens unmöglich weit zu dieſer Ehre haben. Er bekleidete das Konſulat zu Salonichi unter Ludwig XVI.; die Revolution brachte ihn um ſeine Stelle, aber 1814 ſezte ihn eine andere wieder ein, und er verſah ſein Amt, bis das Alter ihn mahnte, heimzuziehen und ſeine langjährigen Beobachtungen zu ſammeln. Er hat ſie in dem genannten, ſehr reichhaltigen Werke niedergelegt, und wir entnehmen demſelben im Folgenden einige Bilder.

Philipps und Alexanders Vaterland war den Alten nichts weniger als genau bekannt; ſogar von den Griechen, welche um ein Kleines Macedonier geworden wären und ſpäter das Land koloniſirten, haben wir keine Beſchreibung deſſelben. Die Römer, obgleich zweimal Roms Schickſal in den Ebenen von Philippi entſchieden wurde, haben ihm nicht viel mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt. Was die Türken betrifft, ſo iſt Länderſtudium noch weit weniger ihre Sache; ſie ſind zufrieden, wenn man ihnen gehorcht und bezahlt, wenn ſie Tribut erheben oder geradezu Geld erpreſſen. — Im Vaterlande des Welteroberers treibt ſich jezt ein ſonderbares Gemiſche von Völkerſchaften um. Da ſieht man zuerſt Griechen, und dieſe ſind weit mehr Griechen als die im Peloponnes; in ihren Forſten und Gebirgen, beſonders im alten Chalcis, hielten ſie ſich fortwährend fern von ihren Unterdrückern, ſie mochten heißen, wie ſie wollten, und von den Griechen in Morea und Attica kann man wahrlich nicht daſſelbe ſagen. Sie ſind gaſtfrei und ihre Mahle gleichen noch ganz denen ihrer Ahnherrn. Couſinery beſchreibt ein Gaſtmahl, das ihm zu Ehren angeſtellt wurde. Alle ſezten ſich mit untergeſchlagenen Beinen, nach morgenländiſchem Brauch, um einen runden Tiſch. Ein junger Mann war unaufhörlich beſchäftigt, Wein, vom eigenen Gewächſe des Wirths, einzuſchenken. Die Frau und die Tochter des Wirths ſtanden in ehrerbietiger Entfernung und traten nur näher, um den Kindern vom Hauſe die Schüſſeln zu bringen, welche leztere herumreichten. Am Ende des Mahls brachte einer der Gäſte ein Inſtrument, das einer langhalſigen Mandoline gleichſah, zum Vorſchein und ſang griechiſche und türkiſche Lieder untereinander. In Europa hätte man ſich ſchwerlich ſehr daran ergözt; aber für Ohren, die an die orientaliſche Sangweiſe gewöhnt ſind, waren ſie ganz artig.

Auch die Bulgaren waren einſt Herrn von Macedonien, da kamen aber die Türken, und jezt ſind Bulgaren und Griechen gleich ſehr Sklaven der Osmanlis; das Joch hat all ihren Anſprüchen ein Ende gemacht, und beide haben den Geſchmack an der Herrſchaft verloren, ſammt der Hoffnung, je wieder dazu zu gelangen. Aber das gemeinſame Unglück hat die beiden Völker einander nicht näher gebracht. In den Städten leben zwar Griechen und Bulgaren unter einander, mit gleichem Koſtüm, gleicher Sprache und Religion; allein troz dieſen mächtigen

Momenten zu gegenſeitiger Annäherung, iſt es ſelten, daß ſie ſich untereinander verheirathen, oder auch nur Handelsverbindungen ſchließen. Auf dem Lande leben ſie vollends getrennt, und hier weicht auch die Kleidung der Bulgaren von der der Griechen weſentlich ab. Der Bulgare, als lebte noch der Erobererſtolz in ihm, geht hinter ſeinem Pfluge in einem Hemd, einer Jacke und weiten Beinkleidern, Alles mit bunter Wolle geſtickt. Dieſe Kleidung iſt immer ſehr reinlich, ja in ihrer Art zierlich, beſonders Sommers, wo ſich die Stickerei auf dem ſehr weißen, von den Weibern verfertigten Baumwollenzeug ſehr gut ausnimmt. Der Grieche, der im Durchſchnitt ſchlechteres Land beſizt, trägt Kleider, die nicht ſo weit, nicht ſo reinlich und faſt immer völlig ſchmucklos ſind. Weder Bulgaren, noch Griechen, in den Städten und auf dem Lande, dürfen gelbe und rothe Stiefeln oder Schuhe tragen, blos ſchwarzes Leder iſt ihnen geſtattet; die hellen Farben behält ſich der Sieger, der Türke, vor. Kam es wohl Alexanders Soldaten, als ſie die Welt eroberten, in den Sinn, daß eine Zeit kommen werde, wo ihre Enkel nicht einmal die Farben an ihren Kleidern würden frei wählen dürfen?

Noch leben in Macedonien die Reſte eines andern Volks, das einſt Herr im Lande war und jezt unterthan iſt, wie Griechen und Bulgaren: es ſind die Wallachen, die Abkömmlinge der alten römiſchen Kolonien. Die meiſten dieſer Koloniſten haben ſich in die Gebirge von Epirus und dem macedoniſchen Illyrien geflüchtet, wo ſie noch ein verdorbenes Latein ſprechen. Noch nennen ſie ſich Römer und ſind tapfer und ſtolz wie die Soldaten Latiums, von denen ſie abſtammen. Man ſtellt ſie immer an die Spitze der Karavanen, welche auf die Meſſen in Rumelien ziehen, wenn irgend verdächtige Stellen zu paſſiren ſind. Sie tragen auf dieſen Zügen immer ihr eigenthümliches Koſtüm, deſſen vornehmſtes Stück die ſchwarze wollene, ſehr hohe Mütze iſt, die ihnen ein ſehr martialiſches Anſehen gibt. — In Macedonien, wie in andern Provinzen des ottomaniſchen Reichs, leben auch Yuraks, ein Viehzucht treibendes, faſt nomadiſches Volk; ſie liefern den Türken ihr Hornvieh und ihre Schaafe. Dieſes Volk fühlt das Joch des muſelmaniſchen Despotiſmus ungleich weniger als die andern Volksſtämme. Sie ziehen gegen Ende des Herbſts vom Pindus und andern Gebirgen herab, überwintern in der Ebene, verkaufen im Frühjahr einen Theil ihrer Heerden, und machen ſich wieder in ihre Gebirge, wo ſie keinen Türken zu Geſicht bekommen. Sie ſind dort faſt ſo frei, als läge der Pindus im Herzen einer Republik.

Zu Jenedge ſah Couſinery andere Gebirgsbewohner von gewaltigem Wuchs, die halbwild ſind und in den thraziſchen Gebirgen wohnen. Es braucht eben keinen großen Aufwand von Gelehrſamkeit und Phantaſie, um in dieſem Volke Abkömmlinge der alten Thrazier zu erblicken, welche für die Griechen Barbaren waren. Noch tragen ſie, als eigenthümliche Waffe, das Meſſer, wie die alten Thrazier. Sie kommen zuweilen aus ihren Gebirgen hervor und ſchlagen ihre Lager in tiefern Gegenden, am Saume von Wäldern auf. Dann ziehen ſich bald Zigeunerinnen zu ihnen, leiſten ihnen Geſellſchaft und nehmen Theil an ihren wilden Gelagen; das ſind die bacchiſchen Züge der Wilden aus dem alten Hämus. Idyllen mögen dies nun eben nicht ſeyn; immerhin aber ſind es antike Sitten. Idylliſcher klingt, was unſer Reiſender von den bulgariſchen Schnittermädchen vom Berg Orbelus erzählt. Nach einem Brauche, der ſich vielleicht aus der Zeit der Päonier herſchreibt, von denen Herodot erzählt, laſſen jährlich die Pächter in den fruchtbaren Ebenen von Salonichi und Pella, der alten Hauptſtadt der macedoniſchen Könige, Haufen von bulgariſchen Weibern kommen, um das Getreide zu ſchneiden. Iſt man Handels einig, ſo brechen die Mädchen am feſtgeſezten Tage mit ſelbſtgewählten Zugführerinnen auf und kommen truppweiſe in den Ebenen an. Diejenigen, welche in die Umgegend von Salonichi beſtellt ſind, ziehen, ehe die Erndte beginnt, in ganzen Schwärmen in die Stadt ein; ſie ſind alle, wie zu einem Feſte, ſorgfältig gepuzt; ihre Kleider ſind an den Säumen vielfarbig geſtickt und ihre Haare in eine Unzahl kleiner Zöpfe geflochten. Die Bacchantinnen oder Begleiterinnen der Ceres ziehen in allen griechiſchen, fränkiſchen und türkiſchen Häuſern herum, wo man ſie zuläßt, und führen unter Geſang einen ſeltſamen albaneſiſchen Tanz auf, wobei ſich alle unter einander an den Gürteln halten. Was ſie in den fränkiſchen Häuſern vorzüglich in Erſtaunen ſezt, das ſind die großen Spiegel, worin ſie ſich von Kopf bis zu Fuß betrachten können; ſie ſchreien laut auf vor Entzücken und Verwunderung, und ſind faſt nicht wegzubringen. Dieſe muntern Schnitterinnen aus dem Orbelus, wie ſie, wahre Naturmenſchen, aus ihren Strohhütten ziehen, den Städtern in der Ebene vortanzen, über den europäiſchen Luxus außer ſich gerathen, und doch heiter und zufrieden wieder heimkehren zu ihrer Armuth, ſind ein liebliches, freundliches Bild. Leider wird die Illuſion ſehr geſtört, wenn man weiter hört, was unſer Reiſende ſagt. „Sie ſuchen,“ erzählt er, „vorzüglich mit untergeordneten Türken, welche in den Meierhöfen befehligen, Bekanntſchaft zu machen, und fühlen ſich äußerſt geſchmeichelt, wenn ſie die Blicke der Agas zweiten und dritten Rangs auf ſich ziehen. Werden ſie nach ihrer Rückkehr in die Heimath Mütter, ſo thut dies ihrer Verſorgung lediglich keinen Eintrag. Sind ſie aber einmal verheirathet, ſo iſt es mit dem Schnitterzuge aus, ſie kommen nicht mehr aus ihren Dörfern und ſuchen eine Ehre in der ehelichen Treue.“

Digitized by Google

Alſo jene naive Koketterie um nichts und wieder nichts, als um einen ſchmutzigen türkiſchen Soubachi ins Netz zu locken! Das iſt wohl der Mühe werth.

Brauchten wir noch Beweiſe von der Barbarei der türkiſchen Regierung, ſo fände man deren genug in der Reiſebeſchreibung des franzöſiſchen Konſuls, der ſich mit eigenen Augen davon überzeugen konnte, welch grenzenloſes Elend die Türken überall verbreiten, wo ſie mit dem Schwerdte der Verheerung hinkommen. Der folgende Zug iſt ſehr bezeichnend. Ein habſüchtiger Türke wußte ſich von einem grauſamen Paſcha gegen bares Geld die Befugniß zu verſchaffen, die Polizei im Paſchalik zu handhaben. Die Polizei beſtand aber darin, daß er Griechen, von denen er Geld zu erpreſſen hoffte, einſperren ließ. Die lauten Klagen der Einwohner führten zu nichts; der Paſcha ließ ſeinen Polizeidirektor, der ihn gut bezahlte, ſchalten. Nach einem halben Jahre läßt er ihn vor ſich rufen und fragt ihn, ob er aus ſeinem Amt guten Nutzen gezogen habe; der Direktor ergießt ſich in Dankſagungen und Segenswünſchen. Da macht der Paſcha auf einmal ein finſteres Geſicht, ſpricht von unverantwortlicher Aufführung und läßt ſeinem Agenten den Kopf abſchlagen. Von Entſchädigung der Beraubten war natürlich nicht die Rede. (Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Verlegenheit der Berliner Reiſeluſtigen. Todesfälle.

Unſere reiſeluſtige Bevölkerung iſt in der allergrößten Verlegenheit, wohin in dieſem Sommer? Jenſeits der Elbe, in Halle, Merſeburg, will die Cholera nicht aufhören. Sie iſt zwar offiziell noch nicht in Sachſen, allein in Töplitz, wohin der Perſon des Königs alljährig ein großer Theil der höhern Beamtenwelt folgt. Den Rhein vermeidet man wegen der Rückwirkung aus Frankreich. Das Seebad Dobberan, ſchon jezt überfüllt, ſollte durch einen gleichzeitigen Beſuch des Kaiſers von Rußland und unſers Königs noch frequenter werden, allein der Ausbruch der Cholera im Holſteinſchen, ihr furchtbares Wiedererſcheinen in Hamburg und ihr Eindringen in das bis da verſchonte Mecklenburg haben dieſen hohen Kongreß vereitelt. Selbſt das geſunde ſchleſiſche Gebirgsland, auch das hohe Glaz, ſo lange verſchont, iſt nun inficirt, und man iſt hier rings abgeſchnitten von allen Vergnügungsorten, welche dieſes Jahr wenigſtens noch der drohende Krieg zu beſuchen erlaubte.

Aber der Tod, der hundertarmige, bedarf nicht der Cholera, um ſeine Opfer zu faſſen. Der in dieſem verhängnißvollen Jahre, in allen Ländern, ſo viele ausgezeichnete Namen ausgelöſcht hat aus der Reihe der Lebenden, hat auch hier ſeine reiche Leſe gehalten. Zelter, der ehrenwerthe Stammhalter der klaſſiſchen Muſik, der wackere Dirigent der „erhaltenden“ Singakademie, fiel gewiſſermaßen als nothwendiges Acceſſit zu Goethe, mit dem er, und durch den er gelebt hatte: Beide Repräſentanten einer grauen deutſchen Vorzeit, die das Aechzen und das Krächzen verſchworen. Vielleicht ſind Zelters individuelle Verdienſte überſchäzt worden, vielleicht gebührt der Ruhm, der an ſeinem Namen haftet, mehr den Verhältniſſen, die ihn ſo ehrenwerth auftreten ließen; aber er war eine Autorität, eine anerkannte, und deren gibt es ſo wenige in unſerer Zeit, daß man nicht zu ſtreng ſeciren und prüfen ſollte. Ueber ſeinen Nachfolger als Direktor der Singakademie iſt noch nichts entſchieden. Die Singakademie iſt ein ganz außerordentliches Inſtitut im preußiſchen Staate, erſtens, weil ſie vortreffliche alte Sachen executirt, und zweitens, weil — ſie eine wirkliche, approbirte Konſtitution hat. Wahl und Stimmenmehrheit entſcheiden, ob auch über den zu beſtellenden Direktor, kann Ihr Korreſpondent Ihnen im Augenblick nicht mit Gewißheit angeben. Als Kandidaten werden ſehr viele Individuen von Namen genannt, als Spohr, Spontini, Merz, Löwe, Rungenhagen, Reiſſiger, Felix Mendelsſohn u. A., von denen der erſtere die meiſte Ausſicht für ſich haben möchte.

Der Staat und Berlin haben in der induſtriellen Branche einen ebenſo wackern Beamten aus alter Zeit in dem Staatsrath Roſenſtiel verloren, der, gebürtig aus dem Elſaß, die ihm anvertraute Porzellanmanufaktur zu einer hohen Blüthe, ſeiner Zeit, zu bringen gewußt. Am ſchmerzlichſten für den, der nach Vorwärts blickt, iſt indeß der plözliche, unglückliche Tod eines der ausgezeichnetſten jungen Offiziere vom Generalſtab. Der Kapitän v. Pirch, rühmlich in der literariſchen Welt durch ſeine Reiſe durch Serbien, ſeine Forſchungen über Kaspar Hauſer und neuerdings durch Reiſeſkizzen über Ungarn (unter dem Namen Carapoli) bekannt, einer der viel verſprechendſten jungen Offiziere unſerer Armee, ein Mann, der ſchon durch die Schönheit ſeiner männlichen Erſcheinung, durch die Milde ſeines Weſens, durch Liebenswürdigkeit im Umgang alle Herzen gewann, und vermöge ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe und tiefen Bildung die glänzendſten Ausſichten hatte, ſtarb in Breslau — eines unglücklichen Todes. Sein Pferd, ſcheu vor der Landkarte, die Pirch beim Aufnehmen der Gegend über den Kopf des Thieres gelegt, geht durch, ſchleudert ſeinen Reiter hinab, und hängen bleibend am Bügel, wird der Unſelige fortgeſchleift. Erſt nach unſäglichen Martern gab der lebensfriſche, herrliche junge Mann ſeinen Geiſt auf. Theilnahme und Schreck ſollen ſo entſezlich gewirkt haben, daß man mit ſeinem Tode mehrere andere Unglücksfälle in Verbindung bringt.

Unter dem, was hier auf dem literariſchen Markte zu Tage gebracht wird, verdient ſein genannter Carapoli, in zwei Bänden (Joſephi), alle Beachtung. Ueber Ungarn iſt in jüngſter Zeit ſo wenig Genügendes publizirt worden, und kann man dieſe Eigenſchaft auch Pirchs Skizzen nicht beimeſſen, ſo ſind ſie doch immer ein ſchätzenswerther Beitrag zur Kenntniß des Landes, das ſich frei nennt, wo die Freiheit aber noch halb in der Wildhaut beſteht, die um den nackten Körper hängt. — Viel erwartet man von dem angekündigten Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter, weil der erſtere ſich gerade in dieſer Korreſpondenz, wie er iſt, gegeben haben ſoll. Er ſelbſt hat ihn Zelters Töchtern gewiſſermaßen vermacht; die Bedingung war indeß, auch Zelters Tod erſt abzuwarten. — Der längſt angekündigte Roman von W. Alexis: Cabanis, wird erſt im Spätſommer vollſtändig erſcheinen. Die Schwierigkeiten, welche man Seitens der Cenſur, die jede traditionelle Mittheilung über Friedrich den Großen doppelt und dreifach prüft, gefürchtet, ſind beſeitigt, und die ſechs Bücher, in welche der Roman getheilt iſt, erſcheinen hier bei Fincke. — Wie ein Revenant ſpukt eine äſthetiſche Schrift des Altvater Bürger, die ſein Editor und Kommentator Karl v. Reinhard hier publizirt. Es iſt darin Bürgers bekannte Antwort auf Schillers Kritik ſeiner Gedichte, zum erſtenmale beſonders gedruckt, aufgenommen. (Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 2. Auguſt 1832.

Es iſt wohl angenehm, ſich mit ſich ſelbſt
Beſchäft'gen, wenn es nur ſo nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Menſch ſein Innerſtes
Erkennen. Denn er mißt nach eig'nem Maaß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen.

Goethe, im Taſſo.

Klinger an Fanny Tarnow.

Die folgenden Briefe werden, als werthvoller Beitrag zur Charakteriſtik eines der edelſten Deutſchen, jedem Leſer, der den ſeltenen Mann aus ſeinen Schriften kennt, willkommen ſeyn. Wir verdanken ſie der Güte der geiſtreichen Frau, an die ſie gerichtet ſind. Sie ſagt in ihrem Briefe an uns: „Goethe war das Ideal ſeiner Zeit, Klinger war ſchon während ſeines Lebens im deutſchen Vaterlande wie verſchollen, und keine Stimme hat ſich erhoben den edlen Todten zu feiern; und doch iſt der reine Strahlenglanz ſittlicher Größe, in dem Klinger, von Feinden und Freunden als tugendgroß anerkannt lebte, ſo ſchön als ſelten. Die beigebenden Briefe verbürgen mein Recht, eine Blume auf ſein Grab niederzulegen; aber ich würde dieß doch nicht in dieſer Art zu thun wagen, wo ſich meine kleine Perſönlichkeit an das Andenken des großen Todten knüpft, wenn ich mich nicht in jeder literariſchen Beziehung und auch in mancher andern, gleichfalls ſchon als eine Verſtorbene und Verſchollene anſehen könnte. Ich lege dieſe Briefe vorzugsweiſe in Ihre Hände — das Morgenblatt hat gewiſſermaßen ein Recht darauf, weil meine früheren Arbeiten für daſſelbe, Klinger zuerſt mit mir näher bekannt machten — als ein Vermächtniß für alle, die Klinger kannten und ihn noch im Grabe ehren.“

* * *

St. Petersburg, 24ten Januar 1818.

... Ich bedaure, daß Sie mir ſo ſchnell hier verſchwunden ſind und daß Sie in den leztern Tagen Ihres Hierſeyns mehr denn je umgeben waren, ſo daß es mir nicht gelang, mich noch mündlich mit Ihnen, nach der Weiſe unſrer vorhergegangenen Unterredungen, über vieles inniger zu verſtändigen. Doch Sie bedürfen dieſes nicht von meinetwegen, wie mir Ihr gütiger Brief von Neuem zeigt, mir wäre es aber ſehr angenehm geweſen, von Ihnen ſelbſt noch manches Sie Betreffende zu hören. Wenn meine Schriften kein großes Publikum fanden und finden, ſo war und iſt die Urſache, daß ich durch ihren Ton, Farbe und Inhalt die Frauen nicht gewann und gewinnen konnte, die, wie ich bemerke, in Deutſchland einen großen Einfluß auf das Schickſal der Schriftſteller bei den Männern haben. Ich finde mein Schickſal auch ganz natürlich, da ich, weder in meinen Schriften noch in meinem Leben, an das Gefallen gedacht, oder darnach geſtrebt habe. So reichen alſo Sie mir den Lohn dar für Ihr ganzes Geſchlecht und ich bin über Hoffnung belohnt, von derjenigen der Frauen, welche männlichen Geiſt, hohen idealiſchen Sinn mit reiner, zarter Weiblichkeit verbindet, in meinem Seyn, Weſen, Leben, Denken, Wirken und Zweck erkannt zu ſeyn. Auch geſtehe ich Ihnen aufrichtig, daß es mich erfreut, ſo von Ihnen erkannt zu ſeyn, weil Sie eben das ſo gerad und ſtark auffaſſen, wornach ich ſtrebte und was ich ward, ſeyn kann und werden mußte. Von der Menge forderte ich es nie, von dem Einzelnen hoffte

Digitized by Google

ich es; das Erkennen in ſo wichtigen Beziehungen, von einer ſo tief, ſtark als fein fühlenden Perſon Ihres Geſchlechts mußte mir alſo eine ſo unerwartete als angenehme Belohnung werden. Darum ſage ich Ihnen nun eben ſo aufrichtig: ich habe mit Vergnügen und Erkenntlichkeit in Ihrem Schreiben geleſen, das Sie meine Werke, als Beitrag von Ihrer Seite, zu einer Charakteriſtik von zwölf Schriftſtellern gewählt haben; kein Mann hat mich je ſo ganz verſtanden, ſo richtig erkannt, wie Sie, meine Freundin; ich weiß, daß die Wählende den Menſchen von dem Autor nicht trennt, weil ſie es gefunden hat, wie beide verſchmolzen ſind, wie der erſte immer den zweiten erhoben, und wie der zweite den erſten auf der erſtiegenen Stufe erhalten half. Meine Werke wurden alſo Talismane für mich, und darum konnten ſie es auch nur für den Einzelnen werden. Seit ich lebe, habe ich, wie ich nun merke, nicht ſo viel von mir ſelbſt geſprochen und auch nur Sie konnten mich dazu vermögen, weil es hier auf das ankommt, was den Grund unſers beiderſeitigen Daſeyns ausmacht, obgleich unter andern Formen, und weil ich weiß, daß Sie auch dieſes in dieſem Sinn aufnehmen werden.

Denkwürdigkeiten meines Lebens, das heißt, meiner moraliſchen Bildung und der Wirkung der Außenwelt auf meine innere bis zum Punkt des erlangten Feſtſtehens zu ſchreiben, war einſt mein Zweck. Ich habe ihn aus wichtigen Gründen aufgegeben und die Reſultate deutlich genug in den zwei lezten Theilen meiner Werke gegeben. Ihnen ſind ſie hinreichend geweſen. Geiſtern Ihrer Art und Ihres Sinnes werden ſie es auch ſeyn. Zu dieſer Zeit könnte ich es ohnedem nicht unternehmen, denn wahrſcheinlich würde die Menge noch weniger damit, als mit den Vorausgegangenen zufrieden ſeyn. Ihnen kann ich wohl im Vertrauen ſagen, und Sie werden es mir glauben, daß ich in meinem innern Seyn jünger und ſtürmender und brennender bin, als ich es in meiner Jugend war, und dieß aus der begreiflichen Urſache, weil mein Verſtand mehr aufgefaßt und umfaßt hat, weil er ſich, ſo zu ſagen, das Aufgefaßte ausgebrütet hat. Wahrlich, die lezten dreißig Jahre, mit den meiſten Erſcheinungen, ſind nicht geeignet, mein Feuer, meinen Unwillen abzukühlen, und da ich nun nicht anders reden kann, als ich fühle — Kraft und Begriff zu erwecken, mir nicht verſprechen kann, aber Mißfallens gewiß bin, und doch nichts Neuentdecktes zu dem Alten, ſchon Geſagten zu fügen wußte, weil ich nichts Beſſeres erwartete: ſo will ich es lieber, zu meinem eigenen Beſten, in meinem Innern verarbeiten und zum Klaren, wenn möglich, zu bringen ſuchen. Doch iſt es nicht für mich und durch mich geſchehen? für andere vermag ich es ohnedem nicht, außer für die mir Verwandten, und die kennen mich ja. — Und dann — das war's und iſt es noch, was von meinem geiſtigen Beginnen das beſtimmte Zeichen meines Seyns und Forſchens werden ſollte — daß ich meinen Theil für mich nicht nehmen konnte, unbekümmert um das Ganze; daß mein Geiſt in dieſes Ganze zu dringen ſtrebte und deſſen Erſcheinungen raſtlos auffaßte. So können Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu freſſenden Geiern werden, die das Herz und das Gehirn des mächtigſten Titanen aufzehren würden, wenn er nicht den Kampf mit der Nothwendigkeit durch ſeine innere Freiheit beſtände.

Den Zuſtand unſerer deutſchen Literatur malen Sie wahr und kräftig; leider iſt mir nur zu viel davon bekannt. Wenn es der Zweck dieſer Dichter, Hiſtoriker ꝛc. iſt, das Herz und den Geiſt unſers Volkes, das der Kraft und des geſunden Verſtandes mehr als je bedarf, gänzlich aufzutrocknen und es durch Wahnwitz, Träumereien u. ſ. w. zum Mißbrauch für ſpaniſche Philippe zuzuſtutzen, ſo ſind ſie auf dem rechten Wege. Sie kennen meine Geſinnungen für das Vaterland, ich brauche alſo zu dieſem nichts hinzuzuſetzen. Der Wunſch und der Gedanke, es wiederzuſehen, ſind meine Begleiter und es iſt meine liebſte Hoffnung, Sie in Deutſchland wiederzufinden.

Klinger.

Bilder aus Macedonien.

(Beſchluß.)

So demüthigend und kränkend für Europäer die hochmüthige Verachtung der Türken iſt, ſo gewöhnen ſie ſich in der Levante am Ende doch daran; überdieß haben ſie Mittel und Wege, einen Theil des Jahrs den Unterdrückern aus den Augen zu kommen. Ehedem führten die fränkiſchen Handelsleute zu Salonichi ein höchſt vergnügliches Leben auf ihren Landſitzen, wo ſie einander in herrlichen Gärten unter kühlen Laubgängen, an muntern Bächen beſuchten, ohne daß der Anblick eines Muſelmanns ihnen die Freude verdarb; man hielt gemeinſame Mahle, tanzte, ſprach von Frankreich, von Italien, vergaß, daß man in der Türkei war. Bei Couſinerys zweiter Reiſe nach Macedonien war dieſes Sommerdorf ein Schutthaufen; der Handel von Salonichi war gänzlich geſunken, die Handelsleute hatten die Stadt verlaſſen, ihre Häuſer ſtanden leer. Dergleichen Sommerdörfer, Yailas genannt, gibt es manche in der Türkei; an manchen Orten flüchtet ſich Sommers faſt die ganze wohlhabende Bevölkerung auf das Land, um den Schnaken, der furchtbaren Hitze und der Peſt zu entgehen.

In dem einſt ſo reich bevölkerten Macedonien gibt es nur noch fünf Städte, und auch dieſe nehmen täglich an Bevölkerung ab. Salonichi, das alte Theſſalonich,

Digitized by Google

verdankt es allein ſeiner zum Seehandel ſo günſtigen Lage hinten in einem Golf, daß es eine Stadt von Bedeutung geblieben iſt; es iſt noch jezt die Hauptſtadt von Macedonien, wie es einſt das Bollwerk des griechiſchen Reichs war. Türkiſche und griechiſche Buden ſind in die römiſchen Triumphbögen eingebaut, und die Muſelmänner beten zu ihrem Gott in einer Moſchee, welche wahrſcheinlich der Alexandern zu Ehren errichtete Tempel iſt. Der große Eroberer, der lange Minervens Bildniß auf die Goldmünzen, das ſeinige nur auf die Silbermünzen hatte prägen laſſen, ließ ſich am Ende, vom Weihrauch der Schmeichelei berauſcht, göttliche Ehre erweiſen; dafür brennt er aber auch, wie Boſſuet die Pariſer Karmeliterinnen verſicherte, in der Hölle *). Pella, wo Amyntas, Philipps Vater, ſeine königliche Hofhaltung aufſchlug, iſt verſchwunden; an der Stelle befinden ſich Meierhöfe, wo Bulgaren hauſen. Der Ort trägt jezt einen ganz andern Namen: er heißt nach den heiligen Apoſteln. Es befinden ſich daſelbſt noch große Grabhügel; einer, der aufgegraben wurde, enthielt zwei leere Todtenkammern; die andern ſind noch unberührt, und Couſinery ſieht in ihnen die Gräber der alten macedoniſchen Könige. Die jezigen Bewohner von Pella denken nicht an Eroberungen; ſie bauen in aller Beſcheidenheit das Land, das den Türken gehört; ermangeln aber deßhalb nie, die Feſte der großen Heiligen im Paradies mit einem ächt antiken Brauche zu begehen, mit öffentlichen Gaſtmahlen. Wenn die ärgſte Hitze vorüber iſt, gegen vier Uhr Nachmittags, kommt jeder Familienvater mit ſeinen zu Hauſe bereiteten Speiſen an den Verſammlungsort, nimmt Platz und ladet ſo viele Fremde ein, als er nur immer bewirthen kann. Weiber erſcheinen nie bei dieſen Gelegenheiten, und das Frauenzimmer von Pella unterſcheidet ſich überhaupt von den Schnitterinnen vom Orbelus, was den oben berührten Punkt betrifft, ſehr zu ſeinem Vortheil.

Eine der größten Feierlichkeiten in Salonichi iſt das Feſt der Gerberinnung, wenn ſie neue Meiſter in die Zunft aufnimmt. Gerberei iſt der vornehmſte Gewerbszweig der Hauptſtadt von Macedonien: das wird man bald durch den Geruch und die Unſauberkeit im Gerberviertel inne. In dieſer Zunft war bis auf die Regierung des gegenwärtigen Sultans die zweite Orta der Janitſchaaren. Dieſe Soldateska hatte auch ſonſt wunderliche Privilegien; ſo ſteht zu Salonichi ein Thurm, in welchem ſie, wenn ſie zum Tod verurtheilt wurden, das Recht hatten, erdroſſelt zu werden. Die Feſtlichkeiten bei Aufnahme neuer Meiſter in die Gerberzunft dauern vierzehn Tage und länger, und man ladet die vornehmſten Einwohner dazu ein. Die Juden, welche blaue Tücher und Teppiche fabriziren, hüten ſich wohl, ſolchen Aufwand zu machen. — Das Hauptprodukt Macedoniens iſt die Baumwolle. Serres, das alte Sirris, im ſchönen, vom Strymon bewäſſerten Thale, hat den Haubtvertrieb derſelben. Hier bringen die Landleute aus dem Thale ihre Baumwolle in großen Bazars zu Markt, und es werden bedeutende Geſchäfte gemacht. Die Griechen und Wallachen verſenden gegen 30,000 Ballen nur nach Deutſchland und bekommen dafür kurze Waaren, Bijouterie, beſonders aber Tücher. Die Türken vom Ufer der Donau kaufen in Serres bedeutend viel Baumwolle auf, die ſie dann geſponnen nach Polen ſchicken; auch die Franken in Salonichi beziehen ihre Baumwolle von Serres. Die Herrn von Macedonien ermangeln nicht, den Zehnten von der Baumwollenerndte zu erheben, und mit dem ächten Hohne des Despoten ſchickt der Dorfaga die Zehntbaumwolle bei den Leuten herum; Alles muß putzen helfen, und hinterher verlangt er das vorige Gewicht, ohne darnach zu fragen, ob gepuzte Baumwolle ſoviel wiegt, als rohe. — Vom türkiſchen Woiwoden haben Griechen und Bulgaren nie Recht und Gerechtigkeit zu hoffen, ſo wenig als vom Bey oder Gouverneur. Ihr einziger Beſchützer und Mittler iſt oft noch der Erzbiſchoff; der Prälat verſieht zugleich das Amt eines Friedensrichters; er iſt aber als ſolcher von den Türken geduldet, keineswegs autoriſirt.

Alles ſieht der Türke mit mißtrauiſchem Auge an, ſogar die Forſchungen europäiſcher Gelehrten. So konnte Couſinery kaum die Hälfte einer langen griechiſchen Inſchrift abſchreiben, weil, während er vor dem Steine ſtand und ſchrieb, ein im Buſche verſteckter Türke nach ihm ſchoß, um ihn zu verjagen und ſich des Schatzes zu bemeiſtern, der, wie er ſich einbildete, auf die Beſchwörung des Europäers aus dem Steine hervorkommen mußte. Kein Türke läßt ſich überzeugen, daß ſich Jemand mit Trümmern alter Bauwerke abgebe, ohne die Abſicht, Schätze zu ſuchen.

In Philipps und Alexanders Vaterlande ſind noch reiche Erndten für Alterthumskunde zu hoffen; aber ein künftiger Reiſender dürfte ſich ſchon glücklich ſchätzen, wenn er nur halb ſo viel Münzen und Inſchriften nach Hauſe brächte, als der alte Generalkonſul von Salonichi.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

Die Beſteigung des Faulhorns.

Vor einiger Zeit iſt im Morgenblatt (ſ. Nr. 150 d. J.) auf das Faulhorn im Berner Oberland, als auf einen der intereſſanteſten Punkte, und auf die in neueſter Zeit nahe dem Gipfel deſſelben gemachten Einrichtungen aufmerkſam gemacht worden. Eine Schilderung der von mir im vorigen Jahre unternommenen Beſteigung dieſes Alphorns könnte vielleicht manchem Reiſenden, der dieſes Jahr die Se-

*) In der Rede, die er hielt, als Mademoiſelle de la Valliere den Schleier nahm.

Digitized by Google

vereiſen gedenkt, von Nutzen ſeyn. Da jezt eben die Zeit iſt, wo die Reiſeluſtigen aufzubrechen pflegen, ſo ſchicke ich dieſe Beſchreibung andern Reiſeſcenen, die ich noch mitzutheilen denke, voraus.

.... So unglücklich wir bisher mit unſern Gebirgsbeſteigungen geweſen waren, und auf der Ebenalp, dem Kasmor und Rigi meiſtens nur Nebel geſehen hatten, ſo ließen wir uns doch nicht abſchrecken, da alle Leute beſtändige gute Witterung prophezeiten, das erſt ſeit Kurzem in Aufnahme gekommene Faulhorn zu beſuchen. Unter den günſtigſten Wetteranſpicien traten wir am 2. September früh von Grindelwald aus unſern Marſch an. Schon im Dorf fängt das Steigen an, ziemlich ſteil, auf rauhen Pfaden. Doch iſt, wenn man erſt einige Höhe gewonnen hat, der Rückblick auf die entgegengeſezte ſüdliche Seite des Grindelwaldthales ſo intereſſant, daß man an die Beſchwerden des Steigens nicht denkt. In weiten Räumen dehnen ſich da drüben die furchtbaren Schneegebirge aus, welche das unwirthbare und unüberſteigliche Grenzgebiet zwiſchen Bern und Wallis bilden. Der Mettenberg iſt der Markſtein, der dieſe Region vom Grindelwaldthal trennt. Ueber ihm ragt das entſezlich ſteile Schreckhorn mit ſeinem ſeltſam geſtalteten, in zwei ſcharfe Ecken getheilten Gipfel ſo finſter und drohend in die Wolken empor, daß ſein bedeutungsvoller Name höchſt paſſend erſcheint, und nur wie ſein Fuß ſtellt ſich hier der Mettenberg dar. Das Schreckhorn und der Mettenberg mit ſeinen Gletſchern auf beiden Seiten machen den Mittelpunkt des Gemäldes aus. Links davon erhebt ſich das Wetterhorn, vorn nach dem Thal zu ſo ſenkrecht abgeſchnitten, daß kein Schnee auf dieſer Seite haften kann, und etwas mehr zurück ſteigt die ſchmale und ſpitze Pyramide des Finſteraarhorns, an 14.000 Fuß hoch, einer Nadel gleich und alle andern überragend, in die Lüfte. Die rechte Seite des Gemäldes bilden die Jungfrau, deren Gipfel aber leider durch Wolken verhüllt war, mit ihren im reinſten Schnee glänzenden Silberhörnern, und die beiden Eiger, wovon beſonders der große ſich durch ſeine ſcharfen und ſteilen Seiten auszeichnet. Den Zwiſchenraum, die Hochthäler und Schluchten zwiſchen allen dieſen Koloſſen, füllt ein wildes Chaos von Schnee und Eiswüſten aus. Kein menſchlicher Fuß betritt ſie, nur Gemſen durcheilen ſie, und der Adler, der König der Lüfte, überſchwebt majeſtätiſch in weiten Kreiſen dieſes ſein Reich, das ihm keiner ſtreitig macht.

Nach zweiſtündigem anhaltenden Klettern erreichten wir einige Sennhütten, dann weiter einen kleinen, einſam und hoch gelegenen See, den Bachalp-See, endlich die Schneeregionen, wo wir zu beiden Seiten kleine und größere Schneefelder hatten, und einen Schneegletſcher; doch ſchon ſieht man den Kegel des Faulhorns vor ſich, mit einem in dieſer Höhe von ſtark 8000 Fuß neu erbauten Häuschen, in welchem der Grindelwalder Adlerwirth die Fremden bewirthet, und iſt nun bald oben. Man braucht von Grindelwald aus etwa fünf Stunden. Aber je höher wir geſtiegen waren, je bedenklicher wurden die Anzeichen der Witterung; in den Gebirgsſchluchten entſtanden immer neue Wolken, das Himmelblau wurde immer kleiner, und oben angekommen, war wieder alles Nebel. Einige Sonnenblicke geſtatteten einigemale den Anblick des Brienzer- und Thunerſees, und verſprachen einen klaren Nachmittag, in welcher Hoffnung wir frohen Muthes unſer Mittagsmahl einnahmen, in Geſellſchaft einiger Franzoſen, unter denen ein cidevant procureur du Roi war, der, ſeit der Julirevolution im Ausland befindlich, ſchon Tabak rauchen gelernt hatte. Um ein Uhr zogen dieſe ab, und auch wir gaben die Hoffnung auf, und entſchloſſen uns gegen drei Uhr zum Hinuntermarſch.

Nicht lange waren wir auf dem Wege und eben am Fuß des oberſten Kegels des Faulhorns, als wir plözlich vom furchtbarſten Regen- und Hagelwetter, mit Schnee und wüthendem Sturm überfallen wurden. Man konnte nicht drei Schritte weit ſehen, und gegen des Sturms Gewalt ſich nur mit äußerſter Anſtrengung aufrecht erhalten. In einem Augenblick war jede Spur des Weges verſchwunden, alles von Schnee und Hagelkörnern bedeckt, und die Hände binnen wenig Minuten ſo ſteif gefroren, daß ſie kaum noch den unentbehrlichen Alpenſtock halten konnten. Indem wir uns ſo dicht hintereinander hielten, um nicht von einander zu kommen, erklärte unſer vom Rigi aus mitgenommener Führer, nachdem er in ſeiner Direktion ſchon früher ſichtbar ſchwankend geworden, daß er vom Wege abgekommen ſey; doch müſſe ganz in der Nähe ein Fichtenſtamm liegen, von dem aus er ſich ganz ſicher weiter zu orientiren wiſſe. Er verließ uns, um dieſen aufzuſuchen, und wir ſollten nur zwei Minuten warten.

(Der Beſchluß folgt.)

Berlin, Juli.

(Beſchluß.)

Streit Hofrath Hirts und Doktor Wagens. Der Freimüthige.

Hofrath Hirt und Doktor Wagen ſtreiten ſich in ziemlich lebhaften Brochüren über ihre gegenſeitige Kenntniß alter Gemälde. Das Arrangement des Muſeums, dem Hirt ſich entzogen, weil er ſich mit der Kommiſſion nicht einigen können, gibt die Veranlaſſung zu einer Fehde, die von dem Hofrath mit althergebrachter Derbheit und von dem jüngern Doktor mit einem kecken Muthe geführt wird, den man ſonſt in ſeinem kritiſchen Auftreten vermißte. Ihm zur Seite, oder hinter ihm ſteht der Herr von Rumohr. Diesmal möchte der Sieg wohl auf Seiten des jüngern Mannes verbleiben, wie kampfgeübt auch der ehrenwerthe Veteran auf der andern Seite iſt. Das Publikum nimmt keinen großen Theil an der Fehde.

Von unſern belletriſtiſchen Journalen gewinnt der Freimüthige, neben ſeiner äſthetiſch-politiſchen Tendenz, jezt auch eine induſtriell zeitgemäße Richtung, indem beſonders in dem Artikel: Zeitgenoſſen, die Beſtrebungen der um alle Zweige der Induſtrie und Kunſt in Preußen verdienten Männer cumulativ gewürdigt werden, und herausgehoben wird, wie durch ſie de facto Preußen in den lezten Decennien vorwärts geſchritten iſt. Solche Artikel, von ſcheinbar provinziellem Intereſſe, haben doch eigentlich ein allgemein gültiges, denn wer vorwärts geht, geht jezt nicht mehr für ſeine Familie, ſeine Zunft, ſeine Stadt, ſondern für die ganze Welt vorwärts. Beleuchtungen dieſer Beſtrebungen ſind die beſte Waffe gegen den Obskurantismus. Ein geiſtreicher, mit den Materialen bekannter Schriftſteller, deſſen Name bis dahin als ſolcher noch nicht bekannt war, Herr Albrecht, thut ſich in dieſen Artikeln vortheilhaft hervor. — Anderswo wird bewieſen, daß das Unglück unſerer Zeit von der zu großen Bildung der Handwerker herrührt. Sie läſen zu viel. — Dieſer Bildung verdankt man vermuthlich auch die mannigfachen Aufſtände bei Gelegenheit der Cholera, als das Volk die Aerzte erſäufen und die Regierung ſteinigen wollte, weil ſie die Cholera erfunden hätten, um des armen Volks ledig zu werden. Das haben die armen Handwerker wahrſcheinlich in den Büchern geleſen, die man ihnen weggenommen wiſſen will.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. Auguſt 1832.

Sieht man am Hauſe doch gleich ſo deutlich, weß Sinnes der Herr ſey.

Goethe, Hermann und Dorothea.

Vergehen und Strafe,

Novelle von A. v. Sartorius, dem Verfaſſer der Erzählung „der Fuchsberg.“

Greift nur hinein in's volle Menſchenleben,
Ein jeder lebt's, nicht vielen iſt's bekannt.
Und wo ihr's faßt, da iſt's intereſſant.

Wenn ich dieſe Worte des Dichters bedenke, erſchienen mir die Ereigniſſe, worin ein wunderbares Walten deſſen, was wir Zufall zu nennen pflegen, mich in jüngſt verfloſſener Zeit verflocht, der Aufzeichnung nicht unwerth. Berühren ſie auch nur die Verhältniſſe gewöhnlicher, unbedeutender Menſchen, ſo wird vielleicht der ernſte Leſer doch nicht ohne Antheil bei ihrer Darſtellung verweilen.

Mit unbehaglichem Gefühl durchwanderte ich die Gaſſen der alterthümlichen Stadt, die mir einſtweilen zum Wohnort angewieſen war. Ich war aus der Hauptſtadt nach dieſem entfernten Grenzort entſendet, um gewiſſe ſchwierige und verwickelte Rechtsverhältniſſe, welche ſich ſeit Jahren daſelbſt angehäuft, beſeitigen und ordnen zu helfen. Die Verſetzung war mir erwünſcht; als ich mich aber am Orte befand, wollten doch dem Bewohner der Hauptſtadt die engen, krummlaufenden Gaſſen und ſpitzen Giebelhäuſer, die an der Vorderſeite von Stockwerk zu Stockwerk ſich immer weiter herüber breiteten, ſehr unerfreulich ſcheinen. Die Lage der Stadt und ihre Umgebung war ſchön, ich hatte mich ſchon darauf gefreut. Aber in den eng gebauten Häuſern und dunkeln Straßen wurde man nichts davon gewahr, und ich konnte vorausſehen, daß mein Geſchäft mir wenig Zeit übrig laſſen würde, ins Freie zu kommen. Um ſo mehr trug ich daher Verlangen, eine freundliche, freigelegene Wohnung zu finden, und ſchon war ich mehrere Tage anweſend, ohne gefunden zu haben, was ich wünſchte. Endlich im neuſten Wochenblatt war eine Gartenwohnung in einer der Vorſtädte angeboten worden, die außer dem Gebrauch eines großen Gartens, die Ausſicht auf einen der ſchönſten Punkte der Landſchaft ſammt allen ſonſt erforderlichen Bequemlichkeiten verhieß. Das war, was ich wünſchte, was ich brauchte, und ich befand mich ſo eben auf dem Wege, die Wohnung aufzuſuchen.

Faſt am Ende der langen Vorſtadt fand ich endlich das bezeichnete Haus. Es war ein altes, halb verfallenes Gebäude, deſſen Aeußeres in der That ſehr wenig zu verſprechen ſchien. Die untern Fenſter deckten verwitterte Laden; die obern waren mit Bleiſtreifchen nach allen Richtungen geflickt, und in dem Schnitzwerk des Gebälkes niſteten Vögel. Ein hellpolirter Glockenzieher allein gab Kunde, daß das Gebäude bewohnt ſey. Ich trat in den düſtern Raum eines Hausflurs, von welchem mehrere früher verſiegelt geweſene Thüren in die untern Räume führten. Alles trug ein Anſehen von Verödung, Unwohnlichkeit, das eben nicht behaglich anſprach. Der Hausthür gegenüber öffnete ſich am Ende des Flurs eine zweite Thür, und eine bejahrte Frau, in der Kleidung

Digitized by Google

des niedern Bürgerſtandes ward ſichtbar, und fragte ziemlich barſch nach dem Begehren des Eintretenden. Ich nannte den Zweck meines Kommens und um vieles freundlicher entgegnete ſie: „Sie wollen die Wohnung ſehen?“ und ein mächtiges Schlüſſelbund ergreifend, winkte ſie mir, näher zu kommen. Ich trat in einen reinlichen, von der Sonne hell beſchienenen Hof, wo ſchönes Federvieh ſein Futter pickte. Zur Rechten ſchloß ein kleines Seitengebäude von neuerm Anbau ſich dem alten Hauſe an, deſſen oberer Stock bewohnt zu ſeyn ſchien. Modiſche Vorhänge ſchmückten die Fenſter, an deren hellpolirten Scheiben ein zierliches Blumenbrett blühende Gewächſe trug, und grüne italieniſche Jalouſieen ſie gegen die Mittagsſonne ſchirmten. Der Eingang aber in das zu vermiethende Quartier lag zur Linken des Hofes, wo ein zweites Seitengebäude, faſt nicht weniger verfallen als das Vorderhaus, ſich zeigte. Das Innere indeß war beſſer erhalten, als das Anſehen erwarten ließ. Ein heller Corridor führte in ein Paar geräumige Zimmer, die gut möblirt, und mit allen Bequemlichkeiten wohl verſehen waren. Unter den Fenſtern aber breitete ſich ein großer Garten aus, der, obſchon meiſtens zum Küchenertrage angebaut, doch auch ſchattige Laubengänge, Blumenparketts und ſchöne Baumparthien enthielt. Darüber hinaus bot ſich dem Blick die Ausſicht in eine weite Ferne dar. Blaue Gebirge und ein dunkler Waldgürtel begrenzten den Horizont. In mäßiger Ferne wand der belebte Strom ſein Silberband durch friſchbegrünte, mit maleriſchen Baumgruppen geſchmückte Wieſen, die ſich bis unter die Terraſſe hinzogen, welche die Grenze des Gartens ausmachte. Rebengeländer, unten einen Bogengang bildend, faßten die Fenſter in einen grünen duftigen Rahmen ein. Man konnte nicht leicht einen freundlichern Fernblick, noch eine träumeriſch einſamere Wohnung finden. Ich fragte, entzückt davon, nach dem Preiſe. Sie nannte ihn, er war mäßig. Indem aber mein Blick auf der Geſtalt meiner Begleiterin, auf ihrem geringen, nicht allzuſaubern Anzug, und ihre von grober Arbeit gebräunten Hände verweilte, entfuhr mir die Frage: „Sie ſind wohl Wirthſchafterin hier im Hauſe?“ — „Zu dienen!“ war die Antwort, und der Ausdruck beleidigten Stolzes ſpielte in den Zügen der alten Frau; „nur mit dem Umſtande, daß die ganze Wirthſchaft m i r gehört.“ — „So!“ entgegnete ich kleinlaut, „alſo Ihr Eigenthum!“ — „Ja,“ fiel ſie mit Nachdruck ein. „Mein Name iſt Richter, ich bin Wittwe und Beſitzerin dieſes Grundſtücks. Dieſe Zimmer hier möcht’ ich, da ſie mir ganz überflüſſig ſind, gern als Sommerwohnung vermiethen. Der Herr aber,“ ſetzte ſie, mich ſcharf fixirend, hinzu, „ſind wohl n i c h t hier aus dem Orte?“ Ich erwähnte in der Kürze meiner Verhältniſſe. Ihre Miene ſchien ſich ſichtlich zu erheitern, und als noch einmal mein Blick auf der Ausſicht verweilte, ſagte ſie um Vieles freundlicher: „Nun, wenn die Wohnung Ihnen gefällt, werden wir um den Preis ſchon einig werden.“ — „Wer aber,“ fragte ich, „wohnt ſonſt noch hier?“ — „Niemand,“ hieß es, „außer mir und meiner Tochter.“

Ich miethete das Quartier und nahm Verabredung, es gleich am folgenden Tage zu beziehen. Beim Fortgehen fiel mein Blick wieder auf die Fenſter des Seitenflügels. Schneeweiße zahme Tauben flatterten jetzt auf dem Blumenbrett. Drinnen aber erklang es wie Harfentöne. „Wer wohnt aber dort?“ fragte ich, mich zurückwendend. „Meine Tochter!“ erwiederte ſie kurz und rauh, und dieſer Ton ihrer Stimme, ſammt dem ganzen Weſen der Alten berührte mich, bei dem Anblick jener, dem Anſchein nach ſehr zierlichen Umgebungen, wie mit einem ſeltſamen Gegenſatz, und ich entfernte mich nicht ohne mit einer Art von Neugier der nähern Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen dieſer Perſonen entgegenzuſehen.

Es war indeß nicht das Vergnügen allein, das ich mir von der ſchönen Lage dieſer Wohnung verſprach, was dieſelbe für mich ſo anziehend machte. Ich ſuchte und b e d u r f t e Stille, Einſamkeit, Abgeſchiedenheit von den Menſchen, denn ich war mit der Welt und meinem Geſchick zerfallen, und glaubte eine herbe Erfahrung, die ich gemacht, eine zerſtörte Hoffnung, die mir zu Theil geworden, in der Einſamkeit erſt recht durchempfinden zu müſſen, bevor es mir gelänge, ſie zu verſchmerzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Klinger an Fanny Tarnow.

St. Petersburg, 21en April 1818.

Da Sie, meine verehrte Freundin, mir vermöge der nur zu wenigen intereſſanten Unterhaltungen, während Ihres Hierſeyns, mehr als eine angenehme geiſtige Erſcheinung, wie wir etwa in einem glücklichen Traum geſehen, vorſchweben, ſo kommen mir auch Ihre Briefe zu, als eine willkommene Erſcheinung von jenſeits. Und dieſes mußte erfolgen, da wirklich unſer Zuſammenſeyn, Gegen- und Aufeinanderwirken nur ein geiſtiges, intellektuelles Forſchen, in Beziehung auf uns, in Beziehung unſrer verſchieden aufgefaßten Weltanſichten war. So wird mir Ihre Stimme aus der Ferne zu einer Erinnerung, an die man das knüpft, wodurch man etwas werth iſt, ſeyn und bleiben will und kann. Da Ihr Leben nun, wie das meine, auf dieſem Punkt ruht, ſo ſind wir durch dieſes Verſtändniß ungetrennt durch die Entfernung; wir werden uns im Gegentheil

Digitized by Google

noch vertrauter erkennen und begegnen, denn das, was mir Ihre Reden, Ihre Blicke, bis zur reinſten Wahrheit, geſagt und bedeutet haben, wird durch Ihre herrlichen Briefe mit feſten Zügen nur beurkundet. So mag denn dieſer mächtige Talisman das Bund- und Löſungswort zwiſchen uns ſeyn und bleiben: Glück und Genuß, im moraliſchen, intellektuellen, ſelbſtſtändigen innern Seyn und als Bedingung des Lebens.

Die herrliche Rede unſers Kaiſers, welche er den 15ten März in Warſchau gehalten hat, wird Ihr Herz gehoben haben, zu dieſer Zeit, wo ſo vieles geſchieht, was Geiſter unſerer Art wachend und ſchlafend peinigt. Sie ſehen, daß unſer Alexander derſelbe iſt und bleibt, wie ich ihn ſeit ſeinen Kinderjahren erkannt habe, und ſo erfüllt er das Ideal, welches ich in ſeiner Jünglingszeit mit Zuverſicht und zu meiner Beſeeligung von ihm aufgeſtellt habe. Dieſe Rede iſt eine Belebung und Erhebung aller edlen Geiſter, eine Strafvermahnung und Zurechtweiſungswort für alle Elenden, die aus Feigheit, Furcht, Selbſtſucht, Verblendung unfähig ſind und bleiben wollen, zu begreifen, daß Tugend, Muth dazu, Achtung der Menſchen und Beförderung ihres Werthes, die wahre und ächte und zuverläßige Stärke des Regenten iſt. So hat nun Er, an den keiner das Recht hatte, das zu fordern, was er hier gegeben hat, durch ſein edles Gemüth, ſeinen hellen Verſtand, den ſchönſten Lorbeer der Regententugend erworben, nachdem ſo viele ſeines Standes (von denen man berechtigt war, es zu fordern) nicht aufzublicken oder zu reichen wußten, weil das feige, verblendete Herz, der verkehrte Verſtand, in der offenbarten Wahrheit nur ein ſchreckendes Geſpenſt erblickten. Wenn nun Er ſeiner Tugend, die ſich ſelbſt vertraut, aus freiem Gemüthe den Lorbeer friſch und blühend um ſeine Stirne flechten kann, ſo können andere nur, dazu getrieben von einer andern Furcht, verwelkte, verſengte, abgefallene Blätter aufleſen und ſich verdienſtlos damit ſchmücken. Die Wirkung auf mein mütterliches Land muß mächtig ſeyn, denn das Wort kömmt von dem Großmüthigen ganz unerwartet und ſo fühle ich als Deutſcher das Herrliche davon gedoppelt. —

Sie laſſen mich die Frauen fragen: „Und was gelten wir denn dieſem Manne ꝛc.?“ Hier die Antwort aus meinem Leben und aus meinen Schriften, die das treueſte äußere Zeichen von meinem innern Leben ſind. Ich habe eine gute, redliche, verſtändige Mutter gehabt, eine treffliche, ſo gute, ſchöne als geiſtreiche Schweſter, die ich vor zwei Jahren durch den Tod verloren. Sie hinterließ mir vier Nichten, die mir durch ihre Briefe beweiſen, daß ſie ihrer Mutter würdig ſind und werden. Ich habe eine treue, gute, ganz ihren Pflichten lebende, gebildete Frau gefunden. Aus der großen Welt trat ſie zu mir ein, der ich noch Subaltern war, und wußte ſich von dem Augenblicke an in mein einfaches Weſen und Leben ſo zu ſchicken, daß ſie keinen Blick mehr rückwärts warf. Was ſie als Mutter war, davon hat ſie die Beweiſe gegeben und gibt ſie zu meinem Leiden noch *). Ihr muß ich, und ihr allein, das Opfer meines längern Hierverbleibens bringen. Ich habe in meinen blühendſten Jahren eine Frau in Wien geliebt, die an Geiſt, Schönheit und Bildung eine der erſten ihres Geſchlechts war. Ich habe ſie geliebt mit aller Kraft des Herzens, Geiſtes, mit allen meinen Fähigkeiten. Als ich nach Beendigung der italieniſchen Reiſe nach Wien zurückkam, empfing ich die Botſchaft ihres Todes mit meinen Briefen an ſie über meine Reiſen, den lezten noch unerbrochen. — In meinen Werken finden ſich zur Beantwortung der Frage: Die Mutter in den Zwillingen, in dem Günſtling Arete und Ino im Damocles, Hermione im Ariſtodemus und ſelbſt Medea; dann Abeſſa im Giafar, Roſa im Sahir und ſelbſt die Frauen im Deutſchen und Raphael ꝛc. Wenn man mir nun als Widerlegung oder als Kehrſeite den Schwur gegen die Ehe, die §§. in den Betrachtungen entgegenſetzen wollte, ſo würde ich antworten: Da ich das gemeine Alltägliche ſo gut kenne, ſo beweiſt eben dieſes meinen Glauben an das Höhere und bekräftigt das Mögliche und Wirkliche des aufgeſtellten, entgegengeſezten Ideals. Da ich die geſammte moraliſch politiſche Welt, aus meiner Anſicht und meiner Erfahrung, nach meiner innern und der äußern, darzuſtellen ſtrebte (um des Friedens in meinem Innern willen), ſo habe ich doch wohl nicht die Frauen, das ſchönſte Gebilde derſelben, ausgeſchloſſen? So wußte ich doch wohl aus eigener Erfahrung und Anſchauen, daß ſie eigentlich nur der beglückende Theil dieſes Ganzen ſind, es wirklich theils ſind, oder doch ſeyn könnten? daß alſo ihnen alles zum Preis oder Vorwurf zufällt, was uns zufallen mag, und von lezterm noch weniger, da die Männer die Welt anordnen und den Frauen den Platz anweiſen. Mißfallen alſo meine Schriften den leſenden und gebildeten Frauen, das ich ſehr wohl begreife und ſogar natürlich und recht finde, ſo iſt der Grund davon gleichwohl nicht die Geringſchätzung der Frauen. Was es iſt, das werden Sie ſich beſtimmter ſagen können, als ich es vermag. Daß die Verſöhnung meinen Schriften fehle, kann es nicht ſeyn, da Sie, eine der geiſtreichſten und merkwürdigſten Frauen unſerer Zeit, im Morgenblatt gegen Ihre vorige Aeußerung angezeigt haben, was das Prinzip der Verſöhnung in Klingers Schriften ſey. — So habe ich Ihnen nun aber-

*) Klinger verlor ſeinen einzigen Sohn in der Schlacht von Boradinow. Die Mutter weinte ſich blind.

mals einen langen Brief über mich ſelbſt geſchrieben. Nehmen Sie ihn als einen Beweis meiner Geſinnungen für Sie und meines Zutrauens zu Ihnen an; an einen Mann würde ich ſo nicht ſchreiben, und ſo iſt es ein Beweis mehr, was mir die Frauen ſind; aber wahr iſt es, ich zähle Sie zu den ſeltenſten und edelſten, die mir begegnet ſind, und ich danke dem Geſchick, daß ich Ihnen habe begegnen ſollen. Mit Verehrung und Freundſchaft Ihr

Klinger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

(Beſchluß.)

Die Beſteigung des Faulhorns.

Während der immer zunehmende Sturm ganze Maſſen von Schnee vor ſich her jagte, warteten wir fünf, zehn Minuten, eine Viertelſtunde, und kein Führer zeigte ſich; auf unſer Rufen folgte keine Antwort; das Toben des Windes übertönte Alles. Um wenigſtens nicht zu erfrieren, gingen wir in dieſer nun wirklich kritiſchen Lage ein Paar Schritte vorwärts, und ſtanden nun plözlich an einem finſtern und jähen Abgrunde, deſſen Tiefe wir nicht ermeſſen konnten; denn über uns und unter uns nichts als Wolken und Schnee. Der Rückweg nach der Stelle, von der wir ausgegangen, war nicht mehr zu finden, und es blieb uns nun keine ſichere Auskunft übrig. Auf gut Glück gingen wir in einer andern Richtung auf der Schneefläche weiter, und ließen alle Minuten unſern Ruf aus allen Kräften erklingen, doch lange Zeit vergebens, bis endlich nach Verlauf einer langen halben Stunde eine Stimme antwortete, die wir wahrlich mit Entzücken vernahmen. Es war unſer Führer, der aber ſeinen wegweiſenden Baumſtamm nicht gefunden hatte, und als wir nun deliberirten, was ferner zu thun ſey, hörten wir durch den Sturm hindurch jodeln. Wir antworteten, und zu unſerer großen Freude traf der Adlerwirth bei uns ein. Er hatte das Faulhorn bald nach uns verlaſſen, um uns zu folgen, da er gleich beim Eintreten des Schneeſturms, vielleicht mit der geringen Lokalkenntniß unſers Führers bekannt, um uns beſorgt wurde. Mit neuen Kräften, aus einer Flaſche Burgunder geſchöpft, die er vorſorglich zu ſich geſteckt hatte, griffen wir wieder zum Wanderſtab. Keine Spur eines Weges, nichts als Sturm, Nebel, Schneefelder, dann Steine und Felstrümmer und die dunkeln Wellen des bis auf den Grund aufgeregten Bachalpſees, dazu wir Wanderer, bis auf die Haut durchnäßt, alles dies bildete eine Scene von wilder, melancholiſcher Art. Aengſtlich folgte das Vieh, beſonders eine große Schaar Ziegen, unſerm Zuge, gegen das tobende Wetter bei dem Menſchen Schuz ſuchend. Wir aber, jezt unter der ſichern Leitung des Adlerwirths, ſtiegen raſch und munter hinab, beſiegten glücklich alle Schwierigkeiten des ſteilen, bald felſigen, bald ſchlüpfrigen Wegs, und kamen nach zwei bis drei Stunden glücklich wieder in Grindelwald an, wo ein ſchäumender Glühwein und dann das warme Bett unſere müden Glieder erquickten. Froh waren wir, wenigſtens im Hinaufſteigen einen Blick auf jene Gebirgswelt genoſſen zu haben, der uns die Ueberzeugung verſchaffte, daß der Anblick dieſes Amphitheaters der Berner Hochalpen aus einer ſolchen Nähe bei weitem großartiger und erhabener iſt, als jener auf die zwar zahlloſen, aber alle in großer Entfernung liegenden Schneegebirge vom Rigi aus.

Bei meinem Erwachen am andern Morgen war ich nicht wenig erſtaunt, Fluren, Bäume und Häuſer hier im Thal mit Schnee bedeckt zu ſehen, und zwar mit dickem, fußhohen Schnee.

An ein Wegkommen war für heute nicht zu denken, und wären wir nicht geſtern noch zur rechten Zeit vom Faulhorn hinabgeſtiegen, verſicherte der Wirth, ſo würde die Rückkehr bei dieſem Wetter völlig unmöglich geworden ſeyn, und wir hätten oben Tage lang warten müſſen. Den ganzen Tag mußten wir in der Stube zubringen, die ein wohlgeheizter Ofen ganz behaglich machte. Mittags ſpeisten wir mit zwei Göttinger Studenten und zwei Engländern, die alle hier ein- und feſtgeſchneit waren. Wir erhielten Gemsbraten, worauf die franzöſiſche Kellnerin mit den Worten: „Messieurs, voila du chamois,“ aufmerkſam zu machen nicht unterließ, dann in dieſer Jahrszeit zum Deſſert Kirſchen und die ſchmackhafteſten Erdbeeren, während draußen im Garten die bunten Nelken und Feuerlilien aus dem tiefen Schnee hervorragten.

Den ganzen Tag hörten wir unaufhörlich die Lawinen in den Gebirgen donnern. Bei weitem bedeutender ſind aber die Frühjahrslawinen, welche oft die Luft ſo erſchüttern, daß die Häuſer in Grindelwald durch alle Fugen zittern. Manche halten alljährlich denſelben regelmäßigen Lauf, und führen darnach ihren beſondern Namen. Am meiſten ſchaden ſie den in den Gebirgen weidenden Schaafheerden, und von den Gemſen werden auch mehr durch Lawinen erſchlagen, als durch das Blei des Jägers getroffen. Dieſe Jagd wird hier eifrig, beſonders um das Wetterhorn herum, getrieben, aber ſie iſt gefährlich. Wehe dem Jäger, der in jenen unzugänglichen Felſen von plözlichen Stürmen befallen wird, deren Gewalt und Schreckniſſe der Bewohner der Ebene nicht ahnt. Seltſame Geſchichten erzählt man auch von Gemſen, die vom Jäger aufs Aeußerſte bis auf die höchſten Firne verfolgt, dann, wenn ihnen kein Ausweg mehr bleibt, umkehren und, ſich mit aller Gewalt auf ihren Verfolger werfend, ihn und ſich in den Abgrund ſtürzen. Es iſt ein ſchönes Thier mit ſchwarzen, klugen, ich möchte ſagen, ſeelenvollen Augen.

Der Steinbock findet ſich nicht mehr in dieſen Gebirgen, ſondern nur am Monte Roſa und in Graubündten. Ich ſah 1820 einen lebendigen in Chamouny.

Ein Knecht aus unſerm Gaſthaus zum Adler war im Jahr 1828 mit auf dem Gipfel der Jungfrau. Wir ließen ihn hereinkommen und uns die Geſchichte dieſer Beſteigung erzählen. Es waren ihrer ſieben, alle Grindelwalder, welche am 10. September 1828 dieſes Werk vollbrachten, damit nicht geſagt werden könne, Fremde hätten den Firn erſtiegen und die Grindelwalder ſelbſt es nicht gewagt. Nach vielen Mühen und Gefahren erreichten ſie wirklich den höchſten Kamm der Jungfrau, der ſich faſt ſenkrecht erhob, von allen Seiten dick mit Eis bepanzert und ſo ſchmal und kurz, daß nur Einer ſich darauf ſetzen konnte, ſizend, und zwar ſo, wie der Knecht ſich ausdrückte, daß er ein Bein in den Kanton Bern und das andere in den Kanton Wallis hängen ließ. Hieb er nun von dieſem Eisgrat ſo viel ab, als nöthig war, daß er mit ſeinen ſechs Begleitern darauf ſtehen konnte, worauf ſie alle bemüht waren, eine Fahne in ein gehauenes Loch ſo feſt als möglich einzupflanzen, und dann den Rückweg antraten. Bis voriges Jahr hat man die Fahne von Grindelwald aus noch geſehen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Auguſt 1832.

Erſt trüb und ſüß; — dann heller Wein,
So ſoll es mit dem Sänger ſeyn!

Moſen.

Liebe, Wanderſchaft und Heimkehr.

In vierzehn Liedern von Julius Moſen.

Warnung.

Vor den Fenſtern laßt euch warnen,
Junggeſellen weit und breit,
Vor den Netzen, vor den Garnen,
Vor den Mädchen allezeit;

Vor den hellen Roſenblüthen,
Welche in den Fenſtern ſtehn,
Müßt ihr Herz und Auge hüten,
Schnell und ſtill vorüber gehn.

An den Blumenfenſtern lauern
Wilde Jägerinnen dort,
Und die Spinnen an den Mauern
Weben Netze immerfort.

Ach! mein armes Herz gefangen
Hält ein ſolches Fenſterlein;
Bei der Roſe muß es hangen,
Bei der Roſe muß es ſeyn!

Der Mond und ſie.

Wie iſt ſo ruhig, klar und rein
Dein liebes Angeſicht,
So wie im Lenz der Mondenſchein,
Ein träumeriſches Licht.

Ich gehe Nächtens nie allein,
Dein liebes Bild geht mit,
Und ſelbſt der Mond im hellen Schein
Hält mit mir Tritt und Schritt.

Doch geh' ich in mein Kämmerlein,
Und drücke die Augen zu,
So ſchwindet zwar der Mondenſchein,
Doch Liebchen niemals Du!

Der erſte Kuß.

Das Röslein gar verborgen
In ſeiner Knoſpe ſitzt,
Der neue Frühlingsmorgen
Zum Kuß das Mäulchen ſpitzt;
Doch Röslein mag nichts wiſſen
Vom Blühen und vom Küſſen.

Das Röslein ſitzt gar ſpröde
In ſeinem engen Haus,
Der Mittag iſt nicht blöde,
Strahlt Gluth und Flammen aus;
Doch Röslein mag nichts wiſſen
Vom Blühen und vom Küſſen.

In ſeiner Zelle drinnen
Das Röslein heimlich ſteht
Mit Träumen und mit Sinnen,
Der Abend weint und fleht:

Digitized by Google

Ach, alle Blumen müſſen
Doch endlich blühn und küſſen.

Das Röslein ſteht in Bangen,
Es ſteht in Liebesnoth,
Roth werden ſeine Wangen,
Sein Mund ſo purpurroth,
Und ſeine Lippen müſſen
Zum erſtenmale küſſen;

Zum erſtenmale blühen
Mit allererſtem Kuß,
Zum erſtenmale glühen
Das holde Röschen muß;
Denn alle Blumen müſſen
Am Ende blühn und küſſen!

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

Wer erräth es nicht, daß es die Liebe war, die mich in ſolche Stimmung verſezt hatte! — Pauline, die ſchöne, gute Pauline hatte längſt mein Herz gewonnen, hatte des Jünglings glühende Huldigungen mit ſtiller Gunſt erwiedert, und der ſtumme Verein der Herzen war allmählig, und faſt unwillkührlich, zum gegenſeitigen Bündniß geworden, dem nichts als einige Begünſtigung von Seiten des Glücks und der Umſtände fehlte, um ſich zur Verbindung für das Leben zu geſtalten. Aber meine Ausſichten auf ein angemeſſenes Einkommen waren und blieben vor der Hand noch fern; mir ward zudem die Pflicht für eine Mutter, die meiner Erziehung alles geopfert, und für eine kränkliche Schweſter zu ſorgen; und Pauline — ſo freigebig auch die Natur mit ihren holdeſten Gaben ſie geſchmückt, Gott Plutus hatte ſie vergeſſen. Länger als ein Jahr war ſo dahin behingangen, zwiſchen Sehnſucht und Hoffen, vereitelten Ausſichten und leeren Wünſchen. Da trat Paulinens Mutter, die Räthin Walter, eine ernſte Frau, von entſchiedenem Charakter und feſtem Willen, einſt, als ich im Dämmerſtündchen unter Paulinens Fenſter auf ein Paar Worte vertraulichen Koſens mit der Geliebten harrte, mir entgegen und nöthigte mich, herein zu kommen, indem ſie mit mir zu ſprechen habe. Ich folgte mit hochklopfendem Herzen in das Zimmer. Pauline war nicht darin, die Mutter aber, mich ins Sopha ziehend, und ſichtlich bewegt, ſagte: „Ich ſchätze Sie, Herr Herbert, als einen Mann von Ehre, und ziehe es daher vor, lieber offen mit Ihnen zu reden, wo ich, ohne Rückſicht auf Sie zu nehmen, als Mutter handeln könnte. Sie lieben Paulinen. Dieſe erwiedert Ihre Neigung, und ich würde, Gott iſt mein Zeuge, Ihrem beiderſeitigen Bunde gern und freudig meine Zuſtimmung geben, träten nicht Umſtände, welche die Mutter nicht unberückſichtigt laſſen darf, gebieteriſch entgegen. Sie ſelber fühlen wohl, wohin, in Zeiten wie die jetzigen, ein Bündniß zwiſchen ganz unbemittelten Perſonen führen müßte, und erlaſſen mir die Pein, dieß weiter zu erörtern. Gern würd' ich aber, wie bisher, es geſchehen laſſen, daß Sie fernerhin Ihre Wünſche, auf eine günſtigere Zukunft rechnend, nährten — zeigte ſich nicht eben jezt für Paulinen die Ausſicht auf eine wünſchenswerthe Verſorgung. Ein biederer und wohlhabender Mann bewirbt ſich um ihre Hand und bietet ihr eine Zukunft frei von Sorgen, und unter Verhältniſſen, die tauſend Andere beneidenswerth finden würden. Ich aber ſehe, im Vertrauen auf Ihre Einſicht und Rechtlichkeit, mich dadurch in die Nothwendigkeit geſezt, Sie zu bitten, Ihre Anſprüche auf Herz und Neigung meiner Tochter fortan aufzugeben!“ Ich ſtand verſtummend und verzagend vor der ernſten Frau. „Und Pauline?“ ſtammelte ich endlich, „was hat Pauline beſchloſſen?“ — „Ich ſandte ſie geſtern,“ war die Antwort, „nach N . . . zu meiner Schweſter, wo ſie einige Wochen zubringen wird; ſie hat mir beim Scheiden gelobt, Sie nicht zu ſprechen noch Ihnen zu ſchreiben. Dieſe Blätter aber und kleinen Geſchenke legte das betrübte Kind unter heißen Thränen in meine Hand, ſie Ihnen zurückzuſtellen, und ich darf von Ihrem Edelmuth erwarten, Sie werden ein Gleiches thun, und ſo den Frieden eines Herzens befeſtigen helfen, dem, wie ſo manchem in dieſer Welt, nur das Glück der Reſignation beſchieden war.“ Sie reichte bei dieſen Worten, nicht ohne tiefe Rührung mir ein verſiegeltes Paket und ſich ſchnell entfernend, blieb ich meinen Empfindungen und Entſchließungen überlaſſen.

Meine Lage und Stimmung war Anfangs die troſtloſeſte. Ich grollte mit dem Himmel und der Welt, verwünſchte mein Daſeyn und zerquälte mich bald mit gehaltloſen Entwürfen, wie ich dennoch mir den Beſitz der Geliebten erringen wollte, bald ergrimmte ich innerlich, daß es Paulinen ſo leicht zu werden ſchien, mich aufzugeben. Eine tiefe, ſchmerzliche Bitterkeit trat zulezt an die Stelle jener erſten, heftigen Aufwallungen und bemächtigte ſich meines ganzen Weſens. In einer ſolchen Regung war es, wo ich Paulinens Briefe und ihre kleinen Liebesgaben in ein Kouvert ſchlug, und ein Blatt hinzufügend, das blos die Worte enthielt: „Pauline iſt frei. Möge ſie glücklich ſeyn!“ der Mutter überſandte. Darauf überfiel es mich mit der ſchmerzlichſten Wehmuth, und ich ſtürmte hinaus in das Freie, dem wildeſten Liebesſchmerz mich überlaſſend. Als ich an Körper und Seele ermattet heimkehrte, fand ich eine Sendung meines Chefs, welcher die Uebernahme jenes Geſchäfts in der Provinzſtadt mir antrug, nebſt der Verpflichtung zur ſchleunigſten Abreiſe. Ich ſah einen Wink des Himmels

Digitized by Google

in der Fügung, und zögerte nicht, einen Ort zu verlaſſen, wo hinfort für mich das Leben verödet war.

Wirklich begann auch der Stachel meines Schmerzes in der ſelbſtgewählten Einſamkeit ſich in etwas abzuſtumpfen. Ich gewann es über mich, ohne Bitterkeit an Paulinen zu denken, und ohne Unwillen an ihre Mutter. Ja es gab Augenblicke, wo ich in der Vorſtellung, meine Wünſche dem Glücke der Geliebten geopfert zu haben, ſchwelgte, und jede Hoffnung auf eignes mit der Schwärmerei des Liebenden von mir wies.

So lebte ich denn ſtill fort; den größten Theil des Tages meinen Dienſtgeſchäften widmend, wozu ein eignes Lokal angewieſen war. Zu Hauſe war ein Gang durch den Garten, wo jezt alles in Duft und Blüthe ſtand, oft nur ein Blick von meinem Fenſter hinein, meine Erholung. Immer ſah ich dann die alte Richter darin beſchäftigt. Rüſtig und unermüdet ſah ich ſie ſelbſt die beſchwerlichſten Arbeiten verrichten, ohne daß ihr Jemand behülflich geweſen wäre; die Tochter erblickte ich nicht. In den ſpätern Abendſtunden hörte ich ſie wohl je zuweilen mit friſcher und reiner Stimme zur Harfe ſingen, die ſie ſehr fertig zu ſpielen ſchien; und hinter den weißen Vorhängen, zwiſchen den Blumenſtöcken hindurch, glaubte ich wohl zuweilen, wenn ich vorüber ging, eine weibliche Geſtalt wahrzunehmen, ihr voller Anblick aber war mir noch nicht zu Theil geworden. Ein Umſtand, welcher die flüchtige Neugier, die ich gleich zuerſt empfunden, wieder erregte.

Einſt an einem heißen Nachmittage fand ich die Richter im Garten, beſchäftigt ein Gemüſebeet von Unkraut zu reinigen. Die Sonnenhitze erhöhte die Beſchwerlichkeit der Arbeit, und ich glaubte die Anſtrengung, ſo ſie ihr koſtete, in dem erhizten, ſchweißtriefenden Geſicht der alten Frau zu leſen. Gewohnt, im Vorübergehen einige Worte an ſie zu richten, blieb ich ſtehen und ſagte: „Sie ſind immer ſo thätig, Frau Richter! aber heute an einem ſo warmen Tage ſollten Sie doch eine ſo mühſame Arbeit andern überlaſſen.“ — „Mir machts Niemand zu Dank,“ entgegnete ſie in ihrem gewöhnlichen barſchen Ton, und die Gartenarbeit iſt mein Vergnügen.“ — „Wenigſtens ſollten Sie doch auf einige Erleichterung Ihrer Mühe, die Sie ſo ſichtlich ergreift, bedacht ſeyn! Warum laſſen Sie nicht Ihre Tochter Ihnen helfen?“ Sie fixirte mich einige Augenblicke mit einem ſcharfen Blick und ſagte dann kurz: „Meine Tochter paßt zu dergleichen Arbeit nicht.“ — „Sie iſt wohl kränklich?“ fuhr ich heraus. „Nichts weniger!“ entgegnete ſie. „Aber ſie iſt an ſolche Arbeit nicht gewöhnt, und“ ſezte ſie, ſich von der Erde halb aufrichtend, und mit einem Ausdruck von Hochmuth in ihrer Miene hinzu, „auch nicht dazu erzogen.“

(Die Fortſezung folgt.)

Klinger an Fanny Tarnow.

St. Petersburg, den 8ten März 1819.

— — — Ihre Briefe über Petersburg hat mir mein Freund Semler kommen laſſen, und ich bin ihm ſehr dankbar dafür. Sie haben das, was Sie von den Sitten und Gebräuchen der Nation geſehen haben, ſehr gut geſehen und ſehr richtig dargeſtellt, wahr und klar. Ich bedaure es mehr denn je, daß Sie die Reiſe nach Kiew nicht gemacht und von dieſem wirklich ſehr merkwürdigen Volke nicht mehr beobachten konnten, und es nicht tiefer im innern Rußland haben ſehen können. Sie werden wohl einem Manne glauben, der nun ſchon vierzig Jahre in dieſem Reiche lebt und das Volk auch im Innern des Landes geſehen hat. Da ich vermuthe, daß Sie Ihre literariſchen Arbeiten fortſetzen, ſo bitte ich Sie, mir anzuzeigen, wo ich das von Ihnen Gegebene finden kann. Ihre Eudoria iſt ſehr ſchön. Auch bitte ich Sie, mir anzuzeigen, wenn etwas Bedeutendes erſchienen iſt oder noch erſcheint; vorausgeſezt, es ſey weder politiſch, noch myſtiſch, noch äſthetiſch, poetiſch, religiös, romantiſch, ſpaniſch, geſpenſteriſch, mittelalternd — ſey es alsdann noch ſo gut verſifizirt oder ſtyliſirt, ſo mag ich nichts davon wiſſen. Als dieſe Schreiber das Volk in Deutſchland ſo gut durch dieſe geiſtige Abſchwächung für das Joch des Herrſchers in Gallien, zuſchulten, ſchienen ſie ihm wenigſtens ein tröſtendes, die Phantaſie in Dämmerung hüllendes Spiel reichen zu wollen; aber warum nun damit fortgefahren, da er gefallen iſt? — vielleicht thut es noch Noth — vielleicht hat man der kräftigen Geſundheit zu viel — vielleicht iſt man hin und wieder aus der Dämmerung zu viel erwacht — vielleicht muß man ſie noch mehr verdicken, und daher dieſe neuen Opiate, unter allerlei Form und Geſtalt, dargereicht von großen und kleinen Männern. Sie, die Sie mitten im aufgeklärten Vaterland leben, werden dieſe Vielleichts, und deren noch mehrere, zu löſen wiſſen. Doch weg mit aller Verkehrtheit und Verzerrung. Bewahren Sie mein Andenken, wie ich das Ihrige, edle Fanny, bewahre, und ſo wollen wir unſer Inneres bewahren vor allem dem Aeußern, Thörichten und Verbrecheriſchen, unter welcher Larve es auch erſcheinen mag, den eigenen Sinn immer nur gerichtet auf das Wahre und Reine.

Dieſen Brief erhalten Sie überſchickt aus Hannover von einem wahrhaft edlen, treuen Deutſchen, dem General von Dörnberg, den ich liebe und hochachte, und von dem ich, wie ich ſagen kann, geliebt und geachtet werde. Von Herzen

Ihr Sie verehrender
Klinger.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Die Akademie und die akademiſche Jugend. Handels- u. Induſtrieſchule.

Die Akademie hat jezt wirklich zweihundert einunddreißig Studenten, worunter 157 Genfer; die Andern gehören der übrigen Schweiz und einige Wenige dem Ausland an. Theologie ſtudiren 43, die Rechte 16, Philoſophie 55 und ſchöne Wiſſenſchaften 43. Die Theologie ernennt jezt auch Doktoren und iſt ziemlich ſtreng dabei. Es iſt einige Jahre her, daß der Staatsrath eine Kommiſſion von eilf Gliedern ernannte, um über den Zuſtand des Unterrichts in den niedern Schulen und beſonders in der Akademie Bericht zu erſtatten; vor einigen Monaten hielt die Kommiſſion einige Sizungen, ſeitdem iſt's wieder ganz ſtill und Manche verſichern, ſie habe zwar an den Staatsrath über den Befund berichtet, zugleich aber auf Vertagung aller Aenderung auf ein Jahr angetragen. Nun fragt man ſich, was kann an dieſer Verzögerung Schuld ſeyn? Gewiß nicht der politiſche Zuſtand des Landes, denn es herrſcht überall bei uns Ruhe und Frieden. Sollten ſich die Herren Profeſſoren fürchten, etwas an dem Zuſtand des akademiſchen Unterrichts zu ändern, der ihnen ſo zuſagt, und allerdings ſehr bequem iſt? Tüchtige Schulmänner, wie unſer Humpert, die nicht an kaiſerlichen Univerſitäts-Traditionen feſthalten und auch das Ausland geſehen haben, werden nicht müde, der Akademie ihre zahlreichen Mängel und Lücken vorzuwerfen. So ſagt er unter anderm: „Die Akademie führt über ſich ſelbſt die Aufſicht und ergänzt ſich aus ſich ſelbſt. Was ſoll man von einer höhern Lehranſtalt denken, deren Mitglieder ſich ihr Amt unendlich bequem machen und zu den Studirenden zu ſagen ſcheinen: Ueberſehen Sie gefälligſt, daß ich oft nicht leſe und abweſend bin, ſo will ich auch über Ihre Hefte die Augen zudrücken? Die Akademie iſt ein Monopol, denn die Profeſſoren haben keine Konkurrenz, keine Oppoſition zu fürchten; es iſt eine ſchläfrige und einſchläfernde Einrichtung, die alle Nacheiferung bei den Profeſſoren lähmt. Die akademiſchen Ferien dauern fünf bis ſechs Monate, die Hälfte des Jahrs ſind alſo keine Vorleſungen; mögen ſich auch die Eltern darüber beklagen und um Abſtellung dieſes Uebelſtands bitten, man hört nicht darauf, man verſteht ſie nicht. Die Profeſſoren finden ihre Rechnung dabei, iſt dies nicht genug? Die neue methodiſtiſch-theologiſche Fakultät fühlt dieſen Uebelſtand ſehr wohl, darum hat ſie nach dem Muſter der deutſchen Univerſitäten ihre Vorleſungen in zwei Semeſter eingetheilt. Im Lyceum (Collège) iſt der Unterricht in den höhern Klaſſen nicht ſpeziell genug, jeder Schulregent hat zu viel Gegenſtände zu lehren, und dies hindert ihn, ſich auf ein Fach allein zu legen, es gründlich zu ſtudiren und ſich darin auszuzeichnen. Auch bei der ſchönwiſſenſchaftlichen Fakultät der Akademie beſteht derſelbe Uebelſtand; man hat ihm zwar etwas abgeholfen, aber noch immer muß der Profeſſor der griechiſchen Sprache und Literatur auch Geſchichte leſen."

Ueber die ſittliche Bildung unſerer männlichen Jugend gibt es verſchiedene Verſionen. Während unſer akademiſcher Rektor neulich verſicherte, alle bei ihm eingehenden genauen Berichte über die Land- und Stadtſchulen ſtimmten darin überein, daß die Sittlichkeit der jungen Leute auf merkwürdige Weiſe zunehme, hält es der Polizeilieutenant für nöthig, der Jugend, ihren Eltern und Vorgeſezten die Strafverordnungen von Neuem einzuſchärfen, die ſich auf das Verderben öffentlicher Gebäude und Anlagen beziehen. Seine Klagen über dieſen Unfug ſind ſeit lange begründet, und ich habe ſelbſt in Frankreich dies Uebel lange nicht ſo arg gefunden, wie hier. Erfreulicher und unbeſtritten ſind die Erfolge unſers Strafarbeitshauſes durch das Bemühen des trefflichen, menſchenfreundlichen Direktors Aubanel. Dieſe Anſtalt beſteht erſt ſeit ſechs Jahren. Die Recidivfälle der jungen Gefangenen beliefen ſich Anfangs auf ſechs von hundert, jezt betragen ſie nur noch zwei. Die Gefangenen, welche gewöhnlich roh und unwiſſend in das Haus treten, bekommen in kurzer Zeit durch verſtändige Behandlung eine ſolche Luſt zum Lernen, daß ſie die Momente als eine angenehme Erholung anſehen, wo ſie ſich mit Leſen und Schreiben beſchäftigen dürfen. Ein merkwürdiges Beiſpiel iſt Folgendes. Pierre Pélissier, ein roher und wilder junger Mann aus dem ſavoyiſchen Dorf Brand, wurde 1829 wegen Diebſtahl zu vierjährigem Strafarbeitshaus verdammt. Bald nach ſeiner Einbringung wurde ſein Betragen beſſer und immer beſſer, er lernte leſen und ſchreiben, und konnte ſogar vor einiger Zeit ſeine Bittſchrift an die Regierung um Erlaſſung der noch übrigen ſechszehn Strafmonate ſelbſt aufſetzen, und auf die trefflichen Zeugniſſe des Hauſes wurde ihm auch ſeine Bitte gewährt. Als Pélissier austrat, bekam er 168 Franken mit, die er ſich in den zweiunddreißig Monaten ſeiner Gefangenſchaft verdient hatte, und wie ich höre, hat er damit einen kleinen Handel angefangen, mit dem er ſich ſpärlich, aber doch ehrlich durchbringt.

Sehr gut gedeiht auch unſere ſeit Kurzem gebildete Handels- und Induſtrieſchule, die ſich durch die Spezialität des Unterrichts, wo für jeden Gegenſtand ein eigener Lehrer angeſtellt iſt, und durch die ununterbrochene Aufſicht über die jungen Leute vortheilhaft vor dem Collège auszeichnet, wo die Knaben, ſtatt lebende Sprachen zu lernen, ſechs Jahre lang mit ſchlechtem Latein und noch ſchlechterem Griechiſch geplagt werden, das ſie kurze Zeit nach dem Beginnen ihrer ganz heterogenen bürgerlichen Laufbahn vergeſſen. In der Handels- und Induſtrieſchule hingegen lernen ſie franzöſiſch, deutſch, engliſch und italieniſch, nebſt allen Wiſſenſchaften, die ihnen für ihren künftigen Beruf unentbehrlich oder doch ſehr nüzlich ſind. Sie ſehen, man ſucht hier dem baieriſchen Schulplan ſo gut entgegen zu arbeiten, wie bei Ihnen in Deutſchland.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zweiſylbiges Räthſel.

Die erſte iſt ein finſtrer Kerker,
In dem jezt Volksverrath ſich büßt;
Gefangne ſchauen aus dem Erker
Hernieder, wo die zweite fließt.

Sie ſehen die durch Wieſen ſchleichen
Und denken: wenn du dich empört,
So zerrſt du aus der Wurzel Eichen;
Dem Volke gleichſt du, wenn's zerſtört.

Das Ganze ſind nur wenig Trümmer,
Zu denen friedlich ſich gewandt,
Wer gern im Abendſonnenſchimmer
Den Rhein bewundert und ſein Land.

Doch jüngſt, da braust' es droben rauſchend,
Der zweiten gleich, wenn Sturm ſie ſchwellt,
Man horchte wilden Worten lauſchend,
Sie rollten, wie der Waldſtrom fällt.

Jezt zwar hat ſich der Strom verlaufen,
Iſt, was die zweite ſonſt, ein Lamm.
Feldhüter aber ſtehn in Haufen,
Und bauen ſcheltend einen Damm.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. Auguſt 1832.

— Sä dort gelblichen Dinkel,
Wo du die Hülſenfrucht, die in klappernder Schote ſich freuet,
Oder ſchmächtiger Wicken Ertrag, und der herben Lupine
Brechliche Stengel zuvor aufhobſt und rauſchende Waldung. —
Alſo ruhn dir auch bei veränderter Frucht die Gefild aus,
Ohne daß du den Zins der müßigen Brache verliereſt.

J. H. Voß
nach Virgil.

Ueber die Rolle, welche die Wurzeln beim Kulturwechſel der Pflanzen ſpielen.

Von all den zahlreichen Verbeſſerungen, welche ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts den Ackerbau auf ſeine jetzige Stufe gehoben haben, iſt wohl kaum eine wichtiger, als daß ein zweckmäßiger Kulturwechſel ſich in Theorie und Praxis allgemeine Geltung verſchafft hat. Wechſelwirthſchaft (Kulturwechſel) nennt man bekanntlich das Verfahren, wornach man mit dem Bau der landwirthſchaftlichen Gewächſe planmäßig abwechſelt und wobei man vermeidet, dieſelben Gewächſe zu raſch hintereinander in demſelben Boden zu ziehen. Theoretiſch iſt zwar dieſes Verhältniß erſt in neuerer Zeit, ſeit der Ackerbau eigentlich nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen betrieben wird, ausgebildet worden, die Praxis aber iſt uralt. Von jeher hatte es auffallen müſſen, daß, wenn man, ſtatt das Feld jedes Jahr einzuſäen, daſſelbe in einem ſogenannten Brachjahre ausruhen ließ, der Hauptzweck der Agrikultur, der Getreidebau, trotz des beträchtlichen Zeitverluſtes, ungleich beſſer erreicht werde. Da aber der Landmann, trotz aller angewandten Mühe, nicht hindern konnte, daß ſich nicht während der Brache das ganze Feld mit Pflanzen aller Art bedeckte, ſo folgt, daß die Brache im Grunde nichts war als eine Kultur von wilden Gräſern und anderm Unkraut. Der Hauptſchritt, den man, von der Wiſſenſchaft geleitet, auf dem Wege der Verbeſſerungen that, beſtand demnach darin, daß man nutzbare Gewächſe an die Stelle jenes Unkrautes ſetzte, das meiſtens kaum eine magere Weide bot, und praktiſch bewies, daß Wechſel der Kultur, nicht Ruhe des Bodens — dieſe iſt undenkbar — die Fruchtbarkeit des Feldes erhält.

Wie geht dieß nun aber zu? Botaniker und Landwirthe ſind darüber keineswegs einig. Manche meinen, die Gewächſe ſaugen aus demſelben Boden verſchiedene Stoffe auf, und ſomit könne ein durch die eine Pflanzenart ausgeſogener Boden immerhin noch Nahrungsſtoff genug für eine andere enthalten. Dagegen ſpricht aber ein für allemal der Satz, den die Pflanzenphyſiologie aufſtellt, daß die Pflanzen mit den Wurzeln alle im Boden befindlichen auflöslichen Subſtanzen auffangen, daß ſie keineswegs die Kraft haben, was ihnen ſchädlich ſeyn könnte, zu verſchmähen, und daß ſie ſich mit Stoffen, die eigentlich giftig auf ihr Leben wirken, vollſaugen, wenn die Stoffe anders auflöslich ſind. — Ferner hat man die Anſicht geäußert, die Vortheile des Kulturwechſels rühren daher, daß die Wurzeln der Gewächſe, welche hinter einander gezogen werden, von verſchiedener Länge ſeyen; auf dieſe Weiſe können ſie nach einander die verſchiedenen Schichten deſſelben Bodens ausſaugen. Man darf aber nicht vergeſſen, daß beim Keimen der Saamenkörner ſämmtliche Wurzeln in denſelben Schichten des Bodens liegen und alſo ſich, ſo lange ſie zart ſind, in einem Boden befinden, der, nach dieſer Anſicht, verſchieden auf ſie wirken müßte. Ueberdieß werden ja durch das Beackern ſelbſt die verſchiedenen Schichten umgekehrt und

Digitized by Google

gemengt, und es iſt ferner bekannt, daß Pflanzen, die derſelben natürlichen Familie angehören, wie der Klee und die Luzerne, nie hintereinander gerathen, obgleich ihre Wurzeln von ſehr verſchiedener Länge ſind.

Schon früher war hie und da von Beobachtern die Bemerkung gemacht worden, daß manche Pflanzen durch ihre Wurzeln Feuchtigkeiten ausſchwitzen. Sie betrachteten dieſe Abſonderung der Wurzeln als einen Theil der eigenthümlichen Pflanzenſäfte, die zur Ernährung der Pflanze nicht tauglich waren und nun, wenn ſie in den untern Theil der Gefäße gelangen, ausgeſtoßen werden. Schon Plenk und Humboldt äußerten die ſcharfſinnige Idee, manche ſonderbare Verhältniſſe zwiſchen Gewächſen könnten davon herrühren. So ſchadet bekanntlich die Diſtel dem Hafer, die Wolfsmilch und die Scabioſe dem Lein, der Alant (inula) der gelben Rübe, das Flöhkraut (erigeron) und der Lolch dem Weizen u. ſ. w. Vielleicht, meinten ſie, ſchwitzen die Wurzeln dieſer Gewächſe Stoffe aus, welche ſchädlich auf die Vegetation der andern einwirken; wachſe dagegen das Blutkraut (salicaria) vorzüglich gern neben der Weide, die Orobanche (Erbſenwürger) neben dem Hanf, ſo komme dieß wohl daher, daß die Sekretionen der Wurzeln dieſer Pflanzen dem Wachsthum der andern förderlich ſeyen. Decandolle, der berühmte Botaniker, hat dieſe Ideen und Beobachtungen weiter verfolgt, und er nimmt an, alle Pflanzen müſſen, indem ſie alles Auflösliche, das an ihre Wurzeln kommt, aufſaugen, nothwendig auch Theile auffangen, die ihnen nicht zur Nahrung dienen können. Der Saft wird im Kreislaufe durch das ganze Gewächs geführt, eigentlich verdaut, und durch die Blätter eines bedeutenden Theils ſeines Waſſers beraubt; nachdem er nun, indem er wieder niederſteigt, allen in ihm enthaltenen Nahrungsſtoff an die Organe abgegeben hat, muß am Ende ein Rückſtand von Theilen vorhanden ſeyn, welche ſich, als untauglich zur Ernährung, mit dem Gewächs nicht aſſimiliren konnten. Dieſe Theile nun kehren, nach Decandolle, durch die Wurzeln in den Boden zurück, und weil ſich auf dieſe Weiſe auflösliche Stoffe in demſelben anhäufen, welche die Pflanze, von der ſie herrühren, nicht aſſimiliren kann, ſo wird der Boden weniger geeignet, eine zweite Erndte derſelben Pflanzenart zu ernähren, etwa, wie man auch kein Thier von ſeinem eigenen Auswurf nähren kann. Ja, was noch mehr iſt, ein Gewächs kann durch ſeinen Lebensprozeß die Theile, die es aufgenommen, in Subſtanzen verwandeln, welche auf das Gewächs ſelbſt, das ſie erzeugt, oder auf andere nachtheilig wirken, und ein Theil dieſes Giftes kann durch die Wurzeln ausgeſtoßen werden. Man weiß auch wirklich aus unmittelbaren Beobachtungen, daß auf manche Gewächſe das Einſaugen von Gift, das ſie ſelbſt erzeugt haben, ſchädlich einwirkt. Die fortwährende Verlängerung der Wurzeln hebt nun für dieſelbe Generation die ſchädliche Wirkung auf; aber die darauf folgende derſelben Art müßte dadurch leiden, wogegen es leicht denkbar wäre, daß dieſe Auswurfſtoffe einer andern Pflanzenart reichliche, geſunde Nahrung böten. Im Thierreich gibt es ja der Fälle der Art genug, und dieſe Analogie iſt zu auffallend, als daß man nicht zum Voraus darauf bauen ſollte. Indeſſen mußten dieſe ſinnreichen Ideen doch durch unmittelbare Verſuche beſtätigt werden; ein Genfer Naturforſcher, Macaire, hat ſich in neuſter Zeit dieſem Geſchäft unterzogen, und die von ihm gewonnenen Reſultate ſind ſo intereſſant, daß ſich wohl auch diejenigen Leſer, denen der Gegenſtand nicht ganz nahe liegt, gerne damit werden unterhalten laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

„Das läßt ſich denken, Frau Richter,“ erwiederte ich kleinlaut, doch nicht ohne Ironie; „aber ich glaubte, Ihre Tochter werde gleich Ihnen Vergnügen an der Beſchäftigung im Garten finden und, aus Liebe für die Mutter, Ihnen gern eine Mühe erleichtern.“ Der Alten Züge wurden ſehr düſter, ſie unterdrückte einen tiefen Seufzer und ſagte: „Nein! ach nein! ich würde das auch nicht zugeben!“ — „Aber,“ fragte ich weiter, „womit beſchäftigt ſich denn Ihre Tochter, da ſie Ihnen in den häuslichen Beſchäftigungen nicht beiſteht und, wie es ſcheint, auch wenig ausgeht?“ — „Ei nun,“ war die Antwort, „ſie ſpielt auf der Harfe, macht zierliche Arbeiten, lieſt in Büchern, und in den müßigen Stunden, deren ſie freilich noch viele hat, näht ſie und ſtrickt für die Armen, was ich,“ ſezte ſie heimlichthuend hinzu, „zwar eigentlich nicht ſagen ſollte, denn ſie will es ſtreng verheimlicht wiſſen.“ — „Nun,“ fiel ich ein, „beides iſt lobenswerth.“ Aber die Alte, durch dieſen Ausſpruch ermuthigt, fuhr bekräftigend fort: „Gewiß, lieber Herr! Mein Kind iſt ein wackeres Mädchen — und ich habe doch meine Freude an ihr, obgleich ſie — Gott möge es ihr verzeihen, ihre wunderlichen Launen hat!“

Die lezten Worte raſch herausgeſtoßen, ſchienen jedoch der Sprecherin in eben dem Augenblicke leid, wo ſie geſagt waren; ſie wandte ſich ab, und indem ſie den Gartenknecht zu einem Geſchäft herbei rief, war hiemit die Unterhaltung abgebrochen. Ich meinte demnach, mir unter der Tochter eine Zierpuppe vorſtellen zu müſſen, die durch Romanenleſen und die mütterliche Hätſchelei um die Wette verſchroben, ihres Standes ſowohl als ſelbſt der Mutter, die freilich in Perſon und Betragen gar

Digitized by Google

ſehr das Gepräge gemeiner Herkunft und Gewöhnung trug, ſich ſchäme, und die lieber ihre Tage in launenhafter Einſamkeit verträumen, als ihres Gleichen ſich zugeſellen möge. Die arme Alte, die in verfehlter Zärtlichkeit, ſtatt des Beiſtandes für ihre alten Tage, ſich vielmehr eine Plage in dem Töchterchen ſchien erzogen zu haben, dünkte mir bedauernswerth.

Einige Tage ſpäter begegnete mir auf der Terraſſe des Gartens eine ſchlanke, blaſſe Geſtalt, züchtig in die beſcheidene Tracht des niedern Bürgerſtandes gekleidet, den Strickſtrumpf in der Hand, und von dem nahen Gartenbeet, wo ſie beſchäftigt war, rief die Alte mir zu: „Es iſt meine Tochter, Herr Herbert. Marianne, grüße unſern Hausgenoſſen!“ Sie mußte auf die Anrede, welche meinerſeits ihrem ſittſamen, beſcheidenen Gruße folgte, wohl etwas erwiedern, und that dieß mit ein Paar ſchlichten, paſſenden Worten, in ſanftem, halbleiſem Ton geſprochen. Es überraſchte mich auf eigene Weiſe. Keine Spur von der Ziererei und dem Vornehmthun, welchem ich zu begegnen geglaubt hatte, ſo wenig als von der affektirten Empfindſamkeit einer eifrigen Romanenleſerin. Was ſie ſagte, war ungeziert und anſpruchslos. Ich ſtand nach ein Paar Gängen durch den Garten wieder neben Mariannen, bemüht, ein Geſpräch mit ihr zu unterhalten, in das ſie jedoch mit großer Zurückhaltung einging; ſehr im Gegenſatz mit der Mutter, deren mürriſche Laune heut einer lebhaften und breiten Geſchwätzigkeit Platz gemacht hatte. Das Mädchen war, ich mußte es geſtehen, eine ſehr anziehende Erſcheinung, ohne daß ſie gleichwohl ſchön zu nennen geweſen wäre. Ihr Wuchs, ihre Züge, das friſche Inkarnat der Lippen prangten in aller Lieblichkeit und Anmuth reiner Jugend. Erſt ſpäter erfuhr ich, daß ſie bereits nahe an vier-und-zwanzig Jahre zähle. Mehr jedoch als dieſe Vorzüge, zeichnete Mariannen ein gewiſſes Etwas aus, das über ihre Perſon verbreitet war und ſich durch Worte ſchwerlich darſtellen läßt. Es war der Ausdruck eines Weſens, welches ſich mit Bewußtſeyn und Ruhe in drückenden und dunkeln Verhältniſſen bewegt, und mit ſtrengem Ernſt jede Regung bewacht, die über ſolche hinaus ſtreben möchte, aber gleichwohl den Schmerz dieſes Druckes und Zwanges nicht ganz und für immer überwinden kann. Eine ſolche Stimmung ſchien in dem ſtillen, beſonnenen Ernſt, der beſcheidenen, ja faſt demüthigen Haltung, vor allem aber in dem rührenden Klange ihrer ſanften und doch volltönenden Stimme ſich auszuſprechen.

Es waren freilich dieſe Wahrnehmungen mehr das Reſultat einer längern und häufigern Beobachtung, als des erſten Eindrucks; denn ich ſah von da an Mariannen häufiger im Garten, wohin ſie gewöhnlich in den Abendſtunden, welche auch für mich die einzige Erholungszeit waren, die meine Geſchäfte mir übrig ließen, zu kommen pflegte. Ich hatte von Anfang an keine Spur von Blödigkeit und unbeholfener Scheu an ihr bemerkt. Ihr geſeztes, ſtreng ehrbares Betragen und der Ernſt ihres Weſens hätten jede dreiſte Annäherung in Schranken halten müſſen. Als ſie aber bemerken mochte, daß ich ihre Zurückhaltung ehre, ſchien ſie ſich mir mit einem gewiſſen Vertrauen zu nähern; denn ich konnte deutlich bemerken, daß ſie meiner Nähe nicht allein nicht auswich, ſondern vielmehr dieſelbe nicht ungern zu ſehen, ja, wie meine Eigenliebe mich zuweilen überreden wollte, auf zarte Weiſe zu ſuchen ſchien. In meiner Stimmung aber konnte mich nicht leicht etwas wohlthuender, erheiternder anſprechen, als gerade der zwangloſe Umgang mit einem wohlgearteten weiblichen Weſen, und ich fühlte bald, wie nothwendig die Erholung, welche ich darin fand, mir ſey, ſollte anders nicht mein Gemüth unter den Nachwehen einer bittern Erfahrung und dem täglichen Treiben unter trocknen, unerfreulichen Geſchäften gänzlich erſtarren und erkalten. Und was hätte tröſtlicher auf mich einwirken können, als die Nähe eines Weſens, das gleich mir unter dem Druck des Unglücks ſeufzte, deſſen Hoffnungserndte, gleich der meinigen, vielleicht ein feindſeliges Geſchick mit rauher Hand zerſtört hatte? Denn immer mehr, je öfter ich Mariannen ſah, ward es mir gewiß, auch ſie war nicht glücklich, auch auf ihrem Herzen laſtete ein geheimes Leid, ein ſtiller, ſorgfältig verborgener Schmerz; denn nie kam eine Klage, eine Unmuthsäußerung über ihre Lippen, und ſo oft auch die meinigen von Klagen über den Weltlauf, über das ſeltſame Walten deſſen, was wir Sterbliche Glück zu nennen pflegen, überfloſſen, ſo war doch ein verhaltener, tiefer Seufzer meiſt alles, womit ſie dergleichen zu beantworten pflegte, und die Thräne, die ich dann oftmals in ihrem Auge ſchwimmen ſah, ließ mich zweifelhaft, ob Mitgefühl, oder die Erinnerung an eigene ſchmerzliche Erfahrungen ſie hervorgelockt habe.

Nicht minder auffallend waren für mich die Spuren eines ſonderbaren Mißverhältniſſes zwiſchen dem Mädchen und ihrer Mutter, welche bei näherer Bekanntſchaft meiner Wahrnehmung nicht entgehen konnten. Marianne ſchien von dem Weſen ihrer Mutter ſich ſonderbar beängſtigt, ja bedrückt zu fühlen. Sie war eine Andere, wenn jene nicht zugegen, und ſchien dann, wie von einem läſtigen Zwange erlöst, freier aufzuathmen. Sie bewegte ſich dann in einer ſtillen, freundlichen Trauer, die gleichſam ihr ganzes Weſen zu durchdringen und mit ihm Eins geworden zu ſeyn ſchien, wogegen ſich in der Nähe der Mutter und im Umgang mit derſelben nur eine ſtarre, theilnahmloſe Kälte bemerken ließ, welche ſogar zuweilen einen Anſtrich von Bitterkeit gewann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz=Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortſetzung.)

Genfer Litteratur.

In einer Zeit, wo die franzöſiſche Literatur in Paris ſelbſt ſo ſehr durch Manier und Haſchen nach dem Grellen und Schreienden ausgeartet iſt, wo ſie alle Würde verloren hat und nur Wenige noch an dem Wahren und Schönen feſthalten, in dieſem Augenblick ſteigt die franzöſiſche Literatur in Genf an Werth, denn ihr können wenigſtens nicht dieſelben Vorwürfe gemacht werden, und in der lezten Zeit iſt wirklich manches recht Gute ans Licht getreten. Unſer Paſtor Naville hat ein gutes Büchlein über die öffentliche Erziehung und das Fortſchreiten der Civiliſation in Frankreich geſchrieben. Dabei bedaure ich nur eins: um dieſen hochwichtigen Gegenſtand zu behandeln, der ſo tief in Frankreichs jeziges Seyn und Leiden eingreift, hätte der Verfaſſer an Ort und Stelle ſehen ſollen. Naville aber war nie in Frankreich und bereitete ſich nicht durch Selbſtanſchauung auf ſeinen Gegenſtand vor. Ehe er die Feder ergriff, hätte er das Land aufmerkſam von einem Ende zum andern durchreiſen, die vorhandenen Volksſchulen, Lyceen, Akademien und die Univerſität, desgleichen auch die Privaterziehungsanſtalten genau betrachten und prüfen, ſich vielfach mit den Lehrern beſprechen und aus ihrem Munde die nöthigen, ja unentbehrlichen Nachweiſungen entnehmen und ſammeln ſollen. Von dieſem Allen geſchah aber nichts; Naville, der hier ein gutes Penſionat hat, glaubte da keinen Augenblick abkommen zu können, und beſchränkte ſich lediglich auf das Sammeln von Korreſpondenzen und ſchriftlichen Nachweiſungen. Daher iſt der hiſtoriſche oder beſchreibende Theil ſeines Buches nur dürftig und man erfährt da über Frankreichs Erziehungsweſen wenig Neues, worauf man in Deutſchland am begierigſten ſeyn wird, begieriger, als auf Navilles eigene Bemerkungen über Erziehung, die zwar recht gut und paſſend ſind, jenſeits des Rheins aber nicht den Reiz der Neuheit haben. Daß ein konſtitutionnelles Volk unterrichtet ſeyn, daß die Lehrer ſoviel wie möglich die Sokratiſche Methode anwenden, daß die Erziehung gradweiſe vorwärts gehen, daß alle Fähigkeiten des Kindes zugleich geübt werden müſſen, daß das Erlernen der todten Sprachen nicht durchaus nothwendig ſey, daß die Mutterſprache Allem vorgehen müſſe, daß keine entehrenden Strafen angewendet werden dürfen u. ſ. w., wer ſieht darin in Deutſchland etwas Neues? Hier zu Land wird ein großer Werth auf den ſchönen Styl gelegt, ſelbſt in einer Abhandlung über Erziehung. So hat man denn auch an dieſem Buch gerühmt, daß es an Rouſſeaus Emil erinnere.

Unſer vor einigen Jahren geſtorbener, um Genf ſo vielfach verdienter Dumont, unſer Bentham, war bekanntlich in ſeinen jüngern Jahren ein großer Anhänger der franzöſiſchen Revolution in ihren ſchönen Tagen. Genau befreundet mit Mirabeau, dem Sohn, ſtand er dem großen Redner nahe und arbeitete ihm mit einigen andern geiſtreichen jungen Männern in die Hand. Dumont ſammelte und ſchrieb Vieles über Mirabeau, ließ es aber in ſeinem Pult liegen. Kürzlich gab einer ſeiner geiſtreichen Verwandten, L. Duval, das Buch unter dem Titel: **Souvenirs sur Mirabeau et sur les deux prémières assemblées législatives par Et. Dumont**, heraus; es ging aber damit, wie mit vielen nachgelaſſenen Schriften: man fand, daß ſie der frühern Dumonts nicht ganz würdig ſey und daß er ſie ſelbſt nicht ſo herausgegeben, daß er gewiß vor dem Drucke Manches daran geändert, zumal Manches unterdrückt haben würde, wodurch das eigene Verdienſt etwas zu ſtark auf Koſten Mirabeaus hervorgehoben wird. Bei alle dem ſind dieſe Souvenirs ein ſehr anziehendes, ja für die Kenntniß Mirabeaus und der erſten franzöſiſchen Revolution wichtiges Buch, deſſen Bedeutung Goethe in ſeinen lezten Tagen ſo gut einſah, daß er es zum zweitenmale zu leſen anfing. Den Mirabeau, der einſt ſagte: **les hommes de la révolution ont un grand avantage sur les royalistes; c'est qu'ils ſont bien le mal, tandis que les derniers ſont mal le bien**, und damit auch alle ſpätern Phaſen der Revolution bezeichnete, ſelbſt den 5. und 6. Juni 1832, dieſen Mirabeau lernen wir aus Dumonts Schrift genauer kennen; wir ſehen recht, wie er unter dem Einfluß widerſprechender Leidenſchaften ſtand. Dumont erzählt, was er gethan, was er geſehen hat, er zeigt den Urſprung ſeiner Verbindung mit dem provençaliſchen Deputirten, ſeine Mitwirkung zu deſſen Reden durch die Mittheilungen und Ausarbeitungen, die der große Redner mit unendlichem Talent zu benuzen und in ſeine Vorträge einzuflechten verſtand. Auf dieſelbe Weiſe ließ Mirabeau mehrere talentvolle Leute für ſich arbeiten, eine Methode, die ſeit Mirabeau gäng und gäbe in Frankreich geworden, und heutzutage nicht blos bei den parlamentariſchen Rednern, ſondern bei vielen ausgezeichneten Männern des Landes ſtark im Brauch iſt. Man hat es Dumont übel genommen, daß er in dieſer Beziehung offen die Wahrheit ausgeſprochen, und ihm gar Schuld gegeben, dieſe Souvenirs ſeyen nur darum von ihm herausgegeben worden, um ſich ſelbſt hoch zu ſtellen, Mirabeau aber von ſeiner Höhe herunter zu ziehen. Dies iſt jedoch ein großer Irrthum. Dumont läßt dem Redner volle Gerechtigkeit widerfahren und macht ihm ſein Talent, Fremdes zu benutzen und es ſich anzueignen, gar nicht zum Vorwurf; er findet darin ſogar einen neuen Beweis von Mirabeaus ſchnellfaſſendem und ſchnellergreifendem Geiſt. Er tadelt ſeine Unſittlichkeiten und ſeine Inkonſequenzen, ſeinen Leichtſinn, ſeine wilde Hize und ſeine lockern Grundſäze, aber er läßt ſeinem Talent ſo volle Gerechtigkeit widerfahren, daß man ſeine Fehler vergißt, zumal ſie nur Folgen übler Erziehung waren. Immer ſteht er als außerordentlicher Mann da im Kampf mit wüthenden Partheien und ſie beherrſchend durch die Macht des Worts und der Rede. Durch Dumonts Buch lernen wir aber nicht nur Mirabeau kennen, es enthält auch eine Menge anziehender und merkwürdiger Anekdoten über die vorzüglichſten Männer der Conſtituante, mit denen Dumont bekannt war und die er uns auf ſeine geiſtreiche Art darſtellt. Es iſt ſehr intereſſant, dieſe Herren im Hauskleid — **en deshabillé**, wie die Franzoſen ſagen — zu ſehen, wo ſie eine ganz andere Art und Weiſe haben, als auf der Rednerbühne oder auf den Stelzen der Oeffentlichkeit.

Sismondi hat zulezt eine **Histoire de la connoissance de la liberté en Italie, de ses progrès et de sa chute** in zwei Theilen herausgegeben. Dieſem Buche ſind gewiß gründliche Vorſtudien und Klarheit nicht abzuſprechen, aber ebenſowenig nationale Einſeitigkeit und vorgefaßte, ich möchte ſagen ſtereotype Meinungen, die ſich durch alle ſeine Schriften ziehen und die neulich mit Recht bei Gelegenheit der Sismondiſchen franzöſiſchen Geſchichte in dieſen Blättern getadelt worden ſind. — Aehnliche Richtung hat das **Tableau historique de la confédération helvetique**, bei dem die Karten von Leſage für die Schweiz nachgeahmt worden ſind. Der Verfaſſer hat aber weiter gehen wollen als Leſage (Las Caſas) und ſein erſter Nachfolger für die Schweiz (J. Huber), damit iſt es ihm aber nicht geglückt. Jene Vorgänger ſahen ein, daß die Tagespolitik nicht in eine hiſtoriſche Ueberſicht paßt und ihr eine ephemere Richtung gibt, die ſie doch nicht haben ſollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 188.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 7. Auguſt 1832.

Eu'r Angeſicht iſt wie ein Buch, worin
Seltſame Dinge ſtehn.

Shakeſpeare.

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

Ich ſuchte vergebens, mir dieſe Erſcheinung mit dem ſchreienden Gegenſatz zu erklären, worin Mariannens Bildung, ja ihre ganze Art zu ſeyn, mit der ihrer Mutter, ja mit ihrer ganzen Lage und Umgebung ſtand. Immer blieb etwas darin, was ich mit der Sanftmuth und Herzensgüte, die ſich in jeder andern Beziehung an dem Mädchen ausſprachen, auf keine Weiſe zu reimen wußte, und was mit allen übrigen Seiten ihres Charakters, ſo weit ich dieſen bis dahin kennen gelernt, im ſtärkſten Widerſpruche ſtand. Vielleicht fühlte ſie ſelbſt, wie unangenehm mich dieſer Mißklang berühren mußte, denn ſie ſchien meine Geſellſchaft mehr, wenn ich allein im Garten war, als in Gegenwart der Mutter, aufzuſuchen. Bald auch machte ſich dieſes von ſelbſt, denn der vorgeſchrittene Sommer und meine vermehrten Geſchäfte hielten mich während der heißen Tagesſtunden, ohnehin außer dem Hauſe, oder auf meinem Zimmer. Die Richter aber mied die Abendluft, ging frühzeitig ſchlafen, und war überhaupt nie anders, als um eine Arbeit darin zu verrichten, im Garten. So war es mir denn die freundlichſte Erholung, welche nach meinem ermüdenden Tagewerk mir zu Theil werden konnte, wenn in der erquickenden Abendkühle Marianne an meiner Seite wandelte. — Am entfernteſten Ende ward der Garten durch ine Terraſſe begrenzt, wo man der herrlichſten Ausſicht auf die Wieſen und den von Segeln belebten Strom genoß, welcher die erſtern, der ſengenden Hitze zum Troß, mit friſchem Grün ſchmückte. Unter den Linden, die einen halbrunden Platz in der Mitte der Terraſſe umgaben, weilte Marianne am liebſten. Sie ſezte ſich da mit ihrer Handarbeit zu mir, und manches Stündchen verfloß dann gewöhnlich in harmloſem Geplauder, bis die tiefer hereinbrechende Dunkelheit uns trennte.

Marianne hatte mit lebhaftem Intereſſe vernommen, daß ich in der Hauptſtadt gelebt, ja dort zu Hauſe ſey. Sie zeigte ein beſonderes neugieriges Verlangen, ſich recht viel von da erzählen zu laſſen, und fragte mit einem Intereſſe nach dem Namen der Plätze und Straßen, und der Oertlichkeit überhaupt, das ich an dem ſonſt ſo verſtändigen Mädchen zuweilen belächeln mußte. — Ich mußte ihr von den Sitten, Gebräuchen und der Lebensweiſe der Reſidenzbewohner erzählen, und ſie war dabei unerſchöpflich in Fragen, die oft bis in die kleinſten Einzelheiten gingen. Als ſie aber hörte, daß mir dort noch eine Mutter und Schweſter leben, ſchien mir eine ungewöhnliche freudige Regung ihre Züge zu verklären, und ſie ward von da an nicht müde, auf tauſenderlei Weiſe nach der Lebensweiſe, dem Charakter und der Sinnesart jener beiden zu forſchen und mir Veranlaſſung zu geben, von dieſen mir theuren Perſonen zu ſprechen; und ſonderbarer Weiſe ſchien ein ſolches Geſpräch ſie jedesmal zu erheitern und den Ausdruck des Grames, der ſonſt, ſo leſerlich für mich, in ihren Zügen lag, auf kurze Zeit zu

Digitized by Google

verſcheuchen. Es ſchien mir irgend ein Wunſch, eine Abſicht dahinter verborgen zu liegen, aber ich konnte nicht ergründen welche. Doch daß es nur eine gute und reine ſeyn könne, dafür ſchien mir die treffliche Natur des Mädchens zu bürgen. Um ſo befremdender mußte mir unter ſolchen Wahrnehmungen das Verhältniß der Mutter und Tochter erſcheinen, wovon ich denn doch jezuweilen Zeuge war, und es verſezte mich nicht ſelten in die unbehaglichſte Stimmung, wenn ich die mürriſche Alte alle Zärtlichkeit und Milde, deren ihr Weſen fähig war, dem Mädchen zuwenden und die freundlichſten Worte verſchwenden ſah, ohne daß es ihr gleichwohl gelungen wäre, ein Lächeln der Erwiederung oder die kleinſte Liebkoſung von Mariannen dadurch hervorzulocken. Die erleſenſten, ſchönſten Früchte, von der Mutter ſorgfältig gepflegt, ſah ich von Mariannen düſter zurückgewieſen, ſo oft ſie die Mutter ihr brachte, und ich ſah dann nicht ſelten beide ſich, ich wußte nicht ob in Schmerz oder Erbitterung, erbleichend von einander abwenden. Dergleichen berührte mich ſtets auf die unbehaglichſte Weiſe, und je mehr mein Intereſſe für Mariannen ſich ſteigerte, um ſo mehr wuchs auch mein Verlangen, über dieſe mir ſo unerklärliche Seite ihres Weſens Aufſchluß zu erlangen.

Am entfernteſten Ende des Gartens und der Terraſſe, da wo dieſe mit einem Ueberreſt des alten Stadtwalles zuſammenſtieß, lag ein Gartenhäuschen, eine Art von Pavillon, nur leicht aus Holzwerk gezimmert, aber augenſcheinlich einſt zu einer andern Beſtimmung eingerichtet, als der es jezt diente, nämlich Gartenwerkzeuge und allerlei Geräthe, welches darin aufgeſchichtet lag, zu bewahren. Eine feine Papiertapete, welche die Wände einſt geſchmückt, hing in Fetzen herunter, von der Feuchtigkeit zerſtört, welche durch die zerbrochenen Fenſter, die nicht mehr in ihre Rahmen paßten, mochte hereingedrungen ſeyn. Aber man hatte, da das Häuschen erhöht lag und einige Stufen hinauf führten, die herrlichſte Ausſicht auf das vorliegende Landſchaftspanorama, welches gerade an dieſem Punkte ſich am vortheilhafteſten darſtellte. Um ſo mehr nahm es mich daher Wunder, daß bei der Sorgfalt, welche Frau Richter auf die Verſchönerung ihres Gartens wendete, gerade dieſe anmuthige Stelle ſo vernachläßigt worden war. Auch war es mir öfters aufgefallen, daß Marianne dieſen Theil des Gartens gewiſſermaßen zu meiden ſchien; wenigſtens war es mir vorgekommen, als ob ſie, wenn wir mit einander auf der Terraſſe luſtwandelten, ungern in der Nähe jenes Häuschens verweile; ja ſie hatte, ſo oft ich auch auf die Schönheit der Ausſicht von dieſer Stelle aus ſie aufmerkſam zu machen geſucht, nur zerſtreut daran Theil genommen und gewöhnlich eine Veranlaſſung zu finden gewußt, ihre Schritte von da wegzuwenden. Einſt äußerte ich den Wunſch, daß mir erlaubt ſeyn möchte, das Sommerhäuschen während der frühen Morgenſtunden benutzen und zu dem Ende meinen Arbeitstiſch darin aufſchlagen zu dürfen. Aber Mariannens Züge verdüſterten ſich, ſo wie ich des Häuschens erwähnte, und mit niedergeſchlagenen Augen und etwas unſicherer Stimme erwiederte ſie: „Ich kann Ihnen nicht dazu rathen, Herr Herbert. Das Häuschen iſt kein angenehmer Aufenthalt, ſo weit vom Wohnhauſe entlegen, feucht und dem Zugwind von allen Seiten ausgeſezt.“ — „In dieſen heißen Tagen,“ entgegnete ich, „käme das Leztere wohl nicht in Betracht, und was die Entlegenheit betrifft, ſo hätte dieſe für mich keine Unbequemlichkeit, da ich überhaupt nur für die frühen Morgenſtunden davon Gebrauch zu machen wünſchte.“ Sie blickte verlegen vor ſich hin und ſagte dann in kurz abgebrochenen Sätzen: „Sie haben aber eben dieſelbe Ausſicht, und noch ſchöner vielleicht — und haben alles um ſich, was Sie bedürfen — Ihre Bücher — Schreibereien, alles. — Gewiß, Herr Herbert,“ fuhr ſie fort, als ſie gewahr ward, daß ich ſie lächelnd fixirte, „glauben Sie mir, das Häuschen iſt kein angenehmer Aufenthalt, und die Mutter wird es, glaub' ich, ungern ſehen, wenn Sie es beziehen wollten, da ſie überdieß auch Willens iſt, es niederreißen zu laſſen.“ — „Das iſt ein anderes,“ war meine Antwort, „wenn Sie glauben, daß Ihre Mutter meinen Wunſch ungern bewilligen würde, und ich ſtehe dann gern davon ab. Aber ich begreife Ihre Mutter nicht, und warum ſie das artige Häuschen will abbrechen laſſen, da es mit ſo geringen Koſten und weniger Mühe wieder einzurichten und zu verſchönern wäre.“ Ich deutete bei dieſen Worten auf die nächſte Umgebung des Gartenhäuschens, welche, im auffallendſten Kontraſt mit dem im Uebrigen ſo ſorgfältig gehaltenen Garten, einen mit Gras und Unkraut überwachſenen Raum, zwiſchen Trümmern ehemaligen Mauerwerks, den muthmaßlichen Ueberbleibſeln eines frühern größern Gebäudes, darbot.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Rolle, welche die Wurzeln beim Kulturwechſel der Pflanzen ſpielen.

(Fortſetzung.)

Der Beobachter verſuchte zuerſt, die fragliche Ausſchwitzung an entwurzelten Pflanzen unmittelbar zu beobachten; aber die Gewächſe verderben in dieſem Zuſtande zu ſchnell, als daß ſich auf dieſem Wege etwas erlangen ließ. Er ſäete nun Saamenkörner in rein mineraliſche Subſtanzen, wie reinen Kieſelſand, geſtoßenes Glas und

Digitized by Google

dergl. oder auf ausgewaſchene Schwämme, auf feuchte weiße Leinwand u. ſ. w.; aber obgleich die Pflanzen gut keimten, ſo dauerten ſie doch in dieſem Zuſtande bei weitem nicht lange genug aus. Endlich kam er auf den Gedanken, völlig entwickelte Pflanzen mit allen ihren Wurzeln ſorgfältig aus dem Boden zu nehmen und in chemiſch reinem Regenwaſſer, das beim Abdampfen keinen Rückſtand hinterließ, zu erhalten. Man wuſch das Erdreich ſehr ſorgfältig von den Wurzeln ab, und wenn ſie vollkommen rein waren, wurden ſie abgetrocknet und in Flaſchen mit einer gewiſſen Quantität reinen Waſſers geſezt. Sie kamen auf dieſe Weiſe ſehr gut fort, ihre Blätter entwickelten ſich, ihre Blumen gingen auf, und nach einiger Zeit bekam man durch Abdampfung des Waſſers, in welches ihre Wurzeln tauchten, und durch chemiſche Reagentien deutliche Spuren der Ausſchwitzung von Stoffen aus den Wurzeln. Der Beobachter hat bis jezt zwar nicht ſehr viele Pflanzenfamilien dieſem Verſuche unterworfen, aber immerhin genug, daß man anzunehmen berechtigt iſt, das fragliche Phänomen ſey ſo ziemlich bei allen Gewächſen daſſelbe.

Kräftige, auf die beſchriebene Weiſe gereinigte Wegwartenpflanzen (chondrilla muralis) wachſen im Regenwaſſer ſehr gut fort. Man wechſelt ſie alle zwei Tage, und nach einer Woche iſt das Waſſer gelblich geworden, riecht ziemlich ſtark, faſt nach Opium, und ſchmeckt bitter. Um ſich zu überzeugen, daß der Stoff, der das Waſſer auf dieſe Weiſe veränderte, ein Produkt der Vegetation der Wurzel war, tauchte man auch eine Woche lang in eine Flaſche blos die Wurzel der Wegwarte, in eine andere Flaſche die von der Wurzel abgeſchnittene Pflanze. Leztere blieb friſch und blühte fort, aber mit dem Waſſer ging lediglich keine merkliche Veränderung vor. Somit war erwieſen, daß jener Stoff, der das Waſſer ſchwängerte, aus den Wurzeln ausgeſchwizt war, und daß er blos ausſchwizte, ſo lange die Vegetation auf die natürliche Weiſe vor ſich ging. Dieſer Verſuch wurde mit ähnlichem Erfolge an mehreren Pflanzen wiederholt.

Da man ſich nun einmal überzeugt hatte, daß die Pflanzen wirklich durch die Wurzeln die Stoffe ausſtoßen, die zu ihrer Ernährung nicht taugen, ſo ſuchte man jezt zu erforſchen, zu welcher Tageszeit dieß vorzüglich geſchieht; denn bekanntlich ſtehen ja faſt alle Lebensäußerungen der Gewächſe in der innigſten Verbindung mit dem Wechſel zwiſchen Tag und Nacht. Acht Tage lang wurde eine geſunde Bohnenpflanze (phaseolus communis), die in dieſer Zeit kräftig fortwuchs, bei Tag in die eine, bei Nacht in die andere Waſſerflaſche gelegt. Beide Flüſſigkeiten zeigten deutliche Spuren von Ausſcheidung durch die Wurzeln; aber das Waſſer, in welchem die Pflanze bei Nacht vegetirt hatte, enthielt ungleich mehr. Derſelbe Verſuch, häufig, ſogar mit verſchiedenartigen Pflanzen wiederholt, gab immer ein ähnliches Reſultat. Machte man bei Tag künſtlich Nacht, ſo wurde die Ausſonderung der Wurzeln alsbald merklich ſtärker. Nun weiß man aber, daß bei Tag die Wurzeln unter Vermittelung des Lichts den Nahrungsſtoff aufſaugen, und ſomit liegt ſchon an ſich der Gedanke ſehr nahe, daß die Ausſtoßung unbrauchbarer Stoffe vorzugsweiſe Nachts vor ſich geht, wo die Einſaugung aufhört.

Es war zum voraus nicht unwahrſcheinlich, daß die Pflanzen ſich ſchädlicher Subſtanzen, welche ſie in ſich aufgenommen, durch die Wurzeln entledigen werden. Um dies darzuthun, und da zugleich für die Ausſcheidung durch die Wurzeln auf dieſe Art neue Beweiſe gewonnen werden konnten, ſezte man Kohl- und andere Pflanzen ſo ins Waſſer, daß ein Theil der Wurzeln in eine ſchwache Auflöſung von Bleizucker, der andere in reines Regenwaſſer tauchte. Die Pflanzen wuchſen mehrere Tage lang gut fort; man unterſuchte nun das reine Regenwaſſer chemiſch und fand bedeutend viel Blei darin, zum offenbaren Beweis, daß die Wurzeln es ausgeſtoßen hatten. Taucht man die ganze Wurzel mehrere Tage lang in die Auflöſung von Bleizucker und ſezt dann die äußerlich völlig gereinigte Pflanze in reines Waſſer, ſo findet man nach kurzer Zeit, daß die Wurzel Blei ausgeſtoßen hat. Dieſelben Verſuche, mit Kalkwaſſer und Seeſalz angeſtellt, geben daſſelbe Reſultat.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

Die Taglioni. Raimund.

Die Taglioni hat uns verlaſſen, und ich will kein Epigramm ſchreiben, wenn ich ſage, daß uns die Anmuth verlaſſen hat. Wer dieſe Tänzerin iſt, und wie ſie eine Kunſt, die, in ihrer Ankartung, unſerer Bühne den lezten Gnadenſtoß gegeben, zu heben weiß, daß aus der unſchönen Grimaſſe wieder Kunſt und Wahrheit wird, das wiſſen Sie, die einſt in Stuttgart ſie beſaßen. Wenn ich auch nie das redende Schauſpiel mit einem Ballet, und ſey es das denkbar vollendetſte, vertauſchte, ſo läßt ſich's doch erklären, daß man um eine Taglioni ein deutſches Theater, wie es iſt, einmal hinopfert. Ich mag Sie und mich nicht ermüden, zu ſchildern, was die Taglioni iſt und worin ſie mehr iſt als die Andern; meines Erachtens kann gar keine Andere neben ihr ſtehen, mit ihr verglichen werden, weil die Andern tanzen, um zu gefallen, und daher tanzen, wie der Geſchmack der Zuſchauer es verlangt, Marie Taglioni aber, unabhängig von dieſem Geſchmack, nur ſich gibt, das heißt die verklärte Anmuth. Ihre Sylphide iſt der Uebergang vom Irdiſchen zum Aetheriſchen; da verſchwindet der ſinnliche Gedanke. Es hätte mich eigentlich nicht Wunder genommen, wenn ſie in Berlin gar nicht gefallen hätte. Die hier das Ballet halten, ſtüzen, beſuchen, thun es weder aus Liebe zur Kunſt, noch um über die Sinnlichkeit erhoben zu werden, ſondern um

Digitized by Google

gekitzelt zu werden von ihr. Von dem gewährt der Tanz und, was eins iſt, das ganze Weſen der Taglioni ihnen nichts. Was ſich in ihr ausgebildet, als Eſſenz der Anmuth, ſtimmt nun noch überdies mit dem, was die Preſiden Decenz nennen. Die Verehrer der Elsler, und wie die Göttinnen heißen, die unſere ſilberhaarigen Roués in Flammen verſezen, durften deshalb immer unbefriedigt fortbleiben oder opponiren, es wäre verzeihlich und erklärlich geweſen. Aber daß das wahre Schöne doch überall ſiegt, hat ſich auch hier bewährt. Auch die gröbern Sinne gewannen mit der Zeit ſo viel Fühlſtoff, um herauszufühlen, daß dies etwas anderes ſey, als ſie bis da geſehen, und zwar ein Etwas, das um einige unerreichbare Stufen höher ſteht, als die kühnſten Sprünge und Beinverrenkungen der gefeierten Tagesgöttinnen. Schade, daß die Sylphide zulezt in einigen frazenhaften Ballets ihre höhere Kunſt entweihen mußte. Doch wer darf jezt lange denken an Tänzerinnen, ſelbſt an eine Taglioni, und wer mag noch über ſie ſchreiben! Auch ihre Zeit iſt um.

Ebenſo verhält es ſich mit dem trefflichen Raimund. Die Zeit iſt um, wo auch ganz Außerordentliches auf den Brettern dauernd die Aufmerkſamkeit feſſelt. Er hat Berlin wieder verlaſſen, und ſein Abgang war nicht ſo glänzend. Dem Darſteller fehlten die Stücke, um ſeine ganze Kunſt jedesmal zu entwickeln. Er mußte ſeine Zuflucht zu Quodlibets nehmen, und die Kritik wollte nicht immer um des trefflichen Schauſpielers willen die zuſammengerafften Piecen aus Komödien, die auch als Ganzes nicht mehr Werth haben, gutheißen. Seine „gefeſſelte Phantaſie,“ die im Süden, ſehr erklärlich, kein beſonderes Glück gemacht hat, und welche der Verfaſſer, ebenſo erklärlich, für ſein beſtes Drama hält, ſprach das gebildete Publikum zum Theil recht ſehr an, und die originelle Auffaſſungsgabe des Dichters fand bei allen dafür Empfänglichen volle Theilnahme. Man wunderte ſich, wie Raimunds Genie auf Wegen gegangen, die ein ungleich größerer Genius vor ihm betreten, ohne daß, wie man beſtimmt weiß, Raimund von Tiecks phantaſtiſchen Komödien Kenntniß hatte; man freute ſich, wie weit ihn ſein Dichtergeiſt auf dieſer mißlichen Straße richtig geführt hatte, konnte aber auch ebenſo in dem zweiten Theile nicht verkennen, wie er, von dem Takt, den nur die höhere geiſtige Ausbildung gewährt, verlaſſen, auf Irrwege gerathen iſt, und wie einzelne Verſtöße gegen die Wahrheit, welche auch das phantaſtiſche Mährchen fordert, das ganze kühne Gebäude erſchütterten. Ueberdies kann er nirgend darauf rechnen, daß die große Menge dieſen Sprüngen des Humors zu folgen im Stande iſt. War es doch noch bis heute unmöglich, Tiecks „geſtiefelten Kater“ auf einer deutſchen Bühne zur Aufführung zu bringen. Es war ein ſeltſamer Anblick, wie in dem Secondairtheater, in Wiener Poſſen, Gallerie und Parterre zulezt ziemlich ſparſam beſezt waren, indeß die erſten Ranglogen mit einem ausgewählten Publikum ſich füllten. Raimunds Andenken als Schauſpieler wird in hohen Ehren bleiben. Möchte ſeine Phantaſie, nicht gefeſſelt, aber durch Studium ausgebildet, ihm bald wieder Schöpfungen eingeben, wo er ſich in alter Kraft neu zeigen und Charaktere durchführen kann.

(Die Fortſezung folgt.)

Genf, Juni.

(Fortſezung.)

Genfer Literatur.

Nachdem im **Tableau historique etc.** von **horreurs prussiennes** in Neuchatel die Rede geweſen iſt und einige obligate Phraſen über Oeſterreich angebracht worden ſind, wird gar dem deutſchen Bund die Schweizer Conföderation als Muſter vorgeſtellt: **la confédération germanique s'agite aujourd'hui dans ses liens et la confédération suisse pourrait, en de telles conjectures, donner à l'Allemagne un modele de constitution nationale et indépendante.** Kann man den Unſinn weiter treiben? Gibt es außer Frankreich noch ein Land in Europa, das durch ſeine innern Wirren, ſeine Zerriſſenheit, ſeine Schwäche, ſeine Gährung und ſeine politiſche Schülerhaftigkeit andern Ländern und Völkern mehr zur Abſchreckung dient, als die Schweiz? Aber wieder auf das Tableau zu kommen, ſo kann ich nur wünſchen, daß ähnliche für jedes deutſche Land abgefaßt werden, und auf dieſe Weiſe aus badiſchen, würtembergiſchen, bairiſchen, öſterreichiſchen, böhmiſchen, ſächſiſchen und andern Karten ein Atlas zur genauern, leicht überſichtlichen Kenntniß von ganz Deutſchland mit einer Generalüberſicht abgefaßt werden möge. Vorſtehendes Tableau enthält mit kluger Benutzung des Raums in größern und kleinern Columnen die Geſchichte der Schweiz vor der römiſchen Herrſchaft und unter ihr, im Mittelalter bis zu W. Tell, und dann vom 14 — 19ten Jahrhundert bis auf die neueſten Tage, eine Skizze der Städte und ihrer Geſchichte, eine kurze Chronologie des Schweizerbundes, eine ſtatiſtiſche Ueberſicht der Conföderation, eine konſtitutionnelle Statiſtik derſelben, eine Darſtellung der Schweiz in ihrem Verhältniß zu Europa, zu Frankreich, zu Italien, zu Oeſterreich, Preußen und zum deutſchen Bund, vergleichende Chronologie und Synchroniſtik (von 1308 bis 1832) mit den römiſchen Kaiſern und den franzöſiſchen Königen, eine neue und intereſſante biographiſche Ueberſicht der ausgezeichneten Männer und Familien der Schweiz, eine vergleichende Zuſammenſtellung der Bevölkerung in den einzelnen Kantonen, ein ſehr fleißig von Burballet gezeichnetes Kärtchen der Schweiz, und endlich zwei lächerliche ballet- und theaterartige Darſtellungen von dem Schwur auf dem Rütli und der heutigen Conföderation. Das Ganze, auf großem Querfolio (noch einmal ſo groß wie die Leſage'ſchen Karten), ſehr ſchön und korrekt gedruckt und nach den Columnen in die Augen ſpringend illuminirt, wird für den geringen Preis von fünf franzöſiſchen Franken verkauft.

Sehr wohlthätig, ja ich möchte ſagen eine nothwendige Erſcheinung für Genf war vor einigen Monaten das neue politiſche Journal, genannt der **Fédéral**. Zwar fehlt es uns ſeit dem Beſiz der Preßfreiheit nicht an politiſchen Zeitſchriften. Das **Journal de Genève** zählt nun ſieben Jahre, hat aber ſeit den Bewegungen in der Schweiz einen ſo demokratiſchen Charakter angenommen, daß es nur dann erſt mäßig und beſonnen ſchien, als ein verlaufener Franzoſe hier die **Sentinelle** herausgab, die in ihrem politiſchen Theil der Pariſer **Révolution** und **Tribune**, übrigens aber dem **Figaro** nachſtrebt, ohne ſeinen reichen Wiz und ſeine epigrammatiſche Schärfe zu haben; im Politiſchen war ſie gleich ganz demagogiſch und ſchmeichelte den Volksleidenſchaften auf eine unverſchämte Weiſe, die in jedem andern Land gefährlich geweſen wäre, nur in Genf nicht, wo das Volk wohlbegründetes Vertrauen zu ſeiner Regierung hat.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Auguſt 1832.

— Selbſt wollte der Vater
Nicht zu leicht der Gefild' Anbau, und erregte die Aecker
Erſt durch Kunſt, mit Sorgen den Geiſt der Sterblichen ſchärfend.

J. H. Voß
nach Virgil.

Ueber die Rolle, welche die Wurzeln beim Kulturwechſel der Pflanzen ſpielen.

(Beſchluß.)

Nach Decandolles Beobachtung kommen die Pflanzen, welche man an der See zieht, um Soda daraus zu bereiten, zuweilen ſehr gut in ziemlicher Entfernung vom Meere fort, wenn ſie nur von den Seewinden beſtrichen werden können, die bekanntlich das feinzertheilte Salzwaſſer, womit ſie geſchwängert ſind, ſehr weit fortführen. Decandolle überzeugte ſich, daß der Boden, in welchem unter dieſen Umſtänden Sodapflanzen gewachſen waren, weit mehr Salz enthielt, als das Erdreich daneben, ſo daß dieſe Gewächſe, ſtatt Salz aus dem Boden zu ziehen, vielmehr welches, mittelſt Ausſchwitzung aus ihren Wurzeln, an den Boden abzugeben ſcheinen. Der Beobachter, dem wir ſeine Verſuche nacherzählen, hoffte, dieß an gewöhnlichen Pflanzen im Kleinen nachmachen zu können; er tauchte daher verſchiedene entwurzelte Pflanzen in Waſſer und beſtrich die untern Flächen der Blätter und die Stengel mit einer Auflöſung von Seeſalz; aber nie war im Waſſer die geringſte Spur zu entdecken, daß die Wurzeln Salz ausgeſtoßen hätten. Entweder kann man mit künſtlichen Salzauflöſungen den feinern Prozeß der Natur nicht nachahmen, oder haben nur die Sodapflanzen die Eigenſchaft, Salz mit den Blättern einzuſaugen und durch die Wurzeln auszuſtoßen.

Es iſt alſo nach allem Bisherigen kein Zweifel mehr, daß die Pflanzen durch ihre Wurzeln die auflöslichen, der Vegetation ſchädlichen Stoffe ausſtoßen, die ſich in den Feuchtigkeiten befinden, die ſie aufgeſogen. In den eben erzählten Verſuchen kann natürlich die Quantität von dergleichen, durch die Wurzeln ausgeſtoßenen Stoffen nicht bedeutend ſeyn, weil die Pflanzen, ſo lange man die Verſuche mit ihnen anſtellt, blos reines Waſſer einſaugen und daher durch die Wurzeln blos die geringe Menge von Salzen und andern Stoffen ausſtoßen können, die ſie im Augenblick, wo man ſie aus dem Boden zog, enthielten.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns hier auf die mit einzelnen Pflanzenfamilien angeſtellten vergleichenden Verſuche einlaſſen wollten. Aber eine Beobachtung iſt zu glänzend und kann, wenn ſie ſich beſtätigt und auf dieſem Wege weiter fortgefahren wird, zu wichtige Folgen haben, als daß wir ſie nicht anführen ſollten. Aus der Familie der Schotengewächſe, zu welchen die wichtigſten Futterkräuter, Klee, Luzerne, Esper gehören, wurden nur die türkiſchen Bohnen, die Erbſen und die gewöhnlichen Bohnen unterſucht. Das Waſſer, in welchem ſie vegetirt hatten, enthielt, je nach der Pflanzenart, mehr oder weniger fremden, und zwar gummiartigen Stoff mit ein wenig kohlenſaurem Kalk. Im Laufe der Verſuche mit dieſen Pflanzen bemerkte man, daß, wenn das Waſſer, in dem ſie geweſen waren, mit Auswurfſtoffen bereits ſehr geſchwängert war, friſche

Digitized by Google

Pflanzen derſelben Art, die man hineinbrachte, nicht gut fortkamen und ſchnell welkten. Um ſich zu überzeugen, ob dieß wirklich davon herrühre, daß die Pflanzen die ausgeworfenen Stoffe aufzuſaugen verſchmähten, brachte man Gewächſe aus andern Familien in daſſelbe Waſſer, namentlich Getreidepflanzen. Leztere kamen ſehr gut darin fort, und man ſah, wie die gelbe Farbe der Flüſſigkeit heller wurde; offenbar ſaugten die neuen Pflanzen die von den frühern ausgeſtoßenen Stoffe zum Theil ein. Es war dieß gleichſam ein Kulturwechſel in der Flaſche, und ein ſehr ſchöner Beweis für die Richtigkeit von Decandolles Anſicht, die wir oben im Allgemeinen entwikkelt haben. Es iſt gar nicht unmöglich, daß man, wenn man dergleichen Verſuche mit ſehr vielen Gewächſen anſtellt, zu einem Reſultat gelangt, das für den praktiſchen Landbau wirklich von Nutzen ſeyn kann.

Die Ergebniſſe aus allen dieſen intereſſanten Verſuchen laſſen ſich ſo zuſammenfaſſen: Die meiſten Gewächſe ſtoßen durch ihre Wurzeln Stoffe aus, welche unfähig ſind, zur Vegetation derſelben Gewächſe ferner zu dienen. Dieſe Stoffe ſind nach den verſchiedenen Pflanzenfamilien, chemiſch und phyſiſch, ſehr verſchieden: die einen ſind ſcharf, harzig, und können manchen andern Gewächſen, die in dem Boden wachſen, der dieſe Stoffe enthält, ſchädlich werden; andere ſind ſüß, gummiartig, und können das Wachsthum anderer Pflanzen befördern. Decandolles Anſichten vom Nutzen des Kulturwechſels erſcheinen darnach als wohl begründet, und für den Ackerbau könnten aus Verfolgung dieſer Ideen ſehr beträchtliche Vortheile entſpringen.

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

Ich hatte nicht bemerkt, daß Marianne, indem ihr Blick auf dieſen Umgebungen weilte, immer bleicher geworden war und ihr Auge zulezt in Thränen ſchwamm. Von einem heftigen Gefühl überwältigt, rief ſie: „O nein! nein! Herr Herbert, hier kann nichts verſchönert werden! und nie könnte mir oder der Mutter wohl werden auf dieſem Flecke! Es haften traurige Erinnerungen daran! Mein armer Vater endete hier — — o verzeihen Sie, laſſen Sie mich nicht länger dabei verweilen!“ Und mit dieſen Worten eilte ſie, unfähig, einen Strom von Thränen länger zurückzuhalten, mit ſchnellen Schritten hinweg, und noch aus der Ferne glaubte ich den Ton ihres ſchmerzlichen Weinens zu vernehmen.

Was war es aber mit dieſem ungeſtümen Schmerz, der noch nach Jahren in ſo heftigem Ausbruch ſich ergoß? War dieſer Abſcheu vor der Stätte, wo ein geliebter Verſtorbener geendet, wohl natürlich? Was für Erinnerungen mußten es ſeyn, die das ſonſt ſo gefaßte Mädchen ſo gewaltſam ergreifen und ſie die Herrſchaft über ſich ſelbſt in ſolchem Grade konnten vergeſſen laſſen? Ich war unter dieſen Gedanken in das Häuschen getreten, und mechaniſch ſchritt ich dem Fenſter zu, noch einige Augenblicke mich an der Ausſicht auf den Strom zu laben, deſſen Wellen die eben untergegangene Sonne in Purpurgold verwandelt hatte; aber Staub und Spinneweben verdunkelten die großen Spiegelſcheiben; ich mußte den Flügel öffnen und fand mich daran durch ein Gerüſt verhindert, beſtimmt, Blumentöpfe zu tragen, das vor dem Fenſter aufgeſtellt war. Ich ſchob es hinweg und ſuchte die leeren Töpfe fortzuräumen, welche den Zugang zum Fenſter verſperrten. Aber während dieſes nun frei wurde, ward ich einen dunkeln Fleck gewahr, welcher am Fenſter hinab ſich weit auf die Dielen des Fußbodens verbreitete. Vielleicht beſchäftigte der hier erfolgte Sterbefall noch meine Einbildungskraft, denn im Moment dieſer Wahrnehmung trat auch eine ganze Reihefolge von Gedanken an gewaltſamen Tod, Mord, Verbrechen mir vor die Seele. Was, o Gott! was war hier verübt worden! Hatte der, welcher hier den lezten Seufzer ausgehaucht, gewaltſam geendet? — Und wie — durch weſſen Hand? — Ja, Erinnerungen ſolcher Art konnten wohl den Widerwillen erklären, welchen Mutter und Tochter gegen dieſe Stelle ihres Beſitzthums hegten! Es wurde begreiflich, warum dieſer Fleck für immer gemieden von den Hausbewohnern, ein Raub der Vernachläſſigung geworden war, da man den Abſcheu nicht ſo weit zu überwinden vermocht hatte, um ſelbſt die Spuren eines ſo ſchrecklichen Ereigniſſes hinwegzuſchaffen und zu vertilgen. Wohl erinnerte ich mich jezt, daß Frau Richter, als ich im Anfange unſerer Bekanntſchaft ſie einſt gefragt, wie lange ſie ſchon Wittwe ſey, dieſe, wie einige andere gleichgültige Fragen, nach ihrem verſtorbenen Mann u. ſ. w. ſehr kurz und unfreundlich beantwortet hatte; ja mir wurde in der Aufregung des Augenblicks der finſter mißtrauiſche Blick wieder recht gegenwärtig, den ſie dabei auf mich geworfen, gleichſam forſchend, was mich zu ſolchen Fragen veranlaſſe. Zugleich fiel mir ein, daß Marianne im Geſpräch mit mir ihres Vaters zwar wohl mit Wehmuth, doch ſtets nur im Allgemeinen gedacht, ohne jemals einzelner Umſtände aus ihrer Vergangenheit und erſten Jugend zu erwähnen, obſchon ich mir bewußt war, ſie zuweilen darauf hingeleitet zu haben, und mir wollte ſcheinen, ſie ſey mir dabei immer auf feine Weiſe, aber mit Abſicht ausgewichen. Alles dieſes aber regte ein Heer von Gedanken und Vorſtellungen in mir auf, aus denen ich den Ausweg zu finden mich eben ſo lange als vergeblich anſtrengte.

Am folgenden Vormittage befand ich mich wie gewöhnlich in dem Lokale meines Dienſtgeſchäfts. Die

Digitized by Google

Arbeiten waren beendet. Ich hatte noch mit einem der Subalternen zu ſprechen, mit welchem ich mich jezt allein befand. „Sie wohnen in der … Vorſtadt?“ fragte mich der Mann, in Beziehung auf ein Dienſtgeſchäft. „Bei der Wittwe Richter,“ war meine Antwort. „Bei der?“ entgegnete er gedehnt und mich faſt verwunderungsvoll anſehend. „Ich fand,“ ſagte ich, eine Erkundigung einleitend, „die Wohnung im Wochenblatte. Die herrliche Lage gefiel mir, und fremd hier im Orte, miethete ich mich ein. Aber was iſt wohl an den Leuten? Ich mag nicht läugnen, daß Manches an dem Weſen der Mutter ſowohl als der Tochter mir auffallend vorkommt.“ — „Ich würde Ihnen nicht gerathen haben, dahin zu ziehen,“ erwiederte er, eine Priſe nehmend, „denn das Haus ſteht nicht im beſten Ruf. Nicht in dem Sinne zwar, worin man ſolches gewöhnlich zu nehmen pflegt, denn das Mädchen, in Wahrheit, iſt unbeſcholten. Aber die Mutter — —!“ — „Und was iſt es mit dieſer?“ fiel ich ein; „ſie lebt doch ſtill und eingezogen, und ſcheint eine ſehr thätige, rührſame Frau zu ſeyn.“ — „Gewiß, gewiß!“ lautete die Antwort. „Es mag auch Unglück mit dabei im Spiel geweſen ſeyn; ſoviel aber iſt ſicher, es iſt eine ſonderbare Geſchichte, über die man vielleicht niemals völlig ins Klare kommen wird.“

„Die Richter,“ fuhr er alsbald auf mein dringendes Verlangen nach weiterer Mittheilung fort, „diente eine Reihe von Jahren hindurch hier im Orte in mehreren bemittelten und angeſehenen Familien, und hatte den Ruf einer geſchickten und thätigen Dienſtbotin. Später verheirathete ſie ſich mit Richter, welcher, ein Drechsler von Profeſſion, von dem, was ſie im Dienſt erſpart, das Meiſterrecht erkaufte und ſich etablirte. Beide waren ſparſam und fleißig. Sie bezogen die Meſſen und Jahrmärkte mit den von dem Manne verfertigten Gegenſtänden, wozu die Frau noch einen Kleinhandel mit Band und Ellenwaaren fügte, und das Glück ſchien ihnen nicht ganz ungünſtig zu ſeyn. Da plötzlich wurden ſie durch den Bankerott eines betrügeriſchen Beamten, in deſſen Hauſe die Richter früher gedient, um die Früchte ihres Fleißes betrogen, indem derſelbe, welcher längſt ſchon Unterſchleif getrieben, die Frau mit dem Verſprechen anſehnlicher Zinſen beſchwazt hatte, ihm ein Kapitälchen anzuvertrauen, welches ihren ganzen Reichthum ausmachte. Von da an ſchien ihre Lage ſich mehr und mehr zu verſchlimmern, da auch der Mann, ohnehin von ſtiller, in ſich gekehrten Gemüthsart, nach dieſem Unfall kränklich zu werden anfing und nicht mehr ſo viel als ſonſt arbeiten konnte. Die Thätigkeit der Frau indeſſen und ihre Betriebſamkeit ſchienen ſich in eben dem Maaße zu verdoppeln. Sie führte den Handel allein, zog auf den Jahrmärkten umher, und erwarb ſich noch immer das Nöthige, den Haushalt zu beſtreiten. Leider aber nahm dabei auch eine gewiſſe Störrigkeit und die Zankſucht, welche den thätigen Weibern dieſes Standes ſo leicht anklebt, immer mehr überhand, und indem ſie dem Mann Trägheit und Bequemlichkeitsliebe vorwarf, begann ihre Ehe ſehr unfriedlich zu werden. Da ereignete ſich's, daß jenes Haus in der Vorſtadt zum Verkauf ausgeboten wurde. Ein alter Arzt, dem ſeine Beſchäftigungen mit der Chemie beim gemeinen Volke den Namen des Goldmachers erworben, hatte es viele Jahre hindurch beſeſſen, und ohne Kinder und Anverwandte, blos mit einem alten Diener lebend, hatte er am entfernteſten Punkt des Gartens ein Gebäude aufrichten laſſen, wozu er einen Theil der alten Stadtmauer benuzte, ein Laboratorium, wo er mit ſeiner Lieblingsbeſchäftigung ſeine Tage zubrachte. Der Mann und ſein alter Diener ſtarben ſchnell hintereinander, und erſterer hinterließ nichts als leere Tiegel und Retorten, obgleich man ihn für bemittelt gehalten, und der Verkauf des Hausgeräthes konnte kaum die Koſten decken, ſeine entfernten Erben zu citiren. Es waren damals ſchlimme Zeiten hier im Orte. Gewerbe und Handel lagen faſt ganz darnieder, und die Furcht vor den ſich immer wiederholenden Kriegen ſchreckte Jedermann ab, ſich mit dem Ankauf von Grundſtücken zu befaſſen. So geſchah es denn, daß jener Garten ſammt dem Hauſe in mehrern Terminen zum Verkauf ſtand und kaum ein Käufer ſich dazu finden wollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf. Juni.

(Beſchluß.)

Der Fédéral. Der Phantasque.

Um dem Journalunweſen auf die einzige rechtliche Art zu ſteuern und um den Gutdenkenden, mit Maas Vorwärtsſtrebenden ein Organ zu geben, gründete ein Verein von wohldenkenden und gebildeten Männern den Fédéral, der es ſich zum Grundſatz machte, für die Erhaltung des jetzigen Schweizerbunds und ſeiner Kantonsverfaſſungen zu ſprechen. Darum ſagte er: notre partie, c'est la Suisse, notre popularité, l'estime des gens de bien. Ueber den Journalismus ſpricht er ſich folgendermaßen aus: c'est lui qui a fondé l'ordre de choses qui regne aujourd'hui en Europe; aussi parle-t-il en maitre et quelquefois en tyran.. Au milieu de la confusion transitoire de notre tems, le journalisme erre et s'égare, trop souvent il devient infidèle à la cause de l'ordre et de la civilisation éclairée que seul il devrait servir.. La patrie fera le choix entre ceux qui l'égarent et ceux qui s'avancent pour l'eclairer. Dieſes Journal will unſer Journal des Débats, es will doktrinär ſeyn. C'est seulement dans un avenir appuyé sur la raison que nous fondons nos espérances: le Fédéral n'a point à offrir de vaines utopies à ses abonnés, le salut de la Suisse doit être une réalité. Dies erinnert merklich an Royer-Collards Sou-

Digitized by Google

verānität der Vernunft und an die Charte-vérité. In Beziehung auf das Verhältniß der Schweiz nach außen ſind folgende Worte merkwürdig und für den Geiſt der neuen Zeitſchrift bezeichnend: Epargnez à votre pays de rougir en entendant la voix de l'étranger le rappeler à l'ordre; faits que l'Europe vous estime, c'est le meilleur moyen de vous faire craindre et respecter. Hiebei iſt blos das craindre zu viel und nur ein Stichwörtchen, um den helvetiſchen Leſern zu ſchmeicheln; denn wie könnte z. B. Oeſterreich die Schweiz fürchten? Natürlich iſt es, daß ſo eine beſonnene und verſtändige Sprache bei den Ultras und den ſchweizeriſchen Bouſingots kein Gefallen und keinen Eingang findet.

Eine neue Zeitſchrift ganz anderer Art, die eine Lücke ausfüllt, le Phantasque, iſt auch in neueſter Zeit hier erſchienen, eine Sammlung launiger Aufſäze und Gedichte, unter denen ſich manchmal recht Gutes findet, zumal wenn die Lokalfarbe gehalten iſt. Ich hebe unter Vielem nur eine Stelle aus einem didactiſch-komiſchen Gedicht über die hieſigen Wäſchen, aus der Lessive im Genfer Dialekt aus, wo die Magd und die Hausfrau den Lohn in dem ſo ſchwierigen Genfer Geld für die Wäſcherinnen berechnen, die einen ganzen und die einen halben Tag gearbeitet haben.

La servante: — Quatre femmes entières
À vingt-un sous, ça fait bien sept florins;
Puis pour la presse on prit la demi femme.
— — — sept, puis six, six encore,
Ça fait bien un; un avec sept, c'est huit,
Dix et demi, puis six quarts . . .
La maitresse: — — — — — — — ah, pécore,
Allez plus vite!
La servante: — — — ah, quand on fait du bruit,
Je n'y suis plus.
La maitresse: — — — ah, laissez moi faire.
Sept et trois, dix; six, six, douze, un, voilà;
Puis, les dix, onze et puis . . . oui, c'est l'affaire;
Onze florins dix sous et demi.

Berlin, Ende Juli.

(Fortſezung.)

Schlechte Dramen. Robert der Teufel.

Bis auf einige kraſſe Melodramen iſt in den Frühlingsmonaten nichts von Erheblichkeit auf die Schaubühne gekommen. Raupach verunglückte mit einer Poſſe. Unter jenen Melodramen hat die „Grabesbraut“ auf der Hofbühne gerade ſo viel Aufſehen gemacht, daß die Apathie der Kunſtfreunde ſich einmal wieder geregt hat. Der Unwille mußte heraus. Freilich ſcheint es kaum glaublich, wie man ſolches krauſes Kompoſitum unnatürlicher Handlungen, widerwärtiger Charaktere, mit offenkundigen Verſtößen gegen die Geſchichte, die durch nichts beſchönigt werden, erſtlich ein Drama nennen und zweitens aufführen konnte. Was heißt aber heut ein Drama und was fordert man von der Hofbühne? Es ſind ein paar gute Rollen darin, beſonders für den Regiſſeur, das Stück iſt von einem Verfaſſer, von dem ſchon ein dergleichen Kompoſitum (die Lichtenſteiner) Kaſſe gemacht, es hat „grauliche“ Effekte, was will man mehr? Ueberdies, ſo gern man bei manchen Erſcheinungen der heutigen Bühne ausrufen möchte: „Schlechteres kann es doch nicht geben!“ ſo findet ſich doch immer wieder ein Stück, das noch ſchlechter iſt. Das geht ſo ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren; aber die Kunſt iſt ewig, warum nicht auch die, Unnatürliches aufzufinden und zu kultiviren? So wird das Widerwärtige der Grabesbraut reichlich überboten durch die Kriminal- und Mordbrennerſpäſſe einiger Piecen auf der Königsſtadt. Ihr Name iſt mir entfallen. Aus dem Franzöſiſchen ſind ſie gewiß.

Kaum aber weiß man, ob alle dieſe Gräuel, die ihr Gegengift denn doch ſchon darin finden, daß ſie lächerlich werden, weil ſie immer über die Schnur hauen, ob ſie nicht, äſthetiſch oder allgemein menſchlich, wie man's nennen will, beſſer, erträglicher ſind, als etwas, was als ungeheures Kunſtwerk von einem großen Publikum, unter dem auch gebildete Kunſtkenner und Kunſtfreunde, in die Wolken gehoben wird. Ich meine die neueſte Pracht- und Spektakeloper „Robert der Teufel von Meyerbeer.“ Alle unſere Blätter, politiſche und literariſche, ſtrozen von, größtentheils lobpreiſenden Recenſionen, und Ihr Referent darf annehmen, daß die Oper, was Text und Muſik anlangt, den Leſern dieſer Blätter hinlänglich durch die Berichte aus Paris und jezt aus London bekannt geworden. Etwas ganz Unbedeutendes, Talentloſes kann ein ſolches Aufſehen nicht machen, wenn auch die einflußreichſte Parthei der Welt ſilberne und goldene Federn in aller Herren Ländern in Bewegung ſezte. Selbſt ein Rothſchild hätte Robert den Teufel nicht ſo zu pouſſiren gewußt, wäre der Text langweilig und die Muſik wirkungslos. Es iſt nun wohl außer Zweifel, daß, wie alle erdenklichen Machinationen in Bewegung geſezt worden bei den Pariſer und Londoner Journaliſten, den Roués, Faſhionables und Dilettantis beider Weltſtädte, desgleichen ſeit Jahren bei uns dahin gearbeitet worden, dieſe Oper eines Berliners, den Berlin — wohl auch ungerecht — bis dahin gar nicht anerkennen wollen, glänzend zu empfangen und ihr Wirkung zu ſichern. Es wurde wie die Ehrenſache einer ſehr großen Parthei angeſehen, endlich Meyerbeer in ſeiner Vaterſtadt eine Ovation zu bereiten, und man hat geſchickt genug operirt, ſo viel Intereſſen als möglich ſich verbündet, anderwärts Alliirte abwendig gemacht, höchſter Protektion ſich verſichert, dergeſtalt, daß eine ſieggerüſtete Phalanx in die Schlacht rückte. Nichtsdeſtoweniger hätten alle dieſe Präparate um deſto eher den Sturz herbeigeführt, wenn die Oper ſolche Schwächen bot, wo die Berliner Kritik, d. h. die Volkskritik, Breſche ſchießen konnte. Allein das war nicht der Fall, die Schlacht wurde gewonnen und die Volkskritik hat ſich mit einigen Epigrammen begnügt, die dem Sieger ebenſowenig ſchaden, als die Spottverſe ſeiner Soldaten dem römiſchen Triumphator ehedem.

Unverkennbar hat Meyerbeer hierin von einem Talente Proben abgelegt, das man bisher nicht anerkennen wollen. Der europäiſche Zwitterruhm, nach dem er ſtrebt, die Popularität, die er an der Seine, Themſe und an der Spree ſucht, das iſt vielleicht der einzige Grund, warum er nicht mehr iſt. Sein Talent entſchuldigt aber um ſo weniger die Wahl des Stoffes, gegen die urſprünglich allein die Kritik der Kunſtfreunde gerichtet iſt. Dann aber freilich geht ſie auch gegen den Komponiſten, der, indem er mit allem Aufwand ſeiner Kraft das frazenhaft Empörende der Dichtung heraushebt, mitſündigt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 190.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 9. Auguſt 1832.

Laßt fahren eu'r Verlangen,
Die ihr ausforſchen wollt,
Ob ich von ihr gefangen,
Und ſie mir ſeye hold.

Zinkgref.

Liebe, Wanderſchaft und Heimkehr.

In vierzehn Liedern von Julius Moſen.

Der Schweigſame.

Ich wüßte wohl zu ſingen,
Ich ſing' es aber nicht;
Mein Herze will zerſpringen,
Ihr glaubt es aber nicht.

Gar ſchön iſt's gegenüber!
Ihr fraget: Wer und Was?
Seh' immerfort hinüber,
Denn dort iſt Dieß und Das!

Das iſt ein blaues Scheinen!
Ei, fragt mich nicht darum!
Ich möchte ſelig weinen;
Ich wüßte ſchon: warum?

Bandſchleifen ſeh' ich wehen,
Dort iſt mein Augenziel;
Dürft' ich es nur geſtehen,
Ihr fragtet mich noch viel.

Und wollt' ich nur verrathen
Das ſchöne Feenreich,
Ihr kämet ungeladen
Vor Liebeshaſt zugleich!

Doch nimmer ſollt Ihr wiſſen,
Warum und Was und Wie?
Doch möcht' ich herzlich küſſen
Nur Sie, und immer Sie.

Vor Liebe.

Ich ſaß zu ihren Füßen,
Ich hielt wohl ihre Hand;
Ich hätt' ſie mögen küſſen,
Mein Herz hat ſehr gebrannt
Vor Liebe.

Sie ſah herab ſo wonnig;
Es war um mich geſchehn,
Ich ſah den Himmel ſonnig
In ihren Augen ſtehn
Vor Liebe.

Zwei glühend rothe Nelken
Trug ſie vor ihrer Bruſt.
Sie durften dort verwelken
In kurzer, ſel'ger Luſt
Vor Liebe.

Ich ſah die Bänder ſchmiegen
Sich um den zarten Leib,
Und an dem Herzen liegen
Dem wunderſchönen Weib
Vor Liebe.

Digitized by Google

In Liebespein befangen,
Saß ich und ſprach kein Wort,
Und als ſie heimgegangen,
Saß ich noch immer dort
Vor Liebe.

Der Abſchied.

Ach, Scheiden von der Lieben,
Das thut im Herzen weh,
Das will mich ſehr betrüben,
Wo ich auch geh und ſteh'.

Muß oft der Stunde denken,
Wo ich zulezt ſie ſah;
Sie ſaß mit bittrem Kränken
Bei Vater und Mutter da.

Ich ſah ſie dort zerpflücken
Ein Zweiglein Rosmarin,
Aus tiefen blauen Blicken
Eine helle Thräne ſchien.

Die Mutter unterdeſſen
Las in dem Bibelbuch,
Ich mußt' in die Augen preſſen
Im wilden Schmerz das Tuch.

Wie war mir doch beklommen —
Sie barg ihr Angeſicht —
Ob Abſchied ich genommen,
Weiß ich noch heute nicht.

Ach, dürft' zu ihren Füßen
Mein Herz ich legen hin,
Dorthin, wo ſie zerriſſen
Das Zweiglein Rosmarin!

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

Da erſchien Frau Richter als Käuferin des Grundſtücks, und drängte bald durch ein anſehnlicheres Gebot, als bisher geſchehen, alle andern zurück. Es ward ihr zugeſchlagen, obſchon man ſich wunderte, daß Leute, deren ſchlechte Umſtände bekannt waren, einen ſolchen Beſitz erwerben wollten. Aber die Richter verſicherte, die Benutzung des Gartens ſey eine vortheilhafte Spekulation, und ſie werde ſchon wiſſen, daraus Nutzen zu ziehen. — Ein hieſiger Jude ſchaffte das Kapital zur erſten und einzigen Hypothek, und die Familie nahm Beſitz von ihrem Eigenthum. Wirklich ſchien es auch der thätigen Frau mit dieſer Unternehmung glücken zu wollen. Sie zahlte pünktlich ihre Zinſen und allmählig auch immer etwas vom Kapital, wobei ſie unermüdet arbeitete, den Garten ſelbſt zu beſtellen, und auch noch ihren Handel auf den Jahrmärkten fortſezte. Nicht ſelten mußte ſie die Nacht zu Hülfe nehmen, die Gartenarbeit zu beſorgen, was wohl zuerſt Veranlaſſung zu allerhand unheimlichen Gerüchten geben mochte, welche ſich über ihr Treiben verbreiteten; denn ſie wurde des Einverſtändniſſes mit Schmugglern verdächtig, die, begünſtigt von der Nähe des Fluſſes, hier ihr Weſen trieben. Es wird Ihnen nicht unbekannt ſeyn, welche Wichtigkeit und Ausdehnung dieſe Umtriebe in den Zeiten der Kontinentalſperre in Gegenden erhielten, wo Lage und Oertlichkeit ſolche begünſtigten. Vielleicht war nichts an dem Gerede, oder die Richter und ihre Genoſſen trieben ihr Geſchäft zu ſchlau, genug, alle Bemühungen, ihnen dabei näher auf die Spur zu kommen, blieben ohne Erfolg. Plötzlich aber wollte man wiſſen, die Richter habe in dem Gemäuer des alten Thurmes, den ſie niederreißen ließ, einen Schatz gefunden. Die ganze Stadt ſprach davon. Es wurden Nachſuchungen angeſtellt, aber es fand ſich keine Spur, die auf irgend eine Thatſache hätte hinleiten können, und die Richter'ſchen Eheleute, der Mann lag überdieß gefährlich krank, ſchienen von nichts zu wiſſen. Aber der Anwalt der Erben des Doktors, welcher aus deſſen hinterlaſſenen Papieren immer die Vermuthung entnommen, daß ein Kapital vorhanden geweſen, behauptete den Fund, und ließ nicht nach, bis die Richter durch einen Eidſchwur ſich von der Anſchuldigung, dieſen verheimlicht zu haben, reinigte. Sie leiſtete den Eid, und die ganze Sache wäre nun wohl in Vergeſſenheit gekommen, hätte ſich nicht einige Zeit darauf ein Vorfall ereignet, welcher von Neuem die Aufmerkſamkeit des Publikums auf dieſe Familie hinleitete. Ein Burſche nämlich von etwa achtzehn Jahren, eine Waiſe, welchen Richter, deſſen Anverwandter er war, zu ſich genommen und zu ſeiner Profeſſion erzogen hatte, verſchwand plötzlich aus dem Hauſe auf unerklärliche Weiſe und ohne daß irgend eine Spur von ihm wieder aufzufinden geweſen wäre. — Die Richter ſelbſt zeigte bei der Obrigkeit ſein Verſchwinden an und ſchien ſehr bekümmert darüber zu ſeyn, ja als einige Stunden von hier der Strom einen todten Körper ans Ufer geſpült, fuhr ſie ſelbſt nach dem Orte, ſich durch eigene Anſchauung zu überzeugen, ob es der Vermißte ſey. Der war es indeſſen nicht, und er wurde auch nicht gefunden. Seltſame Gerüchte fingen nun an, ſich in der Stadt zu verbreiten. Der verſchwundene Burſche, hieß es, ſey der Richter bei der Hebung jenes Schatzes behülflich geweſen, und die Beſorgniß, er möchte über kurz oder lang davon ausplaudern, oder falls er, nach erlangter Mündigkeit, wie jener Anwalt gedroht hatte, zum Eide gefordert werden ſollte, dieſen zu leiſten ſich weigern, habe ſie bewogen, dieſen läſtigen Zeugen

Digitized by Google

auf irgend eine Weiſe auf die Seite zu ſchaffen. Alle ſolche Nachreden hingen ſich indeß nur an den Ruf der Frau. Der Mann blieb davon verſchont und ward ein Gegenſtand des Mitleids, und der Umſtand, daß er bald darauf in Tiefſinn verfiel, in welchem er nach ungefähr einem Jahre ſich ſelbſt entleibte, diente nur dazu, allen jenen Gerüchten neue Nahrung zu geben. Ja man wollte hier und da ſogar den Selbſtmord des Unglücklichen bezweifeln, obſchon vielleicht für dergleichen Vermuthungen kein anderer Grund als der böſe Ruf der Wittwe mochte vorhanden ſeyn. Alles dieſes aber, inwiefern ſie es nun verſchuldet haben mochte oder nicht, diente nur dazu, das Gemüth der Richter immer mehr zu verdüſtern und ihren Sinn zu verhärten. Sie ward immer unfreundlicher, bitterer, unverträglicher, und obſchon ſie, wie nicht zu läugnen ſteht, an Arme und Hülfsbedürftige freigebig ſpendete, ſo mied doch jeder gern ihre Nähe. Hatten aber Nachbarn und Bekannte ſich ſcheu von ihr zurückgezogen und entfernt, ſo begegnete ſie ihnen dafür mit einer trotzigen Verachtung, wobei es nur der geringſten Veranlaſſung bedurfte, ſie zu Ausfällen zu reizen, in denen ſie nicht ſelten auch Perſonen höhern Standes aufs Empfindlichſte angriff und beleidigte. Bald kam es dahin, daß Jedermann den Verkehr mit der böſen Sieben auf's Aeußerſte vermied, und ſo lebt ſie denn in einem Wohlſtande zwar, der ſich dem Anſchein nach noch immer gemehrt hat, aber in völliger Entfernung von der Welt, welche wohl niemals erfahren wird, *wie viel* von allem, deſſen man dieſe Frau beſchuldigt, wahr oder erdichtet geweſen.

„Und die Tochter?“ nahm ich am Schluſſe dieſes langen Berichts das Wort. „Das arme Mädchen iſt zu bedauern,“ war ſeine Antwort. „Sie iſt unter ſo ungünſtigen Umſtänden in unbeſcholtenem Ruf herangewachſen. Bei dem Geiſtlichen, bei dem ſie den Religionsunterricht genoſſen, hat ſie oft mit heißen Thränen den üblen Ruf ihrer Mutter beklagt, ohne jedoch je das kindliche Verhältniß mit einer Aeußerung, in wiefern er verdient ſey, zu verletzen; welches aber ihre Anſicht hievon ſey, beweiſt wohl am beſten *der* Umſtand, daß ſie ſich ſpäterhin faſt von aller Gemeinſchaft mit der Alten losgemacht hat und in einem abgeſonderten Gebäude lebt, welches dieſe, deren Affenliebe für die Tochter eben ſo groß iſt, als ihr Haß gegen die ganze übrige Welt, eigends für dieſelbe hat bauen und einrichten laſſen, was Sie, da Sie ein Hausgenoſſe ſind, ja wiſſen müſſen; denn es kommt Niemand in das Haus, als allenfalls Handwerker, welche darin zu thun haben; und ſo oft auch die Richter ihre Sommerwohnung durch öffentliche Blätter hat ausbieten laſſen, ſo ſind Sie doch der Erſte, welcher jemals davon Gebrauch gemacht hat.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Klinger an Fanny Tarnow.

Petersburg, 9ten Juli 1822.

Wenn ich Ihnen, meine verehrte Freundin, Ihren willkommenen, lange gewünſchten Brief nicht gleich beantwortete, ſo waren die durch den verkehrten Winter vermehrten Plagen meiner chroniſchen Leiden ſchuld. Dieſen eben ſo verkehrten Frühling drohten ſie ihr Werk zu vollenden, noch gelang es ihnen aber für dießmal nicht, und Ihr alter Titan ſiegte, um noch ferner die phyſiſchen und moraliſchen Plagen zu ertragen, ohne Murren. Ihnen zu antworten, erwartete ich heitere Tage, ſie wollen oder können nicht kommen, ich bitte Sie demnach, dieſe kurze Antwort nachſichtig aufzunehmen.

Mit herzlichſter Theilnahme habe ich von Ihrer abermaligen Krankheit geleſen und mit Rührung, daß ich, auch während derſelben geiſtig mit Ihnen lebte. Ich hoffe auf Ihre Beſſerung und rechne auf Ihren reinen urkräftigen Geiſt bei Ihren körperlichen Leiden, und was noch mehr iſt, ich zähle darauf, daß Sie durch ihn geneſen werden. Sie verdienen eine vorzügliche Ausnahme zu machen, weil Sie ſelbſt eine ſolche ſind, und ſo will ich mich feſt an dieſen tröſtenden Gedanken halten.

Was Sie mir von Goethe, von den Inſektenſtichen gegen ihn ſchreiben, war mir zum Theil ſchon bekannt geworden, und Ihre Anſicht der Sache macht Ihrem Herzen und Ihrem Verſtande gleiche Ehre. Er wird ſtehen bleiben, und bleiben, was er iſt, in der Gegenwart und in der Zukunft, und dieſe Phantaſten, nicht von Geiſtern, ſondern von Irwiſchen werden verſchwinden. Man ſagt, daß Einer dieſer Irwiſche, dem es vermuthlich an Kraft etwas vorzubringen fehlt, mit Geiſt gegen ihn geſchrieben hat; wenn es aber derſelbe iſt, der den dritten Theil gab, den ich eben durchblättert habe, ſo hat er in eben dieſem Theile den Stachel ſelbſt vernichtet, der in den zwei erſten wirken ſoll; denn dieſer dritte Theil (unter einem andern Titel) zeigt einen beſchränkten Wicht aus der neuen Schule, dem nur die Bosheit Witz geliehen hat. Ich hoffe, Goethe wird der Angriffe lachen, und es bereuen, hin und wieder, durch eines und das andere, dieſer verzerrten Schule Veranlaſſung gegeben zu haben, zu glauben, er ſelbſt liebe dergleichen Bildnerei.

Was Sie mir von einer neuen Ausgabe meiner Werke nach meinem Tode, und einem Vorwort dazu, welches ich hinterlaſſen wolle, ſchreiben, hat mir ein Lächeln abgewonnen. Wenn Sie mir geſagt hätten, man habe Ihnen ſtatt deſſen erzählt, die erſte Auflage dieſer Werke ſey zu Makulatur geworden, ſo hätte ich es viel natürlicher gefunden; denn ſo gliche es nur dem jetzigen Geiſte,

Digitized by Google

der unſre Literatur beherrſcht und den Verſtand der aufkeimenden Generation verſengt. Doch genug davon. Die Lilien will ich ſuchen und hoffe ſie zu finden. Ich leſe alles gerne, was Sie ſchreiben; Sie denken wie ein Mann und fühlen wie ein zartes Weib. Aus dem Verſtand allein läßt ſich nichts Intereſſanteres ſchreiben; wohl aber aus dem Herzen etwas ſo Gehaltvolles, daß der erhabenſte Geiſt Nahrung darin findet.

Ihr
treuer Freund
Klinger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

(Beſchluß.)

Robert der Teufel. Theaterweien.

Es ſcheint unbegreiflich, daß dieſer Robert der Teufel keinen Anſtoß gegeben, wo jeder Anklang an die Religion auf dem Theater verlezt. Es beleidigt hier in gewiſſen Kreiſen der Anblick eines geiſtlichen Kleides auf den Brettern, die unſchuldigen Teufeleien des gutmüthig deutſchen Samiels wurden kaum gebilligt, und die Teufeleien in dieſem Robert, die das, was chriſtliches und allgemein menſchliches Religionsgefühl heißt, verhöhnen, werden nicht gerügt, weil ein geſchickter Chemiker und Maler die Höllenfarben zu einem Feuerwerk zu verarbeiten wußte, das die Sinne unwiderſtehlich kitzelt. Schon ein Vater, wenn auch der Teufel, der ſeinen Sohn zu ewiger Verdammniß verführen will, iſt ein empörender Gedanke. Die laſterhafteſten Eltern freut es, wenn ihre Kinder auf andern Wegen gehen. Dann wird, der Augenweide wegen, das Heiligthum des kirchlichen Glaubens profanirt. Die ganze katholiſche Liturgie in einem Ballet! Satan weckt die modernden Nonnen eines Kloſterkirchhofes; ſie ſteigen aus ihren Gräbern, nehmen ihre Jugendreize an und tanzen um die Kirche her, in der Abſicht, des Teufels Sohn zu verführen. Wozu da gerade geiſtliche Frauen, Todte — als um die lüſterne Vorſtellung, daß die Nonnen in ihrem Leben liederlich waren, und um das wollüſtige Bild, daß ſie ihre Kutten abwerfen und als halbnackte Tänzerinnen herauskommen. — Für Scribe iſt nichts Sünde, wie auch an ihn, ſeit er „die zehn Jahre einer Proſtituirten“ auf die Bretter brachte, keine Anforderungen hinſichtlich der Decenz und Sitte zu machen ſind. Wie aber eine ſolche Ausgeburt irreligiöſer Frivolität, ſolche Nachgeburt einer glaubenloſen Revolution auf einer deutſchen Bühne ſo rügelos empfangen und gehätſchelt werden konnte, gehört zu den Wundern der Zeit, die wir täglich ſehen, ohne ſie zu erklären. Wenn der Deutſche gern einen Teufel malt, ſo geſchieht es, weil er an einen Gott glaubt. Der Franzoſe ſpielt jezt mit den Teufeln, weil ſie allein noch Effekt machen in einer gottloſen Epoche. Die Ausſtattung der Oper übertrifft denn nun Alles, was man bis da von Pracht und Glanz geſehen hat. Text und Muſik gehen faſt unter. Zu wünſchen iſt dem Komponiſten, daß er, der nicht um Geld arbeitet, ſo lange er noch Kraft hat, ein Sujet finden möge, wo keine Nonnengerippe, kein Satan und kein Höllenfeuer die Würze ſind. Dann, wenn er bei ſanftern Elementen denſelben Erfolg hat, läßt ſich mit mehr Beſtimmtheit über ſeinen Beruf urtheilen.

Man ſpricht vom Abgange des Grafen Redern. Das Hoftheater würde weder verlieren, noch gewinnen, wer auch an ſeine Stelle käme. Denn der Poſten des Intendanten iſt, wie ſich ausgewieſen, nichts mehr als eine Hofcharge; die praktiſche Direktion bleibt immer dieſelbe. Mehrere Thatkraft, mehrere Luſt an der Sache würde kaum helfen. Der Intendant hat nicht viel mehr zu thun, als Anweiſungen auszuführen, die ihm gegeben werden. Einer, der etwas von der Sache verſtände und ſelbſt etwas wollte, hätte nur mit tauſend Verdrießlichkeiten zu kämpfen. Wer keinen Willen hat und keine Anſprüche macht, iſt daher am beſten qualificirt. Dem Grafen Redern, der, ein reicher Mann, übrigens ein eifriger Kunſtfreund iſt, dürfte man es nicht allein nicht verdenken, wenn er reſignirte, ſondern man fragt ſich, warum er es, nach ſo manchen unangenehmen Erfahrungen, nicht ſchon längſt gethan. Ehre war nicht bei dem Amte, und des Vortheils bedurfte er nicht. — Auch das dramaturgiſche Comité iſt in der Auflöſung begriffen. Die Theilnehmer, die ſich aus Liebe zur Sache der Mühe unterzogen, ſehen ein, daß ſie — wie ſie ſchon längſt inne geworden, daß ſie das Gute nicht fördern — nicht einmal das Schlechte abwehren können, und ziehen ſich zurück. Doch bleibt der Nutzen von der Einrichtung, daß die Regiſſeurs jezt officiell zur Entſcheidung über die Annahme neuer Stücke hinzugezogen ſind, was immer praktiſcher und beſſer iſt, als wenn, wie bisher, kein Dichter wußte, von weſſen zufälliger Entſcheidung die Aufnahme abhing.

Der Hofbühne droht der Verluſt ihrer beliebteſten Sängerin, der Fräulein von Schätzel. Man will ihr, für ſich und ihre Familie, Bedingungen geboten haben, wenn ſie auch nach ihrer Verheirathung aufträte, die ans Unglaubliche grenzen. In unſerer glaubenloſen Zeit iſt aber Alles glaublich, warum nicht auch, daß ſie für dieſen Fall jährlich 8000 Thaler, eine garantirte Urlaubsreiſe, 2000 Thaler lebenslängliche Penſion, die Mutter eine von 600 Thalern und ihre beiden Brüder eine Erziehung für das Militär- und Civilfach erhalten ſollen! — Der Sänger Spitzeder kriegt in den Zeitungen mit dem Direktor des Königsſtädtiſchen Theaters wegen ſeines Abſchiedes. Beide geben ſich Mühe, vor dem Publikum ſich zu rechtfertigen, ja es ſollen demſelben ſogar alle Akten, Scripturen und Kontrakte durch den Druck mitgetheilt werden, um entſcheiden zu können. Spitzeder iſt allerdings ein beliebter Buffo und Sänger, und ſeine jetzige Frau, geborne Vio, war eine Zeitlang die Prima Donna dieſes Theaters; da man aber erfährt, daß beide nicht mit 7000 Thalern jährlich zufrieden ſeyn wollen (!), ſo iſt auch die Entſcheidung des Publikums nicht ſchwer zu errathen. Der Calculator mit 600 und der königliche Rath mit 800 Thalern Gehalt laſſen wohl das „Geborne“ paſſiren, wenn eine hübſche junge Sängerin im Golde ſchwelgt; bei Vergleichungen mit dem Einkommen eines Mannes pflegt aber nicht dieſe edle Billigkeitsrückſicht vorzuwalten, ſondern die rohe Naturſtimme regt ſich und fragt: „Was arbeitet der und was ich, und was verdient der dafür und ich?“ Dieſe materielle Anſicht der Kunſt, die gewiß auch ihr Wahres in ſich hat, möchte mit unſern Fortſchritten im Liberalismus auch fortſchreiten. Deshalb iſt der Hemmſchuh, der officiell ihm angelegt wird, auch für Kunſt und Künſtler eine wahre Wohlthat.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. Auguſt 1832.

Will Gott der Finſterniß zum ew'gen Raube
Dieß große Land, die Hälfte dieſer Welt? —
Nein! ſagte ſie, einſt naht ihm Peters Glaube,
Dann wird durch jede Kunſt das Land erhellt;
Und nicht auf immer trennt des Weges Länge
Von euern Völkern dieſer Völker Menge.

Taſſo.

Die Neuſeeländer.

Es iſt tröſtlich, daß, während im alten Europa unſere mit ſo vieler Mühe und Blut erworbene Kultur bedroht iſt, ſelbſt im fernen Ocean neue Welten auftauchen, in welchen die Menſchheit ungehemmt ſich zum Schönſten und Höchſten emporzuringen verſpricht. Van Diemens Land und Neuholland, obgleich der Stamm ihrer Bevölkerung aus dem Abſchaum des engliſchen Volkes gebildet iſt, ſind bereits auf dem Wege, große Reiche zu werden, vor allem durch den Einfluß, den ſie auf die nahen und fernen Inſeln und Länder äußern werden, die bis jezt Wohnplätze wilder Cannibalen oder träumender aſiatiſcher Sklaven waren. So iſt bereits eine Gährung in den Köpfen der ſchönen, aber rohen Menſchenraçe auf Neuſeeland entſtanden, welche die wichtigſten Folgen verſpricht. Schon haben ſich nicht nur Miſſionäre, ſondern auch engliſche Handelsleute und Handwerker auf der Inſel niedergelaſſen, und leben da, wo noch vor zwanzig Jahren kein Schiff, ohne Gefahr, daß ſeine ganze Mannſchaft erſchlagen und aufgefreſſen wurde, landen konnte, mitten unter den Eingebornen, in größerer Sicherheit als in der Türkei oder den ſüdamerikaniſchen Republiken. Man hat Sägmühlen und Schiffswerfte angelegt und treibt einen bedeutenden Handel mit Neuſüdwallis. Auch die vielen Wallfiſchfänger, welche in den ſüdlichen Meeren umherſchwärmen, legen hier an, und verſehen ſich da, wo es ſonſt kein einziges größeres vierfüßiges Thier gab, mit Schweinefleiſch, ſo wie mit Kartoffeln, Maiz, Melonen und andern Gartenfrüchten im Ueberfluß. Von Diebſtählen, worüber Cook und ſpätere Seefahrer ſich ſo ſehr zu beklagen hatten, vernimmt man faſt nichts mehr, und wenn Hunderte von Eingebornen auf einmal auf einem Schiffe ſind und alle Winkel durchſtöbern, wird ſelten ein Nagel vermißt. Dieſe Selbſtverläugnung macht dem Volke große Ehre und zeugt von ſeiner hohen Bildſamkeit. Da ſie aus Erfahrung wiſſen, daß jede Gewaltthat, die ſie ſich gegen ein europäiſches Schiff erlauben, ſo wie faſt jeder Diebſtahl ſtreng beſtraft werden, daß ſie ſich aber im Gegentheil durch Tauſch und Arbeit das Höchſte verſchaffen können, wornach ſie jezt alle ſtreben, nämlich Schießgewehre und Munition, ſo laſſen ſie ſich keine Mühe verdrießen, um den Europäern gefällig zu ſeyn; ja, um nur nicht mit den Engländern zu brechen, laſſen ſie ſich nicht ſelten grobe Mißhandlungen gefallen, ſie, die doch unter ſich ſo aufbrauſend ſind und die kleinſte Beleidigung blutig zu rächen pflegen. Dieſe Nachgiebigkeit ſcheint beſonders daher zu rühren, daß es auf der ganzen Inſel keinen eigentlichen Herrſcher gibt, daß nur wirklicher Beſitz einem Häuptling Gewalt und Anſehen verſchafft, folglich jeder zu fürchten hat, nicht nur unmittelbar, durch die Entfernung der Fremden von ſeinem Theil der Küſte, die aus ihrem Umgang entſpringenden Vortheile zu verlieren, ſondern auch mittelbar dadurch einen Nebenbuhler zu bereichern und ſomit ſeine eigene Exiſtenz

Digitized by Google

aufs Spiel zu ſetzen. — Dieſe Bemerkungen entlehnen wir einem eben zu London erſchienenen intereſſanten Buche, das uns auch die folgenden Auszüge liefert. Es heißt: A Narrative of a nine months Residence in New Zealand, in 1827 u. ſ. w., von Auguſt Earle, einem vielgereiſten jungen Maler, der ſich jezt in dieſer Eigenſchaft auf einer Entdeckungsreiſe am Bord des Schiffs the Beagle befindet.

Der Verfaſſer gibt zu, daß durch den Umgang mit den rohen Wallfiſchjägern der Charakter der Neuſeeländer ſich in manchen Stücken verſchlimmert habe; er behauptet aber, die Milderung der Sitten und ihre unverkennbare Luſt, ſich europäiſche Künſte und Bildung anzueignen, ſeyen gerade ihrem Umgang mit dieſen Leuten und nicht dem Einfluß der Miſſionäre zuzuſchreiben. Dieſe ſchildert er als verkehrte Frömmlinge, die noch keinen einzigen Neuſeeländer bekehrt haben. Die Neuſeeländer ſollen ſie im Gegentheil wegen ihrer ſelbſtſüchtigen Härte und Liebloſigkeit gegen die eigenen Landsleute verachten und ihnen ins Geſicht lachen, wenn ſie ihnen die Hölle recht heiß machen wollen. „Es mag wohl,“ ſagen ſie, „einen ſolchen Ort geben, aber für euch Europäer; denn der große Geiſt hätte uns ſonſt längſt davon benachrichtigt, und wir ſind auch nicht ſchlimm genug, um ſolche gräßliche Strafen zu verdienen.“ Die Verbreitung des Feuergewehrs unter ihnen, meint der Verfaſſer, habe ihre Kriege ſeltener und weniger blutig gemacht, weil dadurch die Macht unter ihnen mehr ausgeglichen und das Handgemenge weniger häufig geworden iſt; auch ſind ſie ſchlechte Schützen und verderben ihre Gewehre durch häufiges Auseinanderlegen und Putzen. Earle war oft ungefährdet mit all ſeiner Habſeligkeit unter einem Stamm, ja er gab ohne Bedenken Gewehre und Munition in Verwahrung. Nur als der Stamm, bei dem er ſich eben befand, von einem andern mit Krieg überzogen ward, war er mehrere Male in Gefahr, Gut und Leben zu verlieren. Einmal lernte er auch einen ſonderbaren Gebrauch unter ihnen aus eigener Erfahrung kennen. Wenn nämlich einem ein Unglück widerfährt, ſo fallen die nächſten Freunde, ſtatt ihm zu helfen, über ihn her und richten ſein Eigenthum vollends zu Grunde. Als durch einen Zufall die Hütte, worin er mit fünf oder ſechs andern Engländern wohnte, in Brand gerieth, während ein feindlicher Haufe ſie anzugreifen drohte, wurden ſie von ihren eigenen Freunden und Nachbarn geplündert und würden, ohne die kräftige Dazwiſchenkunft ihres Beſchützers, des ſogenannten Königs Georgs, um Hab und Gut gekommen ſeyn. Bei dieſer Gelegenheit erfuhren ſie denn auch, wie bei dieſem Volke ein Dieb beſtraft und daß Stehlen überhaupt bei demſelben für ſchimpflich gehalten wird. Als ſie nämlich ſpäter dem Könige meldeten, ſie haben bei einem ſeiner untergebenen Häuptlinge einiges von ihrem Eigenthum verborgen geſehen, ſagte ihnen der König, ſie ſollten es nur gerade wegnehmen, und ſo viel von dem Seinigen dazu, als ſie zur Entſchädigung verlangen könnten. Als ſie an die Hütte kamen, fanden ſie den Eigenthümer vor der Thüre. Sie ſagten ihm gerade ins Geſicht, weßwegen ſie kämen. Anfangs wollte er läugnen; als ſie ihm aber ihr Eigenthum zeigten, hing er beſchämt den Kopf und ließ ſie nehmen, was ihnen beliebte, und murrte ſogar nicht, als ſie zwei ſeiner beſten Doppelflinten davontrugen. Nach einiger Zeit gaben ſie ihm das Seinige zurück und er dankte ihnen, verwundert über ihre Großmuth. Bemerkenswerth iſt auch, daß ſie bis jezt immer noch dem verführeriſchen Reiz des Weines und der geiſtigen Getränke überhaupt widerſtanden haben; ſie wundern ſich vielmehr, wie die Europäer etwas trinken können, das ſie von Sinnen bringt. Indeſſen ſind ſie noch Menſchenfreſſer. Earle hörte dieß nicht nur aus ihrem eigenen Munde, er ſah wirklich den Leichnam eines Mädchens in einem Ofen backen. Es war eine Sklavin, die ihr Herr, weil ſie ihm entlaufen war, mit kaltem Blute erſchoſſen hatte, und wovon er und die Seinigen ein leckeres Mahl hielten. Den Kopf hatte man abgeſchnitten und weggeworfen und ein Hund zerrte ihn vor den Augen des Reiſenden ins Gebüſch; ein Paar Raubvögel ſpeiſten von den Eingeweiden, und die vier Viertel wurden, nachdem man die Röhrknochen herausgenommen, nebſt dem Herzen zuſammengewickelt und in einen Erdofen gebracht. Ein halbes Dutzend Engländer, worunter auch Earle, wagten es zwar, trotz den Drohungen der Wilden, den Ofen zu zerſtören und das Fleiſch zu beerdigen; es wurde aber nachher wieder ausgegraben, vollends gebacken und verzehrt. Hieraus erhellt nun, daß es nicht nur erſchlagene Feinde ſind, welche ſie aus Rache verzehren, (und von Mangel an andern Lebensmitteln kann jezt gewiß keine Rede mehr ſeyn) ſondern auch hingerichtete Sklaven. Dieſe Unglücklichen, die Beute ihrer endloſen Kriege, haben ſchrecklich zu leiden: allen Mißhandlungen ausgeſezt, ſchlecht genährt und ohne Hoffnung auf Befreiung, (wenn ſie zu den eigenen Verwandten zurückkommen, werden ſie mit Verachtung behandelt) ſind ſie keinen Augenblick ihres Lebens ſicher.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

Dieſe Mittheilung hatte mich ſonderbar ergriffen und berührt. Der ſtillen, innigen Neigung, welche Marianne mir eingeflößt, war ich mir dabei erſt recht bewußt geworden, indem ich lebhaft fühlte, wie viel das gute Kind unter ſolchen Begebenheiten und Erfahrungen,

Digitized by Google

die ihr junges Leben getrübt, mochte gelitten haben. Was übrigens an allen jenen Dingen, deſſen der Ruf die Richter beſchuldigte, gegründet war oder nicht — dieß war eine andere Frage, die mich durch den Reiz des Geheimniſſes erſt anzog, dann aber mit allem Widerwillen erfüllte, den die Spuren verbrecheriſcher Thaten dem, welchem ſie ſich unvermuthet offenbaren, einzuſtößen pflegen; weßhalb plötzlich der Vorſatz in mir entſtand, lieber die mir ſo werth gewordene Wohnung aufzugeben, als mich noch weiter in dieß Chaos trüber und ſchrecklicher Muthmaßungen zu vertiefen. Ja, ich wollte einen Aufenthalt verlaſſen, wo das Verbrechen gehauſet, und die Verbrecherin, zwar verabſcheuet und gemieden von aller Welt, dennoch ungeſtört die Früchte ihrer Unthaten genoß. Aber indem ich dieſen Vorſatz faßte, ſtand Mariannens ſanfte, leidende Geſtalt vor meiner Seele, ich dachte mir, wie ſchmerzlich dieſe neue Folge des Fluchs, der auf dem Haupt der Mutter laſtete, ihr Herz verwunden müßte, und mein Entſchluß wankte.

Wie? liebte ich denn Mariannen? ſo fragte ich mich. Sie war mir werth geworden durch die Sympathie des Unglücks; ihre Nähe, ihr Umgang hatten mich tröſtend, erheiternd, wohlthuend berührt, ich hatte ſie lieb wie eine Schweſter, aber ich war Herr meiner Empfindungen, und glaubte mich ſtark genug, es immer bleiben zu können. Mariannens trübe Lage ging mir zu Herzen, und ich hätte mich glücklich gefühlt, etwas zur Milderung ihres Unglücks beitragen zu können. So beſchloß ich denn, zu bleiben und zu erwarten, ob nicht die Zeit und ein größeres Vertrauen von ihrer Seite mir ſolches möglich machen würde.

Wenige Tage waren verſtrichen, da ſaß ich an Mariannens Seite in dem Lindenrund, innerlich beſchäftigt, wie ich mir unter gleichgültigen Geſprächen zu den wichtigen Forſchungen, die ich im Sinne hatte, den Weg bahnen möchte. Da kam unerwartet, ganz gegen ihre Gewohnheit, Frau Richter den Gang herab, an ihrer Seite ein Mann, mit dem ſie lebhaft ſprach, während eine ungewöhnliche Freundlichkeit ihre Züge erheiterte. „Marianne!“ rief ſie ſchon aus einiger Entfernung der Tochter zu, „der Vetter Leidmann; ſieh doch, Kind, der Vetter Leidmann iſt da. Er hat die Stelle an der Schule aufgegeben, um uns wieder nahe zu ſeyn,“ ſezte ſie mit vergnügtem Schmunzeln, gegen die Tochter gewendet, hinzu. Dieſe aber ſchien zu erſchrecken, und ihre Miene verdüſterte ſich ſichtlich, als jezt die wunderlichſte Figur in der Perſon des Vetters Leidmann auf ſie zugeſchritten kam und einmal über das andere ein: „Guten Abend! ſchönſten guten Abend, liebe Muhme!“ ihr entgegenſchnarrte. Er pflanzte ſich hierauf, ſie vergnügten Blickes muſternd, vor Marianne hin und fragte halblaut und mit widriger Vertraulichkeit in Ton und Gebehrde: „Allezeit wohl auf geweſen?“ während die Alte ſich gegen mich wendend: „Mein Vetter, der Herr Kandidat Leidmann!“ mir zuraunte.

In der That ein Karrikaturbild, dieſer Vetter, nicht geeignet, vor Mädchenaugen Gnade zu finden; eine dürre, knochige Geſtalt, die in dem abgetragenen ſchwarzen Rock, der augenſcheinlich auf einen andern Leib, als den ſeines jetzigen Beſitzers, gemacht war, noch eckigter und unbeholfener ausſah. Auch nicht einen angenehmen Zug hatte die ſchaffende Natur in dieſer Bildung ausgeprägt, während doch das verliebte Blinzeln der unſtäten grauen Augen und ein fades Lächeln, das fort und fort um breite Lippen ſpielte, ein Beſtreben verriethen, ſich wenigſtens Mariannen gegenüber angenehm und liebenswürdig zu erweiſen. Eine lange und ſchmale Schachtel unter dem einen Arm, ſammt einem Inſtrument zum Schmetterlingsfang, verkündigte auf den erſten Blick den eifrigen Inſektenjäger, und ſelbſt der alte ſchwarze Hut, den er behutſam vom Kopfe nahm und auf eine Bank legte, war mit Käfern und Schmetterlingen beſteckt. Er ſchien lange abweſend geweſen zu ſeyn. Ich erfuhr, daß er eine Zeitlang als Hülfslehrer bei einer Schulanſtalt in einer benachbarten Stadt angeſtellt geweſen ſey, dieſe Stelle aber jezt aufgegeben habe, um der Frau Muhme und wertheſten Jungfer Marianne wieder näher zu ſeyn; eine Aeußerung, welche die Erſtere mit einem bedeutſamen Lächeln beantwortete, die Andere aber gänzlich zu überhören ſchien.

Die Mutter entfernte ſich jezt, um einen Imbiß für den Vetter zu beſorgen. Marianne hatte in ſichtlicher Verſtimmung an meiner Seite wieder Platz genommen, und ſtrebte das unterbrochene Geſpräch wieder fortzuſetzen. „Die Jungfer Muhme,“ hob endlich der Vernachläſſigte an, indem er einen giftigen Seitenblick auf mich warf, „ſcheinen ſich in meiner Abweſenheit recht wohl befunden zu haben. Sie ſehen ungemein wohl und blühend aus.“ — „Ohne Zweifel,“ war Mariannens kurze Antwort; „mir iſt recht wohl geweſen, während Sie entfernt waren.“ — Er ſchien jedoch den Doppelſinn zu überhören, denn die Erſcheinung eines ungewöhnlichen Schmetterlings zog ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich, und nicht lange, ſo verſchwand er mit dem Fangeiſen in den Händen. Marianne war während dem auch aufgeſtanden und hatte ſich hinter der Heckenwand verloren; auch ich verließ nun den Platz und ſezte mich nach einigen Gängen durch den Garten an dem gedachten Häuschen auf die Mauertrümmer. Ich hatte, meinen Gedanken nachhängend, es kaum bemerkt, daß es bereits zu dunkeln begann, als ein leiſer Schlag auf die Achſel meinen Träumereien ein Ende machte und Frau Richter neben mir ſtand. „Sie werden ſich erkälten, Herr Herbert,“ redete ſie mich an, „hier in der

Digitized by Google

Abendluft, die ſo kühl über die Wieſen ſtreicht, und zwiſchen den feuchten Steinen.“ — Ich war aufgeſtanden, für ihre Fürſorge dankend; aber indem mein Blick auf den Mauertrümmern haftete, konnte ich mich nicht enthalten, die Frage an ſie ergehen zu laſſen: „Wozu mag wohl das Gebäude, welches früher hier geſtanden, gedient haben?“ — Eine dunkle Röthe ergoß ſich plötzlich über das Geſicht der Frau. Sie ſtarrte mich einige Augenblicke mit dem Ausdruck des Zornes und Mißtrauens an, und polterte dann heftig heraus: „Was weiß ich, wozu es gedient haben mag, wenn es nicht iſt, um des alten Doktors Gold, wenn er ſolches gehabt hat, in Rauch verwandelt, durch die Schornſteine zu ſchicken, und wen kümmert's auch, wozu er das alte Neſt gebraucht hat!“ — „Gewiß, Frau Richter,“ entgegnete ich mit angenommener Empfindlichkeit, „es kann uns beiden gleichgültig ſeyn; aber warum nehmen Sie meine unſchuldige Frage ſo gar übel auf?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz=Nachrichten.

Paris, Juli.

Neue Entdeckungen und Erfindungen.

Obſchon über Stockung des Handels viel geklagt wird, hier wie überall, ſo bleibt doch der Gewerbfleiß nicht müßig, und bei der lezten öffentlichen Sitzung der Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte wurden, wie gewöhnlich, eine Menge Belohnungen und Aufmunterungen für neue Erfindungen und Verbeſſerungen ausgetheilt. Einige derſelben will ich hier kurz aufführen. Die Tapeten, welche in Frankreich ſchon ſo oft verbeſſert worden, haben kürzlich wieder eine bedeutende Vervollkommnung erhalten. Bisher druckte man mit hölzernen Formen und meinte, dies ſey hinreichend, da die Tapeten doch nur von Weitem geſehen werden und alſo die Feinheit der Darſtellung verloren gehe. Dies mochte ehemals wahr ſeyn, als man nur große Säle damit ausſchmückte; allein in Paris iſt jezt auch die Wohnung des Aermſten mit bunten Papieren ausgeſtattet, die wenig koſten, aber freilich auch nicht viel werth ſind. Die Farben waren allmählig glänzender und dauerhafter, die Verzierungen geſchmackvoller geworden, beſonders ſeit der Entdeckung der Arabesken in Pompeji; allein an feine Zeichnungen war bei dem Abdrucke mit hölzernen Formen nicht zu denken geweſen. In dieſem lezten Fache iſt nun kürzlich eine große Verbeſſerung eingetreten, indem man auf den Einfall gerathen iſt, die Tapeten mit kupfernen Rollen zu bedrucken, worauf die Zeichnungen geſtochen werden; ein Verfahren, welches bereits bei dem Bedrucken feiner Kattunzeuge angewandt wird und wahrſcheinlich aus England herrührt, das in der Verfertigung der baumwollenen Zeuge die größten Fortſchritte gemacht hat. Man hat jezt Tapeten, worauf die feinſten Brüſſeler Spitzen weiß auf dunkelm Grunde dargeſtellt ſind. Man könnte ſchöne Kupferſtiche auf Tapeten anbringen, wenn man nicht fürchten müßte, dieſen Artikel allzuſehr zu vertheuern. Indeſſen wäre es doch möglich, daß nun die höhere Kunſt ſich auch mit den Tapeten abgäbe und Porträte, Landſchaften und dergleichen ſehr fein auf denſelben darſtellte. — Auch die Färbekunſt hat ſich einer nützlichen Erfindung zu erfreuen. Ein franzöſiſcher Färber, Namens Donbreville, aus der Gegend von Rouen, hatte ſich, da es ihm ernſtlich um die Vervollkommnung ſeiner Kunſt zu thun war, nach Indien begeben, um hier die alten und ſtets unveränderten Verfahrungsarten zu ſtudiren, welche ſo glänzende und dauerhafte Farben auf Zeugen hervorbringen. Dies war kein Leichtes; nicht als ob die Indier, wie manche Europäer, ein großes Geheimniß aus ihrer Kunſt machten, ſondern weil ſie nach altem Brauche eine Menge Dinge zuſammennehmen, um eine ſchöne Farbe hervorzubringen. Man hält es dort mit den Farben, wie ehemals bei uns mit der Kochkunſt und mit der Arzneikunde, wo man glaubte, je mehr Dinge man mit einander vermiſche, deſto köſtlicher würden die Speiſen, deſto wirkſamer die Arzneien. Es kam alſo z. B. darauf an, auszumitteln, was unter allen Ingredienzen, welche die Indier mit einander vermengen, um das ſchöne Roth hervorzubringen, der wahre Grundſtoff ſey. Der Färber fand nun, daß es von einer Wurzel herrühre, die man ſchon längſt in Europa kannte, aber der man niemals dieſe Kraft zugetraut hatte. Sie heißt Chajawert und wurde als bloßes Beizmittel betrachtet und gebraucht; es findet ſich aber, daß dieſelbe außer dieſer beizenden Kraft noch eine ſchöne rothe Farbe beſizt, die man blos von dem beizenden Stoffe zu löſen braucht. Von nun an bekommt alſo dieſe Wurzel einen ganz andern Werth im Handel, als ſie bisher hatte, und gelingt es, dieſelbe in unſern Gegenden, beſonders im ſüdlichen Europa, fortzupflanzen, ſo wird die Erfindung noch viel wichtiger ſeyn. Es verdient bemerkt zu werden, daß dieſes Chajawert ein Grundſtoff für alle gelben und rothen Farben bei den Indiern iſt; mit dem Indigo und dem Chajawert könnte man die ganze feinere Färbekunſt beſorgen. Sollte alſo die lezte Wurzel die Wichtigkeit der erſtern im Handel bekommen, ſo würde manche andere Farbe darüber zu Grunde gehen. — Die Lithographie oder der Steindruck, der nun in Frankreich eine außerordentliche Menge von Produkten, guten und ſchlechten, liefert, hat ſich im lezten Jahre einiger Verbeſſerungen oder neuen Methoden zu erfreuen gehabt, die vielleicht dauernder ſeyn werden, als manche andern, die man prunkend angekündigt hatte, deren Nutzen ſich aber im Gebrauche nicht bewährt hat. So z. B. hatte man bei dem Mangel an tauglichen Steinen in Frankreich vorgeſchlagen, künſtliche dazu zu gebrauchen, oder gar harte Pappe zu nehmen; allein man hat gefunden, daß beides ſeine Schwierigkeiten hat und es beſſer iſt, Steine aus Baiern kommen zu laſſen. Es vergeht kein Jahr, wo nicht Verbeſſerungen des Steindrucks oder Bereicherungen dieſer Kunſt angekündigt werden; allein, wie geſagt, wenige halten Stich. Zu den lezten Verbeſſerungen und Erfindungen gehört nun auch ein Verfahren, wodurch die Zeichnung auf dem Steine zu einer erhabenen Fläche wird, indem man die nicht mit Zeichnung bedeckten Stellen wegbeizt; man druckt nun dieſes Relief in eine weiche Form ab, läßt ſie hart werden und gießt in dieſelbe ein Metall, bekommt alſo dadurch dieſelbe Arbeit in Metall und ſtereotypirt auf dieſe Art jede beliebige Zeichnung. Natürlich iſt dieſes Verfahren, welches kein ganz wohlfeiles ſeyn kann, nur bei Zeichnungen räthlich, deren Abſatz ſicher iſt; ſehr zu empfehlen iſt es, um die Kupferplatten in Schulbüchern, die Vignetten u. ſ. w. zu erſetzen, wie auch, wenn eine Zeichnung auf dem Steine ſehr wohl gerathen iſt und man dieſelbe als ein Meiſterſtück zu erhalten wünſcht.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Auguſt 1832.

Man raunt von argen Dingen; unerhörte That
Zeugt unerhörte Angſt.

Shakeſpeare.

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

„Unſchuldige Frage!“ lachte Frau Richter höhniſch. „Meinen Sie, Herr Herbert, ich merke nicht, wo Sie mit der unſchuldigen Frage hinaus wollen? Nicht wahr, Sie hörten auch von dem Mährchen, daß ich in dem alten Baue einen Schatz gefunden, um deßwillen ich den Burſchen, der uns entlief, oder ertrank, ſoll über die Seite geſchafft haben, damit er mich nicht verrathe, und ſpäterhin ſogar vielleicht den Mann, da er geiſteskrank geworden, und ſo vielleicht ausplaudern konnte? Ich habe mir's längſt gedacht, daß Sie davon hören und dann den Abſcheu, mit mir unter einem Dache zu hauſen, nicht würden überwinden können. Nun, es hängt gänzlich von Ihnen ab!“ — „Sie ereifern ſich ganz ohne Urſache,“ erwiederte ich. „Glauben Sie mir, ich denke nicht ſo ſchlimm von Ihnen, und Niemand, hoff' ich, thut es.“ — „Niemand? Die ganze Stadt denkt das; aber ich mache mir nicht ſo viel daraus! Ja, wenn ein Armer ſein ganzes mühſeliges Leben hindurch geſpart und bei trocknem Brod und ſchwerer Arbeit etwas erübrigt hat, und nun die lezten Paar Jahre, die ihm noch bleiben, in Ruhe zubringen will, gleich muß er es auch geraubt und geſtohlen haben! Woher aber Eure wucheriſchen Reichen, Eure betrügeriſchen Beamten es nehmen, um ein ganzes Leben hindurch zu faulenzen und zu ſchwelgen, danach fragt Niemand.“ — „Beruhigen Sie ſich,“ unterbrach ich den Wortſtrom. „Sagt man Ihnen ohne Ihr Verſchulden Uebles nach, ſo wird und muß Ihr Bewußtſeyn Sie tröſten, und ein unbeſcholtener Wandel wird nach und nach die üblen Gerüchte zum Schweigen bringen.“ — „Glauben Sie das nicht,“ fiel ſie nur heftiger ein; „gemeinen Leuten hängt ſo was an ihr Lebenlang! Die Reichen freilich und Vornehmen, die wiſſen ein böſes Gerücht zum Schweigen zu bringen. Ein Feſt, eine reiche Bewirthung macht Alles verſtummen, wie ich das wohl hundertmal erlebt habe, und aus den Afterrednern werden Freunde und Lobpreiſer! Was aber können gemeine Leute in ſolchen Fällen thun?“ — „Geduld haben,“ erwiederte ich, „wenn Sie unſchuldig ſind und ein gutes Gewiſſen haben.“ Sie wechſelte die Farbe bei dieſen Worten, die ich mit beſonderem Nachdruck geſprochen, und ihr Blick haftete mit einer an ihr nicht gewöhnlichen Verlegenheit am Boden. Da drang plötzlich der Ton eines heftigen, aber gewaltſam unterdrückten Schluchzens durch das Gebüſch, und als ich hinzuſprang, die Zweige theilend, erblickte ich Mariannen, mit dem Geſicht an einem Baumſtamme gelehnt, in krampfhaftem Weinen. „Marianne!“ rief die Mutter, hinzuſpringend und die faſt Ohnmächtige mit ſtarken Armen umfaſſend; „mein unglückliches Kind, was iſt Dir!“ Auch ich wollte mich nähern, aber erſchreckt von des armen Mädchens todtbleichen Zügen und dem Abſcheu, womit ſie jede Hülfleiſtung abwehrte, trat ich zurück und zog es vor-

Digitized by Google

mich unvermerkt zu entfernen, der Mutter es überlaſſend, ſie zu beruhigen.

Aber wie — war es die Erinnerung an das, was einſt hier vorgegangen, oder der Schmerz über die unverdiente böſe Nachrede, was Mariannen, indem ſie zufällig eine Zeugin meines Geſprächs mit der Mutter geweſen, ſo gewaltig aufgeregt? Wahrlich, das Weſen der Alten, ihr Zorn über den böſen Leumund, der ſcheue Blick, womit ſie, indem ich vom guten Gewiſſen ſprach, zu Boden ſah — das Alles ſchien mir eben nicht für ein reines Bewußtſeyn zu zeugen, und doch hätte ich, bekannt mit der Trüglichkeit ſolcher Folgerungen, um keinen Preis ſie unbedingt für ſchuldig halten mögen. Mariannen ſah ich ſeit dieſem Vorfall ſchattenbleich und in trübem Schweigen umhergehen. Dabei war es mir auffallend, daß ſie, ſtatt, wie ich geglaubt hatte, ſeit dieſem Vorgang meine Nähe zu vermeiden, dieſelbe vielmehr eifrig zu ſuchen ſchien, obgleich ſie dann ſchüchterner und wortkarger war denn je, und nicht ſelten begegnete ich unvermuthet einem Blicke, der mit einem ſo eigenen, flehenden Ausdruck mir zugewendet war, daß ich gar nicht zweifelte, es laſte ein Geheimniß auf ihrem Herzen, welches einem theilnehmenden Weſen zu vertrauen, ihr das größte Bedürfniß ſey, während mich die Ahnung von der Natur einer ſolchen Mittheilung ebenfalls an ihrer Seite verſtummen ließ.

Täglich ſah ich ſeit jenem erſten Erſcheinen auch den Schmetterlingsjäger den Garten durchſtreifen, und bald wollte es mir vorkommen, als ob er ſein Fangeiſen nicht ſowohl nach den unſchuldigen Flatterern über den Blumenbeeten, als vielmehr nach der holdeſten Blume dieſes Gartens, nach der lieblichen Marianne ſelbſt ausſtrecke. Er ſchmunzelte ſo verliebten Blickes um ſie her, und wurde, ſo entſchieden ſie ſich auch von ihm abwendete, doch nimmermehr müde, ihr auf ſeine ſüßlich ſchaale Weiſe zu huldigen, daß Marianne bald gar nicht anders mehr als in den ſpätern Abendſtunden im Garten ſichtbar wurde. Aber der verliebte Kandidat hatte dieß nicht ſo bald ausgewittert, als er auch der Phaläne nachſtellend, ſpät Abends im Garten umherſchlich, und mir entging es nicht, daß er zwiſchen dem Strauchwerk, welches das Lindenrund umgab, ſich ein Verſteck erſehen hatte, und ein verdächtiges Rauſchen zwiſchen dem Laubwerk verrieth mir mehr als einmal den Lauſcher, der Mariannens Geſpräch mit mir zu erhorchen bemüht war. Vielleicht mochte, was er auf ſolche Weiſe erhorcht hatte, ihm die Ueberzeugung gegeben haben, es walte kein Liebesverſtändniß zwiſchen uns ob; denn ſeit einigen Tagen ſah ich die ſcheuen Blicke, welche er mir bis dahin zugeworfen, in die Gebehrden einer unbeholfenen und kriechenden Höflichkeit verwandelt; mehrmals drängte er ſich an meine Seite, mit dem, wiewohl meiſtens vergeblichen Verſuche, ein Geſpräch anzuknüpfen, und endete zulezt damit, mich nach einer weitſchweifigen und umſtändlichen Einleitung, und unter tauſend Entſchuldigungen um eine Unterredung unter vier Augen zu bitten, in welcher er mir etwas zu entdecken habe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Neuſeeländer.

(Fortſetzung.)

Das geringſte Vergehen bringt den Sklaven, wenn ihr Gebieter in übler Laune iſt, augenblicklichen Tod. Aber dieß iſt nicht Alles: ſtirbt derſelbe, oder kommt er in der Schlacht um, ſo reizen ſich die Verwandten gegenſeitig zu einer Wuth auf, wobei oft alle Sklaven, die ihnen in den Weg kommen, bluten müſſen. Die männlichen Sklaven dürfen nicht heirathen und bei Todesſtrafe keine Verbindung mit einem Weibe haben, und die Weiber ſind ihres Lebens um nichts ſicherer, wenn ſie auch ihr Gebieter heirathet. Indeſſen fangen ſie doch an, ſich ihres Kannibalismus vor den Engländern zu ſchämen, und der Reiſende ſchmeichelt uns mit der Hoffnung, daß, wenn ſie ſich einmal allgemein mit Handel und Gewerben beſchäftigen, dieſe Unmenſchlichkeiten gänzlich verſchwinden werden, da ſie ſonſt von Charakter mild und freundlich ſind. Obgleich ſie ſowohl aus natürlichem Hang und aus Ehrgeiz, als aus Habſucht und Rachedurſt ewige Kriege führen, ſo gibt es doch Männer unter ihnen, die das Land als Friedensſtifter durchziehen und als ſolche in hoher Achtung ſtehen. Auch wurde kurz vor Carls Abreiſe ein Streit, welcher die ganze Inſel in Krieg zu verwickeln drohte, auf einer Art von Landtag ohne Blutvergießen ausgeglichen, obgleich manche der jüngern Krieger höchſt aufgebracht darüber waren und aufs Gerathewohl unter die Häuptlinge ſchoſſen, um vielleicht durch Tödtung oder Verwundung eines derſelben unmittelbaren Anlaß zum Kampfe zu geben.

Sie ſind ſehr ehrlich im Handel mit den Europäern; ihre Preiſe ſind beſtimmt; zehn große Schweine, oder 120 Körbe Kartoffel (etwa dreißig Centner) geben ſie für eine Flinte; für andere Gegenſtände, wie Fiſche, Maiz oder Früchte, nehmen ſie Fiſchangeln oder Tabak.

Wir fügen dieſer allgemeinen Ueberſicht noch einige Auszüge bei. — Die folgende Beſchreibung einer Zuſammenkunft zwiſchen zwei Stämmen iſt ſonderbar genug. — Die Landung der Napuenſer ging in der größten Ordnung vor ſich, und der Auftritt hätte mir Freude gemacht, wäre ich ganz ohne Beſorgniſſe geweſen. Alle unſere Freunde von Schuliteas Stamm waren nackt, mit Oel eingerieben und völlig bewaffnet; ihre Flinten waren geladen, ihre Patrontaſchen um den Leib

Digitized by Google

geſchnallt, und ihre Patu-Patus (ſteinerne Beile) an dem Handgelenke befeſtigt. Ihre Haare waren feſt in einem Knoten auf dem Wirbel zuſammengeſchlungen und ſehr ſchön mit Albatroßfedern geſchmückt. So wie die Ankömmlinge landeten, duckten ſich alle auf unſerer Seite gegen den Boden und beharrten mit ſtarr auf ihre Gäſte gerichteten Augen in tiefem Schweigen. Sobald jene gelandet hatten, kamen ſie, mit Flinten und Rudern bewaffnet, in geſchloſſenen Reihen auf uns zu marſchirt. Als ſie ganz nahe waren, machten ſie plötzlich Halt; die Unſrigen blieben immer ruhig und zum Anſchlagen fertig. So blieben beide Theile gegen fünf Minuten ſtumm einander gegenüber und beobachteten ſich mit wilden Blicken; eine der ſchönſten, außerordentlichſten Scenen, die mir je vorgekommen. Den Vordergrund bildeten die Reihen nackter Wilden, welche mit vorgehaltenen Flinten alle auf einem Knie ruhten; ihre breiten, kräftigen Rücken glänzten in den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne und hoben ſich ſehr ſchön von dem dunkeln Gebüſche vor ihnen ab. Die Fremden waren aufs Abentheuerlichſte geputzt, einige bewaffnet, andere nackt, einige mit langen Bärten, andere über und über mit rothem Oker bemalt; auch ihre Geſtalten waren in der vollkommenſten Ruhe, außer dem rollenden Auge, welches unverwandt auf die Gegner geheftet war. Den Hintergrund bildete der Strand, an ihm ihre ſchönen Kriegsböte, welche ſich auf den Wellen ſchaukelten, und das Gebirge auf der andern Seite der Bucht, welches die aufgehende Sonne mit den mannigfaltigſten Farben ſchmückte. Die Stille dauerte jedoch nicht lange; die Narpuenſer begannen einen lärmenden Geſang und Tanz, wobei ſie auf's Furchtbarſte ſchrieen und ſprangen und die gräßlichſten Verzerrungen machten. Alsbald erſcholl ein lauter Schrei von den Unſrigen, und ſie ſchienen nun ihre Gäſte in Verzerrungen überbieten zu wollen. Hierauf fingen die Narpuenſer einen zweiten Tanz an; die Unſrigen ſtürzten nun auf ſie zu, und es kam zu einem Handgemenge, wobei man einander von beiden Seiten ziemlich harte Stöße verſetzte; zuletzt feuerten alle ihre Flinten in die Luft, und die Landungsfeierlichkeit hatte ein Ende. Nun traten ſie zuſammen, rieben die Naſen an einander, und die beſondere Freundſchaft für einander hegten, gaben während der Umarmung ohrzerreißende Töne von ſich. Die Sklaven zündeten Feuer an, um das Frühſtück zu bereiten, während die Krieger ſich in einem länglichen Kreis niederkauerten. Einer nach dem andern ſtand alsdann auf und hielt eine lange Rede, wobei er beſtändig auf und ablief und ſeine Worte mit den heftigſten, aber auch ſo paſſenden Geberden begleitete, daß man, ohne ein Wort von der Sprache zu verſtehen, den Sinn der Reden hätte errathen können. Ein Redner wird niemals unterbrochen, und wenn er zu Ende iſt, ſezt er ſich nieder und ein anderer tritt an ſeine Stelle, ſo daß alle, welche es wünſchen, ihre Meinung abgeben können, ehe die Verſammlung aufbricht.

Religion. — Trotz des kriegeriſchen Sinnes der Neuſeeländer ſtehen die Friedensrichter in hoher Achtung, obgleich ſie eigentlich kein Amt bekleiden, wie es denn überhaupt keine Prieſterſchaft unter ihnen gibt. Ihre Religion, wenn man es ſo nennen will, beſteht in einer Menge thörichter Ceremonien. Anfangs glaubte ich, die vielen geſchnitzten Figuren, die man von Neuſeeland nach Europa bringt, ſeyen Götzen; aber dies iſt nicht der Fall. Es ſind nichts anders als Produkte der Einbildungskraft der rohen Künſtler des Landes, und ſie werden als Zierrathen an den Häuſern angebracht. Eine ihrer Lieblingsbildungen iſt eine Eidechſe, die einen Menſchenkopf hält; denn ihrer Sage nach war es jenes Thier, das den erſten Menſchen beim Schopf aus dem Waſſer zog. Auch iſt die Eidechſe heilig, und Niemand thut ihr was zu Leide. Mehrere Häuptlinge verſicherten mich, ſie glauben an einen großen, unſichtbaren Geiſt, Atna genannt, welcher über ſie wache, und ſie ſehen ſich beſtändig nach Zeichen ſeines Wohlwollens oder Mißfallens um. Es weht kein Wind, den ſie nicht als einen Boten von ihm betrachten, und es fehlt auch nicht an feinen Köpfen, welche den göttlichen Willen beſſer zu wiſſen vorgeben, als andere, und durch die Kunſt, in die Zukunft zu blicken, großen Einfluß ausüben. So haben ſie ſich unter andern auch das Recht angemaßt, die Unverletzlichkeit, der ſie ſelbſt genießen, andern Perſonen und Dingen mitzutheilen, und die Häuptlinge wiſſen ſich ihrer trefflich zur Beſchützung ihres Eigenthums durch das bekannte Tabu zu bedienen. Ein tabuirtes Feld, läge es auch fünfzig Meilen entfernt, iſt geſicherter, als wäre es von Mauern und Wachen umgeben, wenn anders die Schweine nicht in daſſelbe brechen, welche frei das Land durchſtreifen, weßhalb die offenen Felder beſtändig bewacht werden müſſen. Das Tabu ſcheint das Hauptdogma in der Religion der Südſeebewohner zu ſeyn. Es iſt gefährlich, allein zu gehen, weil man irgend eine geheiligte Stelle betreten könnte, und die Ermordung von Europäern iſt ſicher oft dadurch herbeigeführt worden, daß dieſelben unwiſſend gegen dieſen ſo tief eingewurzelten Aberglauben geſündigt haben. Wer eine Leiche berührt, iſt ſogleich tabu und darf mit den eigenen Händen nichts mehr berühren, was er in den Mund bringt. Ich habe nicht ſelten die Einwohner eines ganzen Dorfes wie Kinder von ihren Sklaven füttern, oder auf dem Bauche liegen und mit dem Munde aus einem Teller oder Korbe eſſen ſehen, als wenn ſie alle durch eine plötzliche Krankheit gelähmt wären.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beſchluß.)

Neue Erfindungen. Eiſenbahnprojekte.

Noch ein anderes Verfahren zur Verbeſſerung des Steindrucks iſt der Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte als neu angegeben worden. Eine bedeutende Unbequemlichkeit bei den Darſtellungen auf Stein war die, daß man die Schatten nicht hinlänglich verſtärken konnte, da der Stein nur eine gewiſſe Quantität von ſchwarzer Kreide aufnimmt und hernach nicht ſchwärzer wird, wenn man auch hundertmal darüber verfährt. Dadurch entſtand denn bei den Zeichnungen Mangel an Nüanzen und eine unangenehme Einförmigkeit oder Eintönigkeit, die dem Effekte ſehr ſchadete. Um dieſem Fehler nun abzuhelfen, iſt man auf den Einfall gerathen, zuerſt den Stein mit Schwärze ſtark zu überziehen und dann mit eigenen Werkzeugen die Lichtſeiten darin anzubringen, nämlich vermittelſt Wegnahme der Schwärze. Anſtatt alſo ſchwarz auf weiß anzubringen, geſchähe bei dieſem Verfahren gerade das Gegentheil. Eine Sache beim entgegengeſezten Ende angreifen, um ſie zu erleichtern, iſt bei den Franzoſen nichts Seltenes. Man ſieht auf den Gaſſen von Paris oft die Holzſäger nicht mit der Säge durch's Holz fahren, ſondern die Säge feſtſtellen und mit dem Holze darüber herfahren, bis es zerſchnitten iſt, beſonders wenn das Holz nicht allzu dick iſt. Ob nun jenes Verfahren mit dem Schwärzen der Steinplatten wirklich gut, und ob es eine franzöſiſche Erfindung, oder aus der Fremde eingeführt worden iſt, weiß ich nicht. Seitdem der Steindruck in Frankreich eingeführt iſt, verliert die Kupferſtecherkunſt ſehr; zu den feinern Darſtellungen in kleinerm Formate findet man nur noch wenige geſchickte Künſtler, weshalb man auch die Almanache jezt mit den Abdrücken engliſcher Kupferplatten ziert. Dies iſt ein Uebel; indeß wird es durch den Nuzen aufgewogen, den die leichte Verbreitung von bildlichen Darſtellungen vermittelſt des Steindrucks gebracht hat. Landſchaften, Porträts, Gebäude, alte Denkmäler werden allgemein bekannt, ſeitdem man ein ſo leichtes Verfahren hat, um ſie darzuſtellen, und wäre die Lithographie nicht vorhanden, ſo würden Tauſende von Gegenſtänden unbekannt bleiben. Zwar gibt es noch einige alte Kupferſtichhändler in Paris, welche ſich mit dem Abſatze lithographirter Bilder gar nicht befaſſen wollen und keines derſelben in ihren Läden dulden; allein dieſe alten Leute ſtemmen ſich vergebens wider den Strom; alle ihre Kollegen haben ihre Läden voll von lithographirten Blättern, und bei manchen werden die Kupferſtiche ſelten. Auch größere Unternehmungen hatte die Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte in ihrer lezten öffentlichen Sizung zu belohnen. Dahin gehört vorzüglich das Bohren von arteſiſchen Brunnen, die nun in Frankreich zu Stiftung von Bohrgeſellſchaften Anlaß geben, und das Anlegen von Eiſenbahnen, dergleichen aber bis jezt nur noch in der Nähe der Fabrikſtadt St. Etienne, welche ihre Steinkohlen einige Meilen weit aus den Bergwerken zu beziehen hat, zu Stande gekommen ſind. Anderswo, beſonders zwiſchen Paris und Havre, auf der jezt am meiſten befahrnen Landſtraße, ſind ſie zwar auf dem Papiere entworfen, aber ehe ſie vom Papier in die Wirklichkeit übergehen, wird wahrſcheinlich noch eine bedeutende Zeit verſtreichen. Zuerſt ſtritt man darüber, ob es beſſer ſey, zwiſchen den beiden Städten einen Kanal oder eine Eiſenbahn anzulegen; denn ehe ernſtlich an die leztere gedacht wurde, ſollte ein großer Kanal angelegt werden, nicht minder breit und tief, als der Kaiſerkanal in China. Kleine Kauffahrteiſchiffe ſollten vom Meere den Kanal herauf bis nach Paris fahren können, und man ſuchte ſchon den Ort, wo der Pariſer Hafen angelegt werden ſollte. Einige wollten ihn auf dem Marsfelde in Paris haben, Andere in der Grenelleebene vor der Stadt. Als nun die Nüzlichkeit der Eiſenbahnen einleuchtend wurde, wurden die Kanalprojekte, deren ſchon mehrere waren, alle zu Waſſer, und nun berechnete man die Koſten der Bahnen, auf welchen man vermittelſt Dampfmaſchinen in drei oder vier Stunden nach Rouen, und von da in noch kürzerer Zeit nach Havre gelangen ſollte. Dies war nun noch glänzender und anlockender, als das Kanalprojekt. Indeß man nun rechnete und ſtritt, legten die Engländer ihre Eiſenbahn zwiſchen Liverpool und Mancheſter an, und nun war der praktiſche Vorzug der Eiſenbahnen zwiſchen einem Hafen und einer großen Fabrikſtadt erwieſen. Eine längere Bahn, als dieſe, haben aber bis jezt ſogar die Engländer nicht, und ihr Projekt, eine ſolche Bahn zwiſchen London und Birmingham anzulegen, findet Schwierigkeiten, gerade wie das einer Eiſenbahn zwiſchen Paris und Havre. Vielleicht aber kommt doch noch beides zu Stande. In Frankreich gedeihen ſolche Unternehmen langſamer als in England; dagegen benuzt man auch die Erfahrungen des Nachbarſtaates, welche zuweilen theuer zu ſtehen kommen, und wenn man in gewiſſen Zeitungen des Auslandes, beſonders Deutſchlands, Frankreich als ein gänzlich zerrüttetes Land darſtellt, in welchem Handel, Gewerbfleiß und Wetteifer darniederliegen, ſo beweiſen die öffentlichen Sizungen der Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte das Gegentheil.

Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 186:

Hambach.

Charade.

1. 2.

Gieße mir, Geliebte, rothen Wein
In den ſchön anklingenden Becher ein,
Daß das Wort von trunknen Lippen tönt,
Das, ein Wunſch, dein Leben dir verſchönt:
Ewig! ſezt' ich gerne noch hinzu,
Ewig, ſchön wie nun, die meine du.

Wem des Feindes Dolch die Bruſt geritzt,
Wem das Meſſer an der Kehle ſizt,
Willſt du ihn beglücken, rufe du
Mit Erfolg ihm dieſes Wörtchen zu.
Aber liegt er erſt im tiefen Grab,
Ruft nur Gott es mit Erfolg hinab.

3.

Wenn dir ſo um's Herz iſt, freut es mich,
Bleibe ſo dir jezt und ewiglich!
Aber ewig ſo ſoll dir nicht ſeyn,
Eh' auch mich die dunkle Gruft hüllt ein:
Denn ich fände ohne dich, mein Licht,
Dies Wort nicht hienieden, drüben nicht.

1. 2. 3.

Dieſen liebſten Wunſch ſprach oft mit Schmerz
Aus, und brach damit ein armes Herz;
Freudig ruft mein reiches Herz ihn aus,
Bleibſt du ſelbſt nicht lang, dein Brief nicht aus;
Doch: auf ewig! ſez' ich nicht hinzu:
Todt für mich, mein Leben, wärſt ja du.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. Auguſt 1832.

Im ſelben Verhältniſſe, als ihre ſeltſamen Gebräuche rohe Völker uns entfremden, bringt ihr natürlicher Verſtand ſie uns wieder näher.

Forſter.

Die Neuſeeländer.

(Beſchluß.)

Ein Canoe, das einen Todten getragen, wird tabu und nicht mehr gebraucht, und wer es zufällig berührt, erlangt dieſelbe Eigenſchaft. So lange ſich einer tatowiren läßt, iſt er tabu. Einmal nahm ich einige Späne von einem Werfte weg, wo man mehrere Kriegsbote ausbeſſerte, und erfuhr zu meinem Schrecken, daß dieſelben, ſo wie alles Material und die Arbeiter ſelbſt, tabu ſeyen. Nur durch die Verſicherung, daß mir die Sache unbekannt geweſen, und das Verſprechen, mich in Zukunft mehr in Acht zu nehmen, erlangte ich Verzeihung. So glücklich war aber eine unſerer Hennen nicht. Sie hatte ſich in aller Einfalt in einem heimlichen Winkel des Werfts ein Neſt gemacht und da einen Trupp Küchlein zur Welt gefördert. Als ſie eines Tags unvermuthet mit ihrer Brut ans Licht trat, erhob ſich ein lautes Geſchrei des Entſetzens, und Mutter und Junge mußten die Entweihung mit dem Leben büßen. Ob die Arbeiter das Fleiſch derſelben mit gleichem Abſcheu verworfen, habe ich nicht erfahren können. Die folgende Beobachtung zeigt indeſſen, wie leicht es ſeyn würde, die Eingebornen dem Chriſtenthume zuzuwenden. Alle Europäer, die ſich an dieſer Küſte (Ko-ro-ra-di-ka) niedergelaſſen hatten, hielten den Sonntag, raſirten ſich, legten ihre beſten Kleider an und wohnten dem Gottesdienſt bei, wenn einer von den Miſſionären herüberkam. Mehrere der Eingebornen pflegten ſich auch dabei einzufinden, und da ſie bemerkten, daß dieſes regelmäßig alle ſieben Tage eintraf, ſo nannten ſie den Sonntag den weißen Tabutag, „wo die Packiehs (Weißen) reine Kleider anlegen und ihre Arbeiten einſtellen;“ und, ſonderbar genug, auch ſie enthielten ſich der Arbeit an dieſem Tage. Vergebens ſtellten wir ihre Höflichkeit auf die Probe, nichts konnte ſie vermögen, zu arbeiten, obgleich ihnen zur Zeit ein feindlicher Ueberfall drohte und ihre Kriegsböte nicht gerüſtet waren. Zuletzt entdeckten wir, daß ihre Liſt ſo groß war als ihre Höflichkeit. Sie hatten nämlich bemerkt, daß wir des Sonntags immer ſpäter aufſtanden, als gewöhnlich; demnach machten ſie ſich ſchon mit Tagesanbruch auf die Beine und hatten ſchon mehrere Stunden gearbeitet, ehe wir uns ſehen ließen, ſobald ſie uns aber erblickten, hatte alles Ruhe; eine äußere Achtung vor den religiöſen Geſinnungen Anderer, die wir Europäer ſelten beobachten, wenn wir uns nicht dazu gezwungen ſehen.

Die Inſel hatte bekanntlich zur Zeit, als Cook ſie beſuchte, keine einzige Gattung von Säugethieren. Seitdem hat man Rindvieh eingeführt, welches zu gedeihen verſpricht; die Schweine haben ſich bereits überall hin verbreitet und liefern ſowohl den Eingebornen als den Fremden die Hauptnahrung. Aber das Land iſt auch mit einem Heer nutzloſer, ja ſchädlicher Hunde überfüllt, vor deren Heißhunger kleinere Thiere, wie Kaninchen, Ziegen und Schaafe nicht aufkommen können. Selbſt unter dem Geflügel

Digitized by Google

richten ſie oft großen Schaden an, und wenn die Einwohner ſie nicht bald ausrotten, ſo drohen ſie eine Landplage zu werden. Doch ſcheinen ſie zuweilen als Opferthiere verzehrt zu werden.

Ehe die Neuſeeländer mit uns in Verkehr kamen, herrſchte ſehr allgemein der ſchreckliche Brauch, daß die meiſten Kinder weiblichen Geſchlechts bei der Geburt umgebracht wurden; ſie meinten, es koſte gerade ſo viel Mühe, dieſelben zu erziehen, als die Knaben, und erwachſen taugten ſie doch nicht zum Krieg. Der Stolz eines Kriegers war die Menge der Söhne, während man die wenigen Töchter, die man am Leben ließ, mit Verachtung anſah. Jezt aber hat ſich dieß geändert. Da ſie ſehen, wie ſehr ihre ſchönen jungen Mädchen von den Fremden bewundert werden, welche Vortheile ihnen aus den Geſchenken erwachſen, die man denſelben zu machen pflegt, und welchen Einfluß ſie auf die weißen Männer haben, ſo ſind ſie ſeit einiger Zeit eben ſo ſehr darauf bedacht, ihre Töchter zu hegen, als ſie es vorher waren, ihrer los zu werden. Iſt alſo der Umgang der Mädchen mit den Europäern ſündlich, ſo hat eine weit größere Sünde, der Kindermord, welcher noch dazu beitragen mußte, ſie grauſam und blutdürſtig zu machen, dadurch aufgehört.

Begräbniß eines Häuptlings. — Wir fanden eine große Menge Volks verſammelt; denn hier, wie bei den meiſten Völkern auf den erſten Stufen ihrer Bildung, wird der Werth eines Abgeſchiedenen nach der Menge der Freunde und Anhänger abgemeſſen, welche ſich bei ſeinem Begräbniſſe einfinden. Da die Neuſeeländer alle völlig bewaffnet erſchienen, ſo ſah das Ganze eher einem Kriegszuge gleich als einer Leichenfeierlichkeit.

Muetara, der Nachfolger des Geſtorbenen, kam uns am Strande entgegen und ſchien ſich durch unſere Aufmerkſamkeit ſehr geſchmeichelt zu fühlen, da unſere Gegenwart bei der bevorſtehenden Feierlichkeit ihm eine gewiſſe Wichtigkeit in den Augen ſeiner Landsleute gab. Er ließ uns unter vielen Umſtänden an den Trauerplatz führen, wo mitten unter einer Menge mit rohem Schnitzwerk verzierter Klötze, welche, wie man uns ſagte, Grabmähler voriger Häuptlinge vorſtellten und alle tabu waren, eine kleine Hütte ſtand, welche oben mit Stroh gedeckt, aber an den Seiten offen war. Mitten in dieſer Hütte erblickte man die Gebeine des Verſtorbenen. Nachdem der Leichnam vier Monate lang in freier Luft der Fäulniß überlaſſen geweſen, hatte man die Knochen geſammelt und gereinigt, und die weißen Federn, womit ſie geziert waren, gaben dem Schädel ein noch gräßlicheres Anſehen. Ein Trupp Weiber, die Wittwe an der Spitze, ſangen ein ſchauerliches Trauerlied; ſie zerſezten ſich dabei bei jeder Pauſe Geſicht, Bruſt und Arme mit Stücken von Muſchelſchaalen, bis ſie ganz mit Wunden und Blut bedeckt waren. Es iſt dieß aber reine Ceremonie, das Gefühl hat ſelten etwas damit zu thun. Es kamen immer mehr Leute, und wenn ſie keinen Raum um die Hütte her finden konnten, ſo ſezten ſie ſich in der Ferne truppweiſe nieder, ohne allen Antheil, puzten ihre Flinten, oder trieben Spaß unter einander; aber ſobald Raum wurde, zogen ſie gelaſſen die Kleider aus, machten ein höchſt trauriges Geſicht, ſezten ſich, ſo nahe ſie konnten, bei den Gebeinen nieder und fingen an aufs Jämmerlichſte zu heulen und ſich zu zerfleiſchen. Keiner ſchien hierin dem andern nachſtehen zu wollen; ſobald aber die feſtgeſezte Zeit verfloſſen war, ſprangen ſie auf, wiſchten ſich ab, hingen ihre Matten um und verloren ſich wieder unter dem Gedränge. Nur ein Weib ſah ich, das wahrhaft trauerte: ſie verließ die Gebeine nicht einen Augenblick, ja ſie hob nicht einmal die Augen in die Höhe; ſie heulte nicht, ſie ſchnitt ſich nicht, aber deſto mehr erregte ſie meine innigſte Theilnahme. Es war die einzige Frau des Verſtorbenen, ſie hatte lange mit ihm aufs Glücklichſte gelebt, und ſah aus, als ob ſie dem Gatten bald ins Grab folgen würde. In einiger Entfernung ſtanden eine Menge Hütten, welche blos für den Augenblick errichtet waren, um die ſich die Menge wie auf einem Jahrmarkt drängte. Die Krieger ruhten zum Theil in den Hütten, während die Sklaven das Eſſen kochten, welches in großer Menge vorhanden war und ſelbſt unter den Sklaven reichlich vertheilt wurde. Nachdem ſich alle geſättigt hatten, griffen ſie zu ihren Flinten und führten mit dem größten Getümmel und möglichſter Kraftanſtrengung den Kriegstanz auf. Die Bewegung brachte die friſchen Wunden wieder zum Bluten, und dieß gab den Tänzern ein um ſo furchtbareres Anſehen. Hierauf vertheilten ſie ſich in zwei Haufen und ſtellten eine Schlacht vor. Zu bemerken iſt, daß keiner betrunken war und bei den harten Schlägen, die ſie einander austheilten, keiner die gute Laune verlor. Als alles vorüber war, packte jeder die Lebensmittel, die ihm übrig geblieben, auf, begab ſich, ohne vom Wirthe Abſchied zu nehmen, oder ſich fürs Genoſſene zu bedanken, in ſein Boot und ruderte davon.

Vergehen und Strafe.

(Fortſezung.)

„Vergeben Sie, werther Herr Herbert,“ hob Leidmann, als er am folgenden Vormittag zu mir ins Zimmer trat, unter tauſend Bücklingen an, „vergeben Sie meine Zudringlichkeit — aber — die Ueberzeugung von Ihrer hohen Einſicht, ein innerer Drang, welcher mich zu Ihnen zieht, macht mich ſo dreiſt —“ — „Ohne Umſtände, Herr Leidmann,“ fiel ich ihm ins Wort, „was iſt Ihr Begehr? Reden Sie frei; womit kann ich dienen?“ — „Es iſt eine ſonderbare Sache,“ erwiederte er faſt verzagt, „und ich weiß freilich ſelbſt nicht, wie Sie

Digitized by Google

es aufnehmen werden — — und doch — weiß ich mir nicht anders zu rathen. — “ — „Zur Sache denn!“ rief ich, den Stockenden ermuthigend, und nicht ohne Spannung. „Sagen Sie mir, was Sie wünschen.“ — „Es wird Ihnen,“ faßte er ſich endlich ein Herz, „wohl nicht ſo ganz entgangen ſeyn, daß ich — daß Mamſell Marianne —“ — „Ihnen nicht gleichgültig iſt,“ ergänzte ich. „Getroffen, beſter Herr Herbert!“ erwiederte er; „o Sie leſen in meiner Seele, machen mir das Herz leicht!“— „Und nun weiter?“ fuhr ich fort, „wie ſtehen Sie mit Mariannen?“ — „Ach,“ entgegnete er kleinlaut und erröthend, „wie ich mit ihr ſtehe! Leider gar nicht!“ — „Wie ſoll ich das deuten? Entdeckten Sie ſich ihr nicht?“ — „Wie oft, Herr Herbert, wie oft habe ich, verblümt ſowohl als unumwunden, ihr die zärtlichen Regungen meines Herzens zu erkennen gegeben, aber die Eigenſinnige hat mir noch nie Gehör ſchenken wollen. — Da wäre nun meine Bitte, daß Sie — ich weiß, ſie hat Vertrauen zu Ihnen — daß Sie ihr zuredeten!“ — „Welch ein Einfall!“ rief ich lachend. „Meinen Sie, daß Zureden Neigung erwecken könne?“ — „Das nicht,“ war die Antwort, „ich meinte blos, Sie möchten Mariannen zureden, meine Frau zu werden — mit der Neigung — fände ſich's ja wohl.“ — „Pfui!“ erwiederte ich, „Sie wollten ein Mädchen zu Ihrer Gattin nehmen, das Sie nicht liebt, blos auf Zureden eines Dritten Ihnen die Hand gibt?“ — „Ja, es ſind ſonderbare Verhältniſſe,“ fiel er ein, jezt alle Zurückhaltung aufgebend. „Sehen Sie, die Richter wünſcht nichts ſehnlicher, als die Tochter zu verheirathen. Früher wollte ſie hoch mit ihr hinaus, und ich war ihr damals nicht gut genug. — Aber der üble Ruf der Frau — ſie ſelbſt hat mir geſagt, es ſey Ihnen nicht unbekannt, was die Welt von ihr rede — dieſer Ruf mochte wohl Schuld ſeyn, daß ſich, troz dem Wohlſtande der Frau, kein beſſerer Freier gefunden hat, und ſo hat die Mutter mir zu verſtehen gegeben, daß ſie jezt meine Anträge nicht mehr zurückweiſen würde. Sie ſelbſt vermag jedoch nichts über die Tochter, daher hat ſie mich an Sie gewieſen.“ — „Ich weiß nicht,“ entgegnete ich, „falls ich mich auch dazu entſchlöße, ob mein Einfluß auf Mariannen ſo groß ſeyn würde; aber hievon abgeſehen, muß ich fragen: können denn Sie ſich über den üblen Ruf der Mutter hinwegſetzen und wollen Sie als ein Geiſtlicher ſich entſchließen, mit einer Perſon in ſo nahe Verhältniſſe zu treten, der man das Schlimmſte nachſagt?“ — „Ich habe mir es reiflich überlegt,“ war die Antwort. „Mag es damit ſeyn, wie es will, Marianne iſt jedenfalls unſchuldig an Allem, was die Richter gethan, oder vielleicht auch nicht gethan hat. Wer kann es wiſſen! Auf eine Pfarre, die man mir denn freilich wohl nicht geben würde, rechne ich dann auch nicht mehr. Die Richter iſt wohlhabend genug.“ — „Vielleicht aber mit Unrecht erworbenes Gut,“ fiel ich ein. — „Der Garten doch nicht,“ entgegnete er; „den kaufte ſie früher. Ach, der herrliche Garten! Sie glauben gar nicht, welche Ausbeute für den Entomologen er in ſich faßt! Ich könnte mich lebenslang darin beſchäftigen, von hier entomologiſche Wanderungen machen in das nahe Gebirge und einen Inſektenhandel anlegen, der mir ſo viel einbrächte, als eine mittelmäßige Pfarre, den Ertrag des Gartens noch ungerechnet.“

Ich wandte mich halb geärgert und halb zum Lachen gereizt ab. Er folgte mir nach einem Weilchen in die Fenſterniſche und ſagte: „Was Sie jedoch, beſter Herr Herbert, zu meinen Gunſten etwa möchten verſuchen wollen, das — möchte ich Sie bitten, nicht lange zu verſchieben. Es iſt in Kurzem Mariannens Geburtstag; ſie wird dann vierundzwanzig Jahr, mithin majorenn, und nach manchen Aeußerungen zu ſchließen, will ſie dann einen für ihre Zukunft wichtigen Entſchluß ausführen. Welcher Art derſelbe ſeyn wird, vermag ich nicht zu ergründen; doch ſchwerlich iſt es ein für meine Wünſche günſtiger. Vielleicht wäre es noch möglich, dem zuvorzukommen.“ — „Schwerlich,“ entgegnete ich; „Marianne ſcheint viel Beharrlichkeit zu haben, und — doch Sie werden am beſten wiſſen, was Sie von ihrer Geſinnung gegen Sie hoffen dürfen. Aber haben Sie nie überlegt, welchen Verhältniſſen Sie da entgegengehen können? Was dürfen Sie ſich z. B. von der ſichtlichen Abneigung der Tochter gegen die Mutter für Ihr eheliches Glück verſprechen?“ — „Marianne,“ entgegnete er, „könnte fortleben, wie bisher. Nichts ſollte ſie darin ſtören. Die Richter beſorgte den Garten, während ich meinen Beſchäftigungen nachginge. Auch iſt die Mutter bereit, die Vorderſeite des Hauſes ausbauen zu laſſen, falls Marianne es wünſchte; wir wohnten dann dort, und ſie könnte, einem früher oft geäußerten Wunſche gemäß, daſelbſt eine Freiſchule für arme Mädchen anlegen, in welcher ſie beim Unterricht zu unterſtützen, ich mich gerne anheiſchig machen wollte.“ — „Nun gut, ich will mir's überlegen, will ſehen, was etwa in der Sache ſich thun läßt,“ war endlich meine lezte Antwort, womit ich ihn entließ.

Ich hatte im Laufe des Tages nicht Zeit gehabt, weiter an dies Geſpräch, noch an den Auftrag, den ich halb und halb übernommen, zu denken. Der Abend war kühl und regnicht, ich hatte viel zu thun und ſaß, als ſchon die Nacht hereingebrochen, noch ſpät am Schreibtiſch; da klopfte es leiſe an meiner Thüre und klopfte abermals, und als ich nachſah, ſtand Marianne vor mir, verlegen, wortlos und vor innerer Bewegung bebend. „Was fehlt Ihnen, liebes Kind?“ ſprach ich ſie freundlich an, „was führt Sie zu mir?“ — „Vergeben

Digitized by Google

Sie, Herr Herbert,“ flüſterte ſie endlich, „wenn ich Sie ſtöre; aber ich ſah vom Garten aus noch Licht in Ihrem Zimmer.“ — Sie war während dem eingetreten und hatte ruhig auf dem Sopha Platz genommen. Ihre Verlegenheit war nach den erſten Minuten gewichen und hatte der gewöhnlichen ſichern und ernſten Haltung Platz gemacht. „Denken Sie nicht ſchlimm von mir, Herr Herbert,“ ſagte ſie, mir feſt ins Auge ſehend, „und haben Sie, wie ich mir ſchmeichle, einige Theilnahme für mich, ſo verſagen Sie mir Rath und Beiſtand nicht, mich aus der traurigſten Lage zu befreien.“ — „Aus welcher Lage? Sprechen Sie doch, was kann ich für Sie thun?“ Sie ſchwieg nachdenkend und ſah tief ſeufzend vor ſich nieder. „Es wird, nein, es kann Ihnen nicht entgangen ſeyn, wie ich mit meiner Mutter ſtehe,“ hob ſie endlich, mit vom Weinen halb unterdrückter Stimme an; „aber es iſt eine Bedingung, die ich machen muß, daß Sie mir verſprechen, nicht nach den Urſachen eines ſo unglücklichen Verhältniſſes fragen zu wollen. Sie ſind ſehr trauriger Natur, aber gewiß, ich bin kein entartetes Kind.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Simond. Peſchier. Bonſtetten.

Genf hat in kurzer Zeit drei ausgezeichnete Männer verloren. Zuerſt ſtarb Simond, der Verfaſſer geiſtreicher Reiſebeſchreibungen von England, der Schweiz und Italien. Wie er in dieſen Büchern erſcheint, ſo war er auch: ein Mann, großgezogen in dem einfachen, geradſinnigen Nordamerika, voll Wahrheit, Recht und Wärme für das Gute und Wahre. Angenehme geſellſchaftliche Formen mußte man nicht bei ihm ſuchen, ſo wenig wie Kunſtſinn. Darum äußerte er ſich in ſeiner italieniſchen Reiſe ſo vandaliſch über die ganze bildende Kunſt, zumal über die Antiken und Raphael. Nach ihm ſtarb Jakob Peſchier, unſtreitig der beſte Chemiker in der Schweiz. Als Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften war er unabläſſig thätig in ſeiner Wiſſenſchaft, und beſonders die Pariſer Chemiker hielten viel auf ihn. Ihm verdankt man eine Menge zarter Analyſen aus dem Pflanzen- und Thierreich. Faſt Alles, was er durch ſeine treffliche Apotheke erwarb, verwandte er zu ſchwierigen und koſtſpieligen chemiſchen Unterſuchungen; dabei that er, wie ſeine Brüder, die Aerzte, viel für kranke Arme. Er war in ſeiner Jugend lange in Deutſchland, und ich hörte ihn mehrmals ſagen, nur in dieſem Lande finde man gute Apotheken, gründliche Apotheker und Aerzte ohne Charlatanerie. Er hat ein treffliches Mittel zur Vertreibung des Bandwurms erfunden. Kurz vor ihm war ſein Bruder, der Arzt, geſtorben, der in ſeinem Fache eben ſo ausgezeichnet, gewiſſenhaft und wohlthätig war und viel Gutes im Stillen geſtiftet hat. Sodann verloren wir unſern alten, würdigen Bonſtetten, der ohne Schmerz und Leid zu ſeinen Vätern einging. Sein Tod war, wie ſein Leben, mild und ſanft, und Alle, die ihm nahe waren, werden des freundlichen, bis auf die letzte Stunde geiſtreichen und anmuthigen Greiſes ehrend und liebend gedenken. Es iſt unbegreiflich, daß der lebendig Fühlende es ſo lange in dem kalten, rechnenden und meſſenden Genf hat aushalten können. Wahr iſt es, bei ſeiner Stellung in der Geſellſchaft hat er weniger durch dieſe Stimmung gelitten. Er kam in der Genfer ariſtokratiſchen Zeit als Sproſſe einer der älteſten und vornehmſten Schweizer Familien hierher, und hatte ſchon einen literariſchen Ruf, der weniger durch hervorſtechendes Verdienſt, als durch ſeine genaue Verbindung mit ausgezeichneten Männern, beſonders mit Joh. Müller, gehoben wurde. Hippel hat dies früher ſehr richtig bezeichnet. Später kam die Commérage mit Matthiſſon, der Fr. Brun und Conſorten, die ja lange genug in Deutſchland ertragen wurde und deren Fadheit ihm hier nicht ſchaden konnte, weil man ſie nicht kannte. Durch ſein ganzes Seyn und Weſen, durch ſeine leichte, geiſtreiche Unterhaltung war er der Liebling der Genfer du haut-Damen geworden; ſelbſt gegen die älteſten, häßlichſten und lächerlichſten war er artig wie ein Oberkammerherr gegen alte Hofdamen, und Alle behandelten dafür den lieben Greis faſt wie die Wienerinnen ihren Mozart. Man verhätſchelte ihn, und er ließ es ſich gerne gefallen. So fand ich es vor ſieben Jahren, als ich hierherkam, gerade ſo war es noch in der Geſellſchaft, woran Bonſtetten zuletzt Theil nahm. Von deutſcher Literatur nach Matthiſſon und Joh. v. Müller konnte man nicht wohl mit ihm ſprechen, denn mit dieſen Männern beſchloß er ſie; die neuen Strebungen ſeit den Schlegeln kannte er zwar zum Theil dem Namen nach, von ihrem Sinn und ihrer Bedeutung hatte er aber ſo wenig einen rechten Begriff, als von dem Deutſchland unſerer Zeit. Am liebſten unterhielt er ſich darüber mit Perſonen, die ſelbſt ihren literariſchen Ruf überlebt haben; dann war das Klagen, Bedauern und gutmüthige Bemitleiden der geſunkenen, ausgearteten Zeit gemeinſchaftlich. So habe ich ihn nie dahin bringen können, das Literaturblatt oder andere gute kritiſche Journale regelmäßig zu leſen, um mit Deutſchland und ſeiner Literatur auf dem Laufenden zu bleiben; er wollte nichts darüber leſen, um ſeine Lieblingsideen nicht aufgeben zu müſſen. Er hinterläßt ein durch die Zeit und die friſche Lokalfarbe nicht unintereſſante Sammlung von ungedruckten Briefen, die er auf ſeiner erſten italieniſchen Reiſe 1774 an Joh. Müller ſchrieb, franzöſiſch, in ſchlechtem Berner deutſch und italieniſch. Eine Auswahl davon, beſonders die Briefe aus Rom, Neapel und Florenz, würden gewiß mit Intereſſe im Morgenblatt geleſen. — Ich habe B. in den Jahren unſerer Bekanntſchaft nie krank, nicht einmal unpäßlich geſehen, und wenn ihn Jemand über die Urſache dieſes ungewöhnlichen Wohlbefindens, dieſer Kraft und Heiterkeit fragte, ſo antwortete er: „Faitez comme moi, depuis ma vingtième année je n'ai pas bu une goutte de vin.“ Ich weiß, daß er Nachts um zwei Uhr manchmal aufwachte und Hunger ſpürte; da ging er leiſe, damit es ſeine Haushälterin nicht höre, über den Vorrathsſchrank, aß kaltes Gemüße, kalten Schweinebraten und dergleichen und legte ſich darauf wieder nieder, ohne die geringſte Unbequemlichkeit zu fühlen. Die Morgenruhe ſey dem Greiſe auch von großem Nutzen, behauptete er. Darum lag er in der Regel bis Mittag im Bett. In dieſem Augenblick unterhielt ich mich am liebſten mit ihm, ſein Geiſt war dann am heiterſten und freieſten. In der Wärme des Geſprächs ſchlug er immer heftiger mit dem Rücken der Hand an die Wand, und that ſich manchmal recht weh.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 14. Auguſt 1832.

Der Ur kann nicht des Menſchen Nachbar ſeyn.

Voltaire.

Das Wild im Staate Illinois.

Wie reißend ſchnell im ungeheuren Gebiete der Vereinigten Staaten die Wildniß vor der vorrückenden Kultur zurückweicht, ergibt ſich wohl am beſten aus der raſchen Abnahme des Wilds ſelbſt in den neueſten Staaten. Daß übrigens noch lange Zeit verſtreichen wird, bevor ſich die Jäger in Illinois, gleich den unſrigen, über die allzugroße Kultur zu beklagen haben werden, erſieht man aus folgendem Artikel, den wir einem im Staate Illinois erſcheinenden Magazin entlehnen.

* * *

Der Büffel hat uns gänzlich verlaſſen. Ehe das Land angebaut war, gab es hier ganze Heerden dieſer Thiere, und man ſieht noch jezt häufig Spuren derſelben in den ſogenannten Büffelpfaden. Es ſind dieß hartgetretene Wege, welche gewöhnlich aus den Prairies im Innern des Staates an die Ufer der größern Flüſſe führen; man ſieht an ihnen, wie die Büffel nach den Jahreszeiten mit ihrer Weide zwiſchen den niedrigen Sumpfgegenden und den trockenen Bergflächen wechſelten. Während des heißen Sommers wurden ſie aus den leztern von den Prairiefliegen und im Herbſt aus den erſtern durch die Muskiten vertrieben; im Frühjahr bot ihnen das Gras der Ebenen eine Fülle von Futter; im Winter gab ihnen das immergrüne Rohr am Flußufer reichliche Nahrung, und das dicke Gehölz in den nahen Niederungen Schutz gegen die kalten Winde. Ihre Pfade ſind eng und ſchnurgerade und zeigen, daß die Thiere einzeln hintereinander und auf der kürzeſten Linie ihren Weg durch die Wälder machten. — Das Rothwild iſt jezt häufiger, als man es bei der erſten Niederlaſſung gefunden, und ſcheint ſich gewiſſermaßen mit der Bevölkerung zu vermehren. Die Urſache hievon glaubt man darin zu finden, daß das Wild in der Nähe des Menſchen Schutz vor den Raubthieren findet, die es in der Wildniß verfolgen, und welchen beſonders die Jungen unterliegen. Am meiſten leidet es von den Wölfen, welche, wie Hunde, in Koppeln jagen und ſelten die Jagd aufgeben, bevor ſie nicht ihre Beute ereilt haben. Oft hörten wir in mondhellen Sommernächten, während wir an der Thüre des Blockhauſes auf der Prairie ſaßen, Wölfe wie eine Hundemeute hinter einem Reh herbellen. Manchmal erſcholl das Gebell aus weiter Ferne über die Ebene her, verlor ſich, ließ ſich dann wieder mehr in der Nähe und in anderer Richtung vernehmen, brach plötzlich dicht bei uns aus Dickicht hervor, und es war uns, als hörten wir das angſtvolle Schnauben des athemloſen Thieres. Einmal ſahen wir ſogar ein Reh dicht vor der Thüre vorbeifliehen und ihm auf den Ferſen ſeine kühnen Verfolger. Es wird indeſſen jährlich eine zahlloſe Menge Rehe von unſern Jägern erlegt, welche blos die Keule und das Fell mitnehmen, das Uebrige aber als unnütz liegen laſſen. Auch ſind Rehſchinken und Felle bedeutende Handelsartikel.

Elendthiere hat man vor einigen Jahren noch geſehen und ſogar geſchoſſen; jezt aber iſt es zweifelhaft, ob es

Digitized by Google

noch welche im Staate gibt. Bären ſieht man ſelten mehr. Sie halten ſich am liebſten in den Rohrbrüchen auf, wo ſie ſich im Winter von den jungen Rohrſchößlingen nähren. Ihr Fleiſch iſt zart und wohlſchmeckend und auch ſehr beliebt. Wölfe aber gibt es allenthalben in Menge. Es ſind zwei Arten, nämlich der gewöhnliche oder ſchwarze Wolf und der Prairiewolf. Der erſtere iſt ein großes, wildes Thier, welches große Verheerungen unter den Schaafen, Schweinen, Kälbern, Hühnern und ſelbſt den Füllen anrichtet. Sie jagen in großen Koppeln; am liebſten aber überfallen ſie, wie der Indianer, ihr Schlachtopfer und tödten es mit Einem Biſſe, ohne ſich ſelbſt einer Gefahr dabei auszuſetzen. Sie wagen ſich ſelten an einen Menſchen, außer wenn ſie ihn im Schlaf oder verwundet überfallen können; unter ſolchen Umſtänden, wenn die Thiere überhaupt hülflos geworden, machen ſie ſich auch an die größten, aber nie, wenn ſie einen Widerſtand zu fürchten haben. Manchmal verbergen ſie ſich am Ufer der Ströme, wo die Büffel durchzukommen pflegen, und wenn eines dieſer mächtigen Thiere etwa im Schlamme ſtecken bleibt, werfen ſie ſich über daſſelbe her und reißen es in Stücke. Ihre gewöhnlichſte Beute iſt das Reh; doch verſchmäht ihr Heißhunger das kleinſte Thier nicht. Vom Hunger getrieben, nähern ſie ſich den Bauernhöfen und ſchnappen oft ein Thier vor den Augen der Bewohner weg; beſonders kühn zeigen ſie ſich, wenn die Männer mit den Hunden weg ſind, wo die Weiber ſie nicht ſelten am hellen Tage umherſchleichen ſehen, als wüßten ſie, daß die Wohnung ohne Schutz iſt.

In früherer Zeit, als das Land noch wenig bevölkert war, begab ſich ein Neger im untern Kentucky von einer Pflanzung zu einer andern, mehrere Meilen entlegenen. Am folgenden Morgen fand man ſein Gerippe, wovon alles Fleiſch abgefreſſen war. Nicht weit davon lag ſein blutiges Beil, und alle Büſche und das Gras umher waren ſo niedergetreten und der Fußſtapfen ſo viele, daß die Anzahl ſeiner Verfolger ſehr groß geweſen ſeyn und der Unglückliche lange mit ihnen gekämpft haben muß. Den Spuren nachgehend, fand man, daß die Wölfe ihn eine lange Strecke verfolgt und er ſich oft zur Wehr geſezt und ſie abgetrieben hatte, wie ſich an mehreren Stellen aus den Spuren und dem vergoſſenen Blute zeigte. Er hatte dabei mehrere der Raubthiere erlegt, die meiſten noch im lezten Todeskampfe, obgleich er keine andere Waffe hatte als ſein Beil. — Der Prairiewolf iſt kleiner und heißt ſo, weil er ſich ausſchließlich in den Ebenen aufhält. Selbſt wenn man ihn durch Hunde jagen läßt, flieht er immer nur auf der Ebene hin, verliert ſich nur auf Augenblicke und in der dringendſten Noth im Dickicht, erſcheint aber gleich wieder im Freien und ſezt ſeine Flucht im Kreiſe fort. In Größe ſowohl als Geſtalt hält er ſich zwiſchen Wolf und Fuchs, und in der hellrothen Farbe gleicht er noch mehr dem lezteren. Er nährt ſich von Geflügel, Kaninchen, Ferkeln, Kälbern u. ſ. w., und iſt mit dem andern Wolf ſo vertraut, daß man ihn oft in Geſellſchaft mit ihm jagen ſieht; ja nichts iſt gewöhnlicher, als einen großen ſchwarzen Wolf von mehreren Prairiewölfen begleitet zu ſehen. Füchſe gibt es jezt nicht viele; ſie werden ſich aber ohne Zweifel mit der Bevölkerung vermehren. Den Panther und die wilde Katze findet man wohl tief in den Wäldern, aber für unſere offenen Gegenden ſind ſie zu ſcheu. Otter und Biber, ſonſt ſo zahlreich, kommen höchſtens noch hier und da an den Grenzen vor.

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

„Die Entfremdung von meiner unglücklichen Mutter," fuhr Marianne etwas geſammelter fort, „trat ſchon frühe ein, und iſt leider mit mir groß geworden. Durch eine beſondere Verkettung von Umſtänden geſchah es, daß meine Mutter dieſelbe nicht ſo ungern ſah, als man hätte meinen ſollen, indem es ihr eifriges Beſtreben war, mich in Beſchäftigung, Betragen und Lebensweiſe in den Gewöhnungen eines höhern Standes zu erziehen, als der iſt, in dem ich geboren war, und als ich erwachſen, war es ihr ſehnlichſter Wunſch, mich dem gemäß zu verheirathen. Das wollte ſich jedoch nicht ſo fügen, und ich würde auch, wäre es geſchehen, aus *Gründen, die mir* allein angehören, jeden Antrag von der Hand gewieſen haben. So habe ich denn ſo hingelebt, mit Sehnſucht des Zeitpunktes harrend, wo ich alt genug ſeyn würde, um ſelbſtſtändig zu ſeyn. Er iſt jezt nahe, noch wenige Tage, und ich habe das Alter der Mündigkeit erreicht, und ich denke dann einen Entſchluß zur Ausführung zu bringen, den ich lange ſchon hegte, nämlich — das Haus meiner Mutter zu verlaſſen. Sie haben, auf meinen Wunſch, mir die Hauptſtadt und das dortige Leben oft ſo ausführlich geſchildert und hatten dann ſtets an mir eine aufmerkſame Zuhörerin. Ach, nicht ohne Urſache! Es iſt meine Abſicht, dahin zu gehen und daſelbſt unbekannt, unter fremdem Namen, von dem Erwerb meiner Hände, oder, wenn das nicht gelingt, dienend mir meinen Unterhalt zu verſchaffen. Schon lange trug ich mich mit dieſem Plan, aber meine gänzliche Unbekanntſchaft mit der Welt ließ mich doch vor der Ausführung erbangen, und es war nur mein ſehnlichſter Wunſch, ja mein flehentlichſtes Gebet, daß Gott mir Jemand ſenden möchte, mich mit Rath bei dieſem Vorhaben zu unterſtützen. Da zogen Sie in dieſes Haus und ich glaubte einen Wink des Himmels darin zu ſehen, und je mehr ich Sie kennen lernte, um ſo mehr fand ich in dieſer Anſicht

Digitized by Google

mich beſtärkt, und mein Vorſatz bildete ſich immer weiter aus, je mehr ich durch das, was ich von Ihnen erfragte, zu einer deutlichen Vorſtellung deſſen kam, was ich ungefähr von einem Aufenthalt in der Reſidenz dürfte zu hoffen haben. Dennoch hätte ich vielleicht vor der Hand mit der Ausführung noch gezögert, hätte nicht das Wiedererſcheinen des Vetters Leidmann meinen Vorſatz plötzlich zum feſten, unwiderruflichen Entſchluß geſtaltet. Dieſer Menſch verfolgt mich ſeit Jahren mit ſeiner Liebe, ſeinen Heirathsanträgen. Er weiß nicht, was er ſich wünſcht. Es iſt mir eben ſo unmöglich, ſeine Frau zu werden, als ihn zu lieben. Seit ſeinem Wiedererſcheinen vereinigt auch die Mutter ihr Dringen mit dem Seinigen. Dem muß ein Ende werden! Ja, in wenig Tagen bin ich vier-und-zwanzig Jahre alt, und obſchon ich in meinem Innern mich längſt ſchon mündig fühlte, ſo iſt es doch gut, daß ich den Schritt, den ich nun thun will, als eine auch der Form nach nicht mehr Unmündige thue. Ich bin geübt in allen feinen Handarbeiten, ſo wie im Rechnen und Schreiben. Es iſt die Aufgabe meiner einſamen Tage geweſen, mich in allen dieſen Dingen zu vervollkommnen; könnten Sie nun mir mit einigen Adreſſen an anſtändige Perſonen aushelfen, ſo gelänge es mir vielleicht, ein vorläufiges Unterkommen zu finden, bis ich dann ſähe, wie ich mir weiter helfen könnte.“

Die Abentheuerlichkeit dieſes Plans erſchreckte mich in eben dem Maße, als die ſtarre Entſchloſſenheit Mariannens, ihn auszuführen, mich in Erſtaunen ſetzte. Ich verſuchte, ihr ſolchen auszureden, und ſuchte dadurch, daß ich die Gefahren und Unannehmlichkeiten, denen eine Perſon von ihrer Jugend und Schönheit, ſo ganz allein ſtehend, in der Hauptſtadt, und überhaupt in der Fremde ausgeſezt ſey, ihr ſchilderte, ſie von ihrem Vorhaben abzubringen; aber vergebens. Ein ernſter Wille, meinte ſie, und ein geſeztes Betragen müſſe hinreichend ſeyn, ſie überall, wo Geſetz und Sitte walteten, vor jenen Gefahren zu ſchützen. Es müßte traurig ſeyn, wenn Frauen, wofern ſie anders nur von einem ernſten Willen für Ehrbarkeit und Tugend beſeelt wären, wirklich ſo hülflos ſeyn ſollten, als Romanſchreiber ſie zu ſchildern Vergnügen fänden. „Nun wohl,“ hob ich zulezt an, als ich nach manchen vergeblichen Einwendungen mich von der Unerſchütterlichkeit ihres Entſchluſſes überzeugt hatte, „wenn Sie denn durchaus darauf beſtehen, ſo ließe doch wohl ein ſolches Vorhaben ſich auf eine bequemere Weiſe ausführen. Es ließe ſich eine Auseinanderſetzung mit Ihrer Mutter bewirken, nach welcher Sie mit deren Einwilligung ſich an einen andern Ort begeben könnten, ohne genöthigt zu ſeyn, ſich den Lebensunterhalt durch Arbeit oder Dienſtbarkeit zu erwerben; ich erbiete mich, dieß bei ihrer Mutter einzuleiten.“ Aber Marianne wieß dieſen Vorſchlag mit einer Lebhaftigkeit zurück, die an Abſcheu grenzte. „Nimmermehr!“ rief ſie heftig aus; „ich will nichts von der Mutter! — Seit Jahren ſammelte ich von dem heimlichen Verkauf feiner Handarbeiten mir einen kleinen Schatz. Er reicht hin, die Koſten der Reiſe und meiner erſten Bedürfniſſe an einem fremden Orte zu beſtreiten. Gott wird dann weiter helfen!“ „Aber, Marianne,“ wandte ich nochmals ein, „rechnen Sie denn den Schmerz Ihrer Mutter ſo gar für Nichts? Wird es Ihnen ſo leicht, diejenige zu betrüben und hülflos zu laſſen, die Ihnen das Leben gab? Bedenken Sie ſelbſt ihr einſames Alter und den Kummer, welchen der Undank ihres einzigen Kindes ihr verurſachen muß.“ — Sie war erbleicht. Thränen rollten über ihre Wangen; aber ſie blickte mich feſt an und ſagte: „Meinen Sie, ich habe, was ich ſeit Jahren beabſichtige, nicht auch reiflich überlegt? Fragen Sie nicht, ob es mir leicht wird; haben Sie doch ſtets den tiefen Kummer, der an meiner Jugend nagt, durch Schweigen geehrt. Aber es kann nun nicht anders ſeyn, ſoll ich nicht zu Grunde gehen, ohne gleichwohl zum Glück der Mutter etwas beizutragen. Ueberlegen Sie nun, Herr Herbert,“ fuhr ſie, ſich erhebend, fort, „was ich Ihnen anvertraut und ob Sie etwas für mich thun können. Den 20ſten iſt mein Geburtstag, und ich habe die nächſte Nacht zu meiner Reiſe beſtimmt, wo gerade auch, wie ich erfragt habe, die Fahrpoſt nach der Hauptſtadt von hier abgeht. Wollen Sie hierbei mir mit dem Erforderlichen behülflich ſeyn und insgeheim die nothwendigen Anſtalten für mich treffen, ſo werden Sie mir einen ſehr großen Dienſt leiſten. Außerdem hoffe ich wenigſtens, ſicher auf Ihre Verſchwiegenheit rechnen zu dürfen.“

Sie ging. Ich überlegte lange, in wiefern ein thätiges Eingreifen in die Verhältniſſe dieſer Menſchen mir zuſtehe oder nicht. Es war mir jezt klar, nur die Erinnerung an das Verbrechen der Mutter war es, was Mariannen aus ihrer Nähe trieb, und ich konnte mir mit den lebhafteſten Farben ausmalen, wie viel dies zartfühlende Geſchöpf darunter mochte gelitten, wie ſchwere Kämpfe es ihr mochte gekoſtet haben, bevor der Entſchluß, den ſie gefaßt, ſich in ihr entwickelt und ſo befeſtigt hatte, daß nicht Zeit, noch Gewohnheit etwas darüber vermochten. Sollte ich aber dieſe dunkeln Spuren weiter verfolgen? Sollte ich ans Licht zu ziehen ſuchen, was noch mit dem Schleier tiefen Geheimniſſes bedeckt war? — Nein, ich vermochte das nicht. Dieſe unglückliche alte Frau war ſchon hart genug geſtraft durch ihr freudenloſes Alter, durch den Abſcheu, der das eigene Kind von dem Herzen der Mörderin weg in die Fremde ſcheuchte. — Mochte es denn der Vorſehung überlaſſen bleiben, wenn ſie es ſo beſchloſſen hatte, eine noch härtere Strafe über die Verbrecherin hereinbrechen zu laſſen. Ich meines Theils glaubte von der Pflicht, darauf hinzuwirken, mich mit gutem Gewiſſen losſprechen zu

Digitized by Google

dürfen, und ſo beſchloß ich denn, Mariannens Flucht, die ich aus dieſem Geſichtspunkte nur gutheißen konnte, befördern zu helfen, dann aber dies unglückliche Haus ohne Säumen zu verlaſſen.

Ich glaubte nicht beſſer für Mariannen ſorgen zu können, als indem ich meine Mutter zum Theil ins Geheimniß zog. Ich theilte ihr von der Lage und dem Charakter des Mädchens ſo viel mit, als nöthig war, ihre Theilnahme für ſie anzuregen, und bat, bis ein anderes Unterkommen ſich würde gefunden haben, Mariannen bei ſich aufzunehmen. Der Bewilligung meiner Bitte war ich im Voraus gewiß, und hatte die Freude, Mariannen, als ich ihr mittheilte, was ich für ſie gethan, mir unter Thränen der Rührung danken zu ſehen. Sie geſtand mir, daß das ihr geheimer Wunſch geweſen ſey, welchen jedoch laut werden zu laſſen, ſie ſich nimmermehr würde erlaubt haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortſetzung.)

Moulton. Das Hoſpiz auf dem großen St. Bernhard.

An dem wackern Pfarrer Moulton verlor zwar die literariſche Welt nicht viel, um ſo mehr aber die Armen und Leidenden und alle die, welchen das Vaterland am Herzen liegt. Er war der Sohn des Genfers Moulton, den wir als Jean-Jacques genauen Freund und Vertrauten kennen, und an den Rouſſeau eine Menge geiſtreicher Briefe geſchrieben hat, die in ſeiner Korreſpondenz enthalten ſind. Des würdigen Vaters würdiger Sohn war einer der ſeltenen Männer, an die man nicht denken kann, ohne an ihr Leben die Ideen von reiner Vaterlandsliebe, von Milde, Wohlthun und Tugend zu knüpfen, was freilich viel ſeltener und viel mehr werth iſt, als literariſche Mittelmäßigkeit und literariſche Fraubaſerei. Große Stücke hielten auch die Mönche vom großen St. Bernhard auf Moulton, deren jährliche Sammlungen in Genf er durch ſeinen Eifer und ſeine Theilnahme in allen Ständen bedeutend mehrte. So war es auch noch bei dem lezten Hierſeyn des würdigen Canonicus Barras. Bei dieſer Gelegenheit will ich einige Bemerkungen über dies Hoſpiz machen, das weſentlich die jährlichen Gaben der Kantone Waad, Genf, Wallis, Freiburg, Neuchatel, Baſel und der Stadt Bern erhalten. In den andern Kantonen wird nur alle acht Jahre einmal geſammelt. Zu dieſen Gaben kommt noch der jährliche Beitrag der Stadt Aoſta in Piemont in Naturalien, beſonders an Getreide, Ochſen, Schaafen und Kälbern. Wer je einmal in jenen Gegenden gereist, wer je bei jenen freundlichen Vätern des Berges in ſtürmiſcher Nacht eingekehrt iſt und unter ihrem gaſtlichen Dache ausgeruht hat, der wird von dem Nutzen dieſer Anſtalt durchdrungen ſeyn. In der guten Jahrszeit werden da täglich vier- bis fünfhundert Wanderer empfangen und mehr denn die Hälfte unentgeldlich verpflegt. Im Herbſt und ſelbſt im Winter hört das Reiſen über den Berg nie ganz auf; immer kommen Maurer aus Savoyen, Schäfer aus der Schweiz, Viehhändler, Einwohner von Aoſta, die nach Bex gehen, um den Arzt Guéret um Rath zu fragen. Alle dieſe Leute wagen den Gang über die gefährlichen Berge, ungeachtet der furchtbaren, erſchrecklichen Stürme, der Schneewehen und der Kälte, was ohne das Hoſpiz gar nicht möglich wäre; denn hier ſuchen ſie Schutz gegen die furchtbar rauhen Elemente, hierher werden ſie gebracht, wenn ihnen unterwegs ein Unfall begegnet iſt, hier pflegt man ſie mit ſtärkenden Mitteln, mit Eſſen und Trinken, und entläßt ſie nicht eher, als bis ſie wieder ganz hergeſtellt ſind. — Napoleon hatte auf dem Simplom ein großes und ſchönes Hoſpiz anzulegen begonnen, das Reiſende ebenſo aufnehmen und verpflegen ſollte, wie das Hoſpiz vom großen St. Bernhard, und ihm ſollten vier Geiſtliche von demſelben Orden vorſtehen. Der Bau wurde 1814 unterbrochen und erſt vorigen Oktober (1831) vollendet. Seitdem übt die Anſtalt auch unentgeldliche Gaſtfreundſchaft. Sie hat ihr eigenes Vermögen, das ihr vor zwanzig Jahren die franzöſiſche Regierung ausgeworfen hatte. Die Zahl der jährlichen Reiſenden beläuft ſich dort höchſtens auf 4500, auf dem großen St. Bernhard hingegen über 10.000. Bei dem trefflichen Zuſtand der Straßen braucht das Hoſpiz auf dem Simplon nur zwei Pferde, auf dem St. Bernhard aber müſſen dreißig unterhalten werden. Die Geiſtlichen beider Hoſpize gehören einem beſondern Orden an, den man den republikaniſchen nennen könnte. Sie ſind keinem Biſchof unterworfen, ſondern nur einem Superior, den ſie ſelbſt wählen, der aber vom Pabſt beſtätigt werden muß. Dieſer Obere iſt ein Abt mit Inful und Stab, der unmittelbar mit dem Pabſt korreſpondirt. Das Noviziat der jungen Ordensgeiſtlichen dauert ein Jahr, und dann erſt thun ſie die herkömmlichen Gelübde. Acht Pfarreien, die im Wallis liegen, gehören zum St. Bernhardshoſpiz. Zu dieſen Pfarreien ernennt der Superior, und gibt ſie gewöhnlich den Geiſtlichen, die zehn Jahre lang eifrig und unverdroſſen den ſchweren Dienſt im Hoſpiz verſehen haben. Dieſe Pfarrer bleiben aber doch noch Religioſen des St. Bernhards; alles, was ſie erwerben und erſparen, fällt nach ihrem Tode an das Hoſpiz. Unbemittelte Reiſende, beſonders die vielen Handwerksleute, welche herüber und hinüber gehen, erhalten im Laufe eines Tages zwei Rationen Fleiſch, drei halbe Bouteillen Wein, Brod, ſo viel ſie eſſen wollen, Käſe und Suppe. Es läßt ſich denken, was ein Tiſch koſten muß, an den ſich acht bis zehn Monate lang ſo viele Gäſte mit ungeheurer Eßluſt ſetzen. Indeſſen kommen doch die Hauptausgaben nicht von den Gegenſtänden ſelbſt, ſondern von der Länge und der Schwierigkeit ihres Transports; ſo koſtet z. B. jeder Eimer Wein im Hoſpiz oben fünf Franken mehr, als in Martigny, und dabei iſt noch angenommen, daß er von den eigenen Pferden und Mauleſeln des Hoſpizes hinaufgebracht wird; denn außerdem würde er noch viel theurer zu ſtehen kommen. Die zahlreichſten Uebergänge hatten am Ende des vorigen Jahrhunderts ſtatt. So gingen 1794 gegen 50.000 Ausgewanderte über den großen St. Bernhard, im Jahr 1798 mehr denn 40.000 franzöſiſche Soldaten, ohne Artillerie. Das Jahr darauf blieb gar eine Abtheilung da in Garniſon; endlich im Monat Juni 1800 kam unter Bonapartes Kommando die Reſervearmee, 40.000 Mann ſtark, trotz unſäglicher Schwierigkeiten, mit vielen Kanonen und Kavallerie über den ſteilen Rücken. Auf dem kleinen St. Bernhard wurde auch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Anlage eines gaſtlichen Hoſpizes begonnen, als Anhang deſſen auf dem großen St. Bernhard. Da kamen aber die traurigen Streitigkeiten zwiſchen dem Wallis und Savoyen, und es erfolgte ein Bruch, wodurch die Geiſtlichen des Ordens alle ihre Beſitzungen im Val d'Aoſta verloren, die 24.000 Fr. jährliche Einkünfte betrugen. Seitdem mußte das Hoſpiz auf dem kleinen St. Bernhard eingehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Auguſt 1832.

Es umfängt noch, wie ſonſt, die Muttererde, die treue,
Immer ihr edel Volk, und unter heiligem Himmel
Ruhen ſie ſanft.

Hölderlin.

Briefe aus Griechenland.

Von Thierſch.

(ſ. Nro. 119.)

Miſtra bei Sparta, 3ten Mai 1832.

Ich ging in Begleitung von Herrn Metzger und Theodor den 2ten Mai Abends um zehn Uhr mit dem Admiral Hugon auf ſeine Fregatte, von welcher aus wir den andern Morgen um drei Uhr in einem guten und ſtark bemannten Canot nach Aſtros abruderten und abſegelten. Wir kamen mit Sonnenaufgang dort an. Aſtros liegt in einer ſchönen Ebene neben dem Meere, die ſich ſüdlich ungefähr zwei Stunden lang bis nach Hagios Andreas erſtreckt und gegen die Mitte durch ein dem Meer näher tretendes Gebirg in zwei Theile geſchieden iſt. Die dem Meer näher liegenden Fluren ſind ausnehmend fruchtbar und prangten in der Blüthenfriſche und Blumenpracht des griechiſchen Mai's; auch gewährte der friedliche Anblick der über ſie in ihren Geſchäften, beſonders in ihren Weingärten zerſtreuten Einwohner zwiſchen den hochwallenden Saatfeldern und unter den Blüthenbäumen, mit ſeinen Bildern eines tiefen und geſegneten Friedens, einen höchſt erfreulichen Gegenſatz gegen das Getümmel, die Unruhe und Noth im noch fortdauernd erſchütterten Nauplia. Vor der Ebene und öſtlich, vom Meere beſpült, erhebt ſich ein felſigtes Vorgebirg mit Reſten einer kyklopiſchen Burg, von welcher ſich eine herrliche Ausſicht auf Nauplia und Spezia und rückwärts über die Ebene mit ihrer Fülle und ihren zahlreichen Ortſchaften am Fuße der Gebirge öffnet. Oben hat eine wohlhabende Familie, die der Saphyropulo, ſich angebaut. Wird die an mehreren Stellen verſumpfte Ebene durch Gräben geöffnet und die den Südſtürmen offene Rhede durch einen Molo geſchirmt, ſo wird man den jezt geringfügigen Ort ſich zu einer Stadt ausbreiten ſehen, nicht nur wegen der Fruchtbarkeit der Flur, ſondern auch weil er die Päſſe nach dem innern Peloponnes, beſonders nach Arkadien, an dieſer Stelle öffnet und der Handel mit den Erzeugniſſen des innern Landes und ſeinen Bedürfniſſen von der See hier und in Hagios Andreas getrieben wird. Die Gegend wird für die des alten Thyrea, um welches Argos und Sparta in einem hartnäckigen Kampfe begriffen geweſen ſind, und welches beide Völker oft mit ihrem Blute begoſſen haben, gehalten. Die Trümmer einer Stadt liegen tiefer gegen das Gebirg, doch unter dem Ackergrunde faſt ganz verborgen.

Wir ſchickten das Gepäcke auf geradem Wege nach Hagios Petros, im lakoniſchen Gebirge, wo wir übernachten wollten, und nahmen unſern Weg durch ein Seitenthal von H. Petros nach dem Kloſter Luku, welches auf den Trümmern eines alten Tempels gebaut iſt. Tiefer unten zwiſchen den Oelbäumen, die von einem reichlichen Quell bewäſſert werden, liegen auch die Trümmer eines Ortes, der hier geſtanden, unter ihnen Reſte koloſſaler Säulen aus ſehr hartem Granit. Eine kleine Sammlung

Digitized by Google

von Alterthümern, welche der Higumenos hier umher ausgegraben und, wie er ſagte, ſorgfältiger als ſeine Kleider bewacht hatte, iſt von dem Präſidenten mit Gewalt dem Kloſter entriſſen und nach Aegina geführt worden.

Wir kamen aus den ſchönbewäſſerten Wein- und Oelpflanzungen des Kloſters, über rauhes und zum Theil gigantiſches Gebirg, ſüdlich gegen Mittag nach H. Johannes, deſſen Häuſer, von Blüthenbäumen umgeben, zwiſchen Quellen und lieblichem Grün ſich ſehr einladend vor uns zeigten. Die Nachricht, daß der Didaskalos (ſo heiße ich hier überall) unter Wegs ſey, war mir vorausgegangen, und die Leute wetteiferten überall, mir Beweiſe ihrer Gaſtfreundſchaft und einer rührenden Dankbarkeit zu geben. Gegen drei Uhr, wo die ſchon ſehr läſtige Hitze nachließ, ſetzten wir über gleich ödes, aber des Anbaues nicht unfähiges Gebirg unſern Weg fort und kamen, die Gebirgsrücken des bewaldeten Malvos, mit Schnee auf den höchſten Gipfeln, zur linken Hand, bald abwärts durch wieſenreiche Gründe mit Quellen und Nachtigallen, bald aufwärts über Geſtein und durch kurzes Geſtripp gegen Abend in die Gebirge und Klippen, welche die Betriebſamkeit der Einwohner von H. Petros mit allem Reiz der Natur umgeben hat. Die Berge ſind terraſſenmäßig eingerichtet und mit Weinpflanzungen und Saatfeldern bedeckt, im Grunde rauſchen zwiſchen Gebüſch und Gärten lautere Quellen, welche ſich zwiſchen den Felsabhängen und den Fruchthainen über ihnen herabſtürzen. Zwiſchen den Bäumen verſteckt und von ihrer Blüthenfülle faſt wie mit Schnee überzogen, blinkten an den ſteilen Abhängen die Häuſer von H. Petros uns entgegen, und wie wir zwiſchen ihnen und dem üppig blühenden Gebüſche emporritten, wurden wir von einer ganzen Heerſchaar von Nachtigallen begrüßt und beſungen, welche durch die liebliche Kühle des Abends, durch die milde Klarheit der ätheriſch-balſamiſchen Luft und den Strom der Düfte zur vollen Begeiſterung ihres himmliſchen Geſanges erhoben wurde.

Hagios Petros iſt der Hauptort einer kleinen Eparchie, die von ihm den Namen hat. Es hat etwa 2000 Einwohner in 300 Häuſern, die ſehr vielen und guten Wein, Getreide aber nur auf drei Monate bauen. Die hohe Lage des Ortes und der vom Malvos auslaufenden Berge macht ſie ausnehmend geſund, und ein Menſchenalter von hundert Jahren iſt dort keine Seltenheit. Vor Kurzem iſt ein Mann in ſeinem 132ſten Jahre geſtorben. Am Morgen nach meiner Ankunft erhielt ich unter andern einen Beſuch von dem Großvater meines Wirths. Er iſt 112 Jahre alt, hat in ſeiner Jugend die Türken unter Orloff bekämpft, in ſeinem 101 Jahre an der Spitze von 150 rüſtigen Hagiopetriden das ſüdliche Thor von Tripolizza erſtürmt und die Eroberung der Stadt entſchieden, und iſt jezt noch vollkommen Herr ſeiner Sinne und Bewegungen. Sein Sohn war abweſend, ſein älteſter Enkel, mein Wirth, einer der ſchönſten Männer, die ich geſehen, 52 Jahre alt und Vater einer zahlreichen Familie, ſeine jüngern Brüder ihm alle ähnlich — der jüngſte, ein Burſch von fünfzehn Jahren und groß und ſtattlich wie ein Mann gewachſen, kam am Abend mit reichlicher Beute aus dem Malvos von der Jagd zurück — die ganze Familie von einer Rüſtigkeit und Männerſchönheit, wie ich ſie noch wenig ſelbſt in Griechenland geſehen hatte. Auch andere der angeſehenen Einwohner hatten etwas ſehr Stattliches, und ich fand ſpäter, daß auch die andern Orte des lakoniſchen Gebirgslandes ſich ähnlicher Vorzüge in dem Grade erfreuen, als ſie hoch und geſund gelegen ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

Marianne betrieb nun die Vorbereitungen zu ihrer Reiſe aufs Eifrigſte. Ich wich der Mutter und dem Kandidaten möglichſt aus; als aber der Zwanzigſte herannahte, trat er mich einſt mit liſtiger Miene an und ſagte: „Uebermorgen iſt Mariannens Geburtstag; da muß ſich meine Sache entſcheiden. Die Mutter denkt den Tag mit einer fröhlichen Abendmahlzeit zu feiern, wozu ſie auch Sie einladen wird; da will ich denn mein Wörtchen anbringen und rechne dabei auf Ihre Unterſtützung. Marianne iſt ſeit Kurzem freundlicher gegen mich und die Mutter als je; ich ſchmeichle mir mit einem glücklichen Ausgang.“

Als darauf ſpät Abends Marianne auf ein zwiſchen uns verabredetes Zeichen in mein Zimmer trat, hob ſie faſt fröhlich an: „Alles geht gut! Die Mutter will meinen Geburtstag feiern; ſchlagen Sie ihr die Einladung nicht ab, die ſie auch an Sie ergehen laſſen wird. Die Anſtalten zur Bewirthung ihrer Gäſte werden ihre Aufmerkſamkeit von meinem Thun und Laſſen ablenken; Ihre Gegenwart wird mich in der nöthigen Faſſung erhalten; die Mutter aber wird, da ſie etwas ſpäter zu Bette geht, um ſo feſter ſchlafen, und ich kann, da die Poſt erſt nach Mitternacht abgeht, mich, wenn die Zeit herannaht, um ſo ſicherer fortſchleichen.“ Als ich ihr hierauf mittheilte, daß Leidmann beabſichtige, ſeine Bewerbung an jenem Abend in aller Form anzubringen, ſagte ſie feſt: „Auch das kann nichts in meinem Vorhaben ändern. Laſſen Sie uns nur einverſtanden ſeyn, ihn ſo lange als möglich nicht zum Worte kommen zu laſſen. Geſchähe es dennoch, ſo wird mir nicht ſchwer werden, ihm eine Antwort zu geben, die ihm genügen muß; denn ich beabſichtige nicht, ihn zu täuſchen.“

Ich hatte Mariannen einen Platz auf der Poſt beſorgt

Digitized by Google

und es übernommen, ihr wenigen Sachen unvermerkt hinzuſchaffen. So kam der Abend heran. Das Mahl war bereit; Frau Richter ließ mich herunter citiren. Wir gingen in eines der vordern Zimmer, das, wie noch nie geſchehen, geſäubert und mit den beſten Möbeln des Haushalts aufgeſchmückt war. In der Mitte ſtand der gedeckte Tiſch, beladen mit feinen lakirten und gläſernen Geräthen im neueſten Geſchmack; in der Mitte eine köſtliche Torte mit Lichtern und Blumen verziert, darum her eine Menge zierlicher Modeſachen. Die Richter ſelbſt war, nach ihrer Weiſe zwar, doch mit beſonderer Auswahl gekleidet, und zwiſchen den Runzeln ſpielte der Ausdruck einer ungewöhnlichen Heiterkeit. Auch Leidmann war ſchon gegenwärtig. Er beſah mit läppiſcher Vergnüglichkeit jeden Gegenſtand, nahm alles in die Hände, ordnete zehnmal die Blumen auf der Torte und ſchmunzelte vergnügt und heimlich thuend, indem er ſich die dürren Hände rieb. — Endlich ward Marianne gerufen. Sie trat blaß wie eine Marmorbüſte herein, und, war es der Glanz der Lichter, der verletzend die von Weinen geſchwollenen Augen traf, oder irgend ein anderes unheimliches Gefühl, das ſie durchzuckte, ſie fuhr mit einer heftigen Bewegung des Kopfes zurück und mit den Händen vor beide Augen. Aber Leidmann ſchoß auch in demſelben Augenblick auf ſie zu, und ihre Arme ergreifend, zog er ſie unter allerlei glückwünſchenden Reden herein und zum Tiſche. Da ſtand ſie nun, faſt regungslos, vor der Herrlichkeit; der volle Lichtglanz beſtrahlte mit hellem Schimmer die reinen Formen des ſchönen Mädchens, das geſenkte Auge ruhte mit ernſtem Ausdruck auf all' dem Flitter, und ein trauriges Lächeln machte ſich mühſam in den wehmüthigen Zügen Bahn. Die Mutter ſtand von Ferne, ſie ſchien mit geſpannter Erwartung auf eine Aeußerung des Danks oder der Freude zu harren; aber vergebens. „Mutter,“ hauchte Marianne kaum hörbar, „wozu das Alles! Ich brauche ja dergleichen nicht!“ Die Alte bebte vor innerem Schmerz. „Marianne!“ rief ſie, „mein einziges Kind! Willſt Du denn nimmer ein liebreiches Herz haben zu Deiner alten Mutter, die nur Dein Glück“ — — Die Stimme verſagte ihr unter Thränen, auch Marianne weinte, ich aber trat, dem peinlichen Moment ein Ende zu machen, hinzu, indem ich Marianne mit einer ſcherzhaften Wendung Glück wünſchte. Auch Leidmann nahte ſich jezt. Er reichte ihr auf einem Teller ein Blatt, das ein Gedicht, den Erguß ſeiner zärtlichen Gefühle enthielt. Darauf lag ein ſeltener indiſcher Käfer, vermittelſt eines Goldſtifts zur Vorſtecknadel zubereitet, und er ermangelte nicht, mit vieler Wichtigkeit zu erzählen, wie viele Mühe es ihn gekoſtet, das ſeltene Exemplar ſich zu verſchaffen, während Marianne, der Gabe ſo wenig als des Gebers achtend, alles auf's Fenſter ſchob.

Wir ſezten uns darauf zu Tiſche. Leidmann und ich nahmen zu beiden Seiten der Gefeierten Plaz. Die Mutter ſezte ſich zu Erſterm; doch ſtand ſie öfters auf, um nach der Küche zu ſehen und dies und jenes zu ordnen. Marianne war ſtill und horchte mit ängſtlicher Spannung auf die Schläge der Wanduhr. Auch mich beſchäftigten Erwartung, Theilnahme und die Aufmerkſamkeit, womit ich jede Aeußerung des Kandidaten bewachte. Er aber ließ ſich's auf die harmloſeſte Weiſe wohl ſeyn, und die zarten Fiſche, der ſchmackhafte Braten ſchienen ihn vorerſt ſeine Herzensangelegenheit völlig vergeſſen zu laſſen. Auch verſäumte ich nicht, ihm fleißig einzuſchenken, und hatte die Genugthuung, zu bemerken, daß jedes geleerte Glas ihn zwar redſeliger, aber auch zerſtreuter und den Gang ſeiner Gedanken verworrener werden ließ.

Wir waren endlich beim Deſſert. Leidmann zerlegte die Torte, und auf dem Tiſche dampfte die gefüllte Bowle. Mehr als einmal war es mir vorgekommen, als ob ein aufmunternder Blick der Mutter und ein paar zugeflüſterte Worte den Kandidaten ermuthigen ſollten, ſeinen Antrag nun zu machen, immer aber war es mir gelungen, durch eine raſche Wendung des Geſprächs, einen Scherz oder Aehnliches ihn dergeſtalt zu verwirren, daß der Faden der Rede ihm auf der Zunge entſchlüpfte, und bald hoffte ich, ihn durch die Wirkung des Weins gänzlich außer Stand geſezt zu ſehen, ſeinen Vorſatz auszuführen. Da ſah ich ihn gedankenvoll in das rauchende Punſchglas ſchauen, das er vor ſich in der Hand hielt, und glaubte in ſeiner Miene zu leſen, daß er auf einen Eingang ſinne, ſeinen Spruch anzuheben. Schon rüſtete ich mich zu einer Gegenrede, als er plötzlich, das Glas emporhebend, begann: „Nun ſind es ja wohl ſchon zehn Jahre, daß der Burſche, der Fritz unſichtbar geworden iſt? Ja, ja, es können ungefähr noch ein paar Wochen daran fehlen. Ich weiß es noch wie heute. Als damals Mariannens Geburtstag war, da hatte der wilde Junge ſie mit einem Halsband von Engelsköpfen beſchenkt, die aus Kirſchkernen künſtlich geſchnizt waren. Viel mochte wohl nicht daran ſeyn, aber der gute Vater Richter hatte große Freude daran und meinte, in dem Jungen ſtecke wohl ein rechtes Kunſtgenie. Und als das Mühmchen, damals noch ein kindiſches Ding, Hand in Hand mit dem Buben zur Stube hinaushüpfte, da ſchaute der Vetter ihnen lächelnd nach und ſagte: Aus den Beiden kann mit Gottes Hülfe noch ein Paar werden. Sie aber, Muhme, ſagten entrüſtet: Das wäre mir recht! Meine Marianne kann wohl einmal was Höheres haben, als einen Drechslergeſellen! — ich habe es ganz anders im Sinne.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Beſchluß.)

Der Arzt Peſchier und die Homöopathie.

Wenn wir von Wohlthun ſprechen, dürfen wir die unabläſſigen, menſchenfreundlichen Bemühungen nicht vergeſſen, mit denen der Dr. Ch. Peſchier (Bruder des erwähnten verſtorbenen Pharmaceuten) die Homöopathie für die Behandlung der Unvermögenden und Armen eingeführt hat, von denen ſie denn auch, alles feindlichen Anſtrebens der Aerzte und Apotheker ungeachtet, zu den Wohlhabenden und Reichen übergeht. Zu dieſem Zweck gab er zuerſt als Vorläufer zwei kleine Schriften über die Homöopathie heraus, wodurch er ſie in Genf bekannt machen und einführen wollte. Hierauf ließ er, vereinigt mit noch einem hieſigen Arzt, ſeine Bibliothèque homoeopathique in freien Heften folgen, aus deren Ankündigung ich Folgendes für Deutſchland Intereſſante entnehme: „Seit länger denn zwanzig Jahren bereitet ſich in Deutſchland eine wichtige Umgeſtaltung der Heilkunde vor, die ein weites und neues Feld für wiſſenſchaftliche Unterſuchungen und zugleich der Zugang zu einer reichen Quelle voll Segen und Glück für die Menſchheit iſt. Homöopathie heißt die neue, ſchon berühmt gewordene Lehre, die zuerſt das Genie eines einzigen Mannes ſchuf und entwickelte, wofür ihn die Nachwelt wie einen der größten Wohlthäter der Menſchheit ſegnen wird. In Deutſchland hat ſich die Homöopathie zwar nur nach und nach, aber ſichern, gleichen Ganges verbreitet, und fand da unter den Aerzten zahlreiche Anhänger, die ſich ausſchließlich ihrem Dienſt und ihrer Verbreitung gewidmet haben. Von da drang ſie nach Polen, Rußland, Dänemark, Italien, Oeſterreich, Ungarn und Gallizien; auch in England hat ſie ſeit einiger Zeit die Aufmerkſamkeit der Aerzte auf ſich gezogen. Frankreich allein iſt den Lehren und der Wahrheit der Homöopathie faſt ganz fremd geblieben. Nur ſehr im Allgemeinen, unvollſtändig und lückenhaft iſt in einigen Journalen die Rede davon geweſen, ja der Dr. de Guidi in Lyon iſt der einzige ausübende Arzt, der ſie in Anwendung gebracht hat. Der Zweck unſers Journals iſt nun, die Homöopathie in Frankreich nach ihren Grundſätzen und Reſultaten bekannt zu machen, damit unpartheiiſchen Männern und aufrichtigen Beobachtern die nöthigen Materialien an die Hand zu geben, um ſich durch deren eigene Prüfung ein ſachkundiges Urtheil und eine klare Meinung über die Richtigkeit homöopathiſcher Fakta zu bilden, und neue Unterſuchungen zu den bisherigen zu fügen. Die Macht der Thatſachen iſt unwiderſtreitbar. Es kann einer neuen Lehre auf vielen Wegen entgegengearbeitet werden, durch Meinungen, wie durch Privatintereſſe; wenn ihr aber jene Macht der Thatſachen helfend zur Seite ſteht, ſo überwindet ſie alle Hinderniſſe. Die homöopathiſchen Erfahrungen und Thatſachen ſind noch neu, ſonderbar, außerordentlich, wie dies immer der Fall iſt, wenn wichtige Lehren und Entdeckungen auf einmal die Sphäre einer Wiſſenſchaft bedeutend erweitern. Die homöopathiſchen Erſcheinungen und Thatſachen ſind aber leicht zu beobachten und wieder hervorzubringen; ihr beſtimmter Charakter fällt jedem Beobachter auf, dem es um die Wahrheit zu thun iſt und der es aufrichtig meint, der mit der Sorgfalt und der Aufmerkſamkeit ſehen und prüfen will, die alle Erſcheinungen der Homöopathie in ſo hohem Grade verdienen. Sie gründet ſich ganz auf Thatſachen und beſtimmte Erfahrungen; die Theorie, welche die ſo oft unerklärlichen Erſcheinungen erklären ſoll, nimmt nur eine untergeordnete Stelle bei ihr ein. Wir werden uns Mühe geben, dieſen Charakter praktiſcher Wirklichkeit zu erhalten, der nach unſerer Anſicht die ſicherſte Bürgſchaft ihrer Fortſchritte iſt.“ Dieſe Aeußerungen ſind gewiß merkwürdig im Mund franzöſiſcher Aerzte. Sie wünſchen ſehr, daß deutſche homöopathiſche Aerzte ihnen für ihr Journal deutſche Mittheilungen machen mögen, welche Gang und Entwicklung dieſes Heilſyſtems und die nähere Kenntniß der Heilmittel betreffen, und welche ſie dann in franzöſiſcher Ueberſetzung in ihrem Journal liefern werden; ſie wünſchen dies nicht nur, ſie bitten ihre deutſchen Kollegen darum.

London, Juli.

Engliſche Juſtiz. Die deutſche Oper.

Der ſtarre Buchſtaben des Geſetzes hat vor ein Paar Tagen hier wieder einem überwieſenen Diebe durchgeholfen. Dem bekannten Marquis von Londonderry wurden ſeit Kurzem öfters Wachslichter geſtohlen, und endlich fand man eine bedeutende Quantität bei einem Manne, der ſich bei der Dienerſchaft Eingang zu verſchaffen gewußt hatte. Es wurde vor Gericht beſchworen, daß die gefundenen von den vermißten Lichtern waren, und der Angeklagte wußte nichts zu ſeiner Entſchuldigung vorzubringen, als ſie ſeyen ihm von einem der Bedienten gegeben worden. Die Geſchwornen hätten ihn ſchuldig finden müſſen, da verlangte einer derſelben die gefundenen Lichter zu ſehen. „Mylord,“ ſagte er zum Richter, „das ſind keine Wachslichter, ſie beſtehen aus Wallrath und Wachs; ich bin ein Lichtzieher und kann es Ihnen beweiſen.“ Mehr brauchte es nicht; der Angeklagte wurde freigeſprochen. Freilich ſtand es dem Marquis frei, ihn aufs Neue wegen des Diebſtahls der Kompoſitionslichter zu belangen; aber Se. Herrlichkeit ſagt, ſie wolle ſich nicht mehr mit der Sache plagen, und läßt den Kerl laufen.

So lächerlich nun dies alles einem Juriſten vom Feſtlande erſcheinen mag, ſo möchte ich doch zu bedenken bitten, daß ſolche Gewichte, die „der bedrängte Menſch an ſeiner Dränger raſchen Willen band,“ nicht zu verachten ſind, und, daß, während durch dieſes ängſtliche Kleben am Buchſtaben dann und wann ein Verbrecher der Strafe entgeht, es auch den Unſchuldigen vor den Krallen der Gewalt ſchützt, ja daß dieſe Strenge ausnehmend viel zur Entwickelung des konſtitutionnellen Lebens in England beigetragen hat.

Die deutſche Operngeſellſchaft iſt noch immer hier, aber da Pelligrini, Haitzinger und nun auch Madame Schröder-Devrient weg ſind, ziemlich ſchwach. So oft ſie den Freiſchütz und Fidelio aufführte, war das Haus immer voll; aber ein Verſuch, den Don Juan aufzuführen, ſchlug ganz fehl; ſie war dem Stück weder poſitiv, noch relativ gewachſen, und es war ein Mißgriff, ein ſo ſchweres Stück, welches ſo viele der beſten Sänger und Sängerinnen erfordert, wovon mehrere auch gute Schauſpieler ſeyn müſſen, in einer Stadt geben zu wollen, wo man es ſo oft von den beſten Italienern hat aufführen ſehen und es in dem italieniſchen Styl bewundern und lieben gelernt hat. Auch Chelards Macbeth iſt durchgefallen. Jetzt iſt Mad. Fiſcher hier und man ſpielt die Schweizerfamilie, aber auch mit weniger Glück, als die zwei erſten Stücke. Indeſſen hatte im Ganzen die deutſche Oper einen ſo guten Fortgang, daß ſie den Unternehmer (Maſon) hätte retten können, wenn er noch zu retten geweſen wäre. Aber der Menſch war ſchon in den Händen der Wucherer, ehe er anfing. Wie man hört, iſt er bankerott, und die deutſchen Künſtler verlieren wohl den größten Theil ihres Gehaltes. Hoffentlich werden ſie und Andere es ſich zur Lehre nehmen, und wenn ſie in Zukunft Jemand für London engagirt, auf wöchentliche Bezahlung dringen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 16. Auguſt 1832.

Ob du es biſt, ob nicht,
Ob ein bezaubert Spielwerk, mich zu täuſchen,
Ich weiß es nicht. — Dein Puls
Schlägt wie von Fleiſch und Blut; ſeit ich dich ſah,
Genas die Seelenangſt.

Shakespeare.

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

Leidmann blinzelte bei dieſen Worten die Richter vertraulich an und ſchien den Beifall über dieſe wohlerſonnene Wendung in ihren Mienen leſen zu wollen. Aber die Alte ſtarrte verdüſtert vor ſich nieder und erwiederte kein Wort. Marianne ſaß leichenblaß und ließ mit zitternder Hand die Gabel auf dem Rand des Tellers klimpern, indem große Thränen aus ihren Augen darauf niedertropften. „Warum doch,“ redete ich unwillig den Läppiſchen an, „regen Sie die Erinnerung an einen Vorfall auf, welcher den Verwandten des armen jungen Menſchen nicht anders als ſchmerzhaft kann geweſen ſeyn?“ Aber er lächelte einfältig und ſagte: „Hi hi hi, es war wohl eben kein großer Schade um den liederlichen Burſchen!“ Da hob Marianne entrüſtet das tiefgeſenkte Haupt, und die Lippen regten ſich zu einer zürnenden Erwiederung. In dem Augenblick aber öffnete ſich die Thür, an der ich ſchon ein Weilchen kniſtern und raſcheln gehört, und eine ſtattliche Männergeſtalt, den blühenden Lockenkopf in das hellbeleuchtete Gemach vorbeugend, ſchaute ſchweigend, geheimnißvoll herein.

Alle fuhren auf, die Richter aber ſtürzte mit dem gellenden Ausruf: „Herr Jeſus, ſein Geiſt!“ zu Boden. Der nun Eingetretene aber flog mit freudigem Ungeſtüm, den Ausruf nicht achtend, auf Mariannen zu, die ihn bebend und keines Wortes mächtig anſtarrte, und erſt in ſeinen umfangenden Armen, an ſeiner kräftigen und froh bewegten Bruſt ſchien ihr Leben und Beſinnung allmählig wieder aufzugehen. Vetter Leidmann war ſonderbar verduzt, nicht wiſſend, wie es ſchien, ob er lachen oder weinen ſollte, und entfernte ſich immer weiter von dem Paar. Mir ſelber ſchwanden ſchier die Sinne, aber die unglückliche Alte, die unter ſchweren Krämpfen wimmernd am Boden lag, lenkte meine Aufmerkſamkeit von der fremden Erſcheinung ab. Ich begann ihr beizuſpringen und rief Leidmann zu Hülfe, ſie vom Boden und auf das Kanape zu heben. Aber jezt flog auch Marianne herbei. „Meine Mutter!“ rief ſie, „meine unglückliche Mutter!“ Und ſich über ſie ſtürzend, ſie mit einer Zärtlichkeit umſchlingend, deren ich ſie nie gegen die alte Frau fähig gehalten hätte, rief ſie mit Heftigkeit: „O Mutter, erwache doch, beſinne Dich doch, liebſte Mutter! Er lebt ja, er iſt es ja ſelbſt! Fritz iſt es, er iſt ja wieder da!“ — „O ich Unglückliche!“ rief ſie dann wieder, „wie ſchreckliches Unrecht hab' ich Dir gethan! Und wenn ſie nun ſtirbt, wenn ſie nicht wieder zur Beſinnung erwacht, dann bin ich es, die ihr den Tod gegeben, durch alle Qualen des Undanks und der Härte langſam ihr Leben vergiftet hat.“ So ging es lange fort. Auch der Fremde trat endlich hinzu. „Wie bin ich doch ſo unglücklich,“ rief er, indem er Mariannen ſanft hinwegzuziehen ſuchte, „hier nur Schreck und Verwirrung an

Digitized by Google

zurichten, indem ich Freude zu bereiten dachte! Marianne, kannſt Du — können Sie," verbeſſerte er mit leiſer Stimme und einem Seitenblick auf mich, „es mir vergeben?" Aber ſie weinte an ſeinem Herzen, ich weiß nicht, ob Schmerzens- oder Freudenthränen, und ich — ich wünſchte mich weit hinweg und trat von der Gruppe wieder zu der Mutter, die endlich durch Hülfe geiſtiger Mittel wieder zur Beſinnung erwachte. „Fritz," ſtammelte ſie kaum hörbar, indem ihr ſcheuer Blick den jungen Mann ſuchte, „biſt Du es wirklich? Tritt her, daß ich Dich ſehe, fühle, ob es kein Traum iſt! O Gott ſey Dank!" ſetzte ſie hinzu, als er ihr theilnehmend beide Hände gereicht, „ſo fällt ein ſchwerer Stein von meinem Herzen, und ich kann ruhiger ſterben! Fritz," fuhr ſie dann wieder nach einer Pauſe auf, „willſt Du mir denn auch vergeben?" — „Vergeben, Muhme?" fragte der Fremde; „ich wüßte ja nicht, was ich Euch zu vergeben hätte." Aber ſie ſeufzte tief auf und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Mein Gott, viel, recht furchtbar viel! Es iſt meine Strafe, wenn Du's nicht weißt, daß ich Dir es ſelbſt ſagen muß. Betet, liebe Kinder, daß Gott mir noch eine kurze Friſt ſchenkt, auf daß ich mein Herz erleichtern kann, bevor ich ſterbe!" Sie ward von Neuem ohnmächtig. Die vorige Scene, Mariannens Schmerz, ihre Hülfleiſtungen erneuerten ſich, ſo wie der nämliche Erfolg eines zwar bewußten, aber ſehr ſchwachen Zuſtandes bei der alten Frau.

Marianne trug endlich Sorge, ſie zu Bette zu bringen. Fritz hatte ſich nach einigen heimlich mit Mariannen gewechſelten Worten entfernt, und auch Leldmann ſah ich, beſchämt, verwirrt, von Niemand zurückgehalten, ſich fortſchleichen, nicht ohne noch in der Thüre einen ſchmerzlichen Blick zurückzuwerfen, von dem es mir jedoch zweifelhaft blieb, ob er Mariannen oder den Reſten des kaum berührten Deſerts und der Bowle galte. So blieb ich denn allein bei Mariannen zurück, von deren Reiſe nun nicht mehr die Rede ſeyn konnte. Ich hatte mich erboten, mit ihr die Nacht hindurch bei der Kranken, von welcher ich wirklich dachte, ſie werde den Morgen kaum erleben, zu wachen. Sie nahm es gern an, und nachdem ſie Thee bereitet, wovon ſie der Mutter von Zeit zu Zeit einflößte, ſetzte ſie ſich zu mir in das anſtoßende Zimmer und begann:

„Ich bin Ihnen eine Aufklärung über die Vorgänge ſchuldig, deren Zeuge Sie geweſen ſind, und Ihre Theilnahme an meinem Schickſal legt mir die Pflicht auf, dieſe ohne allen Rückhalt ſelbſt in Beziehung auf die Sterbende, die hier vor uns liegt, zu geben. — Ich weiß nicht," fuhr ſie, als ſie bemerkte, mit welcher Spannung ich dieſen Aufſchlüſſen entgegen ſah, „wie viel von den Verhältniſſen meiner Eltern Ihnen ſchon durch's Gerücht bekannt geworden ſeyn mag? wie viel es aber auch ſey, meine arme Mutter war, wie ſehr ſie auch mag gefehlt haben, doch ſo ganz ſchuldig nicht, als das Gerücht ſie Ihnen wird geſchildert haben."

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland.

Von Thierſch.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Tag ritten wir über einen faſt gleich ſchön gelegenen Ort, Arachora, in das meiſt enge Thal von Sellaſia, durch welches die Kalaſtina (Omus), ein beträchtlicher Bach, ſich unter ſchönen Platanus- und Kaſtanienbäumen und Waldungen durchſchlingt, um, nachdem er tiefer unten einen oſtſüdlichen Bogen beſchrieben, ſich Sparta gegenüber in den Eurotas zu ergießen. Gegen Mittag verließen wir ſein ſchattiges und nachtigallenreiches Ufer, da wo der Weg von Tegea mit dem von Sellaſia zuſammenfällt, und nachdem wir über den Rücken einer Anhöhe geritten waren, hatten wir die ganze majeſtätiſche Kette des Taygetos vor uns, deſſen ſchneeweiße Gipfel uns früher vor dem Ausgange des Thales zu liegen und ihn zu ſperren geſchienen hatten. Jetzt lag er von N.W. nach S.O. in majeſtätiſcher Größe hingelagert, ſeine ſüdöſtlichen Gipfel höher und höher übereinander ſteigend, bis ſie ſich in dem ſüdlichſten mit einer in der Bläue des Aethers ſchimmernden weißen Schneewand ſchloßen. Gegen die Hälfte der Anhöhe, nach bewaldeten und ſchrägen Abhängen, lagert ſich eine Reihe von dreizehn ſteilabfallenden und durch Klüfte getrennten Bergkegeln, an deren Fuße die lange, breite, von Oelwaldungen und Maulbeerbäumen, von Saat und Wieſen erfüllte Ebene des Eurotas, ſo weit das Auge reicht, ſich ausbreitet. Ueber die Hügel hin, mit denen ſie gegen den Fluß abläuft, war Sparta gebaut. Nie habe ich eine größere, mannigfaltigere Scene der Natur geſehen, als dieſe Ebene mit dem Taygetus, und wenn ihr etwas abgeht, um ſie über die Ausſicht von Korinth, die umfaſſender und ausgebreiteter iſt, zu erheben, ſo iſt es das Meer.

Wir blieben, da unmöglich war, noch dieſen Abend Miſtra zu erreichen, das uns aus der Ferne am Fuße des nordweſtlichen Vorberges des Taygetus mit dem Schloß auf ſeinem Gipfel entgegenſchimmerte, die Nacht in einem Dorfe, Brouliá, das rechts ab vom Wege in den Falten des Gebirges liegt, welche ſich gegen den Eurotas hinabſenken, nachdem wir linker Hand auf einer ſteilen Anhöhe noch Einſicht von den kyklopiſchen Reſten einer Burg mit der Grundlage eines großen Baues genommen hatten. Die Anhöhe iſt offenbar der Thornax und der Bau hat zu dem berühmten Apollotempel auf demſelben

Digitized by Google

gehört. Das Dorf war faſt von allem Vorrath entblößt; eine Schaar kybernitiſcher Rumelioten, welche den Tag vorher auf ihrem Abzuge durchgekommen waren, hatte Alles wie Heuſchrecken aufgezehrt, und die Leute liefen Anfangs wie geſcheuchtes Wild davon, als ſie (ich war den andern voraus) einen Mann zu Pferd ankommen ſahen. Der Zuruf meines Treibers, daß ich ein Milordo ſey, brachte endlich eine alte Frau zum Stehen, die ohnehin nicht laufen konnte. Sie fragte bald beruhigt, ob ich allein ſey? „Es kommen noch andere Milordi.“ — „Wie viele?“ — „Einhundert und fünfzig,“ ſagte der Menſch in ſchlechtem Scherz, und die Alte rief erſchreckt ihr Kyrie eleiſon aus, ſchlug das Kreuz und ſuchte ſich, ſo ſchnell als ihr möglich war, in einer nahen Hütte vor den hundert und fünfzig Milords in Sicherheit zu bringen, die ſie als eben ſo viele Rumelioten ſich denken mochte. Nach langem Suchen wurden uns noch ſechs Eyer gebracht und zuletzt, als die Leute hörten, daß ich der Didaskalos ſey, von dem Demogeronten Brod, Honig und geronnene Milch.

Der Weg am folgenden Morgen führte uns durch ſchattige Gründe voll Quellen und Nachtigallen in ein enges und friedliches Thal hinab, aus dem uns, noch ehe wir ihn ſahen, zwiſchen Gebüſchen beinahe ganz verſteckt, der Eurotas durch lautes Rauſchen ſeiner Gewäſſer ſich ankündigte. Er ſtrömt hin, klar wie ein Quell, raſch, etwa achtzehn Fuß breit und zwei Fuß tief, durch fruchtbares Ackerfeld, das er durch ſeinen Niederſchlag gebildet hat. Denn der Charakter des Gebirges auf unſerm ganzen Wege war vorherrſchend Thonſchiefer, deſſen an Luft und Sonne zerbröckelten Maſſen, vermiſcht mit der verweſenden Vegetation, jedes Jahr den guten Ackergrund bilden, den die Bäche von den Anhöhen in die Niederungen führen und um den ſich überall in den Falten dieſes im Uebrigen verödeten Gebirges friedliche Dörfer, unter Gebüſchen zwiſchen Saatfluren an den Quellen und Bächen, angeſiedelt haben. Ueber eine Brücke am Wege von Tripolizza und hinauf im breiten Thale, den Eurotas entlang, zuletzt durch die Falten und über die Hügel des hier in einem ſich verflachenden Rücken auslaufenden Taygetus, kamen wir gegen vier Uhr in dem obern Theile der Ebene und bald darauf in Miſtra an.

Den Nachmittag ritten wir durch die Ebene zurück nach den Hügeln am Eurotas, jenſeits des Dorfes Magula, auf und neben denen die alte Sparta ſich ausbreitete. Nach etwa einer halben Stunde waren wir auf den Aeckern, wo die Trümmer der untergegangenen Stadt anfangen, eine Viertelſtunde nachher auf der Anhöhe, auf welcher die ſpätern Einwohner in byzantiniſcher Zeit ſich zuſammengezogen und befeſtigt haben. Sie iſt, wie die Gegend, noch mit vielem Mauerwerk bedeckt, das aber, faſt alles ſpätrömiſch, zum Theil aus alten Tempeln gebaut iſt. Die helleniſchen Werke ſind, mit weniger Ausnahme, nur noch in den Grundmauern, oder von ihnen nur Säulenſchäfte und Geſimsüberreſte vorhanden, doch die Hügel der in Trümmer geſtürzten Gebäude und die wallähnlichen, lang hingeſtreckten Erhöhungen, welche ſie erzeugt, ſehr zahlreich, zwiſchen ihnen, in der fruchtbaren Ebene hochwallende Saat, auf den Höhen üppig wucherndes Geſtripp. Wir haben auch die folgenden Nachmittage mit antiquariſch-topographiſchen Unterſuchungen über dem alten Sparta zugebracht, und ſelbſt den neueſten Plan von Leake faſt ganz unbrauchbar gefunden. Die Lage des Theaters iſt allein nicht zu verkennen, die des Marktes, des Tempels der Artemis Orthia und mehrerer anderer Tempel, das Grabmal des Leonidas und der Agiden theils durch Inſchriften, theils durch Pauſanias und die Ruinen auszumitteln. Das Grabmal des Leonidas gehört zu den ſchönſten Bauwerken von Griechenland; die gegen Norden gewandte Mauer hat in einer Ausdehnung von zweiunddreißig Fuß nur drei Quader, den einen von ſechszehn Fuß. Noch iſt hier Vieles zu thun und aufzudecken; doch auch mit dem, was wir beobachtet und gefunden, können wir einen Plan liefern, der topographiſch genauer und antiquariſch richtiger iſt, als die frühern, von denen z. B. O. Müller den ſeinigen aus Bergen und Höhen, die nicht beſtehen, ebenſo aus imaginärem Laufe der Flüſſe mit ebenen Plätzen da, wo Berge, und mit Bergen da, wo Ebenen ſind, und dazu das Oberſte zu unterſt ſtellend, zuſammengeſetzt hat.

Den Tag nach unſerer Ankunft ritt ich am Morgen aus, die ſüdliche Gegend des Thales mit der Lage von Therpagne, Amyklä und ein altes Schatzhaus zu ſehen, das bei Leukä ausgegraben ſeyn ſollte. Der Weg am Fuße des Taygetus und ſeinem mächtigen Vorgebirge hin zeigte zugleich den Quellenreichthum der Gegend. Aus faſt allen Klüften des Gebirges rinnen, und an mehreren Stellen der Ebene quellen Bäche friſchen, klaren, lieblichen Waſſers hervor, welche die Oelwaldungen und die Orangegärten bewäſſern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Ein Deutſcher auf der franzöſiſchen klaſſiſchen Bühne.

Wir hatten hier ſchon Deutſche, Engländer und Franzoſen in der italieniſchen Oper auftreten ſehen; aber ein Deutſcher in Racine's und Corneille's Trauerſpielen am Théâtre français iſt eine ganz neue, unerhörte Erſcheinung. Wenn es etwas ganz Nationales gibt, ſo iſt es unſtreitig das franzöſiſche Trauerſpiel, und beſonders die Art der Aufführung; auch hat man nie gehört, daß andere als Franzoſen jemals auf dem Théâtre français aufgetreten wären; ja

Digitized by Google

man hatte es nicht für möglich gehalten, daß Fremde darin eine andere Empfindung als Lachen und Mitleid erregen könnten; hätte man hier wie in England die Wuth des Wettens, ſo wären neun gegen eins geboten worden, daß ein Deutſcher in einem Corneille'ſchen Trauerſpiele vor einem Pariſer Parterre, das ſchon über ſeine eigenen Landsleute ſo ſtrenge richtet, nothwendig ausgepfiffen werden und durchfallen müſſe, und doch iſt gerade das Gegentheil geſchehen: *Jermann* iſt nicht allein nicht durchgefallen, ſondern hat vielen Beifall eingeerndtet; man hat ſogar in einigen Journalen behauptet, die Rolle des alten Horaziers in Corneille's Horaces ſey niemals ſo gut dargeſtellt worden, als durch ihn. Iſt es nicht höchſt ſonderbar, daß nach anderthalb Jahrhunderten erſt Jemand aus unſerm Norden kommen muß, um den Franzoſen, welche le Kain, Brizard, Molé und Talma beſeſſen haben, zu zeigen, wie eine Rolle in einem Corneille'ſchen Trauerſpiele gegeben werden müſſe? Wie hat es denn Jermann angefangen, um ſich ſo ganz in die franzöſiſchen Sitten und Manieren hineinzuſtudiren und den Deutſchen mit einem völligen Franzoſen zu vertauſchen? Die Pariſer pflegen zu behaupten, einem Deutſchen ſey es unmöglich, ſich dergeſtalt das franzöſiſche Weſen anzueignen, daß man ihm nicht nach einer Unterredung von fünf Minuten ſeinen fremden Urſprung anmerken könne, wogegen Polen und Ruſſen ſehr leicht für geborne Franzoſen gelten können. Freilich haben wir ein nationales Gepräge, das uns die Natur tief aufgedrückt hat, tiefer, als manchem andern Volke, und das ſich ſchwerlich verlöſchen läßt. Dieſer Jermann muß alſo von Geburt ein ſlaviſches Nachahmungstalent beſitzen, oder ſehr tiefe Studien über das franzöſiſche Weſen gemacht haben. Von den Vorbereitungen zu ſeiner neuen Laufbahn verlautet nichts, und ich bin leider nicht im Stande, darüber Auskunft zu geben. Es heißt blos, er ſey in Deutſchland Schauſpieler geweſen und habe Luſt bekommen, ſich auch im franzöſiſchen Schauſpiele zu verſuchen. Dazu gehört Muth und ein feſtes Bewußtſeyn ſeiner Kräfte und der Möglichkeit, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Jezt aber kommt es darauf an, ob er auch in andern Rollen dieſelbe Gewandtheit, dieſelbe Einſicht an den Tag legen wird, und ob er wirklich ein Gewinn für die Bühne des Théâtre français iſt. Schon mehrmals hat man Schauſpieler in einer ihnen geläufigen Rolle auftreten und mit vielem Beifalle ſpielen ſehen; gingen ſie nun aber zu andern Rollen über, ſo waren ſie nicht mehr dieſelben, ſondern verfielen in eine hoffnungsloſe Mittelmäßigkeit. Ich wünſche ſehr, daß dieſes mit unſerm Landsmann nicht der Fall ſeyn möge; vielleicht wird er eine Stütze des etwas morſchen Théâtre français werden, welches der Stützen ſehr bedarf, ſeitdem ihm die ältern entzogen worden ſind; denn Talma hat keinen Nachfolger gehabt und Dem. Mars altert und hat weislich beſchloſſen, ſich zurückzuziehen; ſie ſpielt jezt auf der franzöſiſchen Bühne zu London, und man weiß nicht, ob ſie nach ihrer Rückkunft wieder auftreten wird. Mlle. Duchesnois iſt von der Bühne verſchwunden, und ſchon ſeit einigen Jahren iſt von ihr keine Rede mehr. Ebenſo hat Dlle. Georges, wie es ſcheint, die Bühne verlaſſen, und dieſe beiden Schauſpielerinnen, deren Rivalität vor zwanzig Jahren die Journale und das Pariſer Publikum ſo ſehr beſchäftigte, ſind nun beide durch die unerbittliche Zeit in den Ruheſtand verſezt, welche alle Stürme endigt und Alles nach und nach in Ruhe bringt. Neue Schauſpieler und Schauſpielerinnen haben ſich in dieſer Jahreszeit, während die ältern in der Provinz umherreiſen, auf jener Bühne hervorgethan, jedoch nicht ſo, daß das Publikum durch ſie bedeutend angezogen worden wäre. Wie Metrore ſind ſie vorübergegangen, ohne tiefen Eindruck zu machen. Die Schauſpieldirektoren klagen noch beſtändig fort, daß das Publikum durch die Politik zu ſehr zerſtreut werde, als daß es dem Schauſpiele die gebührende Aufmerkſamkeit und Zeit ſchenken könnte. Was läßt ſich aber dagegen thun? Sobald das große Schauſpiel der Welt wieder in Unbedeutenheit zurückfallen wird, haben die Schauſpieldirektoren wieder Hoffnung, der Hauptgegenſtand der öffentlichen Unterhaltung zu werden, und ſogar durch mittelmäßige Produkte Aufſehen zu erregen.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Juli.

(Beſchluß.)

Das franzöſiſche Schauſpiel. Die Cholera.

Laporte, ein Franzoſe, welcher das Coventgardentheater gepachtet hat, läßt während der Sommermonate eine franzöſiſche Truppe ſpielen, worunter Dem. Mars; auch hat er ein Ballet, worin die Taglioni auftritt; man darf ſich alſo nicht wundern, daß das Haus jeden Abend voll iſt, auffallend iſt nur, daß John Bull ſich in wenigen Jahren ſo ſehr mit dem Ausländiſchen befreundet hat, und überhaupt ſo tolerant geworden iſt, daß er ohne Murren in einem ſeiner Nationaltheater franzöſiſch ſpielen läßt. Vor ſieben bis acht Jahren, als eine franzöſiſche Truppe unter eben dieſem Laporte hier zu ſpielen anfing, mußte ſie ſich, ſo zu ſagen, in einen Winkel verkriechen; der Adel beſuchte ſie zwar, weil es etwas Fremdes war (das Haus war klein und ſchmutzig, und die Truppe größtentheils unter aller Kritik), aber der Oberkammerherr wagte es nicht, ihnen eine Licenz zu geben, und ſie mußten es darauf wagen, die Leute unentgeldlich eintreten zu laſſen, wenn ſie ihnen ihre Adreſſe gaben, um am folgenden Tag das Eintrittsgeld bei ihnen abzuholen. Auf dieſe Art konnten ſie es ein Subſcriptionstheater nennen und bedurften keiner Licenz. Ohne Zweifel haben die Julitage viel zu dieſer Sinnesänderung beigetragen.

Die Cholera iſt ziemlich heftig zurückgekehrt; auch verſchont ſie dieſesmal die höhern Stände nicht. Dennoch ſieht man hier nichts von dem allgemeinen Schrecken, den ſie anderwärts erregt; alle Geſchäfte und Luſtbarkeiten gehen vielmehr ganz ihren gewöhnlichen Gang. Freilich iſt man vorſichtiger im Eſſen und Trinken, was beſonders Fiſche, Obſt und grüne Gemüſe ungemein wohlfeil macht. In Folge deſſen haben die Eigenthümer der benachbarten Gemüſegärten, deren vierzehn über dreitauſend Menſchen beſchäftigen ſollen, eine öffentliche Verſammlung gehalten, um ihre Noth vor's Publikum zu bringen, da ihnen das Meiſte verfault und ſie ihren Leuten faſt keine Arbeit geben können. Sie ernannten eine Deputation, welche ſich vor die Sanitätskommiſſion begab und dieſelbe um ihr öffentliches Gutachten erſuchte; dieſes iſt dahin ausgefallen, daß Gemüſe und Obſt, *mäßig* genoſſen, nicht ſchädlich ſeyen. Die Regierung gibt dieſesmal keine Berichte über die Anzahl der Kranken und Todten, weil man gefunden, daß dieſelben das Publikum nur in der Angſt erhalten, den Handel ſtören und doch zu nichts nützen. Man ſollte aber konſequent ſeyn und auch von andern Orten keine Berichte geben. Nach dieſen ſind in England und Schottland (London nicht einbegriffen) bereits über 22.000 Perſonen an der Cholera erkrankt und über 8000, alſo *mehr* als ein Drittel, geſtorben.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. Auguſt 1832.

Eurotas, Eurotas, que font ces lauriers roses
Sur ton rivage en deuil, par la mort habité?

Delavigne.

Briefe aus Griechenland.

Von Thierſch.

(Fortſetzung.)

Wir hielten in Hagios Johannes an, wo die berühmteſten Orangengärten ſind; der Ort liefert allein jährlich über eine Million der größten und ſchönſten Portogallen. Die Orangengärten des Hauſes, in dem ich bewirthet wurde, ſind ein Wunder an Größe und an Schönheit der wohlgepflanzten und bewäſſerten Bäume, die ihre zugleich von Blüthen und Früchten ſtrotzenden Aeſte zu einem dichten Laubdach verſchlingen. An einem einzigen Büſchel zählte ich ein-und-zwanzig dichtgedrängte, große goldene Früchte in einem Knäuel. Derſelbe Baum hatte dieſes Jahr allein 5000 geliefert. Die zwei Söhne unſeres Wirthes, zwei rüſtige und der Gegend wohl kundige Jungen, begleiteten uns zu Pferde zuerſt nach den Kalybien von Zocha, die anderthalb Stunden weit am Fuß eines der Vorgebirge gelegen ſind. Trümmer von Säulen und andern Stücken marmorner Gebäude, Grundmauern und Ziegeln auf dem Felde umher zeigen, daß der Ort in alter Zeit bewohnt war, und auf dem Gipfel des Gebirgs, von wo eine Ausſicht in die Hochthäler dieſer Alpenwelt ſich öffnet, ſind noch die zum Theil ſehr wohl erhaltenen Mauern einer mächtigen kyklopiſchen Burg, die auch in neuerer Zeit den Einwohnern gegen Ibrahim als Zufluchtsort gedient hat. Hier alſo wird Therapne, der „hochlandige Sitz der Tyndariden“ nach Pindar (Iſthm. 1, 43) geweſen ſeyn. Wir ritten von hier in ſüdöſtlicher Richtung gegen den Eurotas nach Leuká, einem großen, aber ganz in Ruinen liegenden Dorfe, deſſen türkiſche Einwohner, wie die gleichen Stammes in der ganzen Ebene, mit dem Schwerte vertilgt worden. Kein lebendiges Weſen war in dieſer Oede ganz zerfallener Mauern, doch die Flur mit hohen Saaten bedeckt, die Maulbeerbäume wohl unterhalten. Hinter dem Orte erhebt ſich, gegen den Eurotas gewandt, eine beträchtliche Hügelreihe, auf einer ihrer weſtlichen Spitzen der kyklopiſche Eingang in einen Rundbau, der hinter ihm zuſammengefallen iſt. Die Meinung, daß dieſes ein Schatzhaus geweſen, hat auch das nicht archäologiſche Gemüth des Gouverneurs Eindruck gemacht, und in der Hoffnung, den Schatz aus dem Hauſe zu heben, hat er darin eifrig nachgraben laſſen; doch iſt das ohne Ordnung und Verſtand geſchehen: man hat mitten hinein ein Loch gemacht, die Steine nur zurückgeworfen, und iſt abgeſtanden, ehe man auf den Grund gekommen, wo noch erhaltene Theile des Baues ſeyn müſſen, nach deren Aufdeckung allein man über denſelben urtheilen kann.

Wir kehrten von da gegen Norden um und kamen nach einer halben Stunde in den fruchtbarſten und üppigſten Theil der Gegend, wo die Ortſchaften Godma und Slavochori mit Trümmern zahlreicher Kirchen zwiſchen fetten Saatfeldern zerſtreut liegen. Die Erde gibt hier ungedüngt zwanzigfältige Frucht, doch iſt ihr Anbau zur Zeit der Türken verſäumt geweſen und auch jezt noch

Digitized by Google

nicht in Ordnung; weder Oelbäume, noch Orangen, noch Wein ſind noch gepflanzt worden, und die Noth der lezten Jahre, wo die Dörfer von zahlreichen Soldaten, welche gegen die Mainoten zu Felde lagen, heimgeſucht wurden, hat vollends allen Eifer erſtickt.

Die ganze Gegend iſt reich an Alterthümern, beſonders die verſumpften Büſche zwiſchen Godma und Slavochori; die zahlreichen Kirchen von Slavochori ſind faſt alle aus Trümmern alter Tempel gebaut, eben ſo andere in Godma, wie die der Panagia, ſeitwärts vom Orte an einer reichen Quelle, und der H. Kyriaki, hinter dem Dorfe, auf einer Anhöhe gegen den Eurotas. Man wandelt über dem Grabe einer untergegangenen Stadt, und dieſe muß, nach Lage und Entfernung von Sparta, Amyklä geweſen ſeyn. Man hat Amyklä in Slavochori, Leake hat es auf dem Hügel der H. Kyriaki geſucht. Es breitete ſich offenbar an der Stelle und über die Fluren beider genannten Dörfer aus, die nur zwanzig Minuten von einander entfernt liegen. Auf der Höhe der H. Kyriaki war die Burg, und in der Kirche und in den gewaltigen Subſtruktionen umher haben ſich wahrſcheinlich Spuren des berühmten Apollotempels von Amyklä erhalten. Auf uralte Feſtesfeyer deutet auch ihr Name hin, indem er, den eine Märtyrin und der Sonntag gemein haben, öfters in Griechenland den Kirchen gegeben ward, die an den Stellen alter Volksfeſte gebaut wurden. Eine Burg von Amyklä wird zwar nicht erwähnt; aber wie könnte eine Stadt jenes Alterthums ohne Burg geweſen ſeyn, zumal in dieſem Thal voll natürlicher Burgen in den Anhöhen gegen den Eurotas? Auch deutet der lange Widerſtand, den ſie den Doriern geleiſtet, auf ſtarke Befeſtigungen hin, die in Griechenland ſich überall an Berge lehnen oder Berge umſpannen und krönen. Vergeblich war unſer Bemühen, hier, wo vor hundert Jahren Fourmont merkwürdige Inſchriften fand und noch mehr erdichtete, wenigſtens einige derſelben zu finden. Eine mit dem Namen von Amyklä in H. Kyriaki, eine andere ebenfalls mit dieſem Namen in einer Kirche von Slavochori und einiges Römiſche war alles, was ſich erhalten hatte. Erſt vor zwei Jahren waren aus einer Kirche von Slavochori die lezten durch „Milordi" abgeführt worden. In der Panagia von Godma, auf einem Marmorpfeiler, der dem Gewölbe zur Stütze dient, iſt der Name Eugenidas in uralten Zügen *) geſchrieben, die einige Erinnerung an das fernere helleniſche Alterthum erwecken.

Wir gingen über das Dorf Kalogonia zurück, hinter dem der Fluß von Magula weggeht, um das Thal des Eurotas zu erreichen. An ſeinen Ufern iſt die untere Hälfte eines großen und ſchönen Sarkophags aufgedeckt worden, deſſen halbgebrochene Figuren einerſeits eine Opferſcene, auf der andern einen Kampf bei einer Einſchiffung andeuten und wohl auf die Scene der Iphigenia in Tauris Bezug haben. In derſelben Richtung, an einem Hügel, an welchem der kleine Ort Pſychiko liegt, ſind andere Gräber gefunden worden. Gleich neben dieſem Orte gehen dann die Trümmer von Sparta an.

Wir kamen auf dem lezten Theil unſerer Heimkehr in ein arges Gewitter, das ſüdlich unter den Schneeregionen des Taygetus an dem Berg herabzog und die Flur mit einem ausnehmend reichen und erfriſchenden Regen erquickte. Gleich darauf ward es heiter und die Luft von einer außerordentlichen Lieblichkeit. Wie ſchön, unausſprechlich ſchön iſt doch dieſes Klima, dieſer Himmel und, in den erleſenen Theilen, dieſes Land! Korinth, der Parnaß, die Thermopylen und dieſes Thal des Eurotas, welche Gegenden! Dieſen Abend kamen wir nach Untergang der Sonne gegen Miſtra zurück und hatten das rieſenhafte Gebirg in ernſter Stille vor uns. Eine zauberiſche Klarheit ſchimmerte um die weißen und bewaldeten Gipfel deſſelben, und der milde Strom der Alpenluft aus ſeinen Höhen war mit den Düften der Orangengärten, über welche er zu uns kam, balſamiſch erfüllt, während Schaaren von Nachtigallen wetteiferten, dieſe Verklärung und Herrlichkeit der ſüdlichen Natur mit Melodien zu erfüllen, würdig des irdiſchen Paradieſes, das von ihnen wiederklang. Miſtra, ſo weit es jezt unter alten Ruinen aufgebaut iſt, hat etwa dreihundert Häuſer und nur zweihundert Einwohner, deren Wohlſtand in den Kriegen gegen die Türken und dann durch die Bedrückung erſchöpft worden iſt. Die Stadt leidet durch die Nähe des Gebirgs, beſonders durch den Luftzug einer, bis in die oberſte Höhe hinaufreichenden Bergſchlucht, durch welche, ſobald die Atmoſphäre ſich erwärmt, ein heftiger kalter Luftſtrom herabbrauſt. Es war im Plan, die Hügel der alten Sparta mitten in den ſchönen Fluren am Eurotas zu bebauen und den Namen der glorreichen Stadt zu erneuern. Der Präſident hat auch dieſes gehindert.

(Die Fortſezung folgt.)

Vergehen und Strafe.

(Fortſezung.)

Meine Eltern lebten (ſo lautete dem Inhalt nach Mariannens Mittheilung) in dem Zeitpunkt meiner frühſten Erinnerungen fleißig und friedlich und hatten den Ruf rechtſchaffener, gutgeſinnter Leute. Meine Mutter mochte wohl immer auf den Beſitz von Geld und Gut mehr Werth legen, als recht und chriſtlich iſt, was durch die Jahre, die ſie im Dienſt angeſehener und wohlhabender Familien zugebracht, wo ſie die Vortheile und den Werth des Beſitzes hatte kennen lernen, in ſie gekommen

---

*) ʅAΔIMƎ⅂VƎ

war und vielleicht den Grund zu ihren ſpätern Vergehungen legte. Der erſte Unfall, der uns traf, war der Verluſt eines erſparten Kapitälchens, durch den Bankerott des Hofraths von T., eines angeſehenen Beamten, der ſtets im beſten Ruf geſtanden hatte und nun auf die ſchändlichſte Weiſe eine Menge armer Familien um das Ihrige betrog. Dieſer Unfall drückte in das Herz meiner Mutter den Stachel eines unauslöſchlichen Mißtrauens und Haſſes gegen die höhern Stände, welche ſie, mit einem hellen Verſtande begabt, während ihrer Dienſtjahre wohl von manchen nicht eben lobenswerthen Seiten kennen gelernt haben mochte. Sie äußerte ſich von da an nur bitter über ihr Schickſal, das ſie in niedern Verhältniſſen hatte laſſen geboren werden, und mißgünſtig über die Vorrechte und Vorzüge höherer Stände, und alles, was mein frommer und verſtändiger Vater dagegen vorbringen mochte, diente nur, beide zu entzweien und die Mutter noch mehr zu verſtimmen. Mit dieſer Richtung ihres Gemüths ſchien ſich jedoch die Thätigkeit der Mutter zu verdoppeln, ſie bezog die benachbarten Jahrmärkte, und zwar bald allein, da des Vaters Kränklichkeit ihn an das Haus feſſelte. Ich begleitete ſie oft auf dieſen Reiſen und hatte da Gelegenheit, zu bemerken, daß die Mutter dann häufig mit Juden und allerlei Geſindel verkehrte, von denen ſie Geld empfing, ohne daß ich doch geſehen hätte, daß ſie was kauften. Zu Hauſe gab es dann auch viel Heimliches mit dem Vater zu beſprechen, was dieſen zu ängſtigen und zu bedrücken ſchien; denn ſeine Stimmung ward von Tag zu Tage trüber und düſterer. Endlich kauften die Eltern dieß Haus mit dem Garten, und bald bemerkte ich, daß die Mutter dort nächtlich ein unheimliches Weſen trieb, daß die nämlichen Geſtalten, die mir auf den Märkten begegnet waren, und noch andere dort Nachts aus- und eingingen, bald auf heimliche Weiſe etwas brachten, bald holten und forttrugen. Späteres Nachdenken und Erfahrung haben mich überzeugt, daß es Schmuggler waren, die zu jener Zeit einer allgemeinen Handelsſperre in dieſer Gegend ihr Weſen trieben, und denen die Oertlichkeit dieſes Gartens ſehr bequem zu ihrem Verkehr ſeyn mochte. Die Mutter ſtand ſich ohne Zweifel nicht übel dabei, denn ſie ſchaffte viel an und wendete viel Geld auf meine Erziehung, indem ſie mir geſchickte Lehrer hielt und mich ganz im Zuſchnitt eines höhern Standes unterrichten ließ. Ich ſolle es dereinſt *beſſer* haben als ſie, ſagte ſie immer, und nicht verdammt ſeyn, mich in der Dienſtbarkeit oder der drückenden Lage gemeiner Leute zu plagen. Der Vater dagegen ermahnte mich ſtets zur Demuth und Sitteneinfalt. Er gab mir Lehren der Rechtſchaffenheit und Tugend, an denen feſtzuhalten ich ihm mehrmals geloben mußte. So war ich dreizehn Jahr alt geworden, als die Mutter auf die Entdeckung kam, daß in dem alten Gemäuer des ehemaligen Gartenhauſes etwas von einem Schatz verborgen ſey. Sie ſparte keine Mühe, ſich in den Beſitz deſſelben zu ſetzen, und es gelang ihr endlich.

Ihre Kräfte hätten indeß zu dieſem Werke nicht hingereicht. Der Vater lag krank, und ſo geſchah es, daß ſie den Fritz, den Schweſterſohn meines Vaters, den die Eltern als Waiſe zu ſich genommen und erzogen hatten, einen kräftigen Burſchen von ſechszehn bis ſiebzehn Jahren, bei jenem Geſchäft brauchte, und ihm war es bei nächtlicher Arbeit gelungen, die alte Mauer zu durchbrechen und zum verborgenen Käſtchen, welches darin ſteckte, zu gelangen. Die Freude war groß, aber nicht von langer Dauer. Ein Maurer, der an der alten Mauer, welche den Einſturz drohte, gearbeitet, war zuerſt jener Entdeckung auf die Spur gekommen. Da aber die Mutter, ſtatt ihn Theil an dem Funde nehmen zu laſſen, ihn ſogleich abgelohnt und fortgeſchickt hatte, ſo ſchwieg er nicht davon, und machte zuletzt dem Anwalt der Erben des verſtorbenen Beſitzers Anzeige von der Sache. Es war ohnehin ſehr auffallend geweſen, daß der alte Doktor, der doch für wohlhabend gegolten, nichts hinterlaſſen haben ſollte, und da in ſeinen Papieren ſich häufige Beweiſe von einem Kapital, das er beſeſſen, fanden, ſo ward ſofort eine Unterſuchung angeordnet, der Sache auf den Grund zu kommen. Die Mutter hatte indeſſen ihre Maßregeln gut genug genommen, um jeder Entdeckung vorzubeugen. Sie ward gerichtlich vernommen und leugnete mit der größten Ruhe und Beharrlichkeit alles. Der Vater lag an einem ſchweren Nervenfieber, und ſo ſchützte ſein Zuſtand ihn vor der Vernehmung, und Fritz, welcher derſelben nicht entging, war von der Mutter in ſeiner Rolle gut unterrichtet und durch Drohungen hinlänglich eingeſchüchtert, um Alles zu leugnen.

Da jedoch zu viele Umſtände den Fund wahrſcheinlich machten, ſo ließ jener Anwalt nicht nach, bis der Mutter ein Eidſchwur auferlegt ward, um ſich von dem Verdacht der Verheimlichung zu reinigen. Es war ein ſchwerer Kampf, den ihre frühere Rechtſchaffenheit und Gottesfurcht mit der Habſucht beſtand. — Aber die letztere trug den Sieg davon. Es hatte überdieß ſeit ihrem Verluſt beim Hofrath v. T. ſich das Vorurtheil bei ihr feſtgeſetzt, als ſchützen die Geſetze nur die höhern Stände in ihrem Recht, während man bei den niedern nur immer Schlechtes vorausſetze und ihre Gerechtſame wo nicht unterdrücke, doch wenigſtens ſehr läſſig unterſtütze. So geſellten ſich Trotz und Erbitterung hinzu, und ſie ſchwor, die unglückliche Frau, ſchwor ſich zur *Meineidigen*.

Von dieſem Tage an wich der letzte Reſt von Glück und Frieden aus unſerem Hauſe. Eine feindſelige erbitterte Stimmung bemächtigte ſich der Mutter je mehr und mehr; ſie zog ſich von allen Verbindungen mit Nach-

Digitized by Google

barn und Bekannten zurück, denn nicht ſelten wurde in gröbern und feinern Andeutungen ihr zu verſtehen gegeben, was man von ihr halte. Der Vater erfuhr, als er geneſen, was ihm freilich nicht verborgen bleiben konnte. Ihm ſchauderte; der Meineid war für den frommen, kränkelnden Mann ein Verbrechen der gröbſten Art. Die Früchte deſſelben zu genießen, hieß ihm, ſich deſſelben theilhaftig machen, und was auch die Mutter verſuchen mochte, ihn durch Wohlthaten, die ſie ſpendete, zu der Anſicht zu überreden, der gute Gebrauch vermöge mit der Art des Erwerbes zu verſöhnen, es vermochte nichts ſeine verlorne Ruhe wieder herzuſtellen. Er lebte trübſinnig vor ſich hin, floh allen menſchlichen Umgang, und es zeigten ſich Spuren von Geiſteszerrüttung. Er entfernte ſich faſt gänzlich von der Mutter, und Fritz und ich waren ſeine einzige Geſellſchaft. Stets gab er uns die eindringlichſten Lehren zu einem ſittlich guten, rechtſchaffenen Wandel, und nahm mehr wie einmal das feierliche Verſprechen von mir, daß, käme ich einſt zum Beſitz, ich nichts von dem ungerechten Gut behalten, ſondern den rechtmäßigen Eigenthümern oder deren Erben alles bei Heller und Pfennig zurückgeben wolle. Nur die feſte Ueberzeugung, daß ich das thun werde, verſicherte er, könne ihn im Leben und Sterben beruhigen und das Verbrechen der Mutter verſöhnen, und Sie zweifeln gewiß nicht, daß ich es ihm unter den heiligſten Eiden gelobte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Die Verſuchung. Kleine Theater.

Bis die Schauſpiele wieder der Hauptgegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit werden, werden ſich die Direktoren ganz beſonders anſtrengen müſſen, um ihre Gunſt beim Publikum nicht zu verlieren. Dies thut Herr Véron, der bekannte Direktor der Oper. Zu Anfang des Sommers waren ihm ſeine Hauptſänger und Tänzerinnen davongegangen, um zu London Robert le diable aufzuführen. Ein Anderer hätte vielleicht die Oper geſchloſſen, um ſich die Mühe zu erſparen, durch etwas ganz Neues das Publikum herbeizulocken. Er aber that dies nicht, ſondern erfand etwas Außerordentliches, das ihn in Stand ſezte, auch ohne ſeine Hauptakteurs den Pariſern zu gefallen, und ſo kam ſeine Tentation oder „Verſuchung“ zu Stande, halb Oper und halb Ballet, von der die Zeitungen ſo viel geſprochen haben, daß ich hier in keine Beſchreibung derſelben einzugehen brauche. Ich weiß nicht, wer den erſten Einfall gehabt hat, die Verſuchung des heil. Antonius auf die Opernbühne zu bringen. Der Einfall muß von einem originellen Kopfe herrühren; indeſſen ſcheint er nicht auf einmal entſtanden zu ſeyn, ſondern hat wohl durch Callots bekannten phantaſtiſchen Kupferſtich und durch ein luſtiges, von Sedaine herrührendes Lied über dieſe Verſuchung allmählig ſeine Ausbildung erhalten. Man hat einen wahren Roman aus der Geſchichte des verſuchten Einſiedlers gemacht; die Geſchichte iſt aber nichts, ſondern die Einkleidung, das heißt die Scenerei, Alles. Véron ſoll 200.000 Franken auf die Dekorationen und die wundervollen Verwandlungen und Proſpekte dieſes Opernballets verwendet haben. Vielleicht hat die alles vergrößernde Fama ein Viertel oder gar die Hälfte hinzugeſezt; allein hunderttauſend Franken ſind noch immer eine beträchtliche Summe, und wenn man bedenkt, daß dieſe erſt müſſen wieder herbeigeſchafft werden, ehe auch nur ein Heller in die Opernkaſſe gelangt, ſo möchte vielen andern Unternehmern bange geworden ſeyn. Für dieſes Geld ſind aber die wunderbarſten Dinge zu Stande gekommen, die jemals auf der Opernbühne das ſchauluſtige Publikum entzückten, und haben der großen Oper wieder zum erſten Range unter den Schauſpielen verholfen, den ihr ſeit einiger Zeit die kleinern Theater, ſogar die Volkstheater auf den Boulevards, ſtreitig machten. Es war hohe Zeit, daß ſich die Oper in dieſer Hinſicht wieder aufrichtete, denn ſonſt wäre ſie von den andern Schauſpielen ganz heruntergebracht worden. Zum erſtenmal hat man verſucht, die Künſtler, deren Paris eine Menge hat, zur Verſchönerung der Scene zu gebrauchen und von ausgezeichneten Malern Entwürfe zu Landſchaften und Perſpektiven, wie man ſie in jenem Stücke nöthig hatte, fertigen zu laſſen. Bisher nahm man einen beſoldeten Mann dazu, gewöhnlich den Dekorationsmaler, der für alle Stücke die nöthigen Verzierungen lieferte. Bei einem ſo großen und ſo phantaſtiſchen Stücke, wie jene „Verſuchung“ iſt, war es aber beſſer, Skizzen von verſchiedenen Händen zu haben, wenigſtens gewann das Stück dadurch an Mannigfaltigkeit. Nur hat man die Bemerkung gemacht, daß die Künſtler ihrer Phantaſie nicht freien Lauf gelaſſen, ſondern ſich allzuſehr in den Schranken der Mäßigung gehalten haben. Vielleicht haben ſie gefürchtet, ſie möchten in Callots Manier verfallen und gar zu drollicht werden, was dann einem ſo vornehmen Publikum, wie das der Oper iſt, nicht würde behagt haben; die ſchnörkeligen und frazenhaften Teufel, die Callot auf ſeinem Blatte angebracht hat, mögen ebenfalls in der Wirklichkeit ſchwer darzuſtellen ſeyn. Indeſſen bleiben die von den Pariſer Künſtlern gelieferten Entwürfe noch immer merkwürdig genug, und es heißt, man werde ſie vereinigt herausgeben; wir werden *alſo* den Roman vom verſuchten Einſiedler geſtochen oder lithographirt vor Augen bekommen; dieſe Darſtellungen werden aber nur einen ſchwachen Begriff von dem überraſchenden Anblicke geben, welchen die große Opernbühne in dieſem Stücke gewährt. Himmel und Hölle ſtehen hier in ihrer reſpektiven Herrlichkeit und Furchtbarkeit vor dem Pariſer Publikum. Die Muſik zu dieſem phantaſtiſchen Stücke iſt von Halevy und Gulde geſezt worden; erſterer hat ſein Talent bereits in andern Opern bewieſen; lezterer iſt noch wenig bekannt, und hier hat er wohl einen ſeine Kräfte überſteigenden Verſuch gewagt; ein Weber oder Meyerbeer wäre zu ſolch einer Arbeit nöthig geweſen. Die Muſik iſt übrigens der hervorſtechende Theil dieſes Schauſpiels nicht; für das Ohr iſt nur beiläufig geſorgt, vielleicht aus der beſcheidenen Vorſicht, das Auge in ſeinem Genuſſe nicht zu ſtören. Eine Parodie des barocken Stückes wird auf dem kleinen Theater des Palais royal gegeben; der Witz wird aber darin etwas ſparſam ausgetheilt. Dieſe kleine, erſt ſeit anderthalb Jahren beſtehende Bühne hat ziemlich guten Fortgang und bereits mehrere ſehr heitere Stücke dargeſtellt. Die kleinen Bühnen ſind jezt überhaupt viel blühender, als die großen, und wachſen gleichſam auf den Trümmern der leztern hervor; die komiſche Oper und das Odeon ſind eingegangen, aber drei bis vier kleine Theater ſind dagegen neu eröffnet worden. Erſt kürzlich wurde eines im Luſtgarten Tiroli angelegt, und es gibt faſt kein Stadtrevier, das nicht ſeine Theater hätte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Auguſt 1832.

Auf, auf, fleug bald, mein junges Herz,
Zu deren, die allein dich nähret;
Sag' ihr, wie übergroßer Schmerz
Von ihretwegen mich bethöret.

Rudolph Wekherlin.

Liebe, Wanderſchaft und Heimkehr.

In vierzehn Liedern von Julius Moſen.

An Sie.

Es blüht am Rain der weiße Schlee,
Wohl kommt der Lenz, doch mir iſt weh;
Am Kirchthurm ſeh' ich Schwalben ziehn,
Könnt' ich mit ihnen heimwärts fliehn!

Wie iſt mein Liebchen gar ſo hold,
Sein Lockenhaar ſo helles Gold,
Und in den Augen klar und rein
Des ganzen Himmels Wiederſchein!

Ich bin von ihr nun fern, ſo fern;
Wär' bei der Trauten gar ſo gern!
Im Waizen lockt die Wachtel laut
Mich in die Arme meiner Braut.

Vor ihrer Thüre wird ſie ſtehn,
Hinaus zur Ferne ſpähend ſehn,
Ein Blüthenregen um ſie her.
Wer doch an ihrer Seite wär'!

Die Botſchaft.

Mondenſchein, ſtiller Mondenſchein,
Eile zu ihrem Kämmerlein;
Du ſollſt ſie oftmals grüßen,
Mondenſchein, darfſt ſie küſſen;
Willſt du mein Bote ſeyn?

Nachtigall, traute Nachtigall,
Fliege mit deinem Liederſchall,
Fliege zu ihr und ſage,
Was ich im Herzen trage
Ueberall, überall!

Roſenduft, ſüßer Roſenduft,
Schwinge dich durch die Abendluft,
Eile mit deinem Wehen!
Schmeichler, ſie wird es verſtehen,
Daß dich die Liebe ruft.

Aber der treuſte Bote hier
Plaudert den ganzen Tag von ihr.
Immerfort muß er ſpringen,
Fröhliche Botſchaft mir bringen.
Eile, mein Herz, zu ihr!

Der Oſtertag in Rom.

Ob am grünen Donnerſtage
Auch der Pabſt gar ſehr geflucht,
Hab' ich doch am Oſtertage
Wieder Peters Dom beſucht.

Wenig hat es mich gekümmert,
Wie in ſchwerer goldner Pracht
Seine Heiligkeit geflimmert,
Schön das ſchöne Spiel vollbracht.

Digitized by Google

Denn vor all den ſchönen Frauen,
Welche Roma zart gepflegt,
Mußt' ich auf die Schönſte ſchauen,
Die mir Herz und Sinn bewegt.

Roſa, mit denſelben Blicken
Drang dein Auge einſt zu mir;
Soll es mich denn nicht entzücken,
Find' ich dich in Roma hier?

Der Oſterabend in Rom.

Da der Abend war gekommen,
Und ſie mir vorüberſchwand,
Streifte flüchtig, wie beklommen,
Mich ein wenig ihre Hand.

Traf mit ihr gar bald zuſammen
Vor dem Dom, der war erhellt —
Millionen kleine Flammen
Um die Kuppel bunt geſellt.

Von der Engelsburg zum Himmel
Warf der Pabſt ein Feuermeer;
Meiner Donna im Getümmel
Schlug das Römerherzchen ſehr.

Ihr Geſicht war ſanft geneiget,
Und ihr Kuß war glühend heiß —
Lieder! kleine Lügner, ſchweiget,
Schweigt von dem, was ich nicht weiß!

In der Villa reale zu Neapel am Meere.

Wanderer:
Wo kommſt du her, du grüne Welle,
Im Meere herüber ſo ſchnelle?

Welle:
Mich ſchickt her ein ſchönes Kind,
Und mich trieb ein guter Wind;
Hab' dich müſſen
Viel tauſendmal grüßen —
Geſchwind! Geſchwind!
Ueber Sand- und Felſenbank!

Wanderer:
Schönen Dank.

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

Das waren wohl traurige, aber auch ſchmerzlich ſüße Stunden, denn zwiſchen Fritz und mir hatte das geſchwiſterliche Verhältniß, in dem wir aufgewachſen, ſich allgemach zum Bündniß zweier zärtlichen und unſchuldigen Herzen geſtaltet. Der Vater ſah es, es machte ihm Freude, und er ſagte uns, er wünſche nichts ſehnlicher, als uns durch dauernde Neigung dereinſt verbunden zu ſehen, wozu er freilich einen ſehr entfernten Zeitpunkt anſezte; denn Fritz, an welchem er ein vortreffliches Talent zu künſtlicher Schnitzarbeit wahrzunehmen glaubte, ſollte ſich in dieſer Kunſt erſt vervollkommnen, um dann nach mehrjährigen Reiſen und dem Aufenthalt in großen Städten ſich irgendwo als ein geſchickter Künſtler niederzulaſſen. Unſere Liebe war noch ohne Leidenſchaft, und ſo hatte dieſe Ausſicht und der Zwiſchenraum mehrerer Jahre nichts Abſchreckendes für unſere jugendlichen Herzen. Die Mutter aber, als ſie endlich bemerkte, wir ſeyen einander nicht blos wie Geſchwiſter zugethan, zeigte ſich ſolchem Verhältniß aufs äußerſte abgeneigt. Ich ſollte, das war ihre Abſicht, durchaus in den von ihr ſo oft beneideten höhern Stand mich verheirathen. Geld, dieſer Haupthebel der menſchlichen Verhältniſſe, meinte ſie, werde mir dazu unfehlbar behülflich ſey, und da ich auch hübſch war, ſo könne es mir um ſo weniger an einer annehmlichen Parthie fehlen. Auf meine Einwendungen und die Verſicherung, daß das beſcheidene Loos des Standes, in dem ich geboren, mir genüge, entgegnete ſie dann heftig auffahrend, daß jener Plan das einzige Ziel und Streben ihres Lebens geweſen ſey, dem ſie den Frieden ihrer Tage und ach! ihrer Seele zum Opfer gebracht, und daß ſie wenigſtens hoffe, ihr einziges Kind werde ſolche Opfer nicht mit Undank lohnen, da ſie überdieß nur *mein Glück* wolle. Als ſie aber anfing, die Entdeckung zu machen, daß Fritz ihren Entwürfen am meiſten entgegenſtehe, ward der arme Junge ihr ein Dorn im Auge. Schon längſt hatte ſie ihn mit mißtrauiſchen Blicken angeſehen, denn einmal hatte Fritz ihr aufs Beſtimmteſte erklärt, er wolle zwar von dem, was er wiſſe, gern und immer ſchweigen, doch nur ſo lange, als Niemand einen Eid von ihm fordere. Geſchähe aber dieß über kurz oder lang, ſo würde keine Macht und Rückſicht in der Welt ihn verleiten, einen ſolchen zu ſchwören. Die Mutter hütete ihn von da an mit ſtetem Argwohn, und ich merkte wohl, daß nur die Beſorgniß, er könne außer dem Hauſe wohl noch eher verleitet werden, ihr Geheimniß zu verrathen, ſie bewog, ihn bei ſich zu behalten. Des Vaters Profeſſion war längſt ganz eingegangen, und Fritz führte im Grunde ein müßiges Leben, wobei nur ſein Hang, ſich durch Leſen zu unterrichten, ihn beſchäftigte; denn er hatte faſt alle Unterrichtsſtunden mit mir getheilt und hiedurch einen guten Grund zu künftiger Bildung gelegt.

Da trat jener Geburtstag ein, deſſen der Kandidat Leidmann erwähnte. Fritz und ich feierten ihn dießmal in der froheſten Stimmung. Wir waren nicht mehr Kinder, wir waren ein erwachſenes, liebendes Paar. In einer Gartenlaube ſchwuren wir einander ewige Liebe und Treue. Mir verrieth der Zufall, daß die Mutter dieſe

Digitized by Google

Scene belauſcht hatte. Es nahm mich Wunder, ſtatt des Ungewitters, das, wie ich glaubte, über mich losbrechen würde, ſie gegen mich und Fritz freundlicher als ſonſt zu ſehen, und ſchon überließ ich mich den froheſten Hoffnungen. Aber vierzehn Tage ſpäter war Fritz verſchwunden. Spurlos war er verſchwunden, und wenn gleich die Vermuthung, er möchte beim Bade im Fluſſe verunglückt ſeyn, die wahrſcheinlichſte blieb, ſo war doch der Umſtand, daß weder ſeine Kleidungsſtücke, noch, trotz der ſorgfältigſten Nachſuchungen im Bett des Stromes, ſein Körper gefunden wurde, damit auf keine Weiſe zu reimen. Von ſeinen übrigen Sachen fehlte nichts, auch nicht die kleinſte Spur konnte auf die Vermuthung einer abſichtlichen Entfernung führen. Es war eine traurige Zeit, die ich nun lebte. Eine dunkle, ſchreckliche Vermuthung begann ſich in meiner Seele zu regen, und wie ich mich auch anſtrengte, ſie zu unterdrücken, ſie rührte ſich immer von Neuem, und ein inſtinktartiges Gefühl ſchärfte mir den Blick, womit ich — Gott weiß mit welchem Schauder — die Mutter beobachtete. Es entging mir nicht, daß ihre Betrübniß über den Vorfall nur erkünſtelt, ihre Bemühungen nach Aufklärung nur ſehr oberflächlich, ihre Vermuthungen aus der Luft gegriffen und ganz dazu berechnet waren, jeden Verdacht von ihr zu entfernen. Auch den Vater quälten, ich ſah es deutlich, ähnliche Muthmaßungen, aber er vermied, ſie gegen mich auszuſprechen, ja ſeine Aengſtlichkeit, einen ſo ſchrecklichen Argwohn bei mir nicht vielleicht durch ein unvorſichtiges Wort anzuregen, ging ſo weit, daß er bald Fritzens gar nicht mehr erwähnte. Auch die Mutter erwähnte ſeiner nicht, und ich glaubte deutlich zu ſehen, daß es ſie verletzend berührte, wenn ſeiner nur Erwähnung geſchah. So kam es denn bald dahin, daß der Name des unglücklichen Jünglings nicht mehr unter uns genannt wurde; aber die Herzen verſchloſſen ſich immer mehr gegen einander und die Empfindungen des Argwohns, des Abſcheues und Grolls arbeiteten im Stillen um ſo heftiger fort. Denn ach! *mir* war, was ich bisher bei mir ſelbſt kaum deutlich zu denken wagte, durch einen zufälligen Umſtand zur fürchterlichen Gewißheit geworden. Die Mutter reiſte zu ihrem Vergnügen, wie ſie ſagte (denn ſie beſuchte des Handels wegen die Märkte nicht mehr) nach dem Städtchen G...... und nahm mich dahin mit. Das Städtchen war mit Menſchen angefüllt, wir konnten nur ein kleines Stübchen im Gaſthof erhalten, und ich mußte, da ich unterwegs unwohl geworden, mich aufs Bette legen, während die Mutter ihre Bekannten aufzuſuchen ging. Ich war eingeſchlafen, als ein Geräuſch mich weckte. Ich blinzelte mit den Augen und ſah die Mutter im Geſpräch mit einem fremden Mann, den ich als Einen von denen, womit ſie ſchon früher verkehrt hatte, zu erkennen glaubte, was mich beſtimmte, mich nicht zu rühren, indem ich dachte, er werde bald fortgehen. Bald aber nahm ich wahr, daß die Mutter weinte, während der Fremde ihr mit Ungeduld zuzureden ſchien.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland.

Von Thierſch.

(Fortſetzung.)

Nauplia, den 12ten Mai 1832.

Unſer Weg führte uns vergangenen Donnerſtag über den Eurotas in die hohen und öden öſtlichen Gebirge von Lakonien, durch ihre Niederungen mit Anbau, Grün, Quellen und anmuthigen Dörfern, immer höher in den Bergreiben des Malvos empor. Wir kamen über Braſara gegen fünf Uhr in Veria an, in deſſen hochgelegenem, quellenreichen Thal wir in einer Hütte unter Blüthenbäumen und den Geſängen der Nachtigallen die Nacht zubrachten. Am folgenden Morgen ging es durch höhere Gebirgszüge, und die von der Zerſtörung der Hirten noch nicht ganz erreichten Waldungen der Hochthäler nahmen ihren Anfang, die Föhren und Fichten zum Theil in dichtem Beſtand, trotz der Verwüſtungen im Einzelnen, da Jeder ungeſtört nimmt, was er braucht, und in ihrem Schatten üppiges Gras, Quellen, eine Fülle von Veilchen, Narciſſen und prachtvollen Tazetten; auch die Singvögel unſerer Waldungen fehlen nicht. Gegen Mittag zogen wir abwärts durch ein Thal voll Nuß- und Kaſtanienpflanzungen nach Kaſtanizza, eine Ortſchaft, die von den eigentlichen Zakonen (Lakonen) bewohnt wird, welche unter andern einen ganz eigenthümlichen, dem altlakoniſchen ſehr nahen Dialekt reden, in dem zugleich vieles andere Altgriechiſche ſich erhalten hat *). Ihr Hauptort, Braſtos, einige Stunden von Kaſtanizza, gegen tauſend Familien ſtark, iſt nach der Zerſtörung durch Ibrahim wenig aufgebaut worden, und die Einwohner haben ſich in ihre Beſitzungen am Meere, nach Limeni und H. Andreas, zerſtreut. Außer Braſtos und Kaſtanizza, das 130 Häuſer hat, iſt der Dialekt nur noch in Aigithora, einem nordweſtlich von Kaſtanizza gelegenen Dorfe von hundert Häuſern, urſprünglich; wo er ſonſt vorkommt, iſt er durch Einwohner der drei Orte hingebracht. Ich habe mir Mühe gegeben, von ihm ſo viel als möglich zu erfahren. Den Nachmittag ritten wir durch ſich mehr und mehr ſenkende Gebirge nach dem

*) Z. B. ἔνθσχε oder ἀπὸ τάνου νὰ φύξωμεν νὰ πᾶμεν 'ς τὰν χώρα. d. i. ἔνθεν oder ἀπὸ τάνου νὰ φύξωμεν (φεύγωμεν) νὰ ὑπάγωμεν εἰς τὰν χώραν; — γουναῖκα ἀγαποῦτα τὸν πόθσι. d. i. γυναῖκα ἀγαπῶσα τὸν πόσιν.

Digitized by Google

Meere, und kamen um ſieben Uhr durch eine mit Aſtros zuſammenhängende Ebene am Fuße einer Anhöhe am Meere an, die auf der Spitze die Kirche des heil. Andreas hat, von der die Gegend den Namen trägt; desgleichen bedeutende kyklopiſche Reſte einer Burg und über die Bergfläche verbreiteten Stadt, in welcher wohl mit mehr Sicherheit die Ruinen des alten Thyrea, als hinter Aſtros zu ſuchen ſind; am Fuße eine durch den Handel mit Nauplia, Syra und dem Innern des Landes belebte Rhede, und die geringen Reſte eines urſprünglich größern, aber faſt ganz verſchlammten Hafens, bis zu dem ſich die alten und ſtarken Subſtruktionen hinaberſtrecken. Am Ufer ſind nur einzelne Magazine erbaut.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Neue Theaterſtücke.

Jezt kann kein Theater mehr auf den glänzenden Erfolg rechnen, der ſonſt die theatraliſchen Bemühungen krönte, wo nur fünf oder ſechs Theater in Paris waren; der Gewinn wird von zwanzigen getheilt, und nur diejenigen, die nicht allzugroße Koſten zu tragen haben, können fortkommen. Eines der thätigſten Theater iſt immer noch das alte Vaudeville, das ſich freilich nicht ſtets mit Vaudevillen begnügt, ſondern ſich auch in höhere Gattungen verſteigt. Neulich ſah ich hier an einem Abend drei Stücke, die neu für mich waren; zuerſt ein kleines Vaudeville: le contrebandier, „der Schleichhändler,“ welches blos den Zweck zu haben ſchien, den zum Schauſpieler gewordenen Zeichner Monier, deſſen Sittenſkizzen in lithographirten Blättern längſt bekannt ſind, unter mehreren Verkleidungen zu zeigen. Es handelt ſich um das Einſchwärzen engliſcher Waare an der Mauth von Calais. Dies Einſchwärzen wird weder in der Geſellſchaft, noch auf dem Theater als eine unſittliche Handlung betrachtet. In dem kleinen Vaudeville ſucht der Schleichhändler die liſtigen Mauthbeamten zu überliſten, was ihm auch gelingt. Es kommen manche witzige Ausfälle wider die Unhöflichkeit und den Vorwitz der Mauthbeamten vor, über den ſchlechten Tabak der königlichen Fabrik und den beſſern, der aus England herüber eingeſchwärzt wird u. ſ. w. Der Mauthunfug iſt Jedermann zur Laſt, und wahrſcheinlich werden die Völker aus bloßem Ueberdruſſe über ſolchen Zwang ſich endlich ſammt und ſonders der Mauthen entledigen. Aus dem Beifall zu ſchließen, den das Publikum allen Sticheleien auf die Mauth in dem Vaudeville ertheilt, iſt dieß auch der Wunſch der Pariſer. Nach dieſem Vaudeville wurde ein ſehr ernſthaftes Schauſpiel oder Trauerſpiel: „Ein Duell unter dem Kardinal Richelieu,“ gegeben, das auch ſchon auf einer Londoner Bühne aufgeführt wird; denn jezt ſind die engliſchen Ueberſetzer noch flinker als die deutſchen, und kaum hat ein Stück einigen Beifall auf einer Pariſer Bühne erhalten, ſo iſt auch ſchon ein engliſcher Schriftſteller bei der Hand, um es auf eine Londoner Bühne überzutragen. Ein Trauerſpiel in ſechs Aufzügen und in Proſa wäre ſonſt ein Ungeheuer in der franzöſiſchen Dramatik geweſen. Alle Trauerſpiele ſammt und ſonders mußten fünf Aufzüge haben und in Alexandrinern gedichtet ſeyn. Glücklicherweiſe hat man ſich über dieſe alten Regeln ſeit einigen Jahren weggeſezt und Voltaires Spruch: alle Gattungen ſind gut, ausgenommen die langweilige, zur Richtſchnur genommen. Jenes Trauerſpiel iſt anziehend und eine gute Schilderung der Hofſitten und des prieſterlichen Deſpotismus, den der alte Kardinal unter der Regierung des ſchwachen Ludwigs XIII. ausübte. Der Kardinal erſcheint in dem Stücke nicht, aber es iſt oft die Rede von ihm. Ein Herr vom Hofe, v. Chalais, liebt leidenſchaftlich die Herzogin v. Chevreuſe, welche aus Konvenienz hat heirathen müſſen und im Herzen ihrem Chalais zugethan bleibt. Der Kardinal fällt einen Augenblick in Ungnade und der ganze Hof freut ſich; Chalais wird zum Miniſter ernannt. Ein junger Abbé am Hofe, der, wie die adelichen Abbé's jener Zeit, ein Fuchsſchwänzer iſt, ſpricht in Gegenwart der Hofleute übel von der Herzogin v. Chevreuſe; Chalais ergreift ihre Parthie, bekommt Händel mit dem ſchlagfertigen Abbé, für welchen Duelle eine Lieblingsbeſchäftigung ſind. Die junge Herzogin geräth in die größte Unruhe, denn auf jeden Fall ſteht ihr guter Ruf auf dem Spiele. Chalais hinterläßt einen zärtlichen Brief an ſie und geht früh Morgens aus, um ſich mit ſeinem Gegner zu ſchlagen. Unterdeſſen kommt der Kardinal wieder ans Staatsruder; ſein Haß fährt natürlich auf Chalais los, den er als Duellanten verfolgen läßt. Seine Papiere werden in Beſchlag genommen; man findet darunter den zärtlichen Abſchiedsbrief an die Herzogin v. Chevreuſe; dieſen Brief läßt der verſchmizte Kardinal dem Ehemann zuſtellen. Dieſer wird nun wüthend und verſtößt die treuloſe Gattin, indeß Chalais, um ſeinem Verfolger, der ihn von allen Seiten umringen läßt, zu entgehen, ſich erſchießt. Die zweideutige Lage der liebenden und doch nicht tugendloſen Herzogin, der Charakter des leichtfertigen und duellirenden Abbés ſind gut dargeſtellt; das Ganze iſt in einem lebhaften Style geſchrieben und wird gut geſpielt. Ich vermuthete, es ſey wieder ein Stück von dem fleißigen Ancelot, denn es iſt in ſeiner Manier; allein es hat einen Schauſpieler Namens Lacroy und einen andern Dichter zu Verfaſſern. Man gibt dieſes Stück faſt alle Abend, und leicht wird es ein halbhundert Darſtellungen erleben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 192:

Lebewohl.

Palindrom.

Erſtes Wort.

Als fruchtbar Waſſer oft genannt;

Zweites Wort.

Als Schmerzensausruf wohl bekannt;

Drittes Wort.

Als ſtarker Geiſt dem Rhum verwandt.

3. 2. 1. jedes verkehrt.

Nun kehre ſie alle zuſammen um,
So ſpricht's oft deutlich, doch iſt es ſtumm;
Feil wäre Manchem ſein Beutel drum;
Feil iſt ſelbſt manches Gewiſſen drum!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. Auguſt 1832.

— Sieh! es naht mit fürchterlichem Drohn
Ein ganzes Heer von kriegeriſchen Thieren,
Verſchieden an Bewegung, Form und Ton.

Taſſo.

Hindoſtaniſche Thierkämpfe.

Die folgende Beſchreibung einer ächt antiken Luſtbarkeit, welche an die Lieblingsſchauſpiele der weltherrſchenden Römer erinnert, iſt den indiſchen Skizzen des engliſchen Kapitäns Mundi entlehnt, aus denen wir bereits Mehreres mitgetheilt haben.

* * *

Der Beherrſcher von Hindoſtan ließ dem engliſchen Kommandanten melden, es ſeyen zu einem Kampfe zwiſchen wilden Thieren auf den folgenden Tag alle erforderlichen Anſtalten getroffen. Wir alle waren ſehr begierig auf ein Schauſpiel, das wir ſchon oft als äußerſt merkwürdig und überraſchend hatten ſchildern hören. Wir beſtiegen demnach zur beſtimmten Zeit unſere Elephanten und begaben uns mit den Damen, welche ſo neugierig waren als wir, zum Pallaſt des Königs. Wir waren nicht lange unterwegs, da kam der König dem Kommandanten entgegen und führte ihn und ſein ganzes Gefolge in ein Haus im Park; hier nahmen wir auf einem Amphitheater Platz, das um einen zur Arena eingerichteten Hof herlief. In der Mitte befand ſich ein Käfigt aus ungeheuren Bambusſtämmen, gegen fünfzig Fuß hoch und ebenſoviel im Durchmeſſer haltend; oben war es mit einem Stricknetz bedeckt. In verſchiedenen kleinen Ställen, welche mittelſt Fallthüren mit dem Cirkus in Verbindung ſtanden, befanden ſich Bewohner der Wildniß aller Art; in jenem großen Käfigt aber ſah man eine Menge Büffel, dicht zuſammengedrängt; ſie bildeten mit den behaarten Köpfen, den langen, drohenden Hörnern eine furchtbare Schlachtlinie und harrten ſtille, regungslos des Signals zum Kampfe. Jezt gingen die Fallthüren auf und zwei Tieger, zwei Leoparden und zwei Bären ſtürzten mit einemmal in die Kampfsbahn. Die Büffel begannen ſogleich den Kampf und fielen über die Bären her, welche aber eilends, ihren Hornſtößen zu entgehen, an den Bambusſtämmen hinaufkletterten. Tapferer hielten ſich, troz der Ueberzahl der Büffel, die Tieger, von denen der eine namentlich ein herrliches Thier war. Der leztere erhielt einen furchtbaren Stoß mit dem Horn an den Kopf, als er ſich eben einem Büffel an den Hals geworfen hatte und ihm die Wammen gräßlich zerfleiſchte; ein zweiter Hornſtoß ſchleuderte ihn hinauf an das Stricknetz und nun wurde er von den Büffeln zertreten. Die Leoparden verhielten ſich während dieſes Gefechts völlig ruhig.

Nun trat ein Nashorn im Cirkus auf und die Wärter gaben ſich viele Mühe, es gegen einen Tieger zu hetzen, der an einer Kette lag. Das Nashorn ſchritt langſam vorwärts und betrachtete den Tieger aufmerkſam, ohne irgend eine feindliche Abſicht zu verrathen, während jener dumpf brüllte und, die ſprühenden Augen auf ſeinen Feind geheftet, an der Kette zerrte; aber mit einemmal wandte ſich das Rhinoceros, trabte davon und warf einen Palankin um, in welchem ſich eine Dame befand, der es ob dem ſchrecklichen Schauſpiel ſchon vorher übel geworden war.

Digitized by Google

Jezt traten ein Büffel und ein Tieger im Amphitheater auf. Sie fielen wüthend über einander her; der Tieger ſprang ſeinem Gegner an den Hals und brachte ihm eine tiefe Wunde bei; aber nun erhielt er einen ſo heftigen Stoß mit dem Horn, daß er weit weg geſchleudert wurde und, mit gebrochenem Rückgrat, unfähig war, den Kampf fortzuſetzen. Nun griff ein kleiner Elephant einen Leoparden an; aber dießmal war die Sache bald entſchieden: erſterer fiel auf die Knie nieder, gab ſeinem Gegner einen Streich mit ſeinen furchtbaren Stoßzähnen und ließ ihn halb todt auf dem Platze liegen.

Nach dieſer Beluſtigung begaben wir uns in den Pallaſt, woſelbſt das Frühſtück unſer wartete; nach abgenommenem Tiſchtuch wurden eigens dreſſirte Wachteln auf den grünen Teppich geſtellt und kämpften nun mit der größten Erbitterung, ungefähr wie die Hähne in London. Dieſer Wachtelkampf iſt eine große Liebhaberei der indiſchen Großen; ſie wetten bedeutende Summen auf ihre Vögel und rauchen, träge um den grünen Teppich hergelagert, ihre Hukahs dazu.

Elephantenkämpfe ſollten die Feſtlichkeiten des Tages beſchließen. Die Zuſchauer lagerten ſich auf Stufen, eine Gallerie entlang. Der kleine Fluß Goomti beſpült die Mauer des Pallaſtes und am gegenüberliegenden Ufer war ein ſehr geräumiger Cirkus angelegt, ſolcher rieſenmäßigen Athleten vollkommen würdig. Man wählt zu Kampfelephanten lauter große, kräftige, männliche Thiere und erhält ſie dadurch, daß man ſtarke Gewürze unter ihr Futter miſcht, in beſtändiger Aufreizung. Auf der weiten Ebene, die ſich vor uns ausbreitete, ſahen wir eine Menge Elephanten allein, mit drohenden Blicken umhergehen; die Mahuts oder Führer ſaßen auf dem Rücken, den ein ſtraff angezogenes Netz bedeckt, an welchem ſich der Führer feſthält, um nicht während des Kampfes abgeworfen zu werden. Neben jedem Elephanten gingen zwei, drei Männer mit langen Spießen, vor welchen ſich die Thiere ſehr fürchten. Nicht lange, ſo ſahen wir zwei Kämpfer von zwei verſchiedenen Seiten des Cirkus auf einander zurücken. Als ſie einander ziemlich nahe waren, ſezten ſie ſich in ſchärfern Lauf und ſtießen endlich mit furchtbarer Gewalt zuſammen; ihre Rüſſel wirrten ſich in einander, wie zwei Schlangen, und ſie drückten gegen einander mit voller Kraft, bis der eine, fühlend, ſein Gegner ſey ihm überlegen, ſich wandte und im Davonlaufen vom andern einen Schlag mit dem Rüßel erhielt. Der Schlag war ſo heftig, daß der Führer des beſiegten Elephanten abgeworfen wurde; zum Glück fiel er ziemlich weit vom Sieger zu Boden und machte ſich, jedoch nicht ohne Quetſchungen, aus dem Staube. Noch kamen fünf, ſechs Kämpfe ähnlicher Art vor; aber ſie waren für uns eben nicht ſehr lehrreich und unterhaltend; denn die Elephanten ſind ſo klug, daß ſie ſogleich merken, ob der Gegner ihnen überlegen iſt, und dann vom Kampfe abſtehen. — Ich hatte ſchon längſt gewünſcht, dieſe Kämpfe zu ſehen, von denen man im Lande ſelbſt ein großes Weſen macht und denen noch ſelten ein Europäer beigewohnt hat; meine Neugierde war nun befriedigt, ich hatte mir aber eine weit größere Vorſtellung von der Sache gemacht.

Vergehen und Strafe.

(Fortſezung.)

„Was iſt es denn mit dem Jungen!" redete der Fremde endlich leiſe, aber heftig zu der Mutter. Iſt doch nichts mit ihm geſchehen, als was Ihr ſelber gewollt habt! Es iſt jezt Krieg, wie Viele müſſen da dran, die wohl beſſer ſind als der! Denkt denn, er ſey in einer Schlacht geblieben!" Er wollte noch mehr ſagen, aber die Mutter wehrte dem und trat an mein Bett, zu ſehen, ob ich ſchlafe. Ich hatte auch die Faſſung, mich ſo zu ſtellen, worauf ſie bald mit dem Fremden hinausging und mich mit der Qual der fürchterlichſten Gewißheit allein ließ.

Des Vaters Gemüthszuſtand ward immer trüber. Der Gram zehrte an ſeinen Kräften, und als ein Jahr vergangen war, ohne daß, wie er vielleicht noch im Stillen gehofft haben mochte, von Fritz die geringſte Nachricht einlief, bemächtigte ſich ſeiner eine tiefe Schwermuth. Er wünſchte zu ſterben, und ich hörte ihn oftmals ſchmerzlich beten, daß Gott ihm den Tod ſenden möchte, damit er nicht noch in trauriger Geiſtesverwirrung zum Verräther und Ankläger des eigenen Weibes werde. Vielleicht war es dieſe Vorſtellung, welche, indem ſie zulezt vorherrſchend bei ihm wurde, ihn dahin brachte, zum Selbſtmörder zu werden.

Ein ſolches Ereigniß hatte noch gefehlt, die Mutter zum Gegenſtand des Abſcheues für alle Welt zu machen. Hatte es vorher Uebelwollende genug gegeben, die bei Fritzens Verſchwinden böſe Vermuthungen wider ſie in Umlauf gebracht, ſo erhielten ſolche Gerüchte jezt neue Nahrung, und wäre nicht durch mehrere Umſtände des Vaters Selbſtmord ſo klar erwieſen geweſen, ſo würde ſie einer peinlichen Unterſuchung wohl ſchwerlich entgangen ſeyn. Aber in der Meinung des Publikums half ihr das wenig. Sie ward als ein Ungeheuer verſchrien, welches, nachdem ſie den armen Schweſterſohn auf unerklärliche Weiſe aus dem Wege geſchafft, nun auch den guten Mann durch ewigen Zank und Vorwürfe über ſeine Kränklichkeit und Unthätigkeit zur Verzweiflung, und in dieſer zum Selbſtmord getrieben. Die Mutter ſezte dem Allen einen verbiſſenen Troz und ſtille Erbitterung entgegen, und gewöhnte ſich immer mehr an die größte Zurückgezogenheit, welche ſie ſich durch die kleinen Genüſſe und Bequemlichkeiten, die ihr Wohlſtand ihr gewährte, erträglich machte.

Digitized by Google

So lebten wir Jahrelang, äußerlich unangefochten, aber im Innern in ſtets wachſender Entfremdung fort. Mein Abſcheu gegen das ungerechte Gut war wo möglich noch gewachſen, ſeit Fritz und mein Vater ſeine Opfer geworden waren, und mein Vorſatz, dem Verſprechen gemäß, das ich dem Vater gegeben, ſo wenig als nur möglich davon zu genießen, befeſtigte ſich immer mehr. Nichts konnte mich bewegen, mich beſſer zu kleiden, als meinem Stande angemeſſen war, noch an den Genüſſen beſſerer Speiſen und feiner Gerichte Theil zu nehmen, und ich genoß an dem gut beſezten Tiſch meiner Mutter gewöhnlich nur trockenes Brod und Gemüſe. Gekränkt dadurch, machte ſie mir endlich ſelbſt den Vorſchlag, mich in Wohnung und Lebensweiſe gänzlich von ihr zu trennen. Das Uebrige iſt Ihnen bereits bekannt. — So weit Marianne.

Der Geſundheitszuſtand der Richter hatte ſich am folgenden Tage anders geſtaltet, als man erwartet hatte. Sie hatte das Bewußtſeyn wieder erhalten, aber ihre linke Seite war völlig gelähmt. Ein Schlagfluß hatte ſie in Folge der heftigen Erſchütterung, die Fritzens unvermuthete Erſcheinung ihr verurſachte, getroffen. Als ich herabkam, ſaß Fritz an ihrem Bette, ihre Rechte in ſeinen beiden Händen haltend. Seine offene, wohlwollende Miene ruhte auf den ſchmerzvollen Zügen der Kranken, während er mit ſanfter Stimme beruhigende Worte zu ihr ſprach. Ich betrachtete ihn jezt näher. Es war eine jener anſprechenden Erſcheinungen, von der Natur gleichſam mit einem Empfehlungsbrief an die geſammte Menſchheit ausgeſtattet. Aus den blühenden Zügen ſprachen Heiterkeit, Herzensgüte und ein behaglicher, mit der ganzen Welt im Frieden lebender Sinn. Lebensluſt und Lebenskraft ſtrahlten in dem großen dunkeln Augenpaar, und ſeine Geſtalt, ſeine ſichere Haltung und ungezwungener Anſtand ſprachen das Weſen eines Mannes aus, der ſich in der Welt verſucht hat; die feine, gewählte Kleidung aber und der ſchöne Brillant der Hemdnadel ſchienen den Beweis zu führen, daß dieß nicht ohne guten Erfolg geblieben ſey. „Seyd doch ruhig, liebe Muhme,“ redete er der Kranken zu, „und vergeßt das Geſchehene. Glaubt mir, ich hege keinen Groll, und wenn Ihr mir auch Unrecht gethan haben ſolltet, ſo werd' ich doch nie vergeſſen, daß Ihr die Wohlthäterin meiner Kindheit geweſen und mir die früh verlorne Mutter erſezt habt.“ — „Nein! Nein!“ entgegnete heftig die Richter. „Ihr müßt alles wiſſen, Du und Marianne! Ich kann eher weder geneſen, noch ruhig ſterben! — Gut, daß Sie da ſind, Herr Herbert. Ich habe mich nach Ihrer Gegenwart geſehnt. Sie werden meinen Kindern rathen, was ferner in meiner Angelegenheit zu thun iſt.“

„Der Verluſt,“ ſo lautete ungefähr der Inhalt ihrer Mittheilungen, „den der Bankerott des Hofraths v. T. mir zuzog, hat allmählig mein Verderben herbeigeführt. Ich war Jahrelang eine Zeugin des Wohllebens und der Verſchwendung dieſer Familie geweſen. Nach dem Bankerott zog die Hofräthin ihr bedeutendes Heirathgut aus der Maſſe und lebte nicht viel ſchlechter wahrlich als zuvor, während für die Forderungen ſo vieler Armen, die ihr ſauer Erworbenes dem heuchleriſchen Betrüger in die Hände gegeben, nichts übrig blieb. Das empörte, erbitterte mich. Ich fühlte, ich wäre zufrieden geweſen, hätte ein redlicher Mann ohne ſein Verſchulden mir den Verluſt zugezogen. Und als ich nun, auf alle meine Klagen bei den Behörden, nur kalte und zulezt unwillige Abfertigungen erhielt, da bemächtigte ſich meiner der Glaube, es gebe überhaupt für Leute geringen Standes nicht eben viel Recht in der Welt, und ſie ſeyen überhaupt nur dazu da, von den Vornehmen gemißbraucht und ausgeſogen zu werden. Wer ſich ſo in Dienſtbarkeit und Mühſal durch die Welt drücken muß, kommt überhaupt ſo leicht zu dieſem Glauben. Ich hatte, während ich diente, wenig von guter Geſinnung und Wohlwollen erfahren; harte Forderungen überall, denen faſt nimmer genug zu thun war; knauſender Geiz im Innern des häuslichen Lebens, während nach außen hin Glanzſucht und Ueppigkeit oft keine Grenzen kannten. Ward ich auch je zuweilen reichlich bezahlt und belobt, wenn meine Beſtrebungen den Beifall der Herrſchaft erworben, Wohlwollen, Theilnahme blieben doch fern. Ich war doch immer nur *die Magd*; zeigte man mir aber dann und wann Vertrauen, ach, ſo war es meiſtens nur, weil man zu ſtrafbaren Heimlichkeiten *der Vertrauten* bedurfte.

Einige Zeit nach jenem Verluſte meines Erſparten war ich im Städtchen G. zum Jahrmarkt. Ich ſaß trübſinnig in meiner Bude, wo Niemand zuſprechen wollte, und berechnete, wie ich die Reiſekoſten wieder erſchwingen möchte. Da trat ein Jude zu mir herein, mit dem ich ſchon früher zuweilen gehandelt. Er hatte von dem Unglück gehört, das ich gehabt, und bedauerte mich deshalb; nach einigem Hin- und Herreden verſicherte er, mir Mittel und Wege angeben zu können, wie ich den Verluſt mir in Kurzem wieder erſetzen könne. Ich horchte hoch auf. Es war, daß ich's kurz mache, nichts anders, als ein Vorſchlag, ihm zum Einſchmugglen verbotener Waaren behülflich zu ſeyn. Ich hatte anfänglich nicht Luſt und bemerkte, das ſey gegen die Geſetze. Er lachte. „Haben Euch denn die Geſetze, vor denen Ihr ſo viel Reſpekt habt, bei Euerm Eigenthum geſchüzt? So mögen ſie Euch denn auch nicht wehren, wieder neues zu erwerben! Glaubt mir, es wird Euch Niemand beiſpringen, wenn Ihr mit Mann und Kind an den Bettelſtab kommt, was bei den jezigen nahrungsloſen Zeiten, bei ſolchem Kram, wie Ihr da habt, unausbleiblich iſt.“

Digitized by Google

Er hatte mich da bei der ſchwächſten Seite angegriffen. Der Gedanke, dereinſt noch betteln zu müſſen, war mir von jeher der fürchterlichſte geweſen. Es koſtete nicht viel Mühe mehr, mich zu überreden. Ich willigte ein. Der Handel ging gut und war ſehr einträglich. Nach einiger Zeit ward mir von der Schmugglergeſellſchaft untern Fuß gegeben, dieſes Haus zu kaufen, deſſen Lage in Hinſicht jenes Geſchäfts die erwünſchteſte von der Welt war. Kam das Grundſtück in andere Hände, ſo war es vorbei mit meinem Erwerb. Die Unternehmung kam zu Stande, die Juden gaben das Geld, und ich ward Beſitzerin dieſes Hauſes.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Neue Theaterſtücke.

Nach dieſem Trauerſpiele wurde ein luſtiges Vaudeville in drei Aufzügen, Monsieur Prudhomme en voyage, gegeben, eine Fortſetzung des von Monnier entworfenen und dargeſtellten Stückes, la famille improvisée, Reiſeſcenen und Abentheuer, in welchen der Conducteur der Diligence oder der Malleposte die Hauptrolle ſpielt. Die Abſicht der Verfaſſer, denn auch zu dieſem Stücke haben ſich mehrere Verfaſſer bekennt, war wohl Anfangs, dem Reiſenden Prudhomme, einer komiſchen Figur aus Monniers Famille improvisée, die Hauptrolle zu ertheilen; aber unvermerkt iſt unter ihrer Feder der Conducteur zur erſten Perſon dieſer Poſſe geworden. Eine ſolche Farce nach einem ſo ernſthaften Stücke, wie das „Duell unter dem Kardinal Richelieu,“ iſt ſehr ergötzlich, obſchon die Anlage unbedeutend iſt.

Einige Tage nachher beſuchte ich das Theater der Porte St. Martin, an welches der Direktor Harel, welcher auch das Odeon leitete, einen Theil der Schauſpieler dieſes jezt geſchloſſenen Theaters gezogen hat. Man gab hier ein neues Stück in drei Aufzügen, le barbier du roi d'Aragon, weshalb diesmal der Saal ſehr voll war, und da dieſer Schauſpielſaal, der ſonſt für die Operndarſtellungen diente, ſehr geräumig iſt, ſo nimmt ſich die Fülle in demſelben ſchön aus. Vor dem neuen Stücke wurde ein Vaudeville, Namens Victorine, in fünf Aufzügen gegeben, die auf dem Anſchlagzettel „Gemälde“ genannt wurden. Es ſollte nämlich die Geſchichte eines koketten und verführten Mädchens in fünf verſchiedenen Verhältniſſen dargeſtellt werden; zuerſt iſt ſie fleißige Arbeiterin in der Provinz, dann eine von einem reichen Herzog in Paris unterhaltene Dame, dann ein von dem Herzoge verlaſſenes, in einer Pension bourgeoise auf neues Glück harrendes Weib, dann herabgeſunken und genöthigt, Magd zu werden. Hier hätte das Vaudeville zur Warnung für die koketten Mädchen enden ſollen; allein die Dichter haben noch ein fünftes Verhältniß hinzugefügt, um das Stück gut zu enden. Ein ehemaliger verſchmähter Geliebter aus der Provinz, der unterdeſſen durch ſeinen Fleiß und gute Aufführung in Paris reich geworden iſt, erbarmt ſich des verlaſſenen Mädchens und heirathet es. Vielleicht haben die Dichter die koketten und verführten Mädchen nicht in Verzweiflung bringen, ſondern ihnen zeigen wollen, daß es ihnen nicht ganz unmöglich iſt, zulezt doch noch einen Mann zu bekommen; vielleicht haben ſie auch die Zuſchauer nicht zu ſehr betrüben mögen und für beſſer gehalten, das Stück gut zu endigen, das heißt, nach dem allgemeinen Brauche, mit einer Heirath. Neben das gefallſüchtige Mädchen haben ſie einen Glücksritter geſtellt, welcher ſich mit einer vorgeblichen Baroneſſe in der Geſellſchaft umhertreibt, zuerſt als Pferdehändler und Wechſelagent große Geſchäfte macht, dann ein Betrüger im Spiele wird und zulezt, in Elend verſunken, auf der Gaſſe ſich mit Wahrſagerei und Taſchenſpielerkünſten abgibt. Sehr komiſch iſt der Auftritt im vierten Gemälde, wo dieſer Glücksritter als Taſchenſpieler, die Baroneſſe als Pomeranzen feilbietendes Weib und das verführte Mädchen als Magd auf der Gaſſe zuſammentreffen, ſich erkennen, ſich an ihren vormaligen Glanz erinnern und noch über die Narren lachen, denen ſie ihr Geld abgezwackt haben. In den lezten Auftritten bekommen dieſe ſaubern Geſellen auch Händel mit der Polizei. Das Ganze iſt mit einer guten Auswahl von Muſik ausſtaffirt und nicht übel berechnet, um bei den Zuſchauern eines Boulevardtheaters Effekt zu machen. Idealiſirt haben die Dichter ihren Gegenſtand keineswegs; es iſt alles pure Natur, und wer die Pariſer Geſellſchaft aufmerkſam beobachtet, kann die Originale von dieſen Porträts ziemlich leicht finden. — Nun ſollte das neue Stück aufgeführt werden. Es entſtand eine große Stille, und die vielen Freunde der Verfaſſer, welche der erſten Vorſtellung beiwohnten, ſorgten dafür, daß, ſo oft dieſelbe geſtört wurde, es bald wieder ſtille ward. Im erſten Aufzuge ein aragoniſches Wirthshaus, in welchem der ſchönen Wirthstochter von dem Barbier des Königs, einem furchtbaren Manne, Namens Perez, der Hof gemacht wird. Zu dieſem Charakter ſcheint der bekannte Barbier des franzöſiſchen Königs Ludwigs XI., Olivier le Daim, Anlaß gegeben zu haben. Aber der aragoniſche Perez hat etwas vom Figaro des Beaumarchais. Der Schauſpieler Frederick, der ſonſt die Rolle brav darſtellt und beim Publikum ſehr beliebt iſt, war etwas ſchwerfällig. Die junge Wirthstochter hält wenig auf den königlichen Barbier, maitre de plaisir und geheimen Vertrauten; ſie zieht ihm im Geheimen einen jungen Mauleſeltreiber, Torreno, vor; Perez weiß davon noch nichts. König Alphonſo, ein gewaltiger Liebhaber des ſchönen Geſchlechts, der, wie es ſcheint, nichts anders zu thun hat, als den Mädchen nachzugehen, hat die ſchöne Gaſtgeberin geſehen und läßt ſie auf ſein nahgelegenes Luſtſchloß entführen, obſchon er eben auf dem Punkte ſteht, ſich mit der Infantin von Kaſtilien zu vermählen. Dieſe kommt auch wirklich an, und ein Kardinal erſcheint in der bloßen Abſicht, den König zu bitten, er möchte ſeiner Braut entgegengehen. Dem Könige aber kommt dies ſehr ungelegen, weil er mit der Wirthstochter allein ſeyn will, und er ſagt dem Kardinale ſehr harte Worte, beklagt ſich über das gezwungene Heirathen der Könige und Prinzen mit Prinzeſſinnen, die ſie nie geſehen haben u. ſ. w. Die Klagen fielen aber ſo ins Läppiſche, daß die Zuhörer laut murrten, und wahrſcheinlich würden einige Pfeifchen ſich haben hören laſſen, wenn nicht die Freunde der Verfaſſer ſogleich bei der Hand geweſen wären und mit durchdringender Stimme den Murrenden Stillſchweigen geboten hätten. Perez wird raſend darüber, daß der König, ſtatt ſeine eigene Braut zu empfangen, einem Andern die ſeinige geraubt hat, und aus Rache läßt er ſich in die Rotte von Verſchwörern aufnehmen, welche im Wirthshauſe zuſammenkommen und einen Dominikaner an ihrer Spitze haben. Zu dieſen Verſchwörern gehört auch der Mauleſeltreiber Torreno. Er beſtellt ſie in die Nähe des königlichen Luſtſchloſſes; hier ſollen ſie den König ermorden; Perez will ihnen vom Schloſſe aus das Zeichen zum Angriff geben.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 21. Auguſt 1832.

Die Verändrung ach! wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Goethe.

Liebe, Wanderſchaft und Heimkehr.

In vierzehn Liedern von Julius Moſen.

Heimkunft.

Ich kam von langer Reiſe
Am Ende doch nach Haus,
Und in der alten Weiſe
Sah ich zum Fenſter heraus.

Welch ſonnig ſchöner Himmel,
So blau und lenzeshoch,
Welch fröhliches Gewimmel,
Das mir vorüber zog!

Eine Hochzeit da hinunter
Zur nahen Kirche ging;
Zwei Leute wechſeln munter
Nun drinn den goldnen Ring.

Mein Herz, wie ſo lebendig?
Haſt du ſie auch erkannt —
Die Braut, für die unbändig
Dein Feuer einſt gebrannt?

Hab' oft bei ihr geſeſſen
Auf grüner Raſenbank;
Sie wurde unterdeſſen
So bleich und ſeelenkrank.

Mich hätte ſie genommen
Vor Allen in der Welt,
Hätt' ich ein Amt bekommen,
Vor Allem aber — Geld.

Des Waffenſchmieds Fenſter.

Traurig mag ich gern mich bucken
Durch den engen Fenſterrahm,
Auf den Markt hinabzugucken,
Theilnahmlos und doch voll Gram.

Und das geht auf allen Gängen
Ohne Raſt und ohne Ruh,
Das gibt ein verwirrtes Drängen
Ueberall und auf und zu.

Flinke Dirnen, edle Frauen,
Stolze Herren ſchlau und keck,
Mütterchen ſind auch zu ſchauen,
Ach! und auch ſo mancher Geck.

Vor den Läden flattern Tücher,
Und der Kaufmann ſteht davor,
Und er denkt an ſeine Bücher,
Und er kraut ſich hinter'm Ohr.

Von den bunten Waaren allen
An den Läden weit und breit
Könnt' mir eine nur gefallen,
Eine nur zu dieſer Zeit.

Digitized by Google

Mit gar glühend hellem Blitze,
Hängt dort vor dem Fenſterlein,
Mit der ſchneidend ſcharfen Spitze
Eine Waffe gut und fein.

Ja, der Waffenſchmied, der ſchmiedet
Dolche wunderſchön und blank
Für die Pilger, die ermüdet,
Und mein Herz iſt todeskrank.

Zuruf.

Was grämeſt du dich mein Gemüthe,
Daß dieſes Saitenſpiel zerſprang,
Und daß vorbei die Roſenblüthe
Und der Schallmeien Maienklang!
Das eigne Herz muß ſich der Mann bezwingen,
Will er das Höchſte und ſich ſelbſt erringen; —
Nur friſch gewagt!

Noch wölbet ſich der Himmel oben,
Noch braust das Meer in Wogen auf,
Noch hängt die Welt in ihren Kloben,
Noch gehet Alles ſeinen Lauf;
Es ſchiert kein Teufel ſich um deine Zähren,
Zwei Fäuſte haſt du, um dich ſelbſt zu wehren; —
Das Haupt empor!

Mit deinem Herzen laß nicht ſpielen,
Reiß los das Kind vom Weibertand;
Zu dieſer Zeit lehr' frei es fühlen,
Und ſchlagen für das Vaterland —
Das ſchreit zu dir — und hörſt du nicht ſein Jammern?
Es will ſich ganz um deine Seele klammern,
Treu' bis zum Tod! —

Stehſt du zum deutſchen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorbeerkron!
Das Vaterland iſt Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?
Er heiſcht ein Schwert, und lebenstiefe Wunden,
Die ſind ja bald in ſeinem Dienſt gefunden; —
Nur keck voran!

Die Freiheit ſchenkt nicht Gold und Ketten,
Das Vaterland nicht Hof und Haus;
Lern auf die Erde dich zu betten,
Unter Gottes Himmel hinaus!
Kannſt unter's Haupt dir mit den Händen greifen,
Und laß vom Sturm ein Schlummerlied dir pfeifen —
Stark, ſtarr, und ſtolz!

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

Ich hatte freilich Richtern nun nach und nach in das Geheimniß meines Betriebes, welches ich ihm anfänglich verhehlt, einweihen müſſen. Es ward mir ſchwer, ihn darüber nur einigermaßen zu beruhigen, da bald ſein rechtlicher Sinn ſich dagegen auflehnte, bald auch ſeine Aengſtlichkeit ihn unaufhörlich mit Beſorniſſen quälte. Ich dagegen hatte meine Luſt an dem Geſchäft und an den tauſend Liſten und Schlichen, womit es uns gelang, die Wachſamkeit der Douaniers zu täuſchen. Den Feind, der das Land beſezt hielt und ausſog, zu betrügen, dünkte mich überdieß kein Verbrechen. Aber das Glück hatte mir noch eine beſondere Gunſt aufbewahrt. In dem Mauerwerk des alten Thurms, wovon ich einen Theil, welcher den Einſturz drohte, wollte niederreiſſen laſſen, fand ich, was ich nicht dort geſucht hatte, den Schatz des alten Doktors, ein bedeutendes Kapital in baarem Gelde, welches er beim Ausbruch des Krieges und als der Feind ſich unſerer Gegend näherte, dort eingeſenkt hatte. Ich trug kein Bedenken, mir zuzueignen, was, wie mir vorkam, der Himmel ganz augenſcheinlich für mich beſtimmt hatte, den frühern Verluſt mir zu erſetzen. Die wahren Erben, ſagte ich bei mir ſelbſt, werden doch nicht viel davon bekommen. Vielleicht ſind ſie reich und bedürfen es nicht, und wenn nicht, ſo werden ſie jezt ſchon über die getäuſchte Hoffnung getröſtet ſeyn. Mit ſolchen Betrachtungen ſuchte ich die Regungen des Gewiſſens zu beſchwichtigen, und ähnliche fand ich auch, als mir auferlegt wurde, mein Läugnen des Fundes mit einem Eid zu bekräftigen. Ich war auf den Anwalt erbittert, welcher mit unerbittlicher Strenge der Sache auf den Grund zu kommen ſuchte, und mich dabei, gleich *einer Spitzbübin*, der nur das Schlimmſte zuzutrauen, behandelte. Ich ſah abermals darin nur die Verachtung der höhern Stände gegen uns gemeine Leute, und ich beſchloß — gleichſam dem Manne zum Trotz — zu ſchwören. Bei meinem Verkehr mit den Schmugglern hatte ich oft gehört, daß man durch gewiſſe, in Gedanken geſprochene Formeln den Meineid entkräften und ſein Gewiſſen rein erhalten könne; ich glaubte eben nicht daran, aber — ich gebrauchte ſie doch, und noch mehr als dieſes beruhigte mein Gewiſſen der Vorſatz, den ich auch treulich gehalten, von dem ungerechten Gut den Armen wohl zu thun und mein Kind brav zu erziehen. So blieb ich denn in ruhigem Beſitz, und nichts würde mich geſtört haben, hätte nicht Richter, der damals tödtlich krank lag und erſt, als er geneſen, erfuhr, was geſchehen, durch ſeine Gewiſſensſtrupel und traurige Gemüthsſtimmung mir das Leben verbittert.

Mein Wohlſtand war jezt ſehr blühend. Der Handel mit den Schmugglern hatte ſich aus dieſer Gegend ſchon mehr und mehr hinweggezogen, und ich konnte ihn allmählig, Kränklichkeit vorſchützend, gänzlich aufgeben, was auch geſchah. Aber mit den beſſern Glücksumſtänden ward auch mein alter Wunſch wieder rege, meinem einzigen Kinde, meiner Marianne, ein anderes Loos zu bereiten, als

Digitized by Google

ſich mühſelig und verachtet durch die Welt zu ſchleppen. Es ſchien mir ſo natürlich, ſo billig. Ich hatte ja geſehen, wie gut es vornehme Leute haben, wie mühelos und heiter ihr Leben iſt, wie viele Vorzüge vor den niedern Ständen ihnen zu Theil werden. Marianne wurde ſchön, ſie war ſo gut und würde gewiß niemals eine ſchlimme Herrin werden. Ich ließ ſie ſorgfältig unterrichten; wie hätt' ich nicht hoffen dürfen, das hübſche und reiche Mädchen gut zu verheirathen? Aber Richter war mir ſtets darin entgegen, und bald konnte ich gewahr werden, daß er meinen Abſichten bei dem Mädchen ſelbſt entgegenwirke. Doch hofft' ich dieſen Widerſtand nach und nach zu überwinden, bis ich entdeckte, daß in der kindiſchen Neigung zwiſchen Fritz und Mariannen, die ich gar nicht beachtenswerth gehalten, ſich ein weit ſtärkeres Hinderniß für meine Wünſche zu bilden anfange. Von dem Augenblick an ward mir gewiß, daß Fritz aus dem Hauſe entfernt werden müſſe. War er mir doch, da er um das Geheimniß des Fundes und meines falſchen Schwures wußte, längſt ein läſtiger Genoſſe geweſen, der mir ſtets die Furcht erregte, er werde über kurz oder lang einmal ausplaudern. Aber auf welche Weiſe ich mich ſeiner entledigen ſollte, darüber konnte ich nicht mit mir einig werden, indem ich wohl ſah, daß mein Mann zu einer Trennung von Fritz, in dem Sinn, wie ich ſie wünſchte, nicht würde zu bewegen ſeyn.

Da befand ich mich einſt auf der Meſſe zu D., die ich zum Schein noch, obgleich eigentlich nur des Vergnügens wegen, beſuchte. Dort traf ich Einen von den Juden, mit dem ich früher im Verkehr geſtanden, und plötzlich kam mir der Gedanke, mich bei ihm Raths zu erholen. Ich fragte ihn, ob er nicht einen jungen Burſchen, den ich als einen unnützen Brodeſſer gern los zu werden wünſchte, ſicher und in Geheim unterzubringen wiſſe? „Warum nicht!“ antwortete er pfiffig lächelnd; „die engliſche Marine braucht immer Matroſen, und meine Prinzipale in Hamburg und Amſterdam machen gern ein kleines Geſchäft der Art.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Einfluß mancher Luftarten auf die Vegetation.

Als Nachtrag zu den intereſſanten Verſuchen des Genfers Macaire über den Kulturwechſel der Pflanzen, welche wir vor Kurzem (Nro. 187 ꝛc.) erzählt haben, geben wir die folgenden Beobachtungen deſſelben Naturforſchers, obgleich ſie mit jenem Gegenſtande zunächſt in keiner Verbindung ſtehen.

Es iſt ſchon öfters vorgekommen, daß Eigenthümer von Land, das an Manufakturen ſtößt, ſich darüber beklagten, daß die Ausdünſtungen aus denſelben nachtheilig auf die Gewächſe wirken. Verſchiedentlich wurden von Chemikern in dieſer Hinſicht Verſuche angeſtellt, und ihre Entſcheidung lautete faſt einſtimmig, die Gaſe äußern keinen Einfluß auf die Vegetation. Unſer Experimentator hatte nun aber die Beobachtung gemacht, daß ihm verſchiedene ſeiner Pflanzen durch Chlordämpfe zu Grunde gegangen waren. Man gedachte dabei des Ausſpruchs jener Chemiker, und Decandolle kam auf den Gedanken, ihre Verſuche könnten ſämmtlich bei Tag angeſtellt worden ſeyn. Da nun, wie längſt erwieſen iſt, die Gewächſe luftförmige Stoffe nur bei Nacht, nie bei Tag einſaugen, ſo wäre die gedachte Verſchiedenheit in den Reſultaten leicht zu erklären. Man ſezte, um ſich davon zu überzeugen, Morgens entwurzelte Pflanzen der verſchiedenſten Art in ein großes Glasgefäß, in welches man Chlorkalk gebracht hatte; die Wurzeln tauchten außerhalb des Gefäßes in das Waſſer; die Entwicklung von Chlor war bei weitem nicht ſtark genug, daß das Gewebe der Gewächſe ſelbſt davon hätte angegriffen werden können. Abends hatten die Pflanzen nicht im Mindeſten gelitten, und der Geruch des Chlors war noch gleich ſtark. Dieſelben Pflanzen in demſelben Gefäße waren aber, ohne daß man mehr Chlor zugeſezt hätte, Morgens darauf ſämmtlich verwelkt; nur der Kohl hatte nicht gelitten. Der Chlorgeruch war ganz verſchwunden, und an ſeine Stelle war ein ſaurer, unangenehmer Geruch getreten. Der Verſuch wurde, mit verſtärkter Entwicklung von Chlorgas, öfters wiederholt; immer mit demſelben Erfolg: die Pflanzen ertrugen bei Tage eine ſehr ſtark mit Chlor geſchwängerte Luft, während ſie von einer ungleich geringeren Doſis bei Nacht unfehlbar verwelkten. — Ganz dieſelben Reſultate erhielt man bei ähnlichen Verſuchen mit ſalpeterſaurem, mit ſalzſaurem Gas und mit Schwefelwaſſerſtoffgas. Zu bemerken iſt, daß der Kohl allein dieſen Gaſen, wie dem Chlor, widerſteht und daß alſo dieſes Gewächs die Nähe von Fabriken am wenigſten zu fürchten hat. Aus dieſen Verſuchen ſcheint demnach hervorzugehen, daß allerdings manche Luftarten ſchädlich auf die Vegetation wirken, aber blos bei Abweſenheit des Lichts.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beſchluß.)

Neue Theaterſtücke.

Der zweite Akt geht im königlichen Luſtſchloſſe vor. Alphonſo unterhält ſich mit ſeinem Barbier und verlangt, er ſolle ihn raſiren. Perez denkt, der Zeitpunkt ſey gekommen, um ſich an dem König zu rächen und ihm mit einemmale den Garaus zu machen. Aber als er anfängt zu raſiren, ſagt ihm Alphonſo in einem luſtigen Tone, er ſey mit ſeinem

Digitized by Google

Dienſte ſehr zufrieden; er wolle ihm ein Zeichen ſeines Wohlwollens geben und ernenne ihn zum Marquis. Perez fühlt ſich dadurch unendlich geſchmeichelt; dazu verſpricht ihm der König, in Zeit von zwei Jahren noch weit mehr für ihn zu thun. Nun kann Perez unmöglich dem guten Könige die Kehle abſchneiden. Er zittert, der König wird ungeduldig und wirft die Serviette aus dem Fenſter; aber gerade dies war das Zeichen, das Perez mit den Verſchwornen verabredet hatte; der Aufruhr bricht los; es wird tüchtig geſchrieen, gelärmt und geknallt; die Zuſchauer konnten ſelbſt urtheilen, ob dies gut nachgeahmt war, denn erſt vor ſechs Wochen hatten ſie einen ſolchen Auftritt in Paris mit angeſehen und angehört; ich für meinen Theil kann bezeugen, daß die Nachahmung gar nicht übel war. Der König ſezt ſich zu Pferde und treibt die Aufrührer zu Paaren; Perez benuzt den Augenblick, um ſeine gefangene Braut, über welche ihm die Aufſicht anvertraut worden, in Freiheit zu ſetzen. Torreno, ſein Nebenbuhler, will ſie in Empfang nehmen; allein Perez ergreift ihn als einen der Mitverſchwornen und läßt ihn ins Gefängniß werfen, weil er mit den Waffen in der Hand in den königlichen Pallaſt gedrungen iſt. Dritter und lezter Aufzug, und man kann hinzuſetzen, der beſte von den dreien, wenigſtens der luſtigſte. König Alphonſo, der überhaupt ein ſehr luſtiger Kumpan iſt und dem man die königliche Würde gar nicht anſieht, bekommt durch den Dominikaner, ſeinen Beichtvater, die Nachricht, daß Perez ein Verräther ſey, indem er zu den Verſchwornen gehört habe; er will ſeinen marquiſirten Barbier in Angſt ſetzen. Zu dieſem Endzwecke kündigt er ihm an, er wolle ihm auf eine ganz außerordentliche Art ſeine Gunſt bezeugen; zwar könne er ihn zum Prinzen oder zum Miniſter erheben; allein dies ſey allzu gewöhnlich; für einen treuen Diener, wie Perez, müſſe man etwas ganz Vorzügliches zur Belohnung erdenken. Da Perez ihn ſo lange raſirt habe, ſo wolle er, der König, auch einmal den Perez raſiren; ſolch eine Auszeichnung ſey noch keinem Unterthan zu Theil geworden; keine höhere könne er, der Monarch, ſeinem treuen Barbier ertheilen. Perez mag wollen oder nicht, er muß ſich ſetzen und die Serviette umhängen; unterdeſſen fängt der König an, eine Geſchichte von einem treuloſen Barbier zu erzählen, welcher in eine Verſchwörung gegen ſeinen König getreten und welchem dieſer auch den Bart ſcheeren wollen, ſtatt deſſen aber aus Rache den Hals abgeſchnitten habe. Perez zittert und bebt unter dem königlichen Raſirmeſſer und geberdet ſich auf eine höchſt drollichte Art. Der Auftritt iſt lang, aber eben, weil die Angſt des armen Schelmen ſo ſehr verlängert wird, erſcheint ſie wahrhaft komiſch. Perez geſteht zulezt dem Könige, daß er nur aus Verzweiflung über die Entführung ſeiner Braut ſich in die Verſchwörung eingelaſſen. Der König verzeiht ihm, wie auch dem Torreno, welcher die Braut bekommt. Perez ſoll täglich bei dem Dominikaner zur Beichte gehen und dieſer ſich beſtändig von Perez raſiren laſſen; ein Einfall, welchen das Publikum ſehr belachte. Das Stück wurde ſehr beklatſcht, und obſchon ſich einige Pfeifchen hören ließen, ſo war doch die Zahl der Beifallklatſcher überwiegend, und man verlangte die Namen der Verfaſſer zu wiſſen. Frederick, welcher den Barbier ſo gut, wiewohl etwas ſchwerfällig geſpielt hatte, trat hervor und nannte als Verfaſſer dieſes Stückes Fontan, Dupeuty und Ader. Erſterer iſt derſelbe, welcher unter Peyronnets Miniſterium ſo hart behandelt, wegen eines leichtſinnigen Journalartikels wie ein Verbrecher ins Gefängniß geſchleppt und vom Gerichte zu fünf Jahren Verhaft verurtheilt wurde. Von dieſer unverdienten Strafe befreite ihn die Julirevolution; er verließ nun die Journaliſtik und legte ſich aufs dramatiſche Fach. Schon im Gefängniſſe hatte er ein Stück gedichtet, welches Peyronnet aus kleinlicher Rache nicht aufführen laſſen wollte, und das erſt nach der Julirevolution auf die Bühne kam. Von ihm wird jezt auch ein Melodram auf dem Gaitétheater geſpielt: „der Dominikaner;“ ein anderes: „der Mönch,“ iſt nach Lewis bekanntem Romane gedichtet, weshalb die Ultrablätter ihm auch eine Tendenz zu Herabwürdigung des geiſtlichen Standes vorwerfen. Dupeuty und Ader ſind zwei minder bekannte Dichter, wovon erſterer an manchen Vaudevilleſtücken Antheil hat. Wahrſcheinlich wird der „Barbier“ eine Menge Darſtellungen erleben. Die Dichter ſind, wie ich höre, ſo klug geweſen, daß ſie gleich am Tage nach der erſten Darſtellung mehrere Verbeſſerungen angebracht haben, deren Nothwendigkeit ihnen durch das Murren des Publikums hinlänglich angezeigt worden war. Ihre erſte Abſicht war, wie es ſcheint, geweſen, Don Miguel und ſeinen Barbier darzuſtellen; während der Arbeit hatten ſie jedoch bemerkt, daß jener Regent einen traurigen Theaterhelden abgeben würde, und daher einen lebensluſtigen aragoniſchen König ſtatt ſeiner gewählt. Was jedoch etwa hiſtoriſch in dieſem Stücke ſeyn könnte, bezieht ſich auf Don Miguels Geſchichte; freilich mag dieſes blutwenig ſeyn. — Auf dem Theater der Porte St. Martin wird auch noch ein ernſthaftes Schauſpiel gegeben: La Tour de Nesle, nach einer Volkstradition von einer franzöſiſchen Königin, welche oft ihre Liebhaber wechſelte, und wenn ſie ihrer ſatt war, ſie von dem Neslethurme herab in die Seine ſtürzte. Dieſes Stück war von einem jungen und unerfahrnen Dichter entworfen worden; J. Janin, welcher im Journal des Débats die Theaterkritiken ſchreibt, hatte es ganz durchgeſehen und verbeſſert; nun gelangte es in die Hände des bekannten Dichters Alexander Dumas, der erſt dem Stücke ſeinen Stempel aufdrückte. Das Schauſpiel fand großen Beifall und wird ſehr häufig gegeben. Der junge Dichter, welcher das Stück entworfen hatte, führte Klage vor Gericht darüber, daß man auf dem Anſchlagzettel *ſeinen* Namen zulezt nenne, als ob er kaum Antheil daran habe, da er doch der eigentliche Verfaſſer ſey. Der Theaterdirektor antwortete, ſein Entwurf ſey eine unreife Arbeit geweſen, und wenn man ſich damit begnügt hätte, ſo würde das Publikum ſich gewiß nicht ſo zahlreich eingefunden haben. Der Name des Dichters Dumas habe einen ganz andern Klang, und da er das Stück eigentlich gedichtet habe, ſo ſey es auch nicht anders als billig, daß man ſeinen Namen zuerſt auf dem Anſchagzettel nenne. Das Polizeigericht ließ ſich jedoch durch dieſe Einwendungen nicht irre machen, und da ein Kontrakt vorhanden war, in welchem der junge und unbekannte Dichter als der Verfaſſer des Stückes genannt und vom Direktor anerkannt wurde, ſo urtheilte das Gericht, er müſſe auch als der eigentliche Verfaſſer des Schauſpiels angekündigt werden, wenn er es verlange. Erſt durch dieſen Prozeß erfuhr das Publikum, daß das Stück nicht von Alex. Dumas herrühre, dem es vom Direktor zugeſchrieben wurde, ſondern daß es einen jungen und unbekannten Dichter zum Verfaſſer habe, und daß Dumas blos der Verbeſſerer, der Durchſeher des Stückes ſey. Dergleichen Streitigkeiten wegen des Antheils der Dichter an ihren Stücken kommen hier ziemlich häufig vor Gericht, und überhaupt müſſen die hinter den Kouliſſen vorgehenden Zwiſte oft von den Richtern geſchlichtet werden.

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Auguſt 1832.

— Enceinte devastée,
Où l'ange de la mort, effroyable Protée,
Couvrant de mille aspects son visage odieux,
Toujours d'un nouveau masque épouvante les yeux.

Méry et Barthélemy.

Gemälde einer Hungersnoth in Hindoſtan.

Die Präſidentſchaft Bombay enthält ungefähr achtzehn Quadratmeilen und iſt ſieben bis acht Meilen lang, zwei bis drei breit. Nach dem gewöhnlichen Stande der Bevölkerung kommen etwa 9000 Einwohner auf die Meile, herrſcht aber in der Umgegend Peſt und Hungersnoth, ſo ſteigt die Bevölkerung bis auf 13,000. Bombay zählt höchſtens 20,000 Häuſer, und oft ſah man fünfzig, ſechzig, ja hundert Menſchen unter Einem Dache; ja man zeigte mir ein ſehr beſchränktes Gebäude, in dem man ihrer über dreihundert zuſammengedrängt hatte.

Im Jahr 1812 waren wir Zeugen der ſchrecklichen Folgen der Hungersnoth, welche alle Diſtrikte umher verheerte. Während wir auf unſerer Inſel in Frieden und Ueberfluß lebten, war alles Land gegen Norden der Schauplatz des ſchauderhafteſten Elends. Tag für Tag ſahen wir Schwärme von Unglücklichen kommen, welche den Gräueln, die bei ihnen zu Hauſe herrſchten, kaum entronnen waren. Die ganze Oſtküſte von Bombay war mit Todten und Sterbenden bedeckt. Was mir bei dieſem Reflex der großen Hungersnoth, den wir vor Augen hatten, am meiſten auffiel und mich eigentlich ſchmerzlich berührte, war die unbegreifliche Geduld der Opfer, ihre, wie wir es in Europa nennen würden, chriſtliche Ergebung. Täglich ſah ich dieſe armen Hindus dem äußerſten Elende preisgegeben; aber nie hörte ich eine Klage aus ihrem Munde, nie bemerkte ich eine Geberde der Ungeduld. Ja noch mehr, große Haufen Menſchen, die mit dem Hungertode rangen, lagerten ſich um das Feuer, auf welchem Reis für ſie gekocht wurde; ruhig ſahen ſie zu, wie die Rationen gemeſſen und ausgetheilt wurden; mancher mußte ſo eine Stunde und länger auf die Speiſe warten, welche ſich zwei Schritte von ihm befand, welche er mit den Händen erreichen konnte. Während der ganzen Zeit der Hungersnoth lagen auf den Plätzen in der Stadt, Tag und Nacht, ohne Wachen, ungeheure Reishaufen, und auch nicht Ein Sack wurde geſtohlen, nicht Einer aufgemacht. Zu Unterſtützung der hungernden Menge wurden beträchtliche Sammlungen gemacht. Die reichen Eingebornen, namentlich die Banyans und Parſis, traten zuſammen und kauften mehrere tauſend Säcke Reis für die dürftigen Fremden, mehrere Wochen, bevor die engliſchen Reſidenten ihrem Beiſpiele folgten. Die Erfahrung ähnlicher Kataſtrophen, wie die, welche uns bedrohte, erklärt wohl hinreichend, warum die Indier in ihrer Mildthätigkeit den Chriſten zuvorkamen; bald aber machten Eingeborne und Europäer gemeinſchaftliche Sache zum guten Werke. Ungeheure Keſſel wurden unter einem maleriſchen Bosket von Kokosbäumen, eine Meile vom Fort, aufgeſtellt, und da in der Regel ein Hindus, und gälte es, ſich das Leben zu retten, keinen Biſſen genießt, den ein Menſch aus einer andern Kaſte zubereitet hat, ſo ſtellte man Köche an, auf deren Stirne die Kaſtenabzeichen, roth und gelb, ſtanden. Mehr als einmal ſah ich Menſchen, dem Hunger-

Digitized by Google

tode nahe, die dargebotene Speiſe ausſchlagen, weil ſie nicht ganz ſicher waren, durch welche Hände ſie gegangen. Freilich kamen Ausnahmen von dieſer Regel vor, wie man ſpäter ſehen wird, wenn wir von den Gräueln in den Landſtrichen erzählen, wo die Peſt im Verein mit Hungersnoth ganze Stämme wegraffte. Dort wurden Geſetze, uralte Sitten und Vorurtheile mit Füßen getreten; Hunger und Verzweiflung trieben dort die Menge zu Thaten, welche in gewöhnlicher Zeit jeden Hindus in der bloßen Vorſtellung mit Entſetzen erfüllt hätten; in Bombay aber lief Alles höchſt erbaulich, in der größten Ruhe ab. Nur das folgende Ereigniß machte damals großen Lärm. Eilf Indier aus einer der ſtrengſten Kaſten zogen auf dem Wege von Cutch nach Bombay durch Guzerat. Im Dorfe Bhownagur waren die meiſten von Hunger und Krankheit völlig erſchöpft, da kam ihnen eine Kuh in den Weg. Im unwiderſtehlichen Drange zur Selbſterhaltung tödteten ſie das Thier und verſchlangen gierig das rohe Fleiſch. Europäiſche Leſer finden dieß wohl ſehr natürlich; aber die Kuh iſt in ganz Hindoſtan ein heiliges Thier; eine Kuh tödten und eſſen, iſt ein unerhörter Gräuel; nur der Tod der eilf Frevler konnte ihre furchtbare That ſühnen. Der Thakore oder Beamte im Dorf ließ alle eilf auf der Stelle, wo das Verbrechen begangen worden, hinrichten. Dieſer Akt indiſcher Rechtspflege wäre ganz unangefochten geblieben, wenn ſich nicht zwiſchen dem orthodoxen Thakore und den engliſchen Behörden ein Kompetenzſtreit erhoben hätte. Der Thakore war ein — trotz des Widerſpruchs im Worte — ſogenannter unabhängiger Tributpflichtiger; da er aber zugleich Landeigenthum auf engliſchem Gebiet beſaß, ſo behauptete man, er könne vor die britanniſchen Gerichte gezogen werden. Es war ein Glück für den Beamten, daß der Umfang ſeiner Pflichtigkeit noch nicht ganz beſtimmt ausgemacht war; ſo kam er mit einem Verweiſe davon und es wurde ihm bedeutet, in der Folge werde er, wenn er ſich etwas zu Schulden kommen laſſe, trotz ſeiner Unabhängigkeit, vor die engliſchen Gerichte geſtellt werden.

Indeſſen rückte die Hungersnoth, mit den andern Uebeln in ihrem Geleite, immer näher auf Bombay zu. Der Gouverneur der Präſidentſchaft mußte nun neue Maaßregeln ergreifen. Da die Peſt, den ewigen Geſetzen ihrer Verbreitung zufolge, beſtimmt zu erwarten war, ſo errichtete man auf dem Raſen vor dem Glacis große Schuppen, hundert Klafter lang. Aus allen Grenzſtationen wurden Wundärzte einberufen und ihnen die Aufſicht in den ſchnell errichteten Spitälern anvertraut. Bald waren ſie auch voll; denn man machte es ſich zur Regel, Niemand abzuweiſen, der ärztliche Hülfe begehrte. Ich begleitete gerne unſere Aerzte, wenn ſie die Runde machten, und oft war ich hier Zeuge herzzerreißender Auftritte. Nie will ich vergeſſen, wie wir ein hübſches kleines Mädchen von fünf, ſechs Jahren fragten, wo ſein Vater ſey. Es deutete auf eine Matte, wo er todt lag; wir fragten ſie nun nach ihrer Mutter, da deutete ſie auf ein Weib, das auch todt war. Sie war, ſcheint es, aus dem nördlichen Indien herabgekommen, aus welcher Gegend, wußte ſie nicht zu ſagen; ſie wußte nicht, wie ihre Eltern hießen, und allem Anſchein nach, hatte ſie keine Angehörigen als die Eltern, welche vor einer Stunde geſtorben waren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

Ich ließ mir das näher auseinanderſetzen, und was der Jude ſagte, ſchien mir ſo übel nicht. Junge Leute aus allen Weltgegenden würden da zuſammengebracht. Im Seedienſt könne es einer in Kurzem weit bringen; es ſey ein fröhliches, angenehmes Leben, und was dergleichen mehr war, das einer unwiſſenden alten Frau ganz annehmlich ſcheinen mußte. Fritz hatte immer gewünſcht, die Welt zu ſehen; er war geſund und kräftig, ich konnte, wenn die Franzoſen, wie es den Anſchein hatte, Herrn von unſerem Lande blieben, ihn doch vor der Konſcription nicht ſchützen, und der Aerger über die, mir ſehr unwillkommene Liebelei mit Mariannen diente vollends, mein Gewiſſen zu betäuben. Genug, ich willigte ein, handelte mit dem Juden um eine beſtimmte, nicht unbedeutende Summe, wovon Fritzen, *ſobald er auf dem* Schiffe ſeyn würde, die Hälfte ſollte ausgezahlt werden, und verabredete das Nähere mit ihm. Jetzt in der Sommerhitze pflegte Fritz gewöhnlich in den früheſten Morgenſtunden im Fluſſe zu baden. Das war die beſte Gelegenheit, ſich ſeiner ohne alles Aufſehen zu bemächtigen, und daß es ausgeführt wurde, davon überzeugte mich nur zu bald ſein Verſchwinden. Doch als ich den Gram meines Mannes und Mariannens ſah, als ich erfuhr, welch ſchrecklichen Verdacht die Welt auf mich geworfen, da gereuete mich, was ich gethan, und ich hätte es gerne ungeſchehen machen mögen. Ich ſchrieb mehrmals an den Juden und verlangte zu wiſſen, was aus Fritzen geworden und wo er ſich befinde. Ich erhielt keine Antwort. Zuletzt, als ich ihm drohte, ſelbſt im Falle ich als ſeine Mitſchuldige beſtraft werden ſollte, ſein ganzes Treiben anzugeben, beſchied er mich auf den Jahrmarkt nach G., wo er die beſtimmteſten Nachrichten von Fritz mir mitzutheilen verſprach. Und hier war es, wo er mir die durch Briefe, die er mir vorwies, und die wohl zu dieſem Zweck geſchmiedet ſeyn mochten, beglaubigte Nachricht gab, das Schiff, auf welchem ſich Fritz befunden, ſey auf dem Meere verunglückt und die ganze Mannſchaft ums Leben gekommen; und hier war es,

Digitized by Google

wo dadurch, daß Marianne Zeugin dieſes Geſprächs war, der fürchterliche Verdacht, ich habe Fritz umbringen laſſen, in ihrem Herzen unvertilgbar Wurzel faßte. Das Unglück war einmal geſchehen; ich mußte mich darein finden, mußte den Verdacht der Welt, den Abſcheu der Meinigen ſchweigend ertragen; denn ein offenes Geſtändniß, hätte ich dazu mich überwinden können, würde doch nichts haben ungeſchehen machen können. Ich gewöhnte mich endlich auch daran und lebte ſtill für mich, abgeſchieden von der Welt und zuletzt auch von meinen Angehörigen, und ſogar der Selbſtmord des unglücklichen Richter konnte in dieſer Lage nicht viel mehr ändern. Meine einzige Hoffnung war noch, durch Mariannens Verheirathung dereinſt noch frohere Tage zu erleben. Aber der Eigenſinn des wunderlichen Kindes, wie ich ihre Abneigung gegen mich und ihre ſtille Trauer um Fritz nannte, verkümmerte mir auch dieſe Ausſicht und ward zur bitterſten Strafe meines Verbrechens.

Jener Wandſchrank enthält das Käſtchen, welches ich einſt in der Mauer fand, ſammt allen Papieren, welche ſich damals dabei befanden. Ich hob ſie, durch ein dunkles Gefühl dazu getrieben, noch immer ſorgfältig auf, und hatte beſchloſſen, ſie erſt am Hochzeittage meiner Tochter zu vernichten. Das baare Geld hab' ich im Auslande mit Hülfe der Juden in ſichere Papiere umgeſetzt. Die Kleinodien ſind noch vorhanden, indem ich niemals wagte, ſie zu veräußern. Nehmt nun alles und thut damit, was Ihr für gut haltet. Herr Herbert aber wird ſo gut ſeyn, die Stelle eines Zeugen meiner Ausſage und der Zurückgabe des Fundes dabei zu vertreten.“

Sie ſank erſchöpft zurück. Fritz rückte ihr hülfreich die Kiſſen zurecht und ſagte gutmüthig: „Gebt Euch zufrieden, Muhme und laßt die Vergangenheit ruhen. Was geſchehen iſt, ſey vergeſſen; denn kann ich doch mit Joſeph ſagen: Ihr dachtet es übel mit mir zu machen, Gott aber hat es gut gemacht.“

„Das glaubte ich freilich nicht,“ fuhr er, nachdem die Kranke eingeſchlummert war, gegen Marianne und mich gewendet, fort, „als ich an jenem verhängnißvollen Morgen mich in die Fluthen warf, daß mein Fuß den vaterländiſchen Boden ſo bald nicht wieder betreten würde. Der Morgen war ſo ſtill, die Wogen ſo lau, kein lebendiges Weſen weit und breit zu entdecken. Da vernahm ich plötzlich von einem Kahn, der in einiger Entfernung ſtill lag und dem Anſchein nach ganz verlaſſen war, ein jämmerliches Winſeln, von einem ſchwachen Hülferuf begleitet. Ich ſchwamm darauf zu. Immer dringender und wie erſterbend klang der Ruf, dazwiſchen ein dumpfes Murmeln wie von einer drohenden Stimme. Ich konnte nicht zweifeln, daß hier eine Gewaltthat verübt werde, und rief, den Bord des Fahrzeugs erfaſſend, mit lauter Stimme, was hier vorgehe. Keine Antwort; aber das Winſeln nach Hülfe ertönte fort, ſchwächer, aber dringender. Ich bedachte mich nicht lange, ſprang in den Kahn und riß die Thüre der kleinen darauf befindlichen Kajüte auf. Plötzlich fühlte ich mich von ſtarken Armen umfaßt, eine dicke Kappe mir über den Kopf geworfen und mich zu Boden geriſſen; ich wußte nicht, wie mir geſchah. Ich konnte nicht ſehen, aber ich vernahm mehrere männliche Stimmen in meiner Nähe und hörte deutlich, daß Einem Befehl ertheilt wurde, ans Ufer zu ſchwimmen und meine Kleidungsſtücke zu holen. Nicht lange, ſo ward mir die Kappe abgezogen. Zwei oder drei ſtämmige Burſche mit wahren Galgengeſichtern kauerten neben mir; einer hielt eine geſpannte Piſtole, der andere ein blankgeſchliffenes Meſſer mir entgegen. „Steh auf,“ hieß es, „zieh Deine Kleider an; aber beim erſten Verſuche, Lärm zu machen, biſt Du des Todes.“ Ich gehorchte, aber ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, was das bedeute und was man mit mir vorhabe. „Still,“ hieß es, „wenn Dir Dein Leben lieb iſt! Es wird Dir nichts geſchehen, wenn Du ruhig biſt; aber keinen Laut, wenn Du nicht willſt, daß man Gewalt brauche.“

Ich ſah wohl ein, daß gegen die überlegene Gewalt nichts auszurichten war, und hielt mich eine Weile ruhig. Das Fahrzeug ruderte raſch fort, aber ich konnte nicht unterſcheiden, in welcher Richtung. Nach einiger Zeit brachte Einer einen Teller mit Brod und Schinken und Branntwein. Man nöthigte mich, davon zu genießen; ich nahm nur etwas Brod und wies das Andere zurück, indem ich keinen Branntwein zu trinken gewohnt ſey. „Bringt ihm Wein,“ hieß es, „damit er ſieht, daß er's nicht ſchlecht haben wird!“ Augenblicklich brachte ein Schiffsjunge ein großes vollgeſchenktes Glas. Ich trank herzhaft und ohne Beſorgniß, da ich die Andern ohne Umſtände genießen ſah, was ich zurückgewieſen. Aber nicht lange, ſo überfiel mich eine betäubende Müdigkeit, deren ich mich auf keine Weiſe zu erwehren vermochte. Ich ſank in einen tiefen, ſchweren Schlaf; wie lange er gedauert, vermag ich nicht zu ſagen. Als ich erwachte, lag ich auf einem harten Lager in einer ſchlechten, ärmlichen Stube. Ich ging zur Thüre; ſie war verſchloſſen, das einzige Fenſter hoch oben unter der Decke. Ich machte Lärm; ein paar derbe Burſche öffneten die Thüre; doch ſo viel ich mich erinnern konnte, waren es andere, als die auf dem Schiffe. Sie hatten Knebel und Stricke in Händen und kündigten mir an, daß ich verloren ſey, wenn ich Lärm mache, daß ſie mich erſt binden, und wenn ich mich dann nicht ruhig verhalte, niederſtoßen würden. So beſchloß ich denn, den Ausgang des Abentheuers ruhig zu erwarten. Man brachte mir zu Eſſen und zu Trinken. Bald darauf begann die Dämmerung einzutreten, und als es faſt dun-

Digitized by Google

kelte, hieß es: „Vorwärts!“ Die Thüre öffnete ſich; ſechs bis acht Männer ſtanden davor. Zwei faßten mich bei den Armen und führten mich hinaus in das Freie, die andern folgten. Es war ein kleines verfallenes Häuschen, das wir verließen, wie ich nun ſah. Es ſchien eine verlaſſene Schenke zu ſeyn. Ungefähr hundert Schritte davon lag ein Fahrzeug auf einem ſchmalen Kanal, beladen mit Tonnen und Ballen. Das beſtiegen wir, und nun ward ſo ſchnell fortgerudert, daß ich bald auf den Gedanken kam, die Ladung möchte wohl nur ſcheinbar ſeyn. So ging es die Nacht hindurch und den ganzen folgenden Tag und die Nacht. (Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Straßburg, Auguſt.

Literariſche Leiſtungen. Städtiſches.

Der gelehrten Welt ſoll in einem nächſtens bei uns erſcheinenden Werke nicht weniger bewieſen werden, als daß alle urſprüngliche Kultur des Menſchengeſchlechts nicht, wie bis jezt allgemein angenommen worden, von Oſten nach Weſten, ſondern umgekehrt von Weſten nach Oſten gekommen ſey. Profeſſor G. Schweighäuſer, der Sohn des berühmten Helleniſten, welchen eine langwierige Krankheit ſeinem öffentlichen Amte ſchon einige Jahre entzogen hält, hat ſchon Vieles hierüber geſammelt und aufgeſezt, und will nun die Reſultate ſeiner Forſchungen dem Publikum mittheilen. In der dießjährigen Sitzung der Straßburger Geſellſchaft für Ackerbau, Künſte und Wiſſenſchaften vom 19. Juli las Profeſſor Delcaſſo (Nachfolger des bekannten Abbé Bautain) im Namen des Verfaſſers, welcher Ehrenpräſident der Geſellſchaft iſt, den Anfang dieſes Werkes vor, welches allgemeine Theilnahme erregte. Profeſſor Schweighäuſer glaubt, durch Zuſammenſtellung von verſchiedenen Stellen aus Herodot, Plato, Diogenes Laertius, Euſeb, Joſephus u. A., die er durch ähnliche aus Heſiod, Aeſchylus, Pindar u. A. bekräftigt findet, ſo wie auch durch etymologiſche Analogien alter und neuer Sprachen, Inſchriften, Münzen, Denkmäler der Baukunſt, Bildhauerei und Malerei Beweiſe gefunden zu haben, welche ihm darthun, daß ſich unſere Erde vor der Sündfluth ſchon einer bedeutenden hiſtoriſchen Epoche zu erfreuen hatte. Ganz neue geologiſche Entdeckungen vereinigen ſich noch mit dieſen archäologiſchen Thatſachen und laſſen außer Zweifel (nach Schweighäuſer), daß unſere Rheingegend und beſonders das Elſaß nicht weit von der Wiege dieſer erſten Civiliſation entfernt geweſen ſey. Eine mit dieſem, wahrſcheinlich anſehnlichen Werke in Verbindung ſtehende Schrift ſind die **Tablettes chronologiques de l'histoire primitive du genre humain, des religions et des beaux arts**, von demſelben Verfaſſer. Wir ſind ſehr begierig auf dieſe neuen Offenbarungen, welche dem bisherigen Gang der Wiſſenſchaften einen nicht geringen Stoß geben könnten und uns auf ganz andere Bahnen bringen müßten. Es ſey hier noch geſagt, daß Profeſſor Schweighäuſer, als Archäolog des niederrheiniſchen Departements, ſchon einige wichtige Entdeckungen gemacht hat; er iſt der Verfaſſer des Prachtwerks **Antiquités du Bas-Rhin** und im Beſitze eines ſchönen Antiquitätenkabinets. — Ein ſchon lange Jahre projektirter Verein von Elſäſſer Künſtlern ſoll nun endlich bald zu Stande kommen; wenn die Sache einmal völlig im Reinen iſt, werde ich Bericht darüber erſtatten.

An Dr. Dahler, Profeſſor der Theologie, einem ehemaligen Gehülfen Eichhorns und ſehr ausgezeichneten Orientaliſten, hat unſere Akademie kürzlich einen bedeutenden Verluſt erlitten. Er ſtarb den 28. Juni in einem Alter von 78 Jahren. Mit ihm iſt einer der lezten Zöglinge der alten Straßburger Univerſität zu Grabe gegangen. — Der geiſtreiche und gelehrte Dr. Matter, der auch in Deutſchland nicht unbekannt iſt und ſchon zwei Preiſe von der franzöſiſchen Akademie erhalten hat (einen für ſeine Geſchichte der Schule zu Alexandrien und einen für die des Gnoſticismus), iſt gegenwärtig in Paris, um daſelbſt von der Akademie für ein neues Werk: **Essai sur les rapports des lois aux moeurs et des moeurs aux lois**, welches ihm eine Medaille von 10,000 Franken einträgt, gekrönt zu werden; er bleibt in der Hauptſtadt, um ſogleich den Druck der Schrift zu leiten.

Durch den nun bald vollendeten Kanal zur Vereinigung des Rheins und der Rhone (und dadurch des Nordmeers mit dem Mittelmeer) ſieht Straßburg einer neuen Aera entgegen und hofft, ſeinen einſt ſo blühenden Handel, der zum Theil durch die erſte Revolution, durch welche die Stadt alle ihre Privilegien verlor, zum Theil auch durch einige noch beſtehende ſchändliche Monopole zerrüttet war, wieder etwas emporkommen zu ſehen. Eine neue Verſchönerung wurde auch dieſes Frühjahr begonnen; der ſogenannte Graben, **faux-rempart**, welcher zwiſchen den drei Vorſtädten und der innern Stadt einen Arm der Ill in zwei Theile trennte, iſt niedergeriſſen, und ein breiter Quai ſoll bis zum Quai Kleber hinter dem Theater führen. Die umliegenden Quartiere gewinnen dadurch nicht nur ein freundlicheres Anſehen, ſondern auch eine geſundere Luft, da das Waſſer den Sommer über oft faſt zum Moraſt wurde. Es ſind bei dieſen Veränderungen eine Menge alter, beſonders römiſcher Münzen, worunter einige ſilberne von Werth, gefunden worden; auch einige Denkmünzen, welche ſich auf die Erfindung der Buchdruckerkunſt beziehen und auf einer Seite ein Alphabet, auf der andern das Bildniß Guttenbergs tragen; ferner wurden alte Pfeile, zerbrochene Urnen, Meſſer u. ſ. w. und mehrere Todtengerippe ausgegraben, und theils für das Muſeum in der Stadtbibliothek, theils von Privatperſonen von den Arbeitern gekauft.

Seit Oſtern iſt bei uns eine recht gute deutſche Schauſpielergeſellſchaft, die beſte, die wir noch hier hatten. Es ſind ſchon Bittſchriften dem Maire überreicht worden, um dieſelbe noch länger hier zu halten; allein Kabalen von Seiten der franzöſiſchen Truppe und einiger ihrer Begünſtiger haben die Unterhandlungen zerſchlagen. Beſonders gelungen waren die Vorſtellungen von Roſſinis Wilhelm Tell, der ſiebenmal gegeben wurde, und die von Meyerbeers Robert dem Teufel, den wir viermal ſahen, und immer bei vollem Hauſe und mit großem Beifall. Ver Berliner Dichter Michael Beer, der ein Bruder des Kompoſiteurs ſeyn ſoll, kam von Baden herüber, um der vorlezten Darſtellung beizuwohnen, und wurde von derſelben freudig überraſcht. Ueber die Muſik der Oper will ich kein Urtheil wagen, da ich nur als Dilettant ſprechen könnte; der Text aber iſt ein neuer Beweis von dem Wahnſinn der franzöſiſchen Romantik; Mondſchein, eine Wolfsſchlucht, ein paar gezückte Dolche, bezauberte Nonnen und andere ſchwarze und weiße Geiſter, und darüber ein Schwall überſpannter, hochtönender Worte, gibt dieſen Herrn einen romantiſchen Brei, aus dem ſie eine ſolche Maſſe von Schauer und Entſetzen emporſteigen laſſen, daß einem die Haare zu Berge ſtehen. Der Stoff der intereſſanten Sage iſt überaus albern und ſchief behandelt; die Franzoſen verſtehen überhaupt noch nicht ihre Volksſagen gehörig zu bearbeiten.

Die Cholera iſt noch nicht bei uns, wir ſind ihrer aber immer gewärtig; manche Familien haben ſchon gepackt, um beim erſten Zeichen abzureiſen. Die Bäder Niederbronn im Elſaß, Baden, Griesbach, Petersthal, Antigaſt und Rippoltſau ſind mit Leuten überfüllt; es kamen ſchon Straßburger zurück, welche in dem erſten keinen Platz mehr fanden.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 23. Auguſt 1832.

Welch böſer Streich, daß wir von hinnen mußten!
Wie? oder war's zum Glücke?

Shakespeare.
Der Sturm.

Vergeben und Strafe.

(Fortſetzung.)

Endlich am Morgen des dritten Tags ward meine Thür aufgeriſſen, man rief mir zu, hervor zu kommen, und ich trat auf das Verdeck. Welch ein Anblick! Eine weite, große Waſſerfläche, über welcher eben die Morgenröthe ein wunderbares Licht ergoß; in mäßiger Entfernung eine Menge großer und prächtiger Schiffe, wie ich noch keine geſehen, die unbeweglich wie Häuſer auf dem beweglichen Grunde lagen. Weiter hinten dämmerte es durch den Nebel wie Thürme einer Stadt. So wie der Lufthauch mich berührte, ſchüttelte mich ein heftiger Froſt, und ich hatte nicht Bewußtſeyn genug, um recht zu wiſſen, ob ich wache oder träume. Ich ward nun unter kauderwelſchen Reden der Schiffsleute in ein kleines Boot gehoben, das dicht an unſerm Fahrzeug hielt und dann raſch auf eines der groſſen Schiffe zuſegelte. Hier angelangt, ward ich an Bord und in einen Raum gehoben, wo ich mehrere Männer umher ſitzen und liegen ſah, welche, wie ich ſpäter erfuhr, Unglücksgefährten waren, durch Liſt oder gegen Handgeld für den Seedienſt geworben. Ich ſank erſchöpft auf einen Strohſack und verlor bald darauf alles Bewußtſeyn ſammt der Erinnerung an meine Lage. Schreck, Erkältung und vielleicht der Genuß betäubender Mittel mochten mich krank gemacht haben. Später erfuhr ich, daß ich lange zwiſchen Tod und Leben geſchwankt. Gleichwohl ſchüzte mich dieſe Krankheit vor dem Looſe eines Matroſen auf einem engliſchen Kriegsſchiffe, indem ich von dem Transport der Gefangenen, die nach wenigen Tagen auf ein der engliſchen Küſte zuſegelndes Schiff gebracht wurden, zurückbleiben mußte. Eine Regung von Menſchlichkeit hatte den Kapitän des Fahrzeugs, worauf ich mich befand, bewogen, mich auf demſelben, einem Oſtindienfahrer, zurückzubehalten, und da er mich, Gott weiß aus welchen Gründen, für den Sohn einer guten Familie hielt, den ſeine Anverwandten, ſeiner Verſchwendung wegen, hatten aufheben laſſen, ſo mochte er ſich wohl für die Folge noch ein gutes Löſegeld von mir verſprechen; denn er gehörte zu einer Geſellſchaft holländiſcher ſogenannter Seelenverkäufer, welche ehemals, zur Zeit der Blüthe der oſtindiſchen Kompagnie, in jenem Lande ein ſchauderhaftes Handwerk trieben, dem zwar beſſere Staatseinrichtungen ein Ende gemacht, ohne jedoch verhindern zu können, daß nicht hie und da noch immer kleine Geſchäfte der Art im tiefſten Geheimniß getrieben wurden.

Genug, ich befand mich da am Bord eines Oſtindienfahrers, der, als ich eben anfing zu geneſen, im Texel vor Anker lag und bald darauf ſeine Reiſe antrat. Ich hatte mich zwar weniger Pflege zu erfreuen, aber meine Jugend und gute Natur halfen mir durch, ſo daß ich endlich wieder mein Lager verlaſſen konnte. Zum Dienſt auf dem Schiffe durch meine Schwäche unfähig, fing ich zum Zeitvertreib an, meine alte Holzſchnitzkunſt zu treiben, und ſo ſaß ich manches Stündchen einſam, voll

Digitized by Google

ſehnſüchtiger Gedanken an die liebe Heimath, der ich auf ſo ſeltſame Weiſe war entriſſen worden, und an die noch weit liebere Marianne, bei dieſer Beſchäftigung. Ich fühlte mich unendlich verlaſſen; noch war meine Lage mir größtentheils dunkel und unerklärlich, denn ich verſtand noch zu wenig von der Sprache, die auf dem Schiffe geſprochen wurde (es war die holländiſche), um mich völlig verſtändigen zu können. Vielleicht gewann meine geringe Kunſt unter dieſen Umſtänden; wenigſtens zog ich dadurch die Aufmerkſamkeit eines Paſſagiers auf mich, der mit allerlei zierlichen Waaren, die dort ſehr geſucht wurden, die Kapſtadt beſuchen wollte. Er ſprach etwas Deutſch, und ſo gelang es mir nach und nach, mich ſo weit mit ihm zu verſtändigen, als nöthig war, ſeine Theilnahme zu erregen. Er bethätigte ſie dadurch, daß er mir den Vorſchlag machte, ſo viel von Holzſchnitzereien, als nur immer möglich, während der Reiſe anzufertigen. Am Kap angelangt, wolle er mich dann von dem Kapitän, deſſen Eigenthum ich ſey, loskaufen und von dem Erlös der Sachen in der Kapſtadt ſeine Auslage ſo weit als möglich erſetzen; was aber noch fehle, ſolle ich dort, wo er ein Waarenmagazin habe, nach und nach durch Kunſtdrechslerarbeit abverdienen. Ich war es gern zufrieden, um nur meine Freiheit wieder zu erlangen; denn jezt erfuhr ich erſt durch Herrn Schalken, dieß war der Name des Kaufmanns, die wahre Beſchaffenheit meiner Lage, ohne jedoch nur im Entfernteſten zu ahnen, von wem ſie mir zubereitet worden ſey. Der Kaufmann und der Schiffsherr einigten ſich jezt über eine beſtimmte Summe für meine Perſon und meinen Unterhalt während der Reiſe, und meine ſpätern Erfahrungen ließen mich einſehen, daß der Erſtere keinen Schaden bei dem Handel gehabt. Ein Jahr ungefähr dauerte meine Verbindung mit ihm und war, wenn gleich für Schalken, der ein ſehr umſichtiger, jedoch nicht unredlicher Mann war, ſehr ergiebig, doch auch für mich von vielfachem Nutzen. Ich befleißigte mich, die Sprachen des Landes zu erlernen, und machte mich mit allen Eigenthümlichkeiten dieſes wunderbaren Landes bekannt; denn es hatte ſich allmählig der Vorſatz in mir gebildet, nun, da ich einmal, ſo ganz ohne mein Zuthun, ſo weit von der Heimath fortgeſchleudert war, nicht eher wieder dahin zurückzukehren, bis ich es zu etwas Rechtem würde gebracht haben.

Marianne, hoffte ich, werde mir, ſo wie ich ihr, Liebe und Treue bewahren, und Muhme Richter dann nicht mehr ſcheel ſehen zu unſerm Bunde, was, wie ich wohl gemerkt hatte, in der lezten Zeit der Fall geweſen. Ich hatte wohl von Zeit zu Zeit die Abſicht, nach der Heimath zu ſchreiben, aber die jezt obwaltende Schwierigkeit der Verbindung mit unſerm Kontinent und meine häufigen Reiſen verhinderten es; mehr als das aber, um es offen zu ſagen, hielt ein gewiſſer Widerwille, mit der Muhme wieder in eine Art von Verkehr zu treten, mich davon ab. Denn ich hatte, ſeit ich von ihrem falſchen Eidſchwur wußte und über ihren Verkehr mit den Schleichhändlern zur Einſicht gekommen war, doch eine geheime Scheu vor der Frau; und nur die Hoffnung, meine Marianne einſt aus ihrer Nähe zu entfernen, erhielt den Vorſatz an eine künftige Rückkehr bei mir rege und leuchtete mir wie ein Leitſtern durch lange Jahre, durch Mühſeligkeiten und entfernte Weltgegenden. Ich war geübt im Schreiben und Rechnen, und da es mir auch an Luſt und Eifer nicht fehlte, ſo gelang es mir, als ich nun ſelbſtſtändig war, ziemlich bald, mich unter Schalkens Leitung zum kaufmänniſchen Geſchäft auszubilden. Ich ſah bald, was vortheilhaft war oder nicht, machte Einkäufe und ſchiffte mich nach Ceylon ein, meine Waaren dort abzuſetzen. Das gelang denn über Erwarten, wie denn überhaupt ein wunderbarer Segen jede meiner Unternehmungen begleitete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Gemälde einer Hungersnoth in Hindoſtan.

(Fortſetzung.)

Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, ich fühlte mich, ſo ſchmerzlich es mich berührte, unwillkührlich hingezogen, ſo oft ſich eine neue Scene im ſchauderhaften Drama aufthat. So ging ich jeden Tag Morgens früh nach dieſem Schauſpiele aus, auf die Plätze, die Landſtraßen, beſonders aber an die Landungsplätze, wo beſtändig Leichen von Menſchen jeden Alters und Geſchlechts gehäuft lagen, die in der Nacht geſtorben waren. Manche athmeten noch, und ich ſah mehr als einmal Kinder, welche, wie das kleine Mädchen im Hoſpital, allein alle die Ihrigen überlebt hatten, von Leiche zu Leiche wandern, ohne daß ſie einen klaren Begriff von ihrer furchtbaren Lage hatten. Es fiel mir Anfangs auf, daß juſt die jüngſten und ſchwächſten in der Familie zulezt unterliegen ſollten; es kam dieß aber wohl nur daher, daß die Eltern Alles dem eigenen Munde entzogen, um nur den Kindern noch etwas geben zu können. So ginge es wohl, meine ich, überall auf der Welt; noch natürlicher war dieß aber bei einem Volke, bei dem das ganze Leben des Menſchen nichts iſt als eine Reihe von Entſagungen. Es that dem Herzen wohl, zu ſehen, daß dieſe Waiſen nie verlaſſen blieben, daß ſie immer in der Kaſte, der ſie angehörten, einen Vater oder eine Mutter fanden. So fand ſich auch immer Jemand, der die Körper der in der Nacht vor Hunger oder an Krankheit Geſtorbenen beſtattete, und der Todten einziger Empfehlungsbrief war dabei meiſt das auf ihre Stirne gezeichnete Kaſtenmerkmal.

Digitized by Google

Alle dieſe Leichen, ſo wie die in den Spitälern und bei ihren Gaſtfreunden in Bombay Geſtorbenen wurden über Bak-Bay hinaufgeſchafft und nach der uralten Landesſitte verbrannt. Soviel ich weiß, verbrennen alle Kaſten in Indien ihre Todten, und ich geſtehe, dieſe Leichenceremonie hat etwas Feierliches, Antikes, das auch die Einbildungskraft der Europäer mächtig anſpricht. Wohl wenige haben einen Begriff davon, wie leicht und raſch eine Leiche durch Feuer verzehrt wird; wenige wiſſen, daß von dieſer ganzen ſterblichen Hülle kaum ein Paar Unzen weißlicher Aſche übrig bleiben.

Expende Annibalem: quot libras in duce summo . .

Alles Uebrige verfliegt als Dunſt in die Luft, um einſt zur Mutter Erde wieder zu kehren und in ihren Gebilden ein neues Leben zu beginnen.

Meiſtens ging ich allein zu dieſen Leichenbegängniſſen; wenige Engländer konnten begreifen, was ich für eine Freude daran haben könne, Leichname von Hindus verbrennen zu ſehen. So verließ mich namentlich ein Freund, der nach ſeinem regen Intereſſe für indiſche Sitten mein unzertrennlicher Begleiter auf dieſen Ausflügen hätte ſeyn müſſen, jedesmal, wenn wir an die Ausbiegung der Küſte kamen; hier ſah man das Feuer der Scheiterhaufen. Er wohnte jenſeits der Bai, und um nach Hauſe zu kommen, hätte er juſt mit mir gehen müſſen; ich mochte aber machen, was ich wollte, da, wo die Straßen ſich kreuzen, wandte er ſich und machte einen Umweg von einer Meile, um einem Anblick auszuweichen, der für mich einmal eine ſo ſonderbare Anziehungskraft hatte. — Welche Fülle von Stoff für den Pinſel eines Turners! Stundenlang konnte ich zuſehen, wie Hindus die Reſte eines Freundes oder eines Unbekannten von ihrer Kaſte, den ſie todt am Wege gefunden, oder der im Spitale geſtorben, aus dem Kokoswalde von Bombay herausbrachten. Während die einen den Leichnam im Meere wuſchen, errichteten andere einen länglichten Scheiterhaufen, einen bis zwei Fuß hoch, fünf bis ſechs breit; das unglückliche Opfer des Hungers wurde darauf gelegt und mit einigen Scheiten vollends bedeckt. War das Feuer angelegt, ſo kauerten die Hindus am Scheiterhaufen an der Seite, wo der Wind herkam, nieder und verharrten im tiefſten Schweigen. Nie bemerkte ich auf einem Geſichte die mindeſte Spur von Rührung, was wir ſo nennen. Der charakteriſtiſchſte Ausdruck in den indiſchen Geſichtern iſt immer Ruhe bei allem Leiden. Ich beobachtete aufmerkſam die um ſich greifende Flamme und bemerkte, daß nach kurzer Zeit die knochichten Theile des magerſten Leichnams materiell den Brennſtoff vermehren halfen. So oft ein Glied ſich ablöſte, legten es die Umſtehenden mit derſelben Gleichgültigkeit oder wenigſtens Kaltblütigkeit wieder auf die Feuerbrände. Oft ging ich an Hunderten ſolcher Scheiterhaufen vorüber, an deren jedem fünf, ſechs Menſchen ſchweigend beſchäftigt waren.

Wie geſagt, oft zog es mich zu dieſem traurigen Schauſpiel, und zwar Morgens, wenn die feuchte Landluft in der Windſtille erſtarb, und Abends, wenn die köſtliche Seeluft hinten im Golf die Kronen der Kokosbäume fächelte. Morgens war die ganze Bai, nicht nur zwiſchen den beiden Vorgebirgen, ſondern bis hinaus an den Horizont, ſpiegelglatt, wie Kryſtall, nicht die kleinſte Welle rollte auf den Sand. Die Scheiterhaufen ſtanden dicht am Strande, und faſt ſymmetriſch ſtiegen Hunderte von Rauchſäulen auf, deren Kapitäle ſich hoch über die höchſten Kokosbäume erhoben. Kein Baumblatt rührte ſich, kein Laut war ringsum zu vernehmen, und dieß machte die Scene noch feierlicher, geheimnißvoller. Wäre nicht hie und da eine Leiche aus den Händen der Waſchenden ins Waſſer gegleitet, wäre nicht da und dort zwiſchen denen, welche einen neuen Scheiterhaufen bauten, ein leiſes Wort gewechſelt, oder die Flamme an einem halberloſchenen durch einen raſchen Luftzug angefacht worden, man hätte glauben können, das Ganze ſey ein zauberiſcher Spuck. Ich ging, völlig unbeachtet von den Hindus, als wäre ich unſichtbar, an dieſem Todtenufer auf und ab. Wo ich hinblickte, ſah ich durch Flammen und Rauch halbverzehrte Leiber und Glieder, und an jedem Scheiterhaufen in ſtiller Geſchäftigkeit eine Gruppe Hindus mit hohlen Augen und vom Hunger eingefallenen Wangen.

An einem auffallenden und ganz materiellen Umſtand konnte ich eben daſelbſt den Umfang der Plage abmeſſen, welche Indien heimſuchte. Zu gewöhnlichen Zeiten, wenn höchſtens zwanzig Sterbefälle täglich zu Bombay vorkommen, reicht das Holz, das täglich auf den Bazar geführt wird, zu ſämmtlichen Beſtattungen hin; als aber 1812 die Hungersnoth in Marwar, Cutch, Guzerat und den andern nördlichen Provinzen ausgebrochen war, als Schaaren von hungrigen Hindus der Präſidentſchaft zuſtrömten und meiſtens hier ihren Tod fanden, da wurde das Brennholz ein bedeutender Einfuhrartikel, weshalb auch bald damit ſpekulirt wurde. So ſah man denn beſtändig im Angeſicht der Scheiterhaufen, welche Tag und Nacht fortbrannten, eine lange Reihe von Küſtenſchiffen vor Anker liegen. Die Fahrzeuge waren bis zur Mitte des Maſts mit Reisbündeln und Scheiten beladen.

Wir erlebten indeſſen zu Bombay nur eine unbedeutende Epiſode des großen Trauerſpiels, deſſen ſchauderhafter Schauplatz damals Indien war. In unſerer geſegneten Präſidentſchaft gingen Geſchäfte wie Vergnügungen ihren gewohnten Gang; ſo war es aber nicht in Guzerat, und ehe ich in meiner Beſchreibung weiter gehe, muß ich noch von einer andern Landplage ſprechen. In Europa weiß man nicht viel mehr von den Heuſchrecken,

Digitized by Google

als was man in der heiligen Schrift davon lieſt, und ſogar in Indien iſt die Geſchichte dieſer Inſekten nicht allgemein bekannt. Ich ſprach einmal einen Engländer, der mich verſicherte, er habe während eines fünfzehnjährigen Aufenthalts im Orient nur dreimal Heuſchrecken geſehen, einmal im Flug und zweimal vom Koch zugerichtet in einem Curry (indiſchen Ragout). Ich für meine Perſon hatte nur in den Muſeen welche geſehen; aber beſchreiben hatte ich mir ihren Zug laſſen, als ein furchtbares Schneegeſtöber (von dunklem Schnee, verſteht ſich), wobei man das Schwirren der Billionen Flügel in ungeheurer Entfernung hört und die Maſſe ſich dreimal vier-und-zwanzig Stunden lang, einer Sündfluth gleich, vorüberwälzt.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

Briefe aus Berlin. Bauten. Hr. Spitzeder.

Es ſind hier Briefe aus Berlin, in Hanau bei König erſchienen, angekommen, die erſt reißend geleſen und dann konfiscirt wurden. Wer die Art kennt, wie die Feder hier den jungen Leuten in die Hände kommt, kann dem Verfaſſer dieſer Briefe auf das Genaueſte den Weg nachzeichnen, den er einſchlagen mußte, um dieſe Briefe zu ſchreiben, die in dem Grade, als ſie gut ſind, auch ſchlecht genannt werden müſſen. Man ſieht ihm nicht mehr an, als daß er in den kleinlichen literariſchen Fehden, die einſt die preußiſche Hauptſtadt erſchütterten, jugendlich Parthei genommen und ſich um Alles wohl bekümmert hat, was man an dieſen ſchmutzigen Debatten lieber hätte vergeſſen ſollen. Man verſteht mich, wenn ich an die Zeiten der Schnellpoſt, der Couriere, an die Eulenſpiegel, Figaros und Don Quixote und die alberne Vornehmheit erinnere, die ſo verzweifelte Geſellen, wie Gubitz, Häring, Förſter, die Bühnendichter, jenen Sansculotten entgegenhielten. In dieſer Schule hat ſich unſer Berliner Briefſteller gebildet; er mag ſpäter die beiden in Altenburg erſcheinenden Blätter, den Eremiten und Kometen, recht fleißig geleſen haben, hörte theilnehmend auf die Geſpräche, von denen unſere Kaffeehäuſer widerhallen, und ſchrieb zulezt dieſe Briefe, die von Vielen zu ſtreng beurtheilt, von den Meiſten aber überſchäzt ſind. Da iſt kein höherer Geſichtspunkt, der der ganzen Polemik ihre Weihe und Würde gäbe, kein Maaß und Ziel in dem Streben, das Bekannte außerordentlich zu ſagen, ſondern nur ein ſchwaches, nachhaltendes Gähren einer ſchon längſt gekelterten Hefe, in Sprache ſowohl, als im Inhalt. Der Verfaſſer iſt zu ſehr Berliner. Das Buch ſoll freiſinnig ſeyn, aber es findet ſich in ihm keine Ahnung, daß man auch in den Tempel der Freiheit mit einem Feierkleide treten müſſe. Wollte der Verfaſſer nur Humoriſt ſeyn, ſo hätte er ſeine abſichtlichen Zwecke etwas verſtecken ſollen, wollte er auf Berlins politiſche Aufklärung wirken, ſo mußte er vorſichtiger in der Wahl ſeiner witzigen Ausfälle ſeyn. Eine Petition der Heidelberger Hunde an den badiſchen Landtag im Namen des ganzen Badner „Hundevolks“ iſt nicht nur im höchſten Grade trivial, ſondern iſt ein ſo unvorſichtig gewählter Gegenſtand, daß man daraus den Mangel an Takt und politiſcher Umſicht, der uns charakteriſirt, erkennen kann. In dieſen Briefen wird unter andern der König bis in die Sterne erhoben; warum das? Das Buch iſt dennoch verboten worden. Solche Bücher ſind übrigens bei aller Wildheit recht herzlich zahm gemeint.

In den langweiligen Zeiten der Reſtauration, vor den militäriſchen Rüſtungen und den Verheerungen der Cholera waren die Kaſſen des Staats reicher gefüllt, als gegenwärtig. Berlin war in zunehmender Verſchönerung begriffen; die Aufführung vieler öffentlicher Gebäude ließ ebenſo ſehr den Geſchmack bewundern, in dem ſie angelegt und vollendet wurden, als die Vorſicht loben, die einem großen Theile unſerer Proletairs eine reichliche Nahrungsquelle ſicherte. Dieſe Bauluſt ging damals auch auf Privatleute über, deren Geld und Unternehmungsgeiſt Berlin um ein prachtvoll gebautes Stadtquartier vergrößerte. Aber auch von dieſer Seite ſtehen alle Plane gegenwärtig ſtill. Die beiden öffentlichen Bauten, an die in dieſem Augenblick allein gedacht wird, ſind die völlige Umgeſtaltung des ſogenannten Packhofes, eines Stapelplatzes und Waarenlagers für die ankommenden Kaufmannsgüter, und ein künftiger Neubau der Bauakademie. Wer in Berlin geweſen iſt, weiß, daß er, um vom Schloßplatze nach der Jägerſtraße zu kommen, ſich durch die lebhafteſte, aber zugleich auch engſte Paſſage, die Werderſchen Mühlen, die Schleuſenbrücken, die Verbindung unſerer Alt- und Neuſtadt, durchwinden muß. Später wird dieſe unbequeme Gegend gelichtet werden. Dicht an der genannten Brücke wird rechts ein freier Platz beginnen, der die Ausſicht nach dem Packhofgebäude und der Werderſchen Kirche frei macht. Gewinnen werden bei einem ſolchen Projekt die Beſitzer jenes Häuſerwinkels von der Niederlagſtraße bis zur Brücke, verlieren aber muß die kleine, winzige Werderſche Kirche, deren Unbedeutenheit bei einer großartigern und freiern Umgebung nur deutlicher hervortreten wird. — Der Bau der obengenannten Akademie hat noch nicht begonnen, aber es kann auch noch lang mit ihm anſtehen, da der gegenwärtige Zuſtand dieſes Inſtituts einen ſo bedeutenden Koſtenaufwand nicht vergilt. Dieſe einſt ſo blühende Anſtalt iſt gegenwärtig durch die Eröffnung neuer Provinzialbauſchulen und die Gewerbakademie, die ſich unter der Leitung des Hrn. Beuth, unſers künftigen Handels- und Gewerbeminiſters, immer mehr hebt, in die tiefſte Zerrüttung geſunken, ſo daß die Zahl der an ihr angeſtellten Lehrer der der Schüler gleichkommen mag. Darum bleibt vielleicht dieſes Bauprojekt einſtweilen noch unausgeführt.

Ein Streit des Hrn. Spitzeder und ſeiner Gattin (frühern Dem. Vio) mit dem Eigenthümer des Königsſtädter Theaters, Hrn. Cerf, macht unter dem hieſigen Publikum ſehr viel Aufſehen. Man lieſt ſich an öffentlichen Orten die wechſelſeitigen Repliken und Dupliken vor, ergreift Parthei für oder gegen den Künſtler, deſſen Leiſtungen bei uns im ſchönſten Andenken ſind und den wir ungern verlieren. Der Gegenſtand des Streites ſind Honorarzahlungen, die Herr Cerf zu leiſten verſprochen, ſpäter aber nicht geleiſtet haben ſoll. Herr Spitzeder hat ſich gegen die Anſchuldigung, er übertreibe ſeine Propoſitionen, recht gut vertheidigt. „Wir Sänger,“ ſagt er, „werden früher untauglich, als Militärs und Beamte; wie lange dauert es, ſo iſt mein Inſtrument verſtimmt? Penſionen erhalte ich dereinſt nicht, warum ſoll ich jezt nicht für den Winter ſammeln, da es noch Sommer iſt?“ Er hat vollkommen Recht. Vielleicht hat Herr Cerf auch Recht.

*.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. Auguſt 1832.

Alſo den alten Kummer
Singſt du, o Rieſengeiſt,
Indeß der träge Schlummer
Die laſſe Welt umfleußt.

Juſtinus Kerner.

Kunde vom Straßburger Münſter.

Und wieder auf den hohen Zinnen
Steh' ich, in heller Sternennacht,
Und ſchau empor mit ernſtem Sinnen
An des verklärten Thurmes Pracht.

Da ſchwingt ſich tief aus dem Geklüfte
Des Schwarzwalds ein Gebild hervor,
Und leuchtend rauſcht es durch die Lüfte,
Gehüllt in trüber Wolken Flor.

Ein weiter Schleier hüllt die Gaſſen
Mit dichter, ſchwarzer Decke ein,
Als wollt' er nicht der Erde laſſen
Des Himmels milden Silberſchein.

Und nur das Licht, aus trüber Ferne,
Und nur den glanzumfloßnen Thurm
Erblick ich noch, und alle Sterne
Sie zittern, wie bewegt vom Sturm.

Aus Sturm und Sternen donnert's nieder;
Es iſt genaht, das Rieſenbild,
Und wie der Hall verklungner Lieder
So rauſcht's im Thurme mahnend, wild:

„Wenn einſt der Geiſt, der dich gegründet,
Du Tempelhaus, du deutſches Haus,
Von dieſes Landes Gauen ſchwindet,
Dann rege dich mit Sturmesgraus!

Dann ſchüttle wild und immer wilder,
Vom wolk'gen Knauf, bis tief zum Grund,
Herab die alten Heldenbilder;
Thu' ſtrafend deine Schrecken kund!

Laß ſteigen von den hohen Roſſen
Die Reiter ab, auf luft'ger Bahn,
Daß ſie die mächtigen Genoſſen
Zum Streite führen friſch voran!

Reiß ab der Krone Steingeblätter,
Löſch aus der Minneroſen Schein!
Die Heil'gen all', im Sturmeswetter,
Sie ſollen ſchließen ihren Reih'n!

Sie ſollen wandeln durch die Straßen,
Und ſuchen alter Helden Gruft,
Die ſchlummern einſam und verlaſſen
Viel Zeiten ſchon, in Berg und Kluft.

Sie ſollen wecken alte Weiſen
Und alten, deutſchen Liedeston;
Der muß in hohen Worten kreiſen
Um den verlaßnen Tempelthron.

Dann öffne ſeinen ſchwarzen Rachen
Tief, meerestief, ein weiter Schlund,
Und ſchling hinab, mit Welttags Krachen,
Die alte Zeit, in ew'gen Grund!

Digitized by Google

Drauf ſoll es ſonnenhelle tagen
Um den verlaſſnen, öden Raum;
Kein Bild, kein Sängermund ſoll tragen
Zur neuen Zeit den alten Traum!“

So hat's im Sturmesgraus gerufen,
Die Sterne glänzten wieder mild,
Im Silberlicht, auf hohen Stufen,
Stand manch verklärtes Heldenbild.

August Stöber.

Gemälde einer Hungersnoth in Hindoſtan.

(Beſchluß.)

Kapitän Beaufort, der Verfaſſer des intereſſanten Werks über Caramanien, erzählte mir, er habe 1811 zu Smyrna Gelegenheit gehabt, über den Raum, den ein von Süd nach Nord ziehendes Heuſchreckenheer eingenommen, eine ungefähre Berechnung anzuſtellen. Der Konſul mußte dem Paſcha von Sardes einen Boten ſchicken, d. h. in einer Richtung, die mit dem Zuge der Heuſchrecken einen rechten Winkel bildete. Der Bote machte zu Pferd vierzig engliſche Meilen, bevor er die bewegliche Kolonne der gefräßigen Inſekten in den Rücken bekam. Man fand mittelſt eines guten Taſchenteleſcops, daß die Höhe der Kolonne gewiß dreihundert Toiſen betrug, und daß ſich der Zug in der Stunde ſieben Meilen vorwärts bewegte. Der Zug dauerte drei Tage und drei Nächte ohne merkbare Unterbrechung. Da die Heuſchrecken etwa drei Fuß hintereinander und nur einen Fuß über einander flogen, ſo ergab ſich, daß dieſer ungeheure Schwarm aus wenigſtens 168,608,563,000 Individuen beſtand. Vergeblich ſtrengt man ſich an, eine ſolche Zahl zu faſſen; es geht einem dabei, wie wenn man von der Entfernung der Firſterne oder der Geſchwindigkeit des Lichts ſprechen hört. Es iſt gar nicht unmöglich, daß dieſe Heuſchrecken blos eine Abtheilung der Kolonne waren, von deren Verheerungen in Ländern, die weit oſtwärts vom heiligen Lande liegen, ich jezt ſprechen will.

Zu Anfang des Jahrs 1810 erſchienen Myriaden dieſer Inſekten in den öſtlichen Provinzen von Bengalen und zogen durch das eigentliche Hindoſtan gegen Nordweſt. Im Jahr 1811 erſchienen ſie in Marwar, und da ohnehin nicht viel Regen gefallen war, ſo hatten ſie bald die ganze Vegetation bis auf den lezten Halm aufgezehrt. So wälzte ſich der verheerende Zug fort bis zur Stadt Baroach, am rechten Ufer des Nerbudda, der ſich in den Meerbuſen von Cambaye ergießt, anderthalb Grade vom Wendekreis und ſechzig franz. Meilen von der Stadt Bombay; dort wurden ſie durch den Eintritt des Mouſſons im Jahr 1812 aufgehalten, und damit verſchwand die furchtbare Plage aus dem unglücklichen Lande, ohne daß man wußte, woher die Thiere kamen, noch was aus ihnen wurde. Durch die Dürre und die Plage der Heuſchrecken aufs Aeußerſte gebracht, ſtürzte ſich die Bevölkerung von Marwar in ganzen Strömen auf das Gebiet von Guzerat; aber nicht lange, ſo ereilte dieſe Maſſen von Auswanderern das Verderben, dem ſie zu entrinnen glaubten, als im Jahr 1812 durch das Ausbleiben des Regens in Guzerat die Erndte da zu Grunde ging, wohin die Heuſchrecken nicht gekommen waren. Die Bevölkerung war aufs Doppelte angewachſen, als mit einemmale die Lebensmittel auf den zehnten Theil ihres gewöhnlichen Beſtandes fielen. Jedermann eilte, ſeine Vorräthe zu verbergen, und die Wucherer beſchleunigten noch die Hungersnoth. Der unbegreifliche Eigenſinn der Flüchtlinge aus Marwar ſtumpfte die Theilnahme, welche ihr Elend Anfangs eingeflößt hatte, bedeutend ab. Mochten ſie nun nach der Bereitwilligkeit, womit man ihnen bei ihrer Ankunft in Guzerat zu Hülfe gekommen war, glauben, die mildthätige Hand werde ſich nie von ihnen abziehen, war es angeborne Trägheit oder jener Stumpfſinn, der häufige Begleiter des äußerſten Elends, ſie wieſen alle Anerbietungen zu ſicherem Auskommen durch Arbeit hartnäckig von ſich; freilich wußten ſie am Ende wohl, daß ſie doch zu Grunde gehen mußten. Schaaren dieſer Flüchtlinge blieben endlich, nachdem ſie wie Heerden wilder Thiere in Guzerat umhergeirrt, in den Vorſtädten großer Städte oder an den Landſtraßen liegen; denn Seuchen wütheten unter ihnen mit dem Hunger um die Wette; namentlich brachten ſie bösartige Blattern in das Land, in das ſie die Verzweiflung getrieben.

Kein Anblick war wohl ergreifender in dieſem Schauergemälde, als wenn kleine Kinder vergeblich an der ausgetrockneten Bruſt ihrer Mütter Nahrung ſuchten, welche ſelbſt umſonſt nach einem Tropfen Waſſer winſelten, ihren Durſt zu ſtillen. Das Uebermaß des Elends machte endlich die Gemüther ſtumpf; die ſchönen Gefühle, welche mir zu Bombay als Züge des Nationalcharakters hohe Achtung eingeflößt, erſtarben dort in kurzer Zeit. Die Kaſtenunterſchiede wurden zu allerlezt aufgegeben, aber auch ſie verſchwanden mit der Zeit, und man ſah Braminen ihre Weiber, Schweſtern, Kinder, ihre ganze Verwandtſchaft für zwei, drei Rupien dem nächſten Beſten hingeben, der ſich damit belaſten wollte. Kapitän Carnac will geſehen haben, wie ein lebendiges Kind von einer Kuppel hungriger Hunde der Mutter aus den Armen geriſſen wurde, die, unfähig zu ſprechen, dem Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit nur mit den Augen folgen konnte. Andere Kinder liefen den Hunden nach; aber die Beſtien, welche, ſeit ſie Menſchenfleiſch gekoſtet hatten, ungewöhnlich wild waren, kehrten ſich um und wieſen den ſchuldloſen Geſchöpfen die vom Blute ihrer Beute bereits gerötheten Zähne.

Digitized by Google

Ich habe erzählt, mit welcher Geduld die Hindus zu Bombay am Topfe auf ihren Reis warteten; aber im Norden, wo die Hungersnoth mit allen ihren Schrecken herrſchte, wo die Mehrzahl der Bevölkerung Hunger litt, war es ganz anders. Manche brachte ihre Gier ums Leben, andere wurden Opfer der Kniffe, wodurch ſie ſich doppelte Rationen zu verſchaffen gewußt, Kinder wurden von den Eltern, wenn ſie ſich mit furchtbarer Gier über die Lebensmittel herwarfen, zertreten. Auch von den Beſtattungen, wie ich ſie in Bombay beſchrieben, war in Guzerat keine Rede. Die Achtung vor den Todten hielt nicht länger aus als die Theilnahme für die Sterbenden. Die Leichen der armen Marwaris, welche in der Hungersnoth ſtarben, blieben offen liegen; dieſer Nachläſſigkeit ſchreibt Kapitän Carnac, wohl mit Recht, die bösartige Peſt vom Jahr 1812 und die immer zunehmende Sterblichkeit zu. Zu Baroda, dem Sitz der Regierung, wo täglich gegen fünfhundert Menſchen ſtarben, hielt man noch ſoviel Ordnung, daß die Leichen verbrannt wurden; zu Ahmedabad aber war die Sterblichkeit ſo groß, daß dieß ganz unmöglich wurde. Es ſtarben in dieſer Stadt nicht weniger als hunderttauſend Menſchen, d. h. etwa die Hälfte der Bevölkerung. Man machte die Bemerkung, daß im ganzen Lande, Ahmedabad ausgenommen, die muſelmänniſche Bevölkerung nicht ſo furchtbar litt als die Hindus, und man ſchrieb dieß dem Umſtande zu, daß die Moslem thieriſche Nahrung genießen. „Ich kann," ſagt Kapitän Carnac, „nicht angeben, wie viele Einwohner von Marwar dieſe Hungersnoth weggerafft hat. Zu Baroda, wo zu ihrer Rettung nichts verſäumt wurde, ſah ich manchmal in den Vorſtädten gegen fünfzig Leichen, welche die Regierungsbeamten nicht Zeit gehabt zu beſtatten; nach Allem, was ich geſehen und gehört, glaube ich gewiß, daß von hundert dieſer Unglücklichen höchſtens Einer ſein Vaterland wieder geſehen hat."

Vergehen und Strafe.

(Fortſetzung.)

Mein Kredit befeſtigte ſich mehr und mehr, bald auch mein Wohlſtand, und als nach Jahren die Kunde von der Befreiung meines deutſchen Vaterlandes mich erreichte, war ich ein Mann, der dort für reich gelten konnte, und mein Entſchluß, zurückzukehren, war ſogleich gefaßt. Ich verwandelte mein großes Beſitzthum in baares Geld, dieſes in gute Wechſel, und langte glücklich in einem holländiſchen Hafen an. Meine Sehnſucht trieb mich raſch weiter. Schreiben, Erkundigung einziehen, das war mir alles viel zu umſtändlich. Mein ungeduldiges Verlangen wuchs mit jedem Tage, jeder Stunde, und was mir in der Ferne gar nicht in den Sinn gekommen, der Gedanke, daß Marianne vielleicht längſt verheirathet, wohl gar geſtorben ſeyn könne, quälte mich nun unaufhörlich und ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe.

Mariannens Geburtstag nahte. Ich hatte ihn jedes Jahr in der Kapſtadt oder auf Ceylon, wo ich abwechſelnd war, gefeiert. Der Gedanke, an dem Tage einzutreffen, ſie durch meine Ankunft zu überraſchen, entzückte mich. Ich ſpendete Geld über Geld, um weiter zu kommen. Gleichwohl konnte ich doch erſt ſpät Abends die Stadt erreichen. Ich ſprang am Thore aus dem Wagen, ſchickte dieſen nach dem Gaſthofe, und nachdem ich nur in flüchtiger Erkundigung erfahren, daß Marianne noch lebe und unvermählt ſey, flog ich hierher. Alles Uebrige, was man von Vater Richters Tode, von ſeiner Wittwe mir noch erzählten wollte — ich hatte nicht Zeit, es anzuhören. Ich ſchlich durch Schlupfwege, mir noch von Alters her bekannt, in den Garten. Der Mond ſchien hell; mir ward ſo wohl, ſo heimiſch. Ich kam durch den Hof in das Vorderhaus. Hier traf ich auf den aufwartenden Burſchen; er wollte Lärm machen, aber ein Geſchenk beſchwichtigte ihn, ſo wie die Verſicherung, daß ich, ein lang abweſend geweſener Verwandter, gekommen ſey, meine Muhme zu überraſchen, und nur den gelegenen Augenblick, zu erſcheinen, abpaſſen wolle. Ich verſteckte mich zu dieſem Ende hinter der Küche, in welche die Mutter von Zeit zu Zeit kam, nach den Speiſen zu ſehen; denn plötzlich überfiel mich eine Scheu und Beklommenheit, und ich fühlte, daß ich mich ſammeln müſſe. Wenn die Mutter entfernt war, trat der Burſche zu mir und erzählte mir flüſternd von der feſtlichen Mahlzeit, die da eben gehalten werde, vom Vetter Leidmann, der wohl noch der Bräutigam der Jungfer Marianne werde, und von einem jungen fremden Herrn, der als Miethsmann im Hauſe wohne und auch mit am Tiſche ſey. Da faßte mich's wie Eiferſucht, und es drängte mich, zu wiſſen, wie es denn damit ſey, ja ſelbſt zu ſehen, bevor ich mich ſehen ließe. Durch die Spalten der alten baufälligen Thüre ſchimmerte das Licht ſo hell; ich trat vor dieſe und ſah hinein. Wie ſchien mir Marianne ſo lieblich und hold! viel lieblicher, als da ich ſie verlaſſen, obſchon ſie ſo viel älter geworden; denn es lag ſo etwas von ſittſamem Bewußtſeyn ihrer ſelbſt und ihrer Schönheit in ihrem Weſen. Aber ſie ſah nicht aus wie eine glückliche Braut. Der Kandidat neben ihr — wahrlich! nicht ſchöner war er geworden, denn ehedem, und ich wußte ja, ſie hatte ihn immer nicht leiden können; wie käme ſie denn jezt dazu? Ein anderes war es mit dem fremden jungen Mann zu ihrer Rechten. Aber ſie ſaß doch auch nicht neben ihm wie

Digitized by Google

eine Liebende. Da höre ich plötzlich meinen Namen nennen, ſehe Mariannens Auge ſich mit Thränen füllen, und als der Vetter Leidmann mich ſo boshaft läſterte, da vermochte ich mich nicht länger zu halten und ſtürzte herein, nicht ahnend, daß ich nicht Freude allein, ſondern auch Schrecken und Entſetzen bereiten werde.

Marianne war dieſer Mittheilung mit dem lebhafteſten Ausdruck des Schmerzens, der Angſt und endlich der Freude, die wechſelsweiſe aus ihren Zügen ſprachen, gefolgt. Fritz las mit Entzücken darin die wechſelnden Bewegungen ihres liebenden Herzens. „So biſt Du denn nun wirklich mein,“ rief er, ſie an ſeine Bruſt ziehend, „meine Verlobte vor Gott und der Welt, und nichts ſoll uns hinfort mehr trennen!“ — Sie hauchte erröthend ein ſeliges „Ja!“ und als ich nach einer ſtillen Minute wieder zu den Vereinten trat, ſie zu beglückwünſchen, konnte ich es aus vollem Herzen, denn ich feierte zugleich einen Sieg über eine mir kaum ſelbſt bewußt gewordene Regung.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Konſtantinopel, Juli.

Reiſe von Alexandrien nach Konſtantinopel.

Ich habe endlich am 3. Juni mit größter Freude den Hafen von Alexandrien verlaſſen; nur der Abſchied von einigen europäiſchen Freunden erfüllte meine Seele mit Wehmuth, während ich in jeder andern Hinſicht mich glücklich ſchäzte, endlich, wenn auch in achtzehn Monaten ſowohl moraliſch, als phyſiſch um mehr als ſechs Jahre gealtert, doch mit noch ziemlich kräftigem Körper dem unglückſeligen Egypten den Rücken kehren zu dürfen. Länger hätte ich nimmermehr Augenzeuge der unausſtehlichen Plackereien ſeyn mögen, denen die bedauernswerthen Araber ausgeſezt ſind, ſo wie ihrer jämmerlichen Armuth und Unterdrückung; aber auch meine Geſundheit machte meine Entfernung dringend nothwendig, indem ich in kurzer Zeit von mehreren heftigen Ophthalmien befallen worden war. Ein ſchlechteres und unangenehmeres Klima, als Egypten, beſonders aber Alexandrien hat, mag es wohl ſchwerlich irgendwo geben, denn nachdem man den ganzen Tag von einer unbarmherzigen Sonne geplagt worden, zu der ſich oft noch ſchwüle, erſtickende Mittagswinde geſellen, kann man nicht einmal Abends ungeſtraft eine friſchere Luft athmen; denn ſchon eine Stunde vor Sonnenuntergang herrſcht überall eine ſolche Feuchtigkeit, daß man wie von einem ſtarken Regen benezt nach Hauſe kommt; auch kann man nur zu Pferd oder zu Eſel ſich von der Stadt entfernen, da ſelbſt der beſte Fußgänger vom hohen Sande, der ſich überall findet, und von der monotonen, todten Ausſicht bald ermüdet würde. So beſtieg ich denn mit Entzücken eine öſterreichiſche, das heißt lombardiſche, ziemlich große Kaufmannsbrigg, die nach Konſtantinopel ſegelte. Ich mußte dem Kapitän für die Ueberfahrt fünfzehn Thaler und einen halben Thaler täglich für die Koſt bezahlen. Da ich es diesmal weder mit einem ſchmutzigen Neapolitaner, wie von Toulon nach Algier, zu thun, noch türkiſche Gefangene, die jeden Augenblick unſer Leben bedrohten, wie von Algier nach Marſeille, am Bord hatte, ſo genoß ich ungeſtört und in vollem Maaße die Freuden der Schiffahrt. Munter ſtieg ich Morgens früh aus meinem Bette, das ich mit Erlaubniß des guten Kapitäns, um mehr Luft zu haben, im Zimmer ſelbſt, nicht, wie gewöhnlich, im engen Nebenkämmerchen aufgeſchlagen hatte; mit einer Pfeife voll köſtlichem Latakietabak ging ich eine Stunde lang auf dem Verdecke, eine reine, von keinem Menſchenhauche verpeſtete Luft athmend, auf und ab, und erſt nach dem Kaffee ſezte ich mich unter das Zelt, das auf dem Hintertheile des Schiffes aufgeſchlagen war, um ein paar Stunden lang leichte, unterhaltende Bücher zu leſen; denn wenn man auch gar nicht an Seekrankheit leidet, ſo läßt ſich auf dem Meere durchaus nichts den Kopf Anſtrengendes arbeiten. Etwa eine Stunde vor Mittag fing ich an, mich mit den drei griechiſchen Paſſagieren, von denen zwei bis Rodoſto und einer bis Konſtantinopel mit uns reisten, in ein Geſpräch einzulaſſen. Nach der Mittagsmahlzeit machte ich gewöhnlich eine Sieſta von zwei Stunden, brachte den übrigen Nachmittag wieder mit Leſen zu, und eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang begann mein Lieblingsſpaziergang, der bis zum Nachteſſen dauerte. Wir hatten immer entweder Windſtille, oder widrigen Nordwind, der in den Monaten Juni, Juli und Auguſt auf dem mittelländiſchen Meere vorherrſchend iſt. Indeſſen vergingen mir die zehn Tage, die wir bis zur Inſel Rhodos brauchten, ſehr ſchnell, und unvermerkt ſahen wir uns auf einmal den 17. Juni in der Meerenge zwiſchen Rhodos und Kleinaſien. Allein je näher wir dem Archipelagus kamen, deſto banger ward uns Allen zu Muthe, da nun die bisher genoſſene Sicherheit verſchwand und unſere Lage anfing, gefährlich zu werden. Wir wußten, daß in den lezten Monaten mehrere Kaufmannsſchiffe von griechiſchen Seeräubern angefallen worden waren, die ſich nicht damit begnügt, das Schiff auszuplündern, ſondern, um ihren Frevel länger verborgen zu halten, die Mannſchaft getödtet und das Schiff in den Grund gebohrt hatten. So lange ich in Alexandrien war, ſah ich ein ruſſiſches Schiff, das nach Konſtantinopel hatte ſegeln wollen und in der Nähe von Rhodos von Piraten angegriffen worden war. Sie ſicherten den Schiffleuten das Leben zu, damit ſie ſich ergeben möchten; jene willigten ein und ließen ſich, ohne den mindeſten Widerſtand zu leiſten, von den Griechen, deren 50 — 60 in einer Barke waren, binden. Nachdem dieſe aber ihre Raubſucht befriedigt hatten, fingen ſie an, Alles niederzumetzeln und das Schiff ſo zu beſchädigen, daß ſie glaubten, es werde bald untergehen. Es hatten ſich aber drei Matroſen im untern Theile des Schiffes verborgen, die, nachdem die Piraten ſich entfernt hatten, das Schiff retteten und mit großer Mühe nach Alexandrien zurückkehrten. Auf dieſe Weiſe bezeugt das helleniſche Heldenvolk den Europäern ſeine Dankbarkeit, den Europäern, die nur gar zu viel gethan haben, um es von der türkiſchen Herrſchaft unabhängig zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Auguſt 1832.

Heran mir!
Die im reichbehalmten Saatgefild
Ihr weidet, o Zehntauſende, Gerſtennäſcher ihr,
Und die ihr Saamen auch pickt, ſchnellfliegende Schaaren!

Ariſtophanes.
Die Vögel.

Scenen aus dem Leben nordamerikaniſcher Vögel.

(ſ. Mbl. 1832. Nro. 84 — 86.)

Die Wandertauben.

Die **Wandertaube** (*columba migratoria*) hauſt im Norden von Amerika, von der Hudſons-Bay bis zum Meerbuſen von Mexiko. Einzelne Banden dieſer Taubenart überwintern bis unter dem ſechzigſten Grade der Breite und nähren ſich von den Wachholderbeeren, die ſie da in großer Menge vorfinden. Das Männchen iſt größer und ſchöner, als das Weibchen; lezterem fehlt es an den, das Männchen zierenden, in Gold und Purpur ſchillernden lebhaften Farben, und bey aller Mannigfaltigkeit der Tinten auch ſeines Gefieders, iſt bei ihm doch die vorherrſchende Farbe ein mattes, glanzloſes Aſchgrau. Das Feuer ſeiner Augen iſt weniger lebhaft und ſelbſt die Füße ſind nicht ſo ſchön roth. Die ganze Länge des Männchens, vom Schnabel bis zur Spitze des Schweifes, beträgt zwei engliſche Fuß (22'' 6''' franzöſiſchen Maaßes). Sein Kopf iſt ſchieferblau und die Bruſt von röthlicher Haſelnußfarbe; der Hals prangt in den ſchönſten Farben, Gold, Grün, Purpur und ein prächtiges Scharlachroth ſchillern an demſelben in beweglichen Tinten. Die herrſchende Farbe des Gefieders aber iſt ein mit ſchwarzen und braunen Flecken verſeztes Schieferblau. Der Bauch iſt ſchön weiß und der Schweif ſehr lang. Mitten durch denſelben zieht ſich ein glänzender ſchwarzer Streif.

Das Merkwürdigſte an den Wandertauben ſind ihre geſellſchaftlichen Verbindungen und ihre weiten Reiſen. Ihre Wanderzüge, zu denen ſie nicht die Sehnſucht nach einem mildern Klima bei einbrechendem Winterfroſte, ſondern das Bedürfniß, für ihren Lebensunterhalt zu ſorgen, antreibt, richten ſich keineswegs nach den Jahreszeiten, ſondern einzig nach dem Ueberfluſſe oder dem Mangel an den Kernfrüchten, von welchen ſie ſich nähren. Sie verändern ihren Standpunkt nicht eher, als bis die Vorräthe in der Gegend, wo ſie ſich aufhalten, ganz erſchöpft ſind. So iſt es z. B. eine, auf ſorgfältige Erkundigungen ſich gründende Thatſache, daß die Bewohner von Kentuky die Wandertauben, nachdem dieſe mehrere Jahre nach einander ſich in verſchiedenen Gegenden dieſer Provinz aufgehalten, einmal alle zuſammen haben verſchwinden ſehen, blos weil die Eichelernte ſchlecht ausgefallen war. Erſt nach einer ſehr langen Abweſenheit kehrten ſie wieder in dieſelben Gegenden zurück. Glaubwürdigen Berichten zufolge hat ſich Aehnliches in mehreren andern nordamerikaniſchen Provinzen zugetragen. Ganz erſtaunlich und alles, was hin und wieder in Europa an den ſogenannten Brieftauben beobachtet worden, weit hinter ſich laſſend, iſt die Flugkraft der amerikaniſchen Wandertauben; ans Wunderbare gränzt die Schnelligkeit, womit ſie die weiten Lufträume durchſegeln. Einzelne, in der Gegend von New-York erlegte Wandertauben hatten ihren Kropf noch voll von Reißkörnern, deren ſie an keinem andern Orte als in Karolina

Digitized by Google

und Georgien hatten habhaft werden können. Da man nun beſtimmt weiß, daß auch die unverdaulichſten Nahrungsmittel der Wirkſamkeit des Magenſaftes dieſer Vögel höchſtens zwölf Stunden zu widerſtehen vermögen, ſo hat man hieraus die richtige Schlußfolge gezogen, daß jene Individuen in Zeit von höchſtens ſechs Stunden einen Raum von drei- bis vierhundert Meilen oder ungefähr eine Meile in der Minute (fünf-und-zwanzig Poſtmeilen in der Stunde) zurückgelegt haben müſſen. Nach dieſem Verhältniſſe würde eine Wandertaube in zwei Tagen den Ocean überfliegen, wie denn auch wirklich, zufolge der Angabe des Edinburger Journals, im Januar 1826 eine ſolche an den Küſten von Schottland getödtet worden iſt.

Es iſt übrigens dieſe außerordentliche Flugkraft keineswegs der einzige Vorzug, welcher den Wandertauben zu Statten kommt: ſie haben auch ein vortreffliches Geſicht und ſind, ohne in der Schnelligkeit ihres Fluges nachzulaſſen, im Stande, doch aus der Luft herab zu erkennen, was ihnen an Baumfrüchten und Sämereien zur Nahrung dienen mag. Sobald ſie etwas der Art wahrnehmen, halten ſie an. Es fehlt nicht an Gelegenheit, ihre Manövers zu beobachten. Wenn ſie über einen Landſtrich fliegen, wo nichts für ſie zu finden iſt, ſo bleiben ſie hoch in den Lüften. Haben ſie hingegen eine willkommene Entdeckung gemacht, ſo ſchweben ſie in der ſchönſten Ordnung hernieder, um das Revier, welches ihnen Futter zu verheißen ſcheint, näher zu beſichtigen, worauf dann der Boden nicht ohne große Vorſicht betreten wird.

Die Wandertauben, erzählt der Verfaſſer dieſer Nachrichten, ſind in den Wäldern von Nordamerika in ſolcher Menge vorhanden, daß, nachdem ich mehrere Jahre lang das Schauſpiel ihrer zahlloſen Heere vor Augen gehabt und ſie in verſchiedenen Climaten unter den verſchiedenſten Umſtänden beobachtet habe, ich gleichwohl Bedenken tragen würde, die nachſtehenden außerordentlichen Thatſachen mitzutheilen, wenn ich mich nicht dabei auf eine Menge Augenzeugen berufen könnte, welche Aehnliches beobachtet und mein Erſtaunen getheilt haben. Einſt reiſte ich zur Herbſtzeit von meiner Wohnung an den Ufern des Ohio, zu Hinderſon, in der Provinz Kentuky, nach Ludwigsſtadt. Unterwegs ſtieß ich auf Tauben, deren Flug von Nordoſt nach Südweſt gerichtet war. Ich befand mich in dem öden, um Hardensburg ſich dehnenden Flachlande. Die über meinem Kopfe dahinfliegenden Taubenzüge wurden immer zahlreicher; in ſolcher Menge hatte ich dieſelben noch nie geſehen. Auf der Höhe eines kleinen Hügels wollte ich, mit Papier und Bleiſtift verſehen, einen Verſuch machen, durch Striche die Zahl der vorbeipaſſirenden Züge anzugeben. Allein bald vermehrten ſich dieſe mit ſo ungeheurer Schnelligkeit, daß ich von meinem Vorhaben abſtehen mußte, da ich die Banden nicht mehr von einander unterſcheiden konnte. Während der ein-und-zwanzig Minuten, die meine Beobachtungen gedauert hatten, belief ſich die Zahl meiner Bleiſtiftſtriche auf 163; es mußten folglich wenigſtens eben ſo viele Taubenheere innerhalb meines Geſichtskreiſes vorbeipaſſirt ſeyn. Zulezt berührten ſich dieſe Züge, und es entſtand buchſtäblich eine, mir das Sonnenlicht raubende Wolke von Tauben; nebenbei bildete der Miſt, den die Vögel aus der Höhe des Luftraums herunterfallen ließen, gleichſam eine Schneedecke und die Bewegung ihrer Flügel erzeugte ein eintöniges Schwirren und Pfeifen. Während man mir in Youngs Gaſthauſe, da wo der Salzfluß ſich in den Ohio ausmündet, ein Mittagsmahl bereitete, hatte ich Zeit genug, die eben ankommenden zahlloſen Taubenheere mit Muße zu beobachten. Weſtlich lag mir der Ohio vor Augen und nach Oſten ein ungeheurer Buchwald. Die Vögel flogen vorüber, ohne ſich aufzuhalten und ohne einen einzigen Nachzügler zurückzulaſſen. Allerdings konnte die Gegend, in der ich mich gerade befand, nichts Anziehendes für ſie haben, indem die Nüſſe und Eicheln gänzlich gefehlt hatten. Auch ſchwebten die ſämmtlichen Züge fortwährend in einer Höhe, wohin auch die beſte Büchſe nicht zu reichen vermochte. Wurde etwa die Nachhut eines Zuges von einem ſchwarzen Falken bedroht, ſo ſchloßen ſich augenblicklich die Reihen und es bildete ſich eine kompakte Maſſe, welche die ſchönſten Evolutionen in der Luft ausführte, ſich oft plötzlich mit dem Ungeſtüm eines Waldſtromes und mit donnerähnlichem Getöſe gegen die Erde warf, und wenn ſie durch vielfache Zickzacke den Feind ermüdet hatte, ſich wieder, gleich einer majeſtätiſchen Säule, emporſchwang und ihre frühern wellenförmigen Bewegungen fortſezte, welche, freilich in einem ſehr großen Maßſtabe, den Windungen gleichen, die man zu Waſſer und Lande an den Schlangen wahrnimmt. Der Durchzug der Wandertauben in der Gegend von Hardensburg dauerte drei volle Tage. Dieſe ganze Zeit über blieb die Einwohnerſchaft unter den Waffen und Jedermann, Alt und Jung, gab ſich mit der Jagd ab. Die Schützen hatten vorzugsweiſe an den Ufern des Ohio Poſto gefaßt, weil die Tauben beim Ueberſetzen über einen Fluß ſo tief zu fliegen pflegen, daß ſie innerhalb Schußweite kommen und dann in ungeheurer Menge erlegt werden können. Länger als eine ganze Woche wurde von nichts als von Tauben geſprochen und kein anderes Fleiſch gegeſſen, als Taubenfleiſch, auch war die Luft voll von Taubeneffluvien, die, wenn die Vögel in ſo übergroßer Anzahl beiſammen ſind, ſehr ſtark riechen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Vergehen und Strafe.

(Beſchluß.)

Als die Mutter ſich etwas erholt hatte, beſtand ſie darauf, daß wir das Käſtchen öffnen, ſeinen Inhalt unterſuchen und ich es ſofort unter amtliche Verwahrung nehmen ſolle. Es geſchah. Außer den Dokumenten, die wohl ein Kapital von 12 – 15,000 Thalern ausmachen mochten, und einigen alten Schmuckſachen, fand ſich eine Schrift des alten Doktors darin, der dieſe Summe hier vergrub, um ſie der Plünderungsſucht der anrückenden Feinde zu entziehen, und den dereinſtigen Finder, wenn anders er ſelbſt den Schatz nicht wieder ſollte heben können, beſchwor, ihn ſeiner Schweſtertochter und nächſten Anverwandten, der Räthin Frieſe, oder deren Erben zuzuſtellen. — Der Mann ſchien geiſteskrank, oder im höchſten Grade aufgeregt geweſen zu ſeyn, wie er denn wirklich auch den Einmarſch der franzöſiſchen Heere in ſeinem Wohnort nur um wenige Tage überlebt hatte. Der alte Diener, welcher mit ihm das Einſenken des Käſtchens in die Mauer bewerkſtelligt hatte, war noch vor ihm geſtorben. Ich ſiegelte alles wieder zu, nahm ein amtliches Protokoll auf und gab der Kranken das feierliche Verſprechen, alles anwenden zu wollen, um den Fund den rechtmäßigen Eigenthümern zurückzugeben. Sie ſchien dieß faſt nur bedurft zu haben, um ſterben zu können. Denn als ich zur Bekräftigung meines Verſprechens ihr die Hand reichte und Fritz und Marianne unaufgefordert ihre vereinten Hände beſtätigend auf die meine legten, da blickte ſie uns dankbar an, und ein Segensſpruch bewegte die matten Lippen. Dann kehrte ſie ſich der Wandſeite zu, als ob ſie ſchlafen wollte, und als die Tochter nach einem Weilchen nach ihr ſah, war ihr Geiſt entflohen.

Um Mariannens und Fritzens willen war es wünſchenswerth, die Sache ohne Aufſehen in der Stille abzumachen. Aber die Einwilligung der Erben war dazu nöthig. Ich ſuchte den Anwalt auf und fand einen verſtändigen, rechtlichen, obſchon etwas heftigen und auffahrenden Mann, der in meine Ideen und Vorſchläge einging. Fritz hatte ſich bereit erklärt, die Zinſen zu erſtatten, welche das Kapital während der Zeit getragen, und das Grundſtück ſammt allem Zubehör herauszugeben, obgleich daſſelbe ſich unter den Händen der Richter bedeutend verbeſſert hatte. — Der Anwalt blätterte in ſeinem Geſchäftsjournal. „Die nächſten Verwandten des Doktor Born,“ ſagte er, „waren ſchon damals lange todt, und auch jene Schweſtertochter, die Räthin Friſe, die nächſte Erbin, iſt ſeitdem geſtorben. Aber ſie hatte eine Tochter hinterlaſſen, eine gewiſſe Räthin Walther, die in der Hauptſtadt verheirathet geweſen; ob die noch lebt, iſt mir unbekannt.“ — „Räthin Walther,“ fiel ich geſpannt ein, „Sophie Walther?“ — „Sophie Walther, geborne Frieſe. Im Jahr ſiebzehnhundert und — —“ Aber ich hörte nichts mehr. „Paulinens Mutter!“ rief ich, und der Anwalt, nachdem er mich verwunderud angeſchaut, ſagte ironiſch lächelnd: „Sie ſcheinen die Dame zu kennen, und ſo wäre es wohl für unſern Zweck, die Sache ohne Aufſehen abzumachen, am beſten, Sie übernähmen das Geſchäft, ſie mit dem Ereigniß bekannt zu machen.“ Ich ging ungern daran, aber ich überwand mich, obſchon nicht ohne ſchmerzliche Regungen; denn wäre dieſer Glücksfall für Paulinens Mutter früher eingetreten, wie viel hätte er für uns beide ändern können! Sie durfte dann nicht ängſtlich für die Zukunft von Paulinens jüngern Geſchwiſtern ſorgen, und dieſe wäre einer vielleicht übertriebenen Mutterſorge nicht aufgeopfert worden. Indeß, ich ſchrieb, und — war es die Wirkung eines unverhofften Glücks, welches die Mutter milder geſtimmt hatte, oder ſprach wirklich mehr, als ich es gedacht, eine Stimme für mich in ihrem Herzen — genug, ich erreichte meinen Zweck, die Hofräthin zur Annahme von Fritzens Vorſchlägen ohne gerichtliche Einmiſchung zu bewegen, und erndtete eine Fülle von Lobſprüchen und Dankſagungen dabei. Paulinens ward in dem mütterlichen Schreiben nicht gedacht; auch ich hatte ihrer nicht erwähnt. War ſie vermählt? war ſie glücklich? Es waren ſchmerzliche Fragen, die bei dem Glück der beiden Verlobten, die ich täglich ſah, mir öfters den Wunſch abnöthigten, daß Pauline ſo treu als Marianne möchte geweſen ſeyn.

Aber Niemand war übler daran, als Leidmann, der arme Kandidat, der von Zeit zu Zeit einſprach, und wenn die frohen Blicke der glücklichen Braut ſein Herz allzu ſchmerzlich berührt hatten, in den Garten ſchlich und dort trübſelig von jedem Baum und Strauch Abſchied zu nehmen ſchien. „Er dauert mich, der arme Schelm,“ ſagte Fritz einſt, als er ihn ſo betrübt umhergehen ſah. „Es iſt zu hart, Liebesglück und Verſorgung mit einemmale zu verlieren. Laß uns, Marianne, in ihm einen Glücklichen hier zurücklaſſen.“ — Fritz kaufte das Haus und den Garten, um nach Mariannens Wunſch eine Armenſchule darin zu ſtiften, bei welcher Leidmann als Lehrer angeſtellt wurde. So blieb der Genuß des Gartens, ſammt dem Ertrage der Jagd an Schmetterlingen und Käfern ihm unverkümmert. Sein Liebesunglück zu verſchmerzen, ward ihm minder ſchwer.

Als dieſe Angelegenheiten geordnet waren, feierten Fritz und Marianne in aller Stille das Feſt ihrer Verbindung, und reisten gleich darauf nach der Handelsſtadt ab, wo Fritz ſeine Niederlaſſung bereits eingeleitet hatte. Auch ich verließ nach einiger Zeit die Grenzſtadt, wo meine Geſchäfte beendet waren, und kehrte nach der Reſidenz zurück.

Pauline iſt noch unvermählt und hat, wie ich auf

Digitized by Google

insgeheim angeſtellte Nachforſchungen erfuhr, jenen Heirathsantrag entſchieden zurückgewieſen. Sie hält ſich noch in jener kleinen Stadt bei ihren Anverwandten auf; in dem freundlichen Blicke aber, womit die Mutter, ſo oft ich vorübergehe, meinen Gruß erwidert, lächelt mir der Morgenſchimmer meines Glücks.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Konſtantinopel, Juli.

(Fortſetzung.)

Reiſe von Alexandrien nach Konſtantinopel.

Es iſt eine große Frage, ob der Brand der türkiſchen Flotte bei Navarin ein Gewinn für die Civiliſation war, ob es nicht beſſer geweſen wäre, Sultan Mahmud hätte Macht genug behalten, um ſeine innern und äußern Feinde zu entwaffnen und auf dem Wege der Verbeſſerungen ungehindert fortzuſchreiten. Allein die franzöſiſche, ſtets unzufriedene Oppoſition wollte Martignac troz ſeines Liberalismus vom Miniſterſtuhle drängen, und das vergrößerungsſüchtige Rußland die Pforte, troz ihrer aufblühenden Bildung und Aufklärung, aus einem Theile ihres Gebiets vertreiben, während das ſelbſtſüchtige England an dem Brande fremder Kriegsſchiffe wie an einer Hochzeitfackel ſeine ſchadenfrohen Blicke weidete. So viele Europäer, die Griechen und Türken recht gut durch einen langen Aufenthalt in beiden Ländern kannten, ich auch bis jezt geſprochen habe, ſo fand ſich kein einziger unter ihnen, der nicht leztere in jeder Hinſicht weit über erſtere erhob.

Wir hatten zwar vier kleine Kanonen auf unſerer Brigg, auch waren wir mit Pulver, Kanonenkugeln und Kartätſchen ziemlich gut verſehen; allein in der Nacht konnten kleine Barken ſich leicht unſerm Schiffe unbemerkt nähern, und die Piraten, ehe wir im Stande waren, uns zu vertheidigen, das Schiff beſteigen; auch ſezte ich in unſere zehn Matroſen als Kanoniere oder auch nur als Flintenſchüzen nicht das größte Vertrauen, da nur ein einziger unter ihnen je was anderes als Fiſche gejagt hat. Der Kapitän, ein gar zu kleinmüthiger Mann, der, ſobald er in Alexandrien hörte, daß in Damiette die Peſt ſey, die Anker lichten ließ, der auch hier, weil man von Peſtfällen ſpricht, ſich aus Furcht nur einige Tage aufhielt, war, vielleicht weil er am meiſten zu verlieren hatte, ſehr verzagt und ängſtlich; ich konnte es aber nie dahin bringen, daß er ſeine Leute übte, daß er etwa einen Gegenſtand ins Meer werfen und mit Gewehren und Kanonen darauf ſchießen ließ. Er antwortete mir immer: „non bisogna buttar via la polvere e le balle.“ Dieſe Gleichgültigkeit, verbunden mit der größten Aengſtlichkeit, erinnerte mich an meine Reiſe von Algier nach Egypten, wo ebenfalls der Kapitän jeden Augenblick eine Revolte von Seiten der verbannten Türken befürchtete, und dennoch jeden Tag ſich mit ihnen wegen ihres Zwiebacks herumzankte. Indeſſen ging die Nacht, wenn auch ſchlaflos, doch ruhig vorüber, und Morgens früh waren wir nur noch ein paar Meilen weit von der Stadt Rhodos, die, wie alle türkiſchen Städte, die ich nachher bis Konſtantinopel zu ſehen Gelegenheit hatte, von außen einen herrlichen Anblick gewährt, da beinahe jedes Haus ſeinen großen, von vielen Bäumen beſchatteten Garten hat, ſo daß die ganze Stadt in der Ferne wie ein weiter Wald ausſieht, in dem hübſche Landhäuſer zerſtreut liegen. Höchſt belebend war für mich die Ausſicht auf prangende Fluren und blühende Gebirge nach den ewig traurigen Ebenen Egyptens, die nur von öden Sandhügeln begrenzt ſind. Meine Täuſchung verſchwand aber bald, als ich mitten in der Stadt mich befand und, wie überall in der Türkei, enge, unregelmäßige Straßen, ſchlecht gebaute Häuſer, elende Buden, eine Menge umherirrender Hunde, ſchmuzig gekleidete Männer und verſchleierte Weiber ſah. Die Feſtungswerke der Stadt ſind in ziemlich ſchlechtem Zuſtande; wohl ſind die Meeresufer mit ungeheuern Kanonen beſezt, allein obgleich die Inſel Kandien im Beſize des rebelliſchen Paſcha von Egypten iſt, ſo hatte doch Rhodos keine Garniſon, ja auch nicht das kleinſte Kriegsſchiff, während ganz in der Nähe der Inſel eine egyptiſche Fregatte ungeſtört umherſtreifte. Der öſterreichiſche Konſul, den ich mit dem Kapitän beſuchte, um nähere Auskunft über den Zuſtand der Seeräuberei zu erhalten, gab uns die tröſtende Nachricht, daß viele der Piraten gefangen worden ſeyen, und daß die öſterreichiſche Kriegsbrigg Montecuculi, die eben etwa zwölf Meilen von der Stadt ſich befinde, ſeit einiger Zeit den durchfahrenden Kaufmannsſchiffen bis über Samos Geleit gebe. Wir wollten daher keine Zeit verlieren, um dieſes Schiff, das zwei franzöſiſche Bombarden eskortirte, einzuholen. Da uns aber der immer ungünſtige Wind bei ſo engem Meere gar nicht vorwärts kommen ließ, ſo rieth ich dem Kapitän, als die Nacht herannahte, einige Kanonen abzeuern zu laſſen, um dadurch das Kriegsſchiff zu uns zu rufen; er folgte diesmal meinem Rath, und in weniger als einer Stunde war der Montecuculi bei uns und fragte, ob wir mit Piraten zu thun gehabt hätten; um unſern Nothruf zu rechtfertigen, ſagten wir, es habe eine verdächtige Barke ſich uns nähern wollen, habe aber, vom Kanonendonner zurückgeſchreckt, bald wieder die Flucht ergriffen. Der Kommandant ſagte uns nun, er werde uns bis Samos nicht verlaſſen. Jezt wurde uns wieder wohl zu Muth, und beim fröhlichen Nachteſſen trank der Kapitän, der, als Ausnahme von ſeinen Landsleuten, den Lombarden, früher ſchon in ſeinen Geſprächen große Anhänglichkeit an ſeinen Regenten hatte blicken laſſen, auf das Wohl ſeines Kaiſers, der, troz ſeiner unbedeutenden Marine, mehr für die Sicherheit des Handels thut, als die drei großen Seemächte. Beſſer wäre es freilich, um die Piraten gründlich abzuſchrecken und wenigſtens einen Theil derſelben zu vertilgen, ſtatt eines von Ferne ſchon kennbaren Kriegsſchiffes, dem ſie auszuweichen klug genug ſind, ein unſcheinbares, doch ſchnell ſegelndes Kaufmannsſchiff mit Soldaten und Kanonen auszurüſten, um ſo die herbeikommenden, habſüchtigen Seeräuber zu ertappen.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Palindroms in Nr. 198:

Karolin.

Charade.

1.

Seze das Ich mir vor, und faſt allmächtig geworden
Durch dies mächtige Wort biſt du, mit männlichem Sinn.

2. 3.

Mich erwartet und hofft ein Mancher, mich fürchtet ein Andrer;
Was ich bringe, das iſt Schuld an der Hoffnung und Furcht.

1. 2. 3.

Sey es, du ſelbſt, und brächteſt du auch, o Liebliche, nichts mit;
Immer biſt du es ja, bringſt du dich ſelber nur mit.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Auguſt 1832.

Rouſſeaus Grab! gegrüßet ſeyſt du mir.
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens,
Fried' und Ruhe ſuchteſt du vergebens,
Fried' und Ruhe fandſt du hier.

Schiller.

J. J. Rouſſeaus häusliches Leben und Tod.

Vierter und lezter Artikel.

Wir kommen nun in unſerer Skizze von Jean-Jacques Charakter an den lezten traurigen Akt ſeines Lebens, und da über die Art ſeines Todes die Meinungen ſo ſehr getheilt ſind, und wohl nichts ein helleres Licht auf ſeinen Charakter wirft, als eben ſein Ende, ſo wird es die Leſer nicht ermüden, wenn wir darüber etwas weitläuftiger ſind.

Wir laſſen unſern Hauptgewährsmann, Corancez, weiter ſprechen.

Rouſſeaus körperliche und Gemüthsſchwäche hatte bereits zu Anfang des Junius 1778 einen bedeutenden Grad erreicht. Schon ſeit geraumer Zeit arbeitete er weniger und ſein Erwerb war daher auch geringer und nicht mehr zureichend. Dazu kam, daß ſeine Frau kränklich wurde, worüber er mir mehrmals mit Unruhe ſprach, denn er hatte nur zu ihr noch Zutrauen, ohne ſie hätte er ſich in der ganzen weiten Welt allein gefühlt, und ſich von zahlreichen Feinden, die alle auf ſeinen Untergang bedacht ſeyn ſollten, umringt geglaubt. Er erzählte mir einmal, ein Arzt, den er wegen der Geſundheit ſeiner Frau um Rath gefragt, habe ihm den Aufenthalt auf dem Lande für ſie angerathen, wenn erſt die entſchiedene Sonnenwärme eingetreten ſey. Damals waren wir noch im Frühling. Er bemerkte aber dabei, ſeine Vermögensumſtände erlauben ihm nicht, eine Wohnung auf dem Lande zu miethen. Es fiel mir gleich ein, ihm eine kleine ländliche Wohnung in Sceaux anzubieten, die ich da für einige Zeit inne hatte. Es gelang mir auch, nach vieler Mühe, ihn zu überreden, daß er mir zuſagte, von meinem Anerbieten Gebrauch machen zu wollen. Indeſſen waren Girardin, der Eigenthümer der prächtigen Gärten von Ermenonville, der Rouſſeau nur wenig und erſt ſeit kurzer Zeit kannte, und Lebègue de Preſle, ein ſehr verdienſtvoller und achtungswerther Arzt, zu ihm gekommen und hatten ihm vorgeſchlagen, das ſchöne Ermenonville zu beziehen, und Rouſſeau hatte ſich flugs dazu entſchloſſen, denn er war ſchon dahin abgereist, als ich ihn beſuchen wollte. Der mit ſeinen Freunden und Vertrauten ſo ſchwierige und gegen ſie ſo mißtrauiſche Jean-Jacques war doch, nach einer ſonderbaren Paradoxie ſeines Charakters, in fremden Händen wie ein Kind. Darum gab er auch hier gleich nach und ließ ſich Alles gefallen. Ganz natürlich war's, daß Madame Rouſſeau lieber nach Ermenonville als nach Sceaux ging, denn an lezterem Ort fand ſie nichts als die Wohnung, und bei dem geringen Erwerb Jean-Jacques, war ſie nicht im Stande, daſelbſt das Hausweſen zu führen. Bei dieſem ſchnellen Entſchluß und ſeiner raſchen Ausführung irrte man ſich nur in Einem: man urtheilte und ſchloß, in Beziehung auf Rouſſeau, wie in Beziehung auf jeden andern Menſchen, ohne zu bedenken, wie ganz anders er dachte und wie ſich Alles ganz anders in ſeinem Hirn geſtaltete. Gerade in dieſen Tagen begegnete ich im-

Digitized by Google

Odeon dem jungen Maltheſerritter Flamanville, den ich oft bei Rouſſeau getroffen hatte und der ſich mit Gefühl, Klugheit und Vorſicht alle mögliche Mühe gab, ſich bei Jean-Jacques in Gunſt zu erhalten. Er nahm mich auf die Seite und erzählte, er komme ſo eben von Ermenonville; dort habe er Rouſſeau in der unruhigſten und mißtrauiſchſten Stimmung gefunden, und um aus ſeiner dortigen Lage zu kommen, habe er ihm ein eigenhändig geſchriebenes Papier eingehändigt, worin er ihn bitte, ihm in irgend einem Hoſpital einen Zufluchtsort zu verſchaffen.

Jean-Jacques ſtarb den 2ten Julius 1778 im ſechs-und-ſechzigſten Jahr. Das Visum repertum über ſeine Todesart iſt vom 3ten Julius. Darin bezeugen zwei Wundärzte: „daß ſie nach der genaueſten Unterſuchung des Körpers gefunden haben und der Wahrheit gemäß gemeinſchaftlich erklären, daß Herr Rouſſeau am Schlagfluß geſtorben ſey.“

Da Rouſſeau Genfer und Proteſtant war, ſo konnte er nicht begraben werden wie die Katholiken, man mußte alſo Zeugen haben und zwar ſolche, die mit den proteſtantiſchen Beerdigungsgebräuchen genau bekannt waren. Darum bat man meinen Schwiegervater, der aus Genf war, dem Begräbniß beizuwohnen. Ich begleitete ihn. Als wir in Louvres, der lezten Poſt vor Ermenonville, ankamen, ſtieg der Poſtillon ab, um die Schlüſſel zu dem Garten zu holen. Indeſſen kam der Poſtmeiſter Payen an unſern Wagen und äußerte ſeine Vermuthung, unſere Reiſe nach Ermenonville ſey durch das unglückliche Ereigniß von Rouſſeaus Tod veranlaßt, und dabei ſezte er nicht ohne Rührung hinzu: „Wer hätte es glauben ſollen, daß Herr Rouſſeau ſich ſelbſt das Leben nehmen werde!“ Wir erſtaunten nicht wenig über dieſe Aeußerung und fragten, auf welche Weiſe er ſich getödtet habe. „Mit einem Piſtolenſchuß,“ war ſeine Antwort. Bei unſerer Ankunft empfing uns Herr Girardin ſehr artig, und als wir ihm ſogleich wiederholten, was uns eben der Poſtmeiſter geſagt hatte, ſo fiel ihm dieß ſehr unangenehm auf, er läugnete es hitzig und bat uns, es nicht weiter zu ſagen. Er wollte mir den Leichnam zeigen, und da er nicht wußte, ob ich es ausſchlagen würde, ſo fügte er gleich hinzu, Rouſſeau habe eben auf dem Leibſtuhl geſeſſen, da habe ihn der Tod angewandelt; er ſey umgeſunken und habe ſich dabei auf der Stirn ein Loch in den Kopf geſchlagen. Ich lehnte es ab, den Leichnam zu ſehen, denn es wäre mir auf der einen Seite zu ſchmerzlich und auf der andern zur Ergründung der Wahrheit unnöthig geweſen, mochte ich auch ſehen, was ich wollte. Die Beerdigung hatte Abends bei herrlichem Mondſchein und anmuthigem Wetter ſtatt. Unvergeßlich iſt mir der Augenblick, wo wir mit der Leiche auf der Inſel ankamen. Der reizende Ort, das geiſterartige Mondlicht, die ruhige, ſtille Luft, die Bedeutung des Mannes, den wir begruben, die Erinnerung an die Ereigniſſe und das ſonderbare Geſchick ſeines Lebens wirkten zuſammen auf mein Gemüth. Beruhigend und faſt möchte ich ſagen erfreuend war mir der Gedanke, daß nun endlich der unglückliche Jean-Jacques die Ruhe finde, die er, ſo lange er lebte, nirgends gefunden hatte.

Da Girardin aus Artigkeit mich keinen Augenblick verließ, ſo konnte ich unmöglich mit den Leuten des Hauſes und mit den Ortsbewohnern über das Ereigniß ſprechen, was ich ſo ſehr gewünſcht hätte. Mein Schwiegervater war glücklicher, denn er erfuhr: Rouſſeau ſey dieſen Morgen nicht wie gewöhnlich auf das Schloß gegangen, um dem jungen Girardin ſeine Lektion zu geben, ſondern habe Pflanzen geſucht und über die Kräuter, welche er mitgebracht, heißen ſchwarzen Kaffee gegoſſen und ihn getrunken. Madame Rouſſeau erzählte mir, er habe bis auf den lezten Augenblick ſein volles Bewußtſeyn behalten: er ließ ein Fenſter öffnen, denn das Wetter war wunderſchön und der Himmel heiter, er warf noch einen langen vollen Blick auf die Gärten und einige Worte entquollen ſeiner innern Stimmung, ſeinem Gemüth, das ſo ruhig und rein war, wie die Luft, die er athmete; ſo warf er ſich vertrauend und hoffend der Ewigkeit an's Herz. Madame Girardin hingegen erzählte mir, Rouſſeaus Zuſtand habe ſie ſo erſchreckt, daß ſie zu ihm geeilt und ſchnell in ſein Zimmer getreten ſey; er aber habe *ſie mit den Worten* empfangen: „Was wollen Sie hier? Ihr Gefühl würde zu viel bei einem ſolchen Auftritt und bei der Kataſtrophe leiden, mit der er ſchließen muß.“ Hierauf habe er ſie inſtändig gebeten, ihn allein zu laſſen und wieder fortzugehen; ſie habe es auch gethan, kaum aber ſey ſie aus dem Zimmer getreten, ſo habe ſie gehört, wie er inwendig den Riegel vorgeſchoben, und dadurch ſey es ihr unmöglich geworden, wieder hinein zu gehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Scenen aus dem Leben nordamerikaniſcher Vögel.

(Fortſetzung.)

Wenn mehrere ſolcher Taubenzüge in einer Richtung recht nahe hinter einander ſind, ſo ſieht man ſie, beinahe ohne Ausnahme, an derſelben Stelle die gleichen Evolutionen machen. Dieſe Uebereinſtimmung in den Bewegungen iſt eine eben ſo merkwürdige als ſchwer zu erklärende Thatſache. Iſt eine abgeſonderte Abtheilung durch den Angriff eines Falken oder irgend eines andern Feindes in Unordnung gerathen, ſo fahren die übrigen gleichwohl fort, die von der erſtern beſchriebene Fluglinie unverändert, und ohne daß auch nur eine der Beugungen ausgelaſſen wird, zu verfolgen; jener auf ein Paar Augenblicke vom Schrecken ergriffene Schwarm aber faßt

Digitized by Google

ſich, ſobald die Gefahr vorüber iſt, ſogleich wieder und folgt geradeaus dem ganzen Wanderzuge, von welchem er einen Theil ausmacht. Man hat verſucht, wenigſtens annähernd die Zahl der Individuen zu berechnen, welche ſo ungeheure Taubenheere bilden. Angenommen z. B., eine ſolche Taubenkolonne von einer Meile in der Breite, was weit unter dem gewöhnlichen Maaße iſt, brauche zu ihrem Durchzuge durch den Wohnort des Beobachters drei Stunden, ſo müßte, da ihre Geſchwindigkeit eine Meile auf die Minute beträgt, ihre Länge 180 Meilen betragen, deren jede 1760 engliſche Ellen (Yards) hält. Rechnet man nun weiter auf den Raum einer engliſchen Elle zwei Tauben, ſo müßte ſich die Geſammtzahl der Vögel auf 1,115,136,000 belaufen, und da jede einzelne Taube täglich zum wenigſten eine halbe Pinte Obſt oder Körner verzehrt, würden von einem ſolchen Taubenheere täglich nicht weniger als 8,712,000 Scheffel verzehrt werden.

Sobald, was ſchon oben im Allgemeinen bemerkt worden, die Wandertauben von weitem auf den Bäumen oder Feldern einer hinlänglichen Menge von Futter anſichtig geworden, rüſten ſie ſich zu einem Halte. Alsdann ſieht man ſie im Kreiſe ſtiegen, um die Gegend auszuſpähen, und dieſe zirkelförmigen Bewegungen, bald höher, bald tiefer und in verſchiedener Richtung vorgenommen, zeigen die Farben ihres Gefieders im ſchönſten, immer wechſelnden Glanze. Wenn in der einen Stellung der ganze Zug in hellblauer Färbung erſcheint, ſo verwandelt in der andern ſich dieß Blau in den dunkelſten Purpur. Allmählich werden die Vögel kecker, und wagen es zulezt, in die Wälder hineinzuſchlüpfen, unter deren Laub ſie augenblicklich alle verſchwinden. Aber nicht lange, ſo kommen ſie wieder zum Vorſchein. Noch kühner geworden, laſſen ſie ſich nun auf den Boden nieder, bis etwa ein paniſcher Schrecken ſie mit ſolcher Gewalt und Schnelligkeit in die Wälder zurückjagt, daß das Getöſe ihrer Flucht alle ihre Feinde, auch die herzhafteſten, einzig mit Ausnahme des Menſchen, in Schrecken ſezt. Indeß treibt das gebieteriſche Bedürfniß der Nahrung ſie neuerdings aus ihrem Zufluchtsorte hervor und ſiegt über alle Furcht. Unter den dürren, abgefallenen Blättern ſuchen ſie die Saamenkörner und Früchte des vorigen Jahres hervor, wobei ſie in ihren Bewegungen ſo behend und dem Scheine nach ſo tumultuariſch ſind, und mit ſolcher Schnelligkeit kommen, gehen, auf- und abſteigen und ſich nach allen Richtungen durchkreuzen, daß der verblüffte Zuſchauer erwartet, ſie alle auf einmal davonfliegen zu ſehen. Der Boden, auf welchem ſie ernten, wird völlig rein ausgeplündert. Dieſe Augenblicke ſind beſonders günſtig für die Jäger, welche Tauben in unglaublicher Menge tödten können, ohne daß ſich ihre Heerzüge irgend zu vermindern ſcheinen. An ſolchen Tagen ſetzen ſich die Wandertauben, nachdem ſie reichliche Nahrung zu ſich genommen, um die Mittagsſtunde zur Ruhe und pflegen auf den benachbarten Bäumen der Verdauung; ſobald aber die Sonne vom Horizonte verſchwindet, fliegen ſie alle in Maſſe und mit einemmale davon und begeben ſich nach ihrem gemeinſchaftlichen Nacht- und Abſteigequartier, welches, zufolge ſorgfältiger und wiederholter Beobachtungen, zuweilen über hundert Meilen weit entfernt iſt. Dieſe Schlaf- und Ruheorte ſchienen dem Verfaſſer dieſer Nachrichten ebenfalls einer genauern Beobachtung in mehr als einer Hinſicht werth zu ſeyn. Einen derſelben, in der Nähe des grünen Fluſſes im Staate Kentuky gelegen, nahm er mehrmals in Augenſchein. Es war, was in der Regel von allen dieſen Nachtſammelplätzen gilt, eine der ſchönſten Parthien der dortigen Wälder. Die Bäume dieſes Reviers erhoben ſich, völlig frei von Unterholz und Geſtripp, zu erſtaunlicher Höhe. Dieſes Waldrevier durchſtreifte der Berichterſtatter in einer Länge von etwa vierzig, und einer mittlern Breite von drei Meilen, mit dem Vorhaben, vierzehn Tage nachdem die Vögel, um die gewohnte Zeit, davon würden Beſitz genommen haben, wieder dahin zurückzukehren. Er traf wirklich zur beſtimmten Zeit, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, wieder daſelbſt ein. Tauben waren nur wenige zu ſehen, wohl aber eine gewaltige Menge von Jägern, mit ihren Pferden und mit Munition und Feuergewehren beladenen Wagen; Lagerplätze waren rings um den allgemeinen Verſammlungsort, wo man die Tauben erwartete, zugerichtet. Zwei Pächter aus der Umgegend der über hundert Meilen weit entlegenen Ortſchaft Ruſſelsſtadt hatten zweihundert Schweine herbeigetrieben, um ſie mit Tauben zu füttern und ſo in kurzer Zeit, faſt ohne Koſten, mit kräftiger Nahrung zu mäſten. Hier lagen die Tauben in ungeheuer großen Haufen zum Einſalzen fertig, dort wurden ſie mit Salz eingerieben. Aus allen dieſen Umſtänden ließ ſich abnehmen, in welch erſtaunlichem Maaße jeder Tag die Mittel an die Hand geben müſſe, eine ſo verheerende Jagd fortzuſetzen. Was übrigens am meiſten in Erſtaunen ſezte, war die Thatſache, daß jene geflügelten Schlachtopfer jeden Abend aus dem ihnen gerade damals reichliche Nahrung liefernden Staate Indiana eintrafen, um in der Provinz Kentuky unter dem mörderiſchen Blei des Jägers eine Ruheſtätte zu ſuchen; daß ſie, aus der Gegend von Jeffersonsſtadt, alle Abend einen Weg von hundert und fünfzig Meilen zurücklegten und mit einbrechender Morgenröthe wieder nach dem Orte zurückkehrten, von welchem ſie Abends zuvor aufgebrochen. Eine Lage Miſt bedeckte den Boden im ganzen Umfange dieſes Nachtquartiers etliche Zoll hoch.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Konſtantinopel, Juli.

(Beſchluß.)

Reiſe von Alexandrien nach Konſtantinopel.

Ich überließ mich wieder meinen frohen Gefühlen und lebte auf die ſchon beſchriebene Weiſe noch neun vergnügte Tage, während welcher wir mit immer ungünſtigem Winde langſam längs der Küſten von Stanchio, Pathmos, Samos, Chios und Mytilene nach allen Richtungen hin und her kreuzten. Den 26. Juni endlich erreichten wir die Inſel Tenedos, wo der immer fortdauernde Nordwind uns Anker zu werfen nöthigte. Nur in der weiten See kann man, auch bei widrigem Winde, lavirend gegen ſeinen Beſtimmungsort vorwärts kommen. Hier aber, wo der enge Kanal der Dardanellen beginnt, wird das Laviren unmöglich; ohnedies iſt der Gegenſtrom im Hellespont für die nach Konſtantinopel ſegelnden Schiffe ſo ſtark, daß man ihn nur mit Süd- oder Südweſtwind überwinden kann. Es verſammeln ſich daher in dieſer Jahrszeit oft über hundert Schiffe am Ausfluſſe des Kanals und warten manchmal über zwei Monate lang vergebens, daß der heftige Nordwind dem milden Südwinde weiche. Auch wir fanden hier über zwanzig Schiffe, deren Zahl bald geſtiegen wäre, wenn nicht glücklicherweiſe nach drei Tagen ſchon die Witterung uns erlaubt hätte, in den Kanal einzulaufen. Auch hier brachte ich meine Zeit ſehr angenehm zu, da ich bald auf dem aſiatiſchen Feſtlande an den klaſſiſchen Ufern des Scamander herumſtreifte, bald nach Tenedos hinüberſchiffte. Wie es ſcheint, ſieht man im Dorfe, das über der neuen, großen Citadelle von Tenedos liegt, ſehr ſelten Europäer; denn ich bemerkte, daß, ſo oft mir und dem Kapitän, der fränkiſch gekleidet war, ein Frauenzimmer begegnete, ſie, wie von einem böſen Geiſt gejagt, ins erſte beſte Haus ſich flüchtete, bis wir vorüber waren. Die Schiffleute, die in Tenedos friſche Lebensmittel einkaufen, gehen gewöhnlich nicht weiter als bis zum Bazar, der nahe am Ufer iſt. In dieſen Tagen hatte ich auch ein ſeltenes, ſchönes Schauſpiel. Ich ſah hier die türkiſche Flotte, über hundert Segel ſtark, in beſter Ordnung aus dem Hellespont an uns vorüber nach Mytilene ſteuern. Ich begleitete ſie, meine deutſchen Landsleute mögen dazu denken, was ſie wollen, mit heißen Wünſchen für das Gelingen ihrer Unternehmung, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil der erbärmliche Zuſtand der armen Egypter durch den Sturz ihres egoiſtiſchen und grauſamen Paſchas, der nur durch erheuchelte Liberalität und eigennützige Generoſität einige franzöſiſche Panegyriſten gefunden hat, nur gelindert werden kann und muß, und weil auf der andern Seite zu befürchten iſt, daß, wenn der Sultan jenem treuloſen Verräther unterliegt, dies ſeine übrigen Feinde, das heißt Alle, die von ſeinen für das allgemeine Wohl ſo heilbringenden Reformen nichts wiſſen wollen, ermuthigt, die Fahne der Empörung auch wieder zu erheben; das türkiſche Reich würde dann wieder, wer weiß, wie lange, in ſeine frühere Finſterniß und Rohheit verſinken. Auch die mahomedaniſche Religion iſt einer Verfeinerung und Vergeiſtigung fähig, und man ſieht nicht ein, warum nicht einſt der Islamismus ſowohl, als der aufgeklärte Judaismus ſich dem Chriſtenthume freundſchaftlich anſchließen könnten. Wie der gebildete Theil der europäiſchen Israeliten, je mehr ſie an der allgemeinen Kultur Theil nahmen, dem orthodoxen Rabbinismus Feind wurde, ſo werden auch bald die Mahomedaner, wenn ſie ſich einmal aus ihrer kraſſen Ignoranz emporgerungen haben, die Elemente in ihrem Koran, welche ſich auf gewiſſe Verhältniſſe, auf einen beſtimmten Zuſtand des Volks beziehen, von dem ewig wahren, keiner Veränderung unterworfenen Theil deſſelben ſcheiden. Vergebens hoffen manche eifrige Chriſten, die Türken entweder durch Gewalt nach einer Unterjochung, oder durch Ueberredung auf einmal von Mahomed zu Chriſtus überzuführen. Ohnehin würde eine ſolche Bekehrung, wenn ſie auch möglich wäre, für die allgemeine Civiliſation von wenig Nutzen ſeyn. Viel zweckmäßiger und erfolgreicher wäre es daher, wenn die unzähligen Miſſionäre, die umſonſt ſo viel Geld in allen Theilen des ottomaniſchen Reichs verſchwenden, ſtatt dieſe rohen Länder mit Bibeln zu überſchwemmen, die von Niemanden geleſen werden, gut überſezte hiſtoriſche, geographiſche, allgemein moraliſche Werke u. ſ. w. zu verbreiten ſuchten. Wollen die Miſſionäre ſich dieſem löblichen Unternehmen nicht widmen, ſo mögen ſie wenigſtens das Land verlaſſen, um nicht durch ihre ſtörende Gegenwart die Muſelmänner noch mißtrauiſcher gegen alle europäiſche Lehre zu machen, als ſie ohnehin ſind. Es werden ſich dann ſchon uneigennützige, wahre Menſchenfreunde finden, die, wenn auch nicht mit engliſchem Golde gemiethet, an das ſchöne Werk der Civiliſirung des Orients Hand anlegen. Sehr viel Unheil ſtiften die engliſchen Miſſionäre in dieſen Ländern beſonders dadurch, daß ſie Katholiken zum Anglikanismus überführen wollen. Wie viele in Eintracht lebende Familien ſind durch dieſe Prediger der Liebe entzweit worden! Wie viele Ueberredete ſind, von ihren Bekehrern verlaſſen, von den in dieſen Ländern mächtigen Patriarchen und Erzbiſchöfen nachher eingekerkert und gegeißelt worden! Wie viele unſchuldige Reiſende ſind, vorzüglich in Syrien, von den dortigen Chriſten mißhandelt worden, blos weil man ſie für engliſche Miſſionäre hielt!

Noch Vieles bliebe mir über dieſen Gegenſtand zu ſagen übrig; ich verſchiebe es aber auf ein andermal und eile, durch die Dardanellen zu kommen. Man kann ſich nichts Herrlicheres denken, als dieſes drei bis fünf Meilen breite Meer, deſſen Ufer eine Menge hübſcher Dörfer und Städte beleben. An vielen Stellen gleicht dieſer Kanal einem ſtillen See, da oft die fernen Krümmungen verſchwinden und das Waſſer von allen Seiten eingeſchloſſen ſcheint. Der Südwind war ſo ſtark, daß ich leider nur einen Tag in dieſem Zauberlande verweilte; noch vor Sonnenuntergang ſegelten wir vor dem lieblichen Lampſacus und Gallipoli vorüber, und nach und nach dehnte ſich die See wieder weit vor uns aus; das Schiff ward von den heftig bewegten Wellen unſanft hin und hergeworfen, bis wir endlich den folgenden Morgen vor Rodoſto hielten, die zwei obengenannten Griechen auszuſchiffen. Auch dieſe auf einer kleinen, grünenden Anhöhe liegende Stadt mit ihren prächtigen, zahlreichen Moskeen ſieht in der Ferne wie ein wahres Paradies aus. Rodoſto zählt über 6000 Häuſer, worunter 3000 türkiſche, 1000 armeniſche, 1600 griechiſche und 400 jüdiſche. Hier ſah ich zum erſtenmale die Türken in ihrem neuen Koſtüm, d. h. faſt ganz europäiſch gekleidet. Nur der Hut fehlte ihnen, weil er nicht bequem iſt, um beim Gebete mit der Stirne die Erde zu berühren. Wir mußten drei Tage hier verweilen, theils um die Waaren dieſer Griechen, Weihrauch, Tomback, Lein und Reis, auszuſchiffen, theils um das Schiff wieder mit Ballaſt anzufüllen, und endlich um eine Parthie Wein, der der Haupthandelsartikel der Griechen und Juden in Rodoſto iſt, einzukaufen. Endlich erreichten wir den 4. Juli mit Sonnenaufgang den unvergleichlich ſchönen, langen und ſichern Hafen von Konſtantinopel. Die Anſicht dieſer merkwürdigen Stadt, und wie ich die erſten Tage daſelbſt zubrachte, wird den Gegenſtand meines nächſten Briefs ausmachen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 28. Auguſt 1832.

> Die Eich' ob meiner Scheitel,
> Wie iſt der Kranz ſo groß;
> Mein Ringen war nicht eitel,
> Ich ruh' in ihrem Schooß.
>
> Rückert.

Wendiſche Sagen *).

Von Fr. Helms.

Die ſchmucke Eiche **).

Wo fern im wilden Forſte,
Der Taubenfalke ſchreit,
Da zählſt du vierzehn Gräben,
Einſt tiefgeſenkt und breit.

Dort ziehn ſich vierzehn Wälle,
Einſt ſteil und hoch gethürmt,
Bevor ſie Herrmann Billung
Mit blut'gem Schwert erſtürmt.

Der Wende ſtand gerüſtet
Mit Bogen und mit Speer,
Dort zwiſchen Sumpf und Sumpfe
In ſeiner ſichern Wehr.

Und bei dem erſten Graben
Und auf dem erſten Wall,
Da hält das Vordertreffen
Feſt bis an ſeinen Fall.

Und in dem zweiten Graben
Wird alles Waſſer roth,
Am zweiten Walle ſinken
Die beſten Krieger todt.

---

*) ſ. 1828. Nro. 71. 1831 Nro. 39.

**) Auf dem Wege von Lüchow nach Arendſee führt der Weg durch einen Wald, die Planken genannt, wo ſich zwiſchen zwei naheliegenden Sümpfen die ſogenannten vierzehn Gräben mit eben ſo viel Wällen hinziehen. Auf einem der vorderſten Wälle von der Lüchower Seite ſtand die ſchöne, oder die ſchmucke Eiche, bis ſie erſt vor ungefähr drei Jahren der Sturm umſtürzte. Nicht die Sage allein, ſondern auch geſchichtliche Spuren deuten darauf hin, daß dieſe wohlgewählten Verſchanzungen aus den Zeiten der Kämpfe zwiſchen den erſten ſächſiſchen Kaiſern und den Wenden ſtammen. Aus dem dreißigjährigen Kriege können ſie auf keinen Fall herrühren, denn in der „Topographie der vornehmſten Städte, Schlöſſer ꝛc. in den Herzogthümern Braunſchweig Lüneburg ꝛc. erſchienen zu Frankfurt bei M. Merians Erben 1654 in Fol. mit Kupfern," heißt es bei der Beſchreibung von Lüchow: „In dem Walde, die Planken, iſt ein Eichenbaum zu befinden, der ſchöne Baum genannt, welcher wegen deſſen proportionirter Schönheit an Länge, Gradigkeit und Dicke für dem und noch jährlich von vielen tauſend Menſchen beſehen worden und noch beſehen wird; inmaſſen ab (von) denen vielen Abzeichen und Namen, ſo darauf geſchnitten und dabei gefunden werden, mit mehrerem zu erſehen iſt." Der Baum ſtand alſo zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ſchon auf dem Walle. So mag dieſe ſchöne Sage von der ſchmucken Eiche auch einen Beitrag liefern zu dem Alter der Bäume, von dem ſchon mehrere Male im Morgenblatt die Rede geweſen iſt. Welch ein ſchöner und großer Eichbaum mußte es ſeyn, zu welchem ſchon vor zweihundert Jahren, und noch viel früher, als es doch noch viele ſchöne und große Eichen gab, die Menſchen, welche ſich damals wenig um Naturſchönheiten kümmerten, meilenweit wanderten. Der Baum erreichte gewiß ein Alter von neunhundert Jahren.

Digitized by Google

Doch an dem dritten Graben
Da ficht der Fürſtenſohn,
Inmitten ſeiner Treuen,
Die nie dem Feind geſloh'n.

Und auf dem dritten Walle,
Da loht des Kampfes Gluth,
Und nährt die wilde Flamme
Mit der Erſchlagnen Blut,

Bis alle kämpfend fallen
Die Treuen, um den Herrn,
Mit ihren Leibern ſchirmend
Noch todt den edlen Kern.

Da ſtürmt ihm durch die Seite
Der ſtarke Sachſenſpeer,
Da ſchmettert auf das Haupt ihm
Die hochgeſchwungne Wehr.

Da wankt der Held und ſtürzet
Schwer in ſein rothes Blut,
Ob Herz und Augen brechen,
Doch nimmer bricht ſein Muth.

Und als er liegt im Sterben
Auf ſeines Waldes Grund,
Da fällt ihm hoch vom Baume
Ein' Eichel in den Mund.

Die wird mit ihm begraben
Dort unter Laub und Moos,
Sein edles Haupt erkieſend
Zu ihres Keimes Schooß.

Sie treibt die erſten Wurzeln,
Friſch durch des Fürſten Mark —
Wächſt drum zum ſchmucken Baume,
So hoch und breit und ſtark.

Das war die Königseiche,
Dort auf dem dritten Wall,
Gar lang ſie dort bezeugte
Des tapfern Fürſten Fall.

Dort grünte ſie und prangte
Voll Kraft neunhundert Jahr;
Nie hat die Axt gedrohet
Dem Königsbaum Gefahr,

Und tauſend Namen wuchſen
In ſeiner Rinde Raum:
Bis ihn der Sturm zerbrochen,
Den alten, ſchmucken Baum.

Scenen aus dem Leben nordamerikaniſcher Vögel.

(Fortſetzung.)

Wenn man, meldet der Erzähler, dieſen kahlen, weiß überzogenen Boden anſieht, die nahe am Boden zerknickten Bäume, die abgeriſſenen oder zerbrochenen Aeſte, ſo ſollte man denken, ein Orkan habe dieſes Waldrevier verwüſtet, und auf den Sturm ſey ſofort der Winter mit ſeinem ganzen, unfreundlichen Gefolge eingetreten.

Gegen Abend machten ſich ſämmtliche Jäger, jeder nach Maaßgabe der ihm zuſtehenden Verrichtungen, fertig. Die einen trugen in eiſernen Töpfen Schwefel herbei, andere waren mit Stangen oder einer Anzahl aus ſehr dürrem und harzigem Tannenholz verfertigter Latten verſehen. Die Hauptjäger hatten Feuergewehre mit doppelter Ladung. Die Sonne war bereits untergegangen und noch nirgends ein Vogel zu ſehen. Auf einmal aber hörte ich den allgemeinen Ruf: „Da ſind ſie!“ Das bei ihrer Annäherung entſtehende Getöſe glich dem Pfeifen des Windes im Takelwerk eines Schiffes, deſſen ſämmtliche Reefe eingenommen ſind. Als die Taubenkolonne über meinem Kopfe dahin ſchwebte, verſpürte ich einen Luftzug. Indeß nun mehrere tauſend Stücke mit Stangen todtgeſchlagen wurden, vermehrte ſich das Heer in einem fort, und die von allen Seiten auflodernden Feuer erhellten das prächtigſte, aber auch zugleich furchtbarſte Schauſpiel, welches ich jemals geſehen hatte. Zu Millionen langten die Tauben an, ſtürzten ſich auf einander, klammerten ſich an einander, wie die Bienen eines von einem Aſte herabhängenden Schwarmes. Die Aeſte der auf dem Lagerplatze befindlichen Bäume brachen unter dem Gewichte der Tauben, fielen mit ihrer Laſt auf die Erde, riſſen im Fallen auch die untern Aeſte mit ſich und erſchlugen vorweg alles, was von Vögeln in ihren Bereich kam. Umſonſt würde man verſucht haben, ſich in dieſem Lärm ſeinem Nachbar verſtändlich zu machen; ſelbſt lautes Geſchrei verlor ſich in dem allgemeinen Getöſe. Die einzigen diſtinkten Töne, die man hörte, waren die Flintenſchüſſe; aber auch, daß ein Jäger ſein Gewehr abgefeuert hatte, merkte man meiſt blos daran, wenn man ihn wieder laden ſah.

Die Vorſicht gebietet, ſich außerhalb dieſer Schauplätze der Verheerung und des Gemetzels zu halten; auch wagt ſich Niemand auf dieſelben. Die Schweine werden eingepfercht gehalten, bis man ſie ohne Gefahr herauslaſſen kann. Man erwartet den folgenden Morgen, um die Todten und Verwundeten zu ſammeln. Diesmal wollte es aber mit den dem unheilbringenden Schlafplatze zueilenden Tauben kein Ende nehmen, und erſt gegen Mitternacht ſah es aus, als ob der Andrang ſich mindern wolle. Das Gemetzel dauerte fort, bis es Tag

Digitized by Google

ıar. Da ich gern in Erfahrung gebracht hätte, wie eit man dieſen betäubenden Jagdlärm höre, ſo ſandte h einen ſehr geübten Waldgänger aus, um hievon unde einzuziehen. Nach Verfluß von zwei Stunden am er zurück, mit der Nachricht, das Getöſe ſey ihm ehr als drei Meilen weit vollkommen vernehmbar gelieben. Mit Anbruch des Tages begann ein ganz anderes Geräuſch mir in die Ohren zu tönen; es rührte on den Taubenzügen allen her, welche gleich beim Erſcheinen der Sonne am Horizonte insgeſammt ihren Lagerplatz verlaſſen hatten und nun von dannen eilten, um hr Futter zu ſuchen. Nun veränderte ſich die Scene; nit einem Mal ertönte jezt das Geheul der Wölfe; die Füchſe, Luchſe, Kuguare, Bären und eine Menge anderer leiſchfreſſender Thiere zweiten Rangs machten ſich aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um ebenfalls das Jägerrecht zu üben, vährend die Adler, die Falken und ihnen auf dem Fuße ie unerſättlichen Schaaren der Weihen und Raben ſich inſchickten, auch ihrerſeits ſich dieſe Nacht der Zerſtörung zu Nutze zu machen. Zugleich mit allen dieſen Räuberbanden erſchienen nun auch die Jäger, um die Tauben einzuſammeln. Was die Jäger nicht mit ſich wegtragen konnten, gab man den Schweinen und Hunden Preis; überhaupt gab es keine Thiergattung, zahm oder wild, welche nicht auf Koſten des armen Taubenvolkes in überſchwänglichem Maaße wäre gefüttert worden. Betrachtet man alles dieſes, ſo ſollte man denken, ein Geſchlecht, das von einer ſolchen Menge von Feinden ſo grauſam verfolgt wird, daß ſie ihm nicht einmal die Nachtruhe gönnen, ſollte nicht lange fortbeſtehen können; die angeſtellten Beobachtungen aber beweiſen das Gegentheil und ſetzen es ſo viel als außer Zweifel, daß die Zahl der Tauben fortwährend im Verhältniſſe zu dem Umfange der Waldungen bleiben wird. Schon im Jahre 1805 ſah ich nahe an dem Kap von New-York einen Schoner mit einer Ladung von Tauben landen, die man auf dem Hudſonsfluſſe gefangen hatte, und das Stück zu einem Cent verkaufen, (hundert Cent machen einen Dollar, ungefähr 104 Sous franzöſiſchen Geldes); ſodann kannte ich einen Einwohner von Penſylvanien, der an einem Tage ihrer fünfhundert Dutzend in einem Netz, und zwanzig Dutzend auf andere Art gefangen hatte; ferner ſah ich in den Salzwerken von Shawanen-Town Neger mit gänzlich erſchöpften Kräften, welche den ganzen Tag damit zugebracht hatten, Tauben, welche das ſchweißende Salzwaſſer herbeigelockt hatte, niederzumachen, und noch im Jahre 1826 ſtieß ich, nach einem dreißigjährigen Aufenthalte in den Vereinigten Staaten, auf Taubenzüge, die eben ſo zahlreich waren, als die, welche mir gleich bei meiner Ankunft in dieſem Lande zu Geſichte gekommen.

Die Brüte- und Legezeit nöthigt die Wandertauben, ſich nach Verſtecken in den Forſten umzuſehen. Ein einziger Baum wird mit fünfzig bis hundert Neſtern belaſtet, die nicht ſehr tief ſind und aus verſchlungenen hölzernen Stäbchen beſtehen. In dieſe Neſter legt das Weibchen zwei Eier und brütet ſie ſorgfältig aus, indeß das Männchen für ſeine Sicherheit und ſeine Bedürfniſſe ſorgt, und es ihm weder an Nahrung, noch an Beweiſen ſeiner Zärtlichkeit fehlen läßt. Meiſtens ſind die Jungen ſo glücklich, dem Neſte zu entfliegen, bevor ein Menſch dieſe friedlichen Wohnungen erſpäht hat. Geht aber in der Nähe der Neſter ein Jäger oder ein Holzhauer vorbei, ſo verbreiten Metzeleien, noch grauſamer, als die erwähnten, Verzweiflung und Schrecken über den bis jezt ſo glücklichen Haushalt. Die Bäume werden gefällt und die jungen Tauben entweder nutzlos am Boden erdrückt, oder unter den Augen der Eltern verſpeiſt, die dem gräßlichen Schauſpiele unbeweglich zuſehen, ohne daß ihr Geſchrei die unbarmherzigen Zerſtörer ihrer ſüßeſten Hoffnung zu rühren vermag.

(Die Fortſetzung folgt.)

J. J. Rouſſeaus häusliches Leben und Tod.

(Fortſetzung.)

Das iſt Alles, was ich mich noch erinnere, aber Alles iſt ganz genau und wahr. Es läßt ſich nicht wohl annehmen, daß die obenerwähnte Aeußerung des Poſtmeiſters Payen aus der Luft gegriffen ſey, denn Payen hatte gar keine Urſache dazu. Im erſten Augenblick, und nur im erſten Augenblick dringt die Wahrheit leicht durch, weil da noch keine Vorſichtsmaßregeln gegen ſie genommen werden. Das Vorhandenſeyn der Wunde, welche durch den Piſtolenſchuß entſtanden ſeyn muß, beſtätigte mir Girardin ſelbſt und gab mir einen Fall als Entſtehungsgrund an. Von dieſer wichtigen Wunde ſteht kein Wort in dem Visum-repertum der Wundärzte, die doch darin ausdrücklich erklären, daß ſie den Körper genau und nach allen ſeinen Theilen unterſucht haben. Sie erklären, Rouſſeau ſey am Schlagfluß geſtorben. Aber alle angeführten Umſtände paſſen ſchlecht zu einem Schlagfluß, und ich bin überzeugt, daß Rouſſeau ſeinem ihm ſo drückend und unerträglich gewordenen Leben ein Ende gemacht hat. Denke man ſich die geſpenſtiſchen Vorſtellungen von Feinden und Verfolgern, die ſeit ſechs Wochen mächtigen Einfluß auf ſein krankes Gehirn hatten, weil ihnen die Eile und ſichtliche Verabredung bei ſeiner Ueberführung von Paris nach Ermenonville viel Schein gab. Seine Sehnſucht, um jeden Preis wieder von Ermenonville wegzukommen, geht klar hervor aus dem Auftrag, den er

Digitized by Google

dem Maltheſerritter gab. Dabei ſah er auch bei mangelnden Mitteln die Unmöglichkeit ein, ſich einen andern Zufluchtsort zu verſchaffen; er fürchtete ſich auch bei ſeiner natürlichen Schüchternheit vor den gemeinſchaftlichen Bemühungen und Beſtrebungen des Girardin'ſchen Hauſes und ſeiner Frau, ihn in Ermenonville zurückzuhalten. Alles dieß zuſammengenommen, gibt mir die Ueberzeugung, ſein Tod ſey nicht nur freiwillig, ſondern auch durch die Umſtände und ſein krankes Gehirn nothwendig und unvermeidlich geweſen. Freilich läugnet Girardin den Selbſtmord Rouſſeaus. Dieß iſt aber ganz natürlich und begreiflich. Er hatte mit dem beſten, freundlichſten Willen, aber nicht mit gehöriger Kenntniß und Erwägung von Jean-Jacques Denkweiſe Alles gethan, um ihn nach Ermenonville zu bringen; er hatte geglaubt, ihm und ſeiner Frau nützlich und angenehm zu ſeyn. Es mußte ihn alſo ſehr kümmern, daß ihm dieß nicht nur nicht gelungen war, ſondern daß er ſich auch vorwerfen mußte, freilich ganz unverſchuldeterweiſe, die nächſte Urſache ſeines Tods zu ſeyn. Es iſt gewiß ſehr verzeihlich, wenn man in ſolcher Lage bemüht iſt, die Wahrheit zu verhüllen, zumal wenn ſie von keinem Nutzen ſeyn kann, wie hier. Ich bin aber jezt, wo ich dieß ſchreibe, in einer ganz andern Lage, wie damals Girardin. Man hätte ſogar ein Recht, mir einen Vorwurf darüber zu machen, wenn ich nicht über Jean-Jacques lezte Tage alles ſagte, was mir bekannt iſt. Ueberdieß gehört er weder zu Girardins nähern Freunden, ja nicht einmal zu den Männern ſeiner Zeit. Wohl aber gehört er der literariſchen Welt, er gehört der Nachwelt an. Sie ſoll ihn und alle Handlungen ſeines Lebens richten. Montaigne ſagt: la mort est un acte de la vie, et cet acte est le dernier. So iſt's auch hier.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Auguſt.

Das Vogelſchießen.

Der ewige Zufluß von Fremden gibt unſerer Stadt ſo eben ein überaus volkreiches Anſehen. Die Hauptſtraßen und Pläze, wie der zwiſchen dem Schloſſe und der Elbbrücke, dieſe ſelbſt und die Brühl'ſche Terraſſe ertönen von einem Leben, lauter und ſchon darum fröhlicher, als gewöhnlich, weil die Zugvögel des Auslandes zu dieſer Jahrszeit zunächſt dem Vergnügen zuzuflattern pflegen. Aber bei der Menge Fremder fehlt es doch auffallend an ſolchen, die einen gewiſſen Glanz um ſich her verbreiten. Statt in eigenem, mit Poſtpferden reichbeſpanntem Fuhrwerk und mit fleißig knallenden Poſtillons rauſchend einzufahren, ſchleicht ſich die große Mehrheit der Ankommenden mit der Eilpoſt ganz ſtill und unbemerkt in die Stadt, und ſchlägt zu ihren Ausflügen in die Umgegend entweder den höchſt beſcheidenen Weg des Fußgängers ein, oder nimmt ihre Zuflucht zu den Fiakers. Dieſe verdienen im Allgemeinen wegen ihrer Schnelligkeit alles Lob, wenn auch nicht gerade von Seiten der überaus ſtark in Anſpruch genommenen Pferde.

Ein aus alter Zeit herſtammendes Volksfeſt, das einzige, an dem die höhern, wie die geringſten Volksklaſſen, leztere zum Theil recht leidenſchaftlichen, Antheil nehmen, iſt das jährliche Vogelſchießen. Wenn es auch gewiß ſo viel Abänderungen erhalten hat, daß es ſeinem urſprünglichen Weſen nach ſich gar nicht mehr ähnlich ſieht, ſo hat es doch in Rückſicht der jedesmaligen Menſchenfülle eher zu- als abgenommen. Die ganze erſte Woche des Auguſtmonats iſt dazu beſtimmt und die an der Elbe gelegene Wieſe ein ſehr geräumiger Plaz für dieſes Vergnügen. Das köſtlichſte Wetter trug in dieſem Jahre noch mehr bei, ihn zu bevölkern. Die zahlreichen Ringelrennen und ruſſiſchen und andern Schaukeln waren fortdauernd im Umſchwunge. Für die Glieder des königlichen Hauſes iſt ein Kammerherr täglich zu ſchießen beauftragt, in deſſen Zelte zuweilen kleine Tafelvereine ſtattfinden. Doch freute man ſich auch das einemal, wie gewöhnlich alle Jahre, der perſönlichen Theilnahme des höchſt wohlwollenden und daher allenthalben mit der aufrichtigſten Freude empfangenen Königshauſes. — Obſchon dieſes Schießen in die Grenzen einer Woche, vom Sonntage bis wieder zum Sonntage, verwieſen iſt, ſo hat ſich doch, beſonders in der lezten Zeit, der Königsſchuß oft bis zum Montage der darauf folgenden Woche verzögert. Auch diesmal war es der Fall, und dieſer Schuß dem Bevollmächtigten des Miniſters Lindenau vorbehalten. Unter den zahlreichen Zuſchauern verlautete eine unwillkührliche Freudenregung, wie immer, bei dem Namen dieſes hochverdienten Staatsmanns.

Troz dem lebhaften Beſuche der Vogelwieſe ſollen doch die zahlreichen Reſtaurationszelte mit Wein und Erfriſchungen jeder Art den Einfluß der gewerbarmen Zeit empfunden haben. Den zahlloſen Glücksbuden und Tiſchen fehlte es weniger an Zuſpruch. Faſt alle Sorten von Waaren können hier durch den Würfel oder auf andere Weiſe gewonnen werden. Unter den Merkwürdigkeiten mancher Art hatte gemeiniglich eine Bude den meiſten Zuſpruch, in der pantomimiſche Ballets von Hunden und Affen zu ſchauen waren, deren Kunſt aber allerdings Manches zu wünſchen übrig ließ. Deſto anmuthiger ſtach von ſo unſauberm Grunde ein recht reizendes weibliches Weſen ab, welches, nachdem das Hunde- und Affenſpiel zum Tempel hinausgetrieben war, die bekannten indiſchen Kunſtſtücke des Kugel- und Meſſerwerfens, nebſt ſehr artigen Balancirübungen, nicht nur ungemein fertig, ſondern auch mit der einnehmendſten Grazie producirte.

Die Cholera iſt aus Töpliz wieder völlig verſchwunden. An Dresden hat ſie zum Glück noch gar keinen Theil gehabt. Gleichwohl iſt ſie Urſache an einem hieſigen Todesfalle geweſen. Eine Frau von 71 Jahren hat ſich nämlich aus Furcht vor dem Sterben an der Cholera ins Waſſer geſtürzt. Ueberhaupt ſind die Selbſtmorde an der Tagesordnung. Der Monat Juli allein hat deren zehn verſchuldet. — Die franzöſiſchen Schauſpieler von Berlin ſchloſſen am 11. dieſes Monats ihre hieſigen Vorſtellungen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Auguſt 1832.

— Es freut mich wenig,
Zu melden dieß; doch was ich ſag', iſt wahr.

Shakeſpeare.
Richard II.

J. J. Rouſſeaus häusliches Leben und Tod.

(Fortſetzung.)

Fragt man mich nun: hat ſich Rouſſeau freiwillig ſelbſt getödtet? ſo kann ich nur antworten: ich weiß es nicht, ich glaube es aber. In dieſem Sinne habe ich obige Bemerkungen drucken laſſen, in dieſem Sinne ſchrieb ich Rouſſeau's Wittwe und erhielt von ihr folgende Antwort:

Du Pleſſis-Belleville, den 27. Prairial
in ſechsten Jahr der Republik.

Citoyen! Sie haben genauere Umſtände über den Tod meines Mannes bekannt gemacht, und zwar nach dem, was Sie in einem Wirthshaus davon haben reden hören. Dieſer Tod ſteht noch ganz lebhaft in meinem Gedächtniß und wird es immer bleiben, ſo lange ich lebe. Darum kann ich noch genau alle Umſtände angeben. Vorher aber muß ich Ihnen darüber Vorwürfe machen, daß Sie die Wittwe Ihres Freundes ſo lange vergeſſen konnten und daß Sie über einen Gegenſtand ſchreiben, über den Sie vorher hätten Rückſprache mit mir nehmen ſollen. Den 3ten Julius 1778 und nicht, wie Sie ſagen, am 2ten ſtand mein Mann um die gewöhnliche Zeit auf, ging aber den Morgen nicht aus. Später ſollte er der ältern Demoiſelle Girardin zum erſten Mal Muſikſtunde geben. Zu ſeinem Ankleiden mußten ich und die Magd das Nöthige herrichten. Hierauf frühſtückten wir, er aber genoß nichts, weil er ſich unwohl fühlte. Den Tag vorher hatte er im Schloß Ermenonville zu Mittag gegeſſen und da vielleicht zu viel zu ſich genommen. Als ich gefrühſtückt hatte, ſagte er mir, der Schloſſer, der unſern Umzug von Paris nach Ermenonville beſorgt, verlange ſeine Bezahlung. Ich ging hinunter, um dem Mann das Geld zu bringen. Als ich — es war noch nicht zehn Uhr — wieder die Treppe herauf kam, hörte ich ſchon das ängſtliche Geſchrei meines Mannes. Ich eilte hinauf, und als ich ins Zimmer trat, ſah ich ihn auf dem Boden liegen. Ich rief nach Hülfe, er aber verbot es mir, weil er Niemandens Hülfe brauche, da ich nun zurückgekommen. Er verlangte hierauf, ich ſolle die Thür zu, das Fenſter aber aufmachen; dieß that ich, dann half ich ihm aufſtehen und führte ihn, ſeinem Verlangen nach, zum Leibſtuhl. Hier fiel er auf einmal um und ſchlug mit ſolcher Heftigkeit mit der Stirn gegen den Boden, daß er mich umwarf. Ich ſtand aber gleich wieder auf und ſchrie aus Leibeskräften um Hülfe. Hierauf kam ſogleich Herr Girardin — nicht Madame Girardin — herbei und öffnete mit ſeinem Doppelſchlüſſel unſere zugeſchloſſene Thüre. Ich war über und über voll Blut, das meinem Mann von der Stirn floß. So iſt er geſtorben, ſeine Hände feſt in den meinigen haltend und ohne ein Wort zu ſprechen. Ich verſichere Sie, ich verſichere meine Mitbürger, ich verſichere die ganze Nachwelt, daß mein Mann auf die angegebene Art in meinen Armen geſtorben iſt; er hat ſich nicht mit einer Taſſe Kaffee vergiftet, er hat ſich nicht mit einer Piſtole erſchoſſen. Kurze

Digitized by Google

Zeit nach ſeiner Ankunft in Ermenonville wurde mein Mann ängſtlich über ſeinen daſigen Aufenthalt. Er ſagte mir dieß und wollte mich von der Nothwendigkeit ſeiner Rückkehr nach Paris überzeugen. Zwar hatten alle ſeine Gründe keinen Halt, aber — ich vergieße noch Thränen, wenn ich daran zurückdenke — ich werde mir einen ewigen Vorwurf wegen der Hartnäckigkeit machen, mit der ich auf unſerem Verbleiben in Ermenonville beſtand. Daran war beſonders Herr Girardin Schuld, der mich mehrmals auf den Knieen bat, ich ſolle meine Einwilligung zur Rückkehr nach Paris nicht geben, aber auch der Gedanke an die große Ausgabe, die ein neuer Umzug machen würde. Nein, nie habe ich mich ſeit ſeinem Tod in meinen eigenen Augen entſchuldigen können. Als mein Mann todt war, vergaß ich, was er mir geſagt hatte und warf mich dem Mann in die Arme, der vor mir auf den Knieen gelegen hatte. Ich gab ihm alles baare Geld, was im Hauſe war, ich ließ zu, daß er ſich des Herbariums, der Muſik, kurz aller Gegenſtände bemächtigte, die wir hatten. Dieſer Mann eilte mit Adlersſchnelligkeit nach Genf und verkaufte, ohne mich zu fragen, ohne mich in der Sache klar ſehen zu laſſen, alles, was ich hatte, und ſtellte mir dagegen Wechſel aus, die er nicht bezahlte und für die ich ſpäter vergleichsweiſe eine Leibrente annahm. Das baare Geld, das ich ihm gegeben hatte, um mich für meine noch übrigen Tage damit zu unterſtützen, gab er mir in Aſſignaten zurück. So hat denn die Wittwe Ihres Freundes, J. J. Rouſſeaus, faſt achtzigjährige Wittwe, nichts als eine geringe Leibrente von einigen Privatperſonen in Genf, die ſehr unordentlich bezahlt wird, und eine Penſion von 1500 Liv., die ihr die Nation ausgeſezt hat, von der das Jahr Fünf noch rückſtändig, das Ganze aber den Renten und Penſionen des großen Buchs gleichgeſtellt iſt. Daher bewohnt ſie auch eine armſelige Hütte und es mangelt ihr faſt an Allem.

Marie Thereſe Le Vaſſeur,
Wittwe von J. J. Rouſſeau.

Ich, ſo fährt Corancez fort, habe nicht öffentlich auf dieſen Brief geantwortet, weil ich die Wittwe des großen Mannes nicht in eine unangenehme Lage verſetzen wollte. Er enthält aber, wiewohl er mir widerſprechen ſoll, viel Schätzbares, und dieſes beſtätigt gerade auf ganz poſitive Weiſe, was ich nur als Wahrſcheinlichkeit angegeben hatte. Madame Rouſſeau widerſpricht mir nur Eins, nämlich die Todesart ihres Mannes. Bei meiner Behauptung ſtüzte ich mich auf Folgendes: Rouſſeau hatte Ermenonville gar nicht freiwillig gewählt, um ſich dahin zurückzuziehen; er war gar nicht glücklich da geweſen, er hatte ſich Mühe gegeben, wieder wegzukommen, und da alle ſeine Bemühungen vergeblich waren, ſo hatte er nach dem lezten Mittel gegriffen, aus einer Lage zu kommen, die ihm täglich unerträglicher wird. Madame Rouſſeau beſtätigt dieſe Umſtände auf das Bündigſte. Zwar gibt ſie eine Erzählung von Jean-Jacques Tod, dieſe Erzählung iſt aber mit ſich ſelbſt, mit dem, was man mir bei meiner Ankunft in Ermenonville berichtete und damit im Widerſpruch, was Madame Rouſſeau früher über die lezten Augenblicke und Worte ihres Mannes geſagt hat, worüber ſogar ein Kupferſtich erſchienen iſt.

Girardin, Madame Rouſſeau und der Bildhauer Houdon, der nach Rouſſeaus Tod ſeinen Kopf in Wachs abgegoſſen hat, bezeugen das Loch in der Stirn, das durch den bloßen Fall entſtanden ſeyn ſoll. Das Loch war aber ſo tief, daß Houdon, wie er mir ſelbſt erzählte, nur mit Schwierigkeit die Lücke ausfüllen konnte. Wie aber konnte eine ſolche entſtehen, da Rouſſeau nur von dem niedrigen Stuhl auf den ebenen Boden fiel und überdieß in ſeinem Fall durch ſeine Frau gehindert wurde, welche er auch über den Haufen geworfen haben ſoll, wodurch natürlich die Heftigkeit ſeines Sturzes ſehr gemindert wurde. Unter der alten franzöſiſchen Regierung und als Jean-Jacques ſtarb, entehrte der Selbſtmord und wurde beſtraft. Es geſchah daher, was aus ähnlichem Grunde noch heutzutage in England geſchieht: man verhehlte und läugnete ihn, ja man mußte ihn läugnen. Dieß geſchah auch hier aus ſehr gutem Beweggrund. Aber die gutgemeinten Unwahrheiten laſſen ſich nun einmal nicht mit den entſchiedenen und unwiderleglichen Thatſachen zuſammenreimen, und ihr greller Widerſpruch beſtätigt mich in meiner Meinung über Roſſeaus Tod. So weit Corancez.

(Der Beſchluß folgt.)

Scenen aus dem Leben nordamerikaniſcher Vögel.

(Fortſetzung.)

Der wilde Truthahn.

Der Truthahn ſtammt urſprünglich aus Amerika. Wer zuerſt (1525) ſeiner erwähnt, iſt Oviedo, in ſeiner Geſchichte von Weſtindien. Bald nach der Erſcheinung dieſes Werkes wurde der Vogel aus Mexiko nach Spanien verſetzt, aus welchem Lande den Britten die erſten Individuen ſeiner Gattung, die man auf ihrem Eilande geſehen hat, zugekommen ſind. Nach und nach verbreiteten ſich die Truthähne in ganz Europa, und in weniger als einem Jahrhundert waren Aſien, Afrika und die verſchiedenen europäiſchen Kolonien ebenfalls damit verſehen. Es ſcheint außer Zweifel, daß man dieſe Vogelart ſchon den Entdeckungen des Columbus zu verdanken hat. Bonapartes (C. L.) ornithologiſches Werk enthält ein Verzeichniß von 27 Namen, womit eben ſo viele nordamerikaniſche Völkerſtämme den Truthahn bezeichnen.

Digitized by Google

Wenn eine Schaar dieſer Vögel ſich anſchickt, einen breiten Fluß zu paſſiren, ſo wählen ſie die Stelle, wo der Strom am ſchmälſten und das Ufer am höchſten iſt. Auf dieſer Station verbleiben ſie ſehr lange, oft einen ganzen Tag und drüber; denn der gefährliche Uebergang darf nicht ohne reifliche Ueberlegung unternommen werden. Während dieſer allgemeinen Rathsverſammlung gluckſen die Männchen, ſchlagen das Rad und ſcheinen durch mannigfaltige Demonſtrationen gegenſeitige Ermuthigung zu bezwecken. In der That wird endlich die ganze Schaar vom Enthuſiasmus ergriffen; Weibchen und Junge ſuchen es den Männchen gleich zu thun; zulezt ſucht jeder Vogel ſich auf den Gipfel des höchſten Baumes, den er auffinden kann, hinzupflanzen. Endlich, auf ein von dem Führer der Bande gegebenes Zeichen, lüftet Alles die Schwingen und ſucht mit möglichſter Anſtrengung das jenſeitige Ufer zu erreichen. Den kräftigſten der Truppe iſt dieß, auch wenn die Breite des Stromes eine Meile beträgt, ein Leichtes; die ſchwächern aber und die Jungen ſind nicht immer ſo glücklich. Sinken ſie wider ihren Willen auf die Oberfläche des Waſſers nieder, ſo müſſen ſie den Uebergang ſchwimmend vollenden; ſie benehmen ſich geſchickt dabei, indem ſie, um ſich auf der Fläche des Waſſers zu erhalten, den Schweif ausbreiten, die Flügel ſo nahe als möglich zuſammenrücken, um den Widerſtand des Waſſers beim Durchſchneiden deſſelben zu vermindern, und mit den Füßen, die übrigens zu ſolchem Manöver nicht gebaut ſind, mit außerordentlicher Kraftanſtrengung rudern. Wenn ſie an ein ſteiles Ufer gelangen, das ſie nicht zu erglimmen vermögen, ſo ruhen ſie einige Augenblicke aus und raffen dann ihre Kräfte zuſammen, um ſich in die Höhe zu ſchwingen; aber nicht ſelten erſchöpft das mehrmalige Aufflattern ihre Kräfte. Die ſchwächſten vermögen ſich nicht mehr zu erheben und finden ihren Tod in den Wellen. Die, denen es gelingt, das jenſeitige Ufer zu erreichen, verfallen in einen Zuſtand von Ermattung, der an Betäubung grenzt, in welchem ſie einige Zeit, wie es ſcheint, zwecklos umherirren, und den die Jäger zu benutzen wiſſen, um ſie in großer Anzahl zu fangen; der Truthahn iſt aber um die Zeit dieſer Wanderungen hager und ſein Fleiſch ſehr wenig geachtet. — Jeder Vogel wacht an ſeinem Orte für die allgemeine Sicherheit. Der erſte, welcher eines Adlers, Falken oder andern Feindes gewahr wird, gibt das Allarmzeichen, auf welches die ganze Schaar ſich von der Höhe des Baumes, auf den ſie ſich geflanzt hatte, niederſtürzt und auf dem Boden kauernd wartet, bis die Gefahr vorüber iſt. Da ſie gewohnt ſind, die Nacht über ſich auf die dürren Aeſte eines großen Baumes zuſammenzuſetzen, ſo kann ein ſolcher Zufluchtsort den nächtlichen Raubvögeln nicht lange verborgen bleiben. Der Truthahn aber beſizt eine beſondere Geſchicklichkeit, ſich den Klauen ſeiner Verfolger zu entwinden. Der Raubvogel fliegt in Kreiſen um den Baum herum, um ſich ſein Schlachtopfer auszuwählen. So wenig Geräuſch er macht, ſo gibt es unter den Schlafenden immer einen, deſſen horchendem und geübtem Ohr auch dieſer ſchwache Ton vernehmbar genug iſt und der ſofort durch eine ganz eigene Art von Gluckſen die ganze Schaar aufweckt. Nun richten die ſämmtlichen Truthähne ſich in die Höhe; der Räuber ſtürzt ſich auf den, welchen er auserſehen hat; dieſer kauert auf die Stelle nieder, verbirgt den Kopf und wirft ſeinen ausgebreiteten Schweif über den Rücken hin. Den Feind, der jezt nichts mehr erblickt, als eine, ſeinem Schnabel und ſeinen Klauen unzugängliche Außenſeite, macht dieſes Manöver ſtutzig; der Truthahn aber benuzt dieſen Augenblick der Unſchlüſſigkeit dazu, daß er ſich zur Erde wirft, wo ſein Widerſacher es nicht wagt, ihn anzugreifen. — Der junge Truthahn hat viel Anhänglichkeit an ſeinen Geburtsort; er ſcheint ſogar für einzelne Bäume, auf die er ſich zu ſetzen gewohnt iſt, eine beſondere Vorliebe zu hegen. Obgleich ſeiner Nahrung wegen zu häufigen, öfters ſehr weiten Wanderungen gezwungen, kehrt er doch mehrere Jahre nacheinander auf die von ihm liebgewonnenen Bäume zurück. Dieſe ſtehen gewöhnlich auf einer von einem Fluſſe eingefaßten Erdzunge. Wenn die Zeit der Ruhe herannaht, verſammeln ſich die Truthähne, und ein langes Gluckſen iſt das Zeichen zum Aufbruche. Von nun an hört man nichts mehr, als das Geräuſch der Flügelſchläge, welches fortdauert, bis die Vögel, dicht aneinander gedrängt und oft ſo zahlreich, daß man glauben ſollte, es ſey eine Verſammlung ſämmtlicher Truthähne im Lande, ſich auf ihren Baum niedergelaſſen haben. Dieſe Ruheſtätte iſt aber nicht ſo verſteckt, daß ſie der Jäger nicht entdecken ſollte. Nachdem dieſer bei Tage einen ſolchen Baum erſpäht hat, wählt er ſich einen bequemen Standort und begibt ſich hieher bei Mondſchein, der ihm Licht genug liefert, um zielen zu können. Er richtet ſein Augenmerk vornämlich auf die Vögel, welche am meiſten frei ſitzen und deren Fall vom Baume nicht zu viel Aufruhr unter den Schlafenden verurſacht. Sehr auffallend iſt nun der Umſtand, daß dieſelben Vögel, welche die Erſcheinung einer Eule ſo in Schrecken ſezt, daß auf der Stelle die ganze Schaar davon ergriffen wird, weder durch die Gegenwart des Jägers, noch durch wiederholte Flintenſchüſſe, noch durch den Fall mehrerer aus ihrer Mitte erſchreckt zu werden ſcheinen. Jeder Schuß erregt blos ein Geſumme im Trupp, das vielmehr ein Ausdruck der Verwunderung, als des Schreckens zu ſeyn ſcheint. Dieſe Stupidität iſt allen Hühnergeſchlechtern von Nordamerika gemein und bildet eine ihrer Eigenthümlichkeiten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Sehnſucht und Genuß.

Ich ſaß im Stübchen ganz allein
Im ſtillen Dämmerlicht;
Da zog ein Sehnen in mich ein,
Woher, das wußt' ich nicht.

Und ach! es quoll ſo wunderbar,
Es wob ſo ſüß vor mir,
Bald dunkel und bald licht und klar
Sah dort ich's, ſah ich's hier.

O tiefe, quellendheiße Luſt,
Zu glühn nur nach dem Bild!
Wie lebt es erſt in meiner Bruſt
Wird dieſer Drang erfüllt!

Und raſch und feurig holt' ich's ein,
Lebendig es hier ruht;
Doch wo iſt nun der Zauberſchein,
Wo iſt die ſel'ge Glut?

Ach! in den Armen liegt das Glück,
Dem Herzen iſt's entflohn,
Unfühlend ſchweifet mir der Blick;
Iſt das des Sehnens Lohn?

O tiefe, heiße Sehnensluſt,
Du ſeligweich Gefühl,
Kehr wieder ein in dieſe Bruſt
Und nie erreich dein Ziel!

M. Mayr.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Kunſtausſtellung.

Mit dem 1ſten dieſes Monats begann die hieſige Kunſtausſtellung. Wenn man den beſchränkten Landesumfang zugleich mit dieſer, alle Jahre ſich erneuernden Erſcheinung in Betrachtung zieht, ſo muß man erſtaunen, wie viel, und zwar nicht blos in Hinſicht auf die Zahl der Kunſtwerke (der gedruckte Katalog nennt deren 693), ſondern auch in Anſehung des innern Gehalts derſelben geleiſtet zu werden pflegt. Auch dieſes Jahr iſt keineswegs hinter ſeinen Vorgängern zurückgeblieben. Allerdings findet ſich dabei das hiſtoriſche Fach, dem wohl Niemand den erſten Rang in der Malerei beſtreiten wird, nur wenig bedacht, und an dieſem Wenigen auch nicht derjenige Grad der Vollendung, welchen einzelne Werke der meiſten andern Fächer erreicht haben. Allein hieran ſind weit weniger die Künſtler, als eine Zeit Schuld, in deren Lockerheit aller Verhältniſſe und Einrichtungen gerade der edlere Theil der Luxusartikel am wenigſten auf Begünſtigung hoffen kann. Wie andere Spekulanten, iſt auch der, bekanntlich in der Regel mit Allem eher, als mit Geld und Gut verſehene Maler großentheils genöthigt, das Feld zu bearbeiten, welches noch am eheſten einigen pecuniären Ertrag hoffen läßt. Dahin gehört zunächſt das Porträt und ſodann das Genreſtück und die Landſchaft. In dieſen drei Fächern gibt es hier manches Ausgezeichnete und Werthvolle. Ein Aufzeichner des Beſten, was die Ausſtellung lieferte, würde gar manches Porträt zu empfehlen haben, allein dieß kann hier unſere Abſicht nicht ſeyn.

Im Genrefache thun ſich mehrere beſonders gelungene Leiſtungen hervor. Als ein wahrhaftes Muſterbild hierin dürften die Oktoberbeluſtigungen in einem ländlichen Wirthshauſe vor der Porta Salara bei Rom von Lindau zu betrachten ſeyn. Der in dieſem Fache ausgezeichnete Meiſter kann, wenn er fortfährt, den römiſchen Volksſitten ſeine Aufmerkſamkeit und ſein ungemeines Auffaſſungstalent zu widmen, nach und nach eine köſtliche Gallerie von Gemälden zu Stande bringen, aus denen Geiſt, Charakter und Eigenthümlichkeit von Gegend und Menſchen leichter und beſſer an's Licht treten, als durch ganze Bände umſtändlicher Beſchreibungen. Die Beſchreibung iſt das Material, aus dem die Einbildungskraft des Leſers erſt die Sache formen muß; das treue Bild gibt die Sache ſelbſt wieder. Jede Kleinigkeit an Lindau's Geſtalten charakteriſirt, und es wäre wahrlich zu beklagen, wenn ſolche aus der Quelle der Natur ſelbſt geſchöpften Kunſtwerke nicht durch den Grabſtichel oder die Lithographie verbreitet werden ſollten. — Aber auch der deutſche Boden hatte der Ausſtellung in dieſem Kunſtzweige manchen ausgezeichneten Beitrag geliefert, und wenn hier nur zweier Stücke dieſer Art noch gedacht wird, ſo geſchieht es keineswegs aus Mangel an mehreren glücklichen Kunſtgebilden, ſondern nur wegen Beſchränkung ſowohl an Raum als an Zeit. Ein Dorfſchuhflicker, mitten in ſeiner kleinen Stube bei der Arbeit ſitzend und umgeben von ſeinem ganzen, geringfügigen Werkzeuge, gibt nebenher dem in der Nähe über ihm in einem dort befeſtigten Käfig ſitzenden Gimpel Unterricht im Pfeifen. Das Bildchen iſt von Georgi und ſo artig ausgearbeitet als gedacht. Ueberaus treffend und werthvoll hat ein junger Künſtler, Namens Moſt, eine Dorfſchenkſtube dargeſtellt, in der an einem großen Tiſche die Zeitung vorgeleſen wird. Welche wohlſtudirte Verſchiedenheit der Individualität in Perſon und Ausdruck bei dieſen Dorfpolitikern! Dem Müller ſchauert offenbar die Haut vor den Folgen der ſich verbreitenden Begebenheiten. Auch dem an dem einen Ende des Tiſches dem Vorleſer gegenüber ſitzenden Jäger ſcheint der Gedanke im Kopfe herumzugehen, daß die Jägerei einer großen Veränderung unterliege und durch die heilloſen, immer weiter um ſich greifenden Rechte der Menſchen den Rechten des Wildes ein bedeutender Eintrag geſchehen könnte. Seine ihm zu Füßen ſitzende Diane macht eine Ausnahme von ihrer geſammten, andächtig zuhörenden Nachbarſchaft. Während dieſe ganz Ohr und Auge iſt, wendet der Hund den Kopf zurück nach einem in der Entfernung ſtehenden Knaben, der eben im Auslöffeln einer Schüſſel begriffen iſt. Ein junger Dienſtthuender, einen leeren Krug in ſeiner Hand, den er ohnſtreitig eben wieder zu füllen geht, denkt offenbar ganz anders als der Hund, indem er das Geſicht neugierig zurück nach dem Zeitungstiſche kehrt. Die Hauswirthin im Hintergrunde möchte in dieſem Momente wohl das nützlichſte Weſen in der ganzen Stube ſeyn. Sie ſteht vor dem Waſchfaſſe, und das zweckmäßige Geräuſch des Waſſers überhebt ihr Ohr unſtreitig der Mühe, das zweckloſe des Zeitungsleſens mit anhören zu müſſen. — Wie Lindau's früher beſprochenes Gemälde die römiſche Volksnatur ergründete, ſo hat der Verfertiger dieſes ländlichen Zeitungscollegiums die deutſche nach ihrem ganzen Charakter aufgefaßt und das Reſultat auf höchſtanziehende Weiſe zu einem ſinnreichen Ganzen abgerundet. Möge der wackere Künſtler ſeinen Pfad unter fortdauerndem Studium der unergründlichen Natur weiter verfolgen. Oſtade reicht ihm bereits von Weitem eine Freundeshand traulich entgegen. — Der vorzüglichen landſchaftlichen Gemälde in Oel und Waſſerfarben gibt es eine bedeutende Zahl. Schon die im Katalog vorhandenen rühmlich bekannten Namen von Dahl, Friedrich, Richter, drei Fabern u. ſ. w. verbürgen das.

(Der Beſchluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 30. Auguſt 1832.

Mährchen, noch ſo wunderbar,
Dichterkünſte machen's wahr.

Goethe.

Das Lied vom Nek.

Iriſche Sage.

Es ging ein Knabe an Ufers Rand,
Da ſchimmert's vom Strom, wie weißes Gewand,
Es ſchimmert herüber, wie ſtrahlendes Gold,
Und es rauſchen Töne, ſo lieblich und hold:
„Horch, horch! was rauſchet vom Strom?“

Wie er oftmal erſchauet im Traumgeſicht,
So ſchwebet ein Elf im Mondeslicht,
Der ſinget und drücket, voll jauchzender Luſt,
Die Harfe von Gold an die fröhliche Bruſt,
Und es tönet gar wonnig ſein Lied.

„Was ſchwebſt du ſo fröhlich im Wogenſchaum?
Du wirſt einſt träumen gar böſen Traum;
Dich erfaſſet und ſtürzt eine rächende Hand
Hinunter in Niſelheims finſt'res Land
Zur Marter, abtrünniger Geiſt!“

Und der Elf gar traurig zum Himmel ſchaut,
Es ſchweigen die Töne, er weinet laut,
Die Luſt verkehrt ſich in düſteren Schmerz,
Er preſſet die Harfe ans bebende Herz,
Und tauchet hinab in den Grund.

Und der Knabe traurig zum Vater kam,
Und ſagt's ihm, bereuend, voll weinender Schaam.
„„Geh, Bube! zum Strome zurück und ſprich:
Der Götter Gnade erreichet auch dich,
Laß tönen die Harfe, wie vor!““

Und der Elf ſchwebt wieder auf rauſchendem Strom,
Schaut weinend empor zum Himmelsdom;
Er ſinget und preſſet mit düſterem Schmerz
Die klagende Harfe ans bebende Herz,
Und es tönet gar traurig ſein Lied.

Und der Knabe kommt weinend an Ufers Rand,
Sieht's wieder ſchimmern, wie weißes Gewand,
Sieht's wieder ſchimmern, wie ſtrahlendes Gold,
Hört rauſchen die Töne, ſo traurig und hold:
„Weh, Weh! wie klaget's vom Strom!“

„Ach! Nek, mich reuet der frevelnde Spruch,
Es kehrt ſich in Segen der Götter Fluch:
Es hebet dich wieder die gnädige Hand
Empor in dein ſtrahlendes Heimathland;
Laß jauchzen die Harfe, wie vor!“

Und der Elf gar freudig zum Himmel blickt,
Er lächelt dankend, er ſchweiget entzückt;
Dann ſtimmt er zur Wonne das jauchzende Lied,
Und bis in den Bergen der Mond verglüht,
Horcht der Knabe dem himmliſchen Sang.

F. A. Funk-Hänel.

Digitized by Google

J. J. Rouſſeaus häusliches Leben und Tod.

(Beſchluß.)

Intereſſant iſt auch, was Madame Staël über dieſen Gegenſtand ſagt: „Ihr Herrn, die Ihr Jean-Jacques immer Schuld gabt, er ſpiele nur eine Rolle, er ſtelle ſich nur, als ſey er unglücklich, was habt Ihr geſagt, als Ihr ſeinen Tod vernahmt? Nun glaubt Ihr doch an ſein Unglück? denn es muß viel zuſammen kommen, ehe Ihr Jemanden bedauert. Was aber konnte Rouſſeau zu einem ſolchen traurigen Entſchluß bringen? Man hat mich verſichert, die Gewißheit, auch von der Frau betrogen und hintergangen zu ſeyn, die allein noch ſein Zutrauen beſaß und die ſich unentbehrlich bei ihm gemacht hatte, dadurch, daß ſie ihn von allen andern Verhältniſſen und Verbindungen loszumachen wußte. Vielleicht wundert man ſich, daß ich es für ausgemacht halte, Rouſſeau habe ſich den Tod gegeben. Ein Genfer, der mit ihm in ſeiner lezten Lebenszeit mehrere Jahre lang in vertrautem Umgang lebte, hat mir einen Brief von ihm gezeigt, worin er einige Zeit vor ſeinem Tod den feſten Entſchluß, ſich zu tödten, auszuſprechen ſcheint. Seitdem hat er ſich mit großer Sorgfalt nach Rouſſeaus lezten Tagen und Stunden erkundigt und Folgendes in ſichere Erfahrung gebracht. An dem Tag, wo Jean-Jacques ſtarb, ſtand er in voller Geſundheit auf, ſagte aber, er ſehe heute die Sonne zum lezten Mal. Vor dem Ausgehen trank er eine Taſſe Kaffee, den er ſelbſt gemacht hatte. Einige Stunden darauf kam er wieder nach Haus, und wiewohl er an heftigen Leibſchmerzen zu leiden anfing, ſo verbot er doch wiederholt, nach Hülfe zu rufen oder Jemanden von ſeinem Zuſtand in Kenntniß zu ſetzen. Kurz vor dieſem traurigen Tag hatte er ſich von dem ſchmutzigen Verhältniß ſeiner Frau mit einem Stallknecht in Ermenonville überzeugt. Dieſe Entdeckung drückte ihn ganz nieder und er brachte gleich darauf acht Stunden ſinnend am Ufer des Sees zu. Mir ſcheint, es iſt unmöglich, an ſeinem Selbſtmord zu zweifeln, wenn man ſeine gewöhnliche Niedergeſchlagenheit und Traurigkeit und die außerordentliche Zunahme ſeines Mißtrauens und ſeiner Angſt in Erwägung zieht.“

Die Gräfin Vaſſi, Tochter des Herrn von Girardin, ſchrieb freilich an Frau von Staël, um ſie zu verſichern, daß Jean-Jacques nicht in Folge eines Selbſtmords geſtorben ſey. In dieſem Brief ſagt ſie unter andern: „Rouſſeau habe nichts von der Untreue ſeiner Frau wiſſen können, denn erſt ein Jahr nach ſeinem Tod ſey ſie ſo ſchlecht geworden, daß man ſie nicht länger in Ermenonville habe laſſen können.“ Außerdem ſtüzt ſie ſich auf das Visum repertum und auf das Zeugniß des Dr. Le Bègue de Presle und hält beide für unwiderlegliche Beweiſe. Frau von Staël führt in ihrer Antwort ihre Autoritäten an: „Ein Genfer, der Sekretär meines Vaters war und eine Zeitlang mit Rouſſeau gelebt hat, ein anderer Genfer, Namens Moulton, ein ſehr geiſtreicher Mann und Vertrauter Jean-Jacques bis zu deſſen lezter Stunde, beide haben mich verſichert, er habe ſich ſelbſt das Leben genommen. Außerdem habe ich eigenhändige Briefe von ihm geſehen, die er kurz vor ſeinem Tod ſchrieb und in denen er ganz klar den Vorſatz ausſpricht, ſeinem Leben ein Ende zu machen. Dieß Alles zuſammen genommen kann meinen Irrthum entſchuldigen; denn Irrthum nenne ich eine Meinung, der Sie widerſprechen.“ In dieſen feinen Worten der Frau von Staël liegt weniger Aufrichtigkeit als Artigkeit. Jeder ruhig Ueberlegende wird ihren „Irrthum“ theilen, ja ſie ſelbſt iſt auch nie davon zurückgekommen.

Es iſt glaublich, daß Rouſſeau, um ſeinen Tod zu beſchleunigen, zwei Mittel gebrauchte: daß er erſt ſelbſt bereitetes Gift nahm und ſich dann, da die Wirkungen nicht ſchnell genug waren und ihm viel Leiden verurſachten, mit einer Piſtole erſchoß. Den wichtigen Gründen von Corancez und der Frau von Staël hat man als ſtärkſten Gegenbeweis das Visum repertum der beiden Wundärzte entgegengeſezt, demzufolge Rouſſeau an einem Schlagfluß geſtorben ſeyn ſoll. Das Zeugniß, ohne alles nöthige Detail, iſt aber auf jeden Fall lückenhaft und dadurch verdächtig: es ſpricht von der genauen Unterſuchung des Körpers nach allen ſeinen Theilen und ſagt doch nichts von der tiefen Wunde an der Stirn. In Deutſchland hat ein ſolches Zeugniß nur Werth und erhält Vertrauen, wenn es den vorgefundenen Zuſtand des äußern Körpers, des Gehirns, des Herzens, der Lunge, der Eingeweide genau entwickelt. Die Wundärzte mußten das große Loch in der Stirn bemerkt haben; warum unterſuchten ſie es nicht, und wenn ſie es ganz unbedenklich und oberflächlich fanden, warum ſprechen ſie nicht davon? Nach allen dieſen Umſtänden iſt faſt unumſtößlich gewiß, daß der arme, körper- und ſeelenkranke Jean-Jacques ſein Leben auf der Erde abkürzte, wo er nie Glück, nicht einmal Gerechtigkeit fand. Er konnte nicht mehr an die Möglichkeit denken, noch irgend eine gute Handlung vor ſeinem Tod zu thun, einem Unglücklichen zu helfen; er konnte nicht einmal einen tröſten, oder einen Unterdrückten vertheidigen; er hatte keinen mächtigen Freund, um ihm Unglückliche zu empfehlen. Er glaubte alſo aus der Welt gehen zu können.

Es iſt bekannt, daß ſein Leichnam auf der Pappelinſel bei Ermenonville begraben und auf ſeinem Grabe ein Denkmal von Herrn von Girardin errichtet wurde. Wer, der in Paris geweſen, kannte es nicht? Aber auch hier ſollte Rouſſeau noch keine Ruhe haben, denn am 11ten Oktober 1794 wurden ſeine Gebeine da weggenommen und aus der ſtillen, ſeeumflutheten Ruheſtätte auf

Digitized by Google

ein neues Theater gebracht, nämlich ins Pantheon zu Paris, da doch ſeine Statue oder Büſte hingereicht hätte. In der ſpätern Zeit der Reſtauration, als das nach Heidenthum ſchmeckende Pantheon wieder in die chriſtliche St. Genevievenkirche verwandelt wurde, nahm man Rouſſeaus Gebeine wieder weg, warf ſie — welch ſeltſames Geſchick! — mit denen ſeines Feindes und literariſchen Widerſachers Voltaire und anderer heterogener Menſchen zuſammen und brachte ſie auf die Seite. Nach der Julinsrevolution 1830 wurde die St. Genevievenkirche wieder in ein Pantheon verwandelt und die Knochen der „großen und berühmten Männer“ wurden wieder hervorgeſucht, ſo daß das Ganze einer Komödie nur allzu ähnlich ſieht.

Als 1815 die „barbares und die hordes du Nord qui par leur présence souillaient le beau sol de la France,“ — als die Alliirten nach Frankreichs Bezwingung nach Ermenonville kamen, hielten ſie den durch Rouſſeaus Andenken geweihten Ort ſo hoch, daß ſie ihn von allen Kriegsſteuern und Leiſtungen befreiten. Die „große Nation,“ die Franzoſen, das „civiliſirteſte Volk der Erde,“ handelten in Deutſchland nicht ſo. Man ſah ſie nach der Schlacht von Jena unter den Auſpicien des „großen“ Napoleon in Weimar, nahe bei Schillers Grab und in Goethes Wohnung, plündern, ſengen und brennen und alle möglichen Gräuel in den Straßen verüben.

Scenen aus dem Leben nordamerikaniſcher Vögel.

(Fortſezung.)

Der Spottvogel.

(Nachträglich. Vergl. Nr. 84. 1832.)

Zur Charakteriſtik dieſes Vogels, der ſich in Nr. 84 dieſer Blätter bereits aufgeführt findet, fügen wir aus den Berichten A. Wilſons, deſſen und C. L. Buonapartes überaus ſchätzbaren ornithologiſchen Schriften über die Vereinigten Staaten, neben denen des Naturforſchers Audubon, dieſe Analekten zur Geſchichte der transmariniſchen Vögelwelt enthoben ſind, noch Folgendes bei. Das Gefieder des Spottvogels hat nichts, das ihn auszeichnete; ſeine Geſtalt iſt aber nicht ohne Grazie: die leichten, eleganten und behenden Bewegungen, das Feuer der Augen, ihr verſtändiger Ausdruck, wenn der geſchickte Nachahmer den Lektionen, die ihm von den ſämmtlichen gefiederten Zünften gegeben werden, zuhorcht oder ſie wiederholt — das alles ſind Charakterzüge unſers Sängers. Mit allen dieſen Eigenſchaften verbindet er eine helltönende, biegſame Stimme, die aller Modifikationen fähig iſt, und alle Tonnüancen, von den zarten und ſanften Modulationen der Walddroſſel bis zu dem rauhen und wilden Geſchrei des kahlköpfigen Adlers, wiederzugeben vermag. Mit äuſerſter Genauigkeit weiß der Spottvogel das Tonmaaß und den Accent ſeiner Muſter aufzufaſſen, übertrifft ſie aber alle hinſichtlich des Ausdrucks und der Lieblichkeit, welche ſein ſchönes Organ in die von ihm nachgeahmten Weiſen zu legen weiß. Sein Talent beſchränkt ſich indeſſen keineswegs auf die Nachahmung; auch ſein natürlicher Geſang iſt eben ſo brillant, als melodiſch; er unterbricht ihn aber öfter, um ſich ſeinen Nachahmungslaunen hinzugeben, und nimmt ihn dann neuerdings auf. Dieſe Singübungen dauern nie weniger als eine halbe, zuweilen über eine ganze Stunde. Während dieſer Zeit ſind ſeine ausgebreiteten Flügel, ſein weiß gefleckter Schweif, ſeine muntern und lebhaften Bewegungen für das Auge eben ſo ergötzlich, als der helle und anmuthige Schall ſeiner Modulationen angenehm für das Ohr. Man ſieht ihn, wie in der höchſten Begeiſterung, ſich im Kreiſe drehen, je nach den Beugungen der Stimme am Baume auf- und abſteigen, auch wohl ſich mit der Schnelligkeit eines Pfeiles emporſchwingen, als wollte er, wie einer jener Naturforſcher ſich ausdrückt, ſeine Seele, die er mit dem lezten ſeiner Töne ausgehaucht, wieder zurückholen. Ein Blinder, wenn er den Spottvogel hörte, müßte auf den Gedanken gerathen, es haben ſich Vögel aller Art vereinigt, um für den Preis des Geſanges einen Wettſtreit zu beginnen. In der That iſt ſeine Nachahmungskunſt ſo groß, daß ſie nicht blos den Jäger und den Vogelſteller, ſondern die Vögel ſelbſt täuſcht, die nicht ermangeln, auf die Töne ſeiner trügeriſchen Stimme, die ſie nicht ſelten für einen Ruf oder für eine Einladung halten, herbeizueilen. Mitunter werden ſie von Schrekken ergriffen und flüchten ſich in das Dickicht der Gebüſche; aber auch dann iſt es der Spottvogel, der durch ſein Falkengeſchrei ſie aus ihrer Sicherheit aufſchreckt.

Der kahlköpfige Adler.

Dieſen edlen Vogel, den ſchönſten ſeiner Gattung in Nordamerika, haben, da er in beiden Kontinenten und unter allen Breiten, von den Polargegenden bis zum Aequator, haust, ſchon die älteſten Naturforſcher gekannt und beſchrieben. Er beſucht die Ufer des Meeres, der Seen und großen Ströme, und lebt eben ſo gut auf Koſten der Waſſer- als der Landbewohner. Mit gewaltiger Flugkraft ausgerüſtet, erhebt er ſich bis in die Regionen der Stürme und Ungewitter, trozt ihrem Ungeſtüm und fürchtet einzig den Menſchen. Hoch aus der Luft herab durchſpäht ſein durchdringender Blick ein unermeßliches Gebiet von Wäldern, Feldern, Seen oder Küſten des Ozeans. Gleichgültig gegen den Wechſel der entgegengeſezteſten Temperaturen, verſezt er ſich in wenigen Minuten aus der Kälte der höchſten Regionen der Atmoſphäre in die Gluth der heißen Zone. Da er Fiſche jeder andern Nahrung vorzieht, ſo ſchlägt er am

Digitized by Google

liebſten in der Nähe von großen Waſſermaſſen ſeinen Sitz auf. In der Art, wie dieſer Adler dazu gelangt, ſich ſeine Lieblingsſpeiſe zu verſchaffen, geben ſich ſeine guten Eigenſchaften und Untugenden zumal kund. Man beobachtet dabei die Geduld und Gewandtheit des Spähers, den Stolz und die Kühnheit des Kriegers und den grauſamen Eigenſinn eines Tyrannen. Auf einem dürren Aſt, im Wipfel eines Baumes von gigantiſchem Wuchſe, beobachtet er in ſtarrer Ruhe, die man für völlige Gleichgültigkeit nehmen könnte, die Bewegungen der verſchiedenen Vögelſchaaren; er ſieht die ſilbergefiederten Möwen die Lüfte langſam durchſchweben, die ſtummen und behutſamen Kraniche gravitätiſch auf den Sandbänken umherſchreiten, die Enten ausruhen auf dem Spiegel der Fluth und die lärmenden Krähen unter lautem Geſchrei in der Luft ihre Schwenkungen machen. Alles dieſes rührt ihn nicht an; aber nun ſchwebt ein Meeradler mit ausgebreiteten, gewaltigen Schwingen über den Gewäſſern her, in denen er ſich ſeine Beute erſehen hat, und über welche herzufallen er ſich anſchickt. Der kahlköpfige Adler erblickt ihn; ſein Auge wird feurig, ſein Körper fängt an, auf dem Aſte zu zittern. Er legt ſeine Flügel auseinander, und nunmehr beginnt der Kampf. Der Meeradler iſt mit Pfeilesſchnelligkeit auf ſeine Beute herabgeſchoſſen; er hat einen Augenblick untergetaucht in die unter ſeinem Flügelſchlage aufſchäumend Fluth. Schnell benuzt ſein Feind den Moment, wo der geflügelte Fiſchfänger, mit einem großen, ihn durch ſein Zappeln ermüdenden Fiſche beladen, ſich ganz ruhig und ſeinen fruchtloſen Sieg mit Schreien feyernd, wieder in die Höhe ſchwingt. Blitzſchnell hat er ihn erreicht und macht ſeinen Angriff. Dieſer Augenblick iſt es, wo ſich die Unerſchrockenheit beider Kämpfer und ihre Geſchicklichkeit im Manövriren erprobt. Der Kahlköpfige indeß, durch nichts in ſeinen Bewegungen gehemmt, ſiegt meiſt mit leichter Mühe über den mit Beute beladenen Gegner. Dieſer ſtößt ein Geſchrei der Verzweiflung aus, läßt ſeine Beute fallen, und der Sieger, immerfort beſonnen und ſeiner Bewegungen Meiſter, weiß auf den erſten Blick, was zu thun iſt. Er ſchießt wie ein Pfeil nieder, erhaſcht den Fiſch, noch ehe er das Waſſer berührt, trägt ihn in den Klauen davon und eilt dem Waide zu, um ſeine Beute zu verzehren, die er ſich als ſecker Räuber errungen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Auguſt.

(Beſchluß.)

Kunſtausſtellung. Kunſtlotterie.

Indem ich auf meine frühere Bemerkung zurückkomme, daß die diesjährige Ausſtellung verhältnißmäßig gewiß ſo viel als die der frühern Jahre leiſtete; geſchieht es nur, um einen von vielen Kunſtfreunden gehegten Wunſch beizufügen. Würde es nicht, ſowohl für Künſtler als Publikum, vortheilhaft ſeyn, wenn auch die hieſigen Ausſtellungen, nach dem Beiſpiele derer in weit umfangreichern Ländern, nicht alljährlich, ſondern immer erſt nach Intervallen von mehreren Jahren ſtattfänden? Ohne Zweifel wären dann die Künſtler beſſer auf die Anſtalt vorbereitet, weßhalb die Schauluſtigen ebenfalls nicht zu kurz kämen. Bei der hieſigen Gewerbausſtellung hat man eine ſolche Pauſe bereits eintreten laſſen. Im jetzigen Jahre und auch im künftigen vielleicht findet keine ſtatt, damit die Ausſteller erſt Athem ſchöpfen können zu recht vorzüglichen Leiſtungen. Warum kann die Kunſtausſtellung nicht ebenfalls ein, oder beſſer mehrere Jahre pauſiren? So gar arm an hiſtoriſchen Darſtellungen würde ſie dann ſchwerlich ausfallen, wie dießmal. Profeſſor Arnold ſtand in dieſe Hinſicht mit ſeinem Altarblatte, welches den Heiland die Kinder ſegnend zeigt, ziemlich einſam da. Hiebei iſt einer verdienſtlichen Zeichnung von F. A. Frenzel zu gedenken, die Belehnung Friedrichs des Streitbaren mit der ſächſiſchen Kurwürde.

Weil, wie eben erwähnt wurde, keine Gewerbausſtellung ſtattfand, ſo hat die Meißner Porzellanmanufaktur dießmal einen Tiſch der Kunſtausſtellung für ihre Fabrikate in Anſpruch genommen. Die Vorzüge der Meißner Porzellanerzeugniſſe ſind bekannt. Aber das verdient gewiß bemerkt zu werden, daß der Geſchmack, der, aus mancherlei Urſachen, früher hinter der Zeit zurückgeblieben war, ſchon ſeit einigen Jahren hierin nichts mehr zu wünſchen übrig läßt und daß die den ausgeſtellten Gefäßen beigefügten Preiſe eine große Wohlfeilheit darthun, welche dieſen ſchönen Fabrikaten früher ganz abging und am beſten zu erkennen giebt, daß die Meißner Fabrik die Fortſchritte der Zeit jezt recht gut zu benutzen weiß. Es wird ihr Schade gewiß nicht ſeyn. — Mitten in dem goldenen Prunk der ſchneeweißen und farbigen Gefäße ſteht, ebenfalls aus Meißner Porzellan und zwar in ganzer Figur, das kaum einen Schuh hohe Abbild Goethes. Ganz ſchimmerloſes Weiß kleidet den Herrlichen am angemeſſenſten. Unfehlbar iſt es ein höchſt willkommenes Kunſtwerk für das ganze gebildete Europa, da es durch große Aehnlichkeit ſich auszeichnet.

Ein recht rühmliches Beſtreben iſt der Verſuch, den ausgeſtellten Kunſtwerken Abſatz im Publikum zu verſchaffen. Schon ſeit einer Reihe von Jahren hat eine höchſt achtbare, unter dem Namen des Kunſtvereins hier exiſtirende Geſellſchaft gewöhnlich eine Anzahl der ausgeſtellten vorzüglichern Gemälde erkauft und ſodann unter ſich zur Verlooſung gebracht. Zu Vermehrung dieſes Gemäldeverkaufs ſtrebt man dießmal auch die nicht zu dem Vereine Gehörenden durch Errichtung einer Kunſtlotterie zu gewinnen. Unſtreitig hat hiezu ein ähnliches Unternehmen im vorigen Jahre, welches an die damals ſtattfindende Gewerbausſtellung geknüpft wurde, den erſten Impuls gegeben. Die Theilnahme des Publikums war ſo groß, daß aus einigen tauſend Looſen, worauf die Sache nur berechnet geweſen ſeyn ſoll, ich glaube mehr als zweimal ſo viel werden mußten, um nur die unaufhörlichen Nachfragen befriedigen zu können. Möchte der Erfolg, den ich künftig zu berichten mir vorbehalte, die von Seiten der Unternehmer gehegten Erwartungen rechtfertigen.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 31. Auguſt 1832.

— Ha! was kommt?
Ich glaub', es iſt die Schwäche meiner Augen,
Die dieſe ſchreckliche Erſcheinung ſchafft.

Shakespeare.

Eine engliſche Geiſterſeherin.

In Deutſchland hat die Myſtik ihr Haupt wieder erhoben, mehrere moderne Theoſophen konſtruirten ein Mittelreich, eine wahre chambre haute, eine Pairskammer, in der die der gemeinen Erde Entrückten zwar gleich vor dem Herrn, aber, nach der Seherin von Prevorſt, ſehr ungleich koſtumirt ſind, und während die Spötter darin die herrlichſte Abgeſchmacktheit ſahen, ward die Sache von vielen Seiten ernſt und tiefſinnig beſprochen. Auch das engliſche Volk kann das germaniſche Blut in ſeinen Adern nicht verläugnen, auch in Großbritannien gewinnt wieder der Myſticismus Terrain, und ſo geben ſich denn manche engliſche Philoſophen viele Mühe, dem Volk die germaniſchen Teufel auszutreiben und darzuthun, daß aller Spuck, wie er heißen mag, eine Ausgeburt der kleinen Narrenwelt des menſchlichen Gehirns iſt. Namentlich hat in neuſter Zeit Sir David Brewſter in einem eigenen Bändchen der Family Library, das den Titel führt: natural magic, alle Geſpenſter, allen geiſtlichen und weltlichen Hocuspocus wegdemonſtrirt. Wir werden ſpäter aus dieſem Antidämonium Einiges, in Spaß und Ernſt, ausheben, und theilen für heute blos ein intereſſantes Gegenſtück zu Nikolais bekannter Spuckgeſchichte mit.

* * *

Vor einiger Zeit brachte ich einige Tage in dem Hauſe der Miſtreß A. zu. Damals hatte ſie noch keine Geiſtererſcheinungen und kannte die Sache nur aus Dr. Hibberts intereſſantem Buche. Wir ſprachen über die Urſache ſolcher Erſcheinungen, und ich ſagte, ſollte ihr etwas der Art aufſtoßen, ſo laſſe ſich ein wirklicher, als äußerer Gegenſtand ſich darſtellender Geiſt von einem Geſchöpfe der Phantaſie dadurch unterſcheiden, daß, wenn man auf ein Auge drücke, oder beide ſehr anſtrenge, das Geſehene, wenn es wirklich ſelbſtſtändiges Daſeyn habe, ſich doppelt darſtellen müſſe, während eine Ausgeburt des Gehirns einfach bleibe. Dieſe Bemerkung fiel ihr ein, als ſie leider bald ſolche Blendwerke aus der Erfahrung kennen lernte; aber ſie wußte zu gut, daß dieſelben in ihrem Innern ihren Grund hatten, um eines ſolchen Beweiſes zu bedürfen; auch hat ihr wohl die Unruhe, welche einen ſolchen Zuſtand zu begleiten pflegt, nicht erlaubt, den Verſuch aus Wißbegierde zu machen.

Das erſtemal wurde blos das Ohr affizirt. Am 26ſten December 1830, um 4 Uhr Nachmittags, ſtand ſie beim Feuer in der Hausflur, da glaubte ſie ihres Mannes Stimme zu hören, welche ſie beim Namen rief und hinzuſezte: „Komm her zu mir!“ Sie meinte, er wolle die Hausthür geöffnet haben; als ſie aber aufgemacht hatte, war Niemand da. Sogleich darauf hörte ſie wieder dieſelbe Stimme laut rufen: „komm!“ ſie öffnete nun zwei andere Thüren, ſah aber Niemand. Nach einigen Augenblicken rief dieſelbe Stimme in einem lauten, klagenden, etwas ungeduldigen Ton: „komm zu mir! komm!“ Sie antwortete laut: „wo biſt Du denn?“ noch immer glaubend, er ſuche ſie. Natürlich wunderte ſie ſich, als

Digitized by Google

ihr Mann nachher auf ihre Frage verſicherte, er habe ihr nicht gerufen. Jezt erinnerte ſie ſich, vor zehn Jahren, als ſie ſich in Florenz befand, beim Auskleiden eine Stimme gehört zu haben, die ſie mehrere Male beim Namen rief. Sie war damals ganz geſund geweſen und hatte die Sache wieder vergeſſen.

Das zweite Blendwerk war ungleich ſchreckhafter. Am 30ſten December Nachmittags 4 Uhr kam ſie in den Geſellſchaftsſaal herunter, den ſie kurz vorher verlaſſen hatte, und ſah beim Eintreten ihren Mann, das Geſicht ihr zugewendet, vor dem Feuer ſtehen. Da er eine halbe Stunde vorher auf einen Spaziergang ausgegangen war, ſo fragte ſie ihn verwundert, was ihn ſobald zurückgeführt habe. Die Geſtalt blickte ſie ernſt, nachdenklich an, ſprach aber kein Wort. Meinend, er ſey in Gedanken verloren, ſchwieg auch ſie und ſezte ſich höchſtens zwei Fuß von ihm ebenfalls ans Feuer. Die Geſtalt blieb immer ſtehen und ſtarrte ſie an wie zuvor; nach einiger Zeit fragte die Dame: „aber warum ſprichſt Du denn nichts?“ Da bewegte ſich die Geſtalt, immer die Augen auf ſie gerichtet, nach dem Fenſter am entfernten Ende des Saales und kam dabei ſo nahe an ihr vorüber, daß es ihr auffiel, keine Berührung der Kleider empfunden und durchaus kein Geräuſch vernommen zu haben. Obgleich nun überzeugt, daß die Geſtalt nicht ihr Mann ſelbſt war, fühlte ſie doch ſogleich, daß es nichts Uebernatürliches, ſondern eine Täuſchung des innern Sinnes ſey. Zugleich erinnerte ſie ſich auch der Probe, die ich ihr für einen ſolchen Fall angerathen; aber ehe ſie dieſelbe anſtellen konnte, war die Geſtalt hinter den Vorhängen verſchwunden. Sie ging ſogleich hin, ſchüttelte die Vorhänge und unterſuchte das Fenſter, da ſie ſich bei der Lebendigkeit der Erſcheinung ſchwer bereden konnte, nicht dennoch etwas Wirkliches geſehen zu haben. Da ſie jedoch fand, daß das Weſen, was es nun auch ſeyn mochte, auf keinem natürlichen Wege verſchwunden ſeyn konnte, ſo zweifelte ſie nicht, daß ſie eine Erſcheinung gehabt, wie Dr. Hibbert ſie beſchreibt, und war ganz ruhig dabei. Uebrigens war es heller Tag, die Erſcheinung hatte etwa vier bis fünf Minuten gedauert und bedeckte, während ſie vor ihr geſtanden, wie etwas Körperliches, die Gegenſtände, welche ſich hinter derſelben befanden.

In dieſen beiden Fällen hatte ſich indeſſen die Dame allein befunden; nun ſollte ſie aber dergleichen Erſcheinungen auch in Geſellſchaft haben. Am 4ten Januar 1831, gegen 10 Uhr Abends, befand ſie ſich mit ihrem Manne im Saal. Auf einmal glaubte ſie dicht neben dem leztern eine ihrer Katzen liegen zu ſehen. Sie zeigte ſie ihrem Manne, und als dieſer, welcher eben das Feuer geſchürt hatte, mit der Stange nach der Stelle deutete, wo ſie hinwies, rief ſie ihm zu, das Thier nicht zu ſtoßen, ſtand dann auf und folgte der Geſtalt, die, wie es ihr vorkam, unter einen Stuhl lief und dann nicht mehr zu ſehen war. Die zwei Katzen im Hauſe hatten, wie man auf Erkundigung erfuhr, die ganze Zeit das Zimmer der Haushälterin nicht verlaſſen.

Ungefähr einen Monat darauf befand ſich die Dame gegen 11 Uhr des Nachts allein auf ihrem Zimmer, vor dem Spiegel, und mit dem Aufwickeln der Haare beſchäftigt. Sie hatte eine ermüdende Fahrt gemacht und war ſchläfrig, aber doch vollkommen wach. Auf einmal erſchreckte ſie der Anblick eines nahen Verwandten, welcher ſich in voller Geſundheit in Schottland befand. Die Geſtalt blickte ihr über die linke Schulter und ihre Augen begegneten den ihrigen im Spiegel. Sie trug ein Todtenkleid, welches am Saum auf die in England übliche Weiſe verziert war. Die Züge waren ernſt, ſtarr, wie bei einem Todten, aber die Augen ſtanden offen. Miſtreß A. ſagte, ſie habe, wie verzaubert, wider Willen auf die Geſtalt blicken müſſen, welche als ein wahres Spiegelbild erſchien und deren Geſicht die auf dem Tiſche ſtehenden Lichter hell beleuchteten. Nach einigen Minuten blickte ſie ſich nach dem Urbilde um, welches hinter ihr zu ſtehen ſchien; aber da war nichts zu ſehen, und als ſie ſich wieder nach dem Spiegel wandte, war die Geſtalt auch dort verſchwunden.

Zu Anfang März, während ihres Mannes Abweſenheit, hörte ſie jede Nacht, völlig wach, etwas neben ſich athmen und ſich bewegen, als wenn eine Perſon ſich im Bette umwendete. Während dieſer Zeit hörte ſie auch einmal bei Tage, da ſie mit einem benachbarten Herrn ausritt, ihres Mannes Stimme, als wenn er neben jenem herritte und oft zu gleicher Zeit mit dem Nachbar ſie anredete. Die Stimme machte Bemerkungen über die Gegend, über anzubringende Verbeſſerungen u. ſ. w., wie er ſie etwa gemacht haben würde, wäre er wirklich zugegen geweſen. Sie hörte ſogar den Hufſchlag ſeines Pferdes; doch ſah ſie dießmal nichts.

Am 5ten Oktober Morgens 2 Uhr weckte ſie ihren Mann und ſagte ihm, ſie habe ſo eben ſeine verſtorbene Mutter die Vorhänge auseinander ziehen und zum Bette hereinblicken ſehen. Kleider und Blick, ſagte ſie, ſeyen gerade ſo geweſen, wie ſie ihre Schwiegermutter zum lezten Male geſehen.

Am 11ten Oktober, während ſie im Saal auf einer Seite des Kamins ſaß, ſah ſie die Geſtalt einer andern verſtorbenen Freundin vom Fenſter her auf ſich zukommen und auf dem leeren Stuhle gegenüber Platz nehmen. Da ſich mehrere Perſonen im Zimmer befanden, fiel ihr ſogleich ein, wenn man ſie ſo ins Leere hinſtarren ſehe, wie ſie wohl wußte, daß ſie in ſolchem Falle that, müſſe man ſie für verrückt halten. Dieſer Verlegenheit zu entgehen, beſchloß ſie, einen Verſuch zu machen, von dem Scott in ſeiner Dämonologie erzählt. Sie raffte ſich zuſammen, ſtand auf und ſezte ſich auf den Stuhl, wo die

Digitized by Google

Geſtalt zu ſitzen ſchien. Dieſe blieb dabei völlig deutlich vor ihr, bis ſie ſich derſelben gleichſam in den Schooß geſezt hatte, wo ſie dann verſchwand.

Am 26ſten deſſelben Monats ſaß ſie in demſelben Zimmer mit ihrem Manne beim Fenſter. Auf einmal hörte er ſie rufen: „Was hab' ich geſehen!“ und als er ſie anſah, erblickte er den Ausdruck des Schreckens in ihrem Geſichte. Es war ihr vorgekommen, als fahre ein vierſpänniger Wagen auf das Haus zu. Da derſelbe näher kam, wollte ſie hinaufgehen, um ſich zum Empfang der unvermutheten Gäſte zu rüſten; aber wie bezaubert, vermochte ſie weder aufzuſtehen, noch zu reden. Der Wagen kam darüber näher, und als derſelbe nur noch wenige Ellen vom Fenſter war, verwandelten ſich die Poſtillone ſo wie die Reiſenden in Gerippe und andere gräßliche Geſtalten. Gleich darauf verſchwand das Ganze und ſie that jenen Schrei.

Am Morgen des 30ſten deſſelben Monats ſaß ſie, mit ihrem Lieblingshunde auf dem Schooß; da kam es ihr vor, als wenn derſelbe Hund über eine Minute im Zimmer herumginge.

Am 31ſten December Abends neun Uhr ſaß ſie neben ihrem Manne, mit dem ſie etwas las. Auf einmal ſah dieſer ſeine Frau wild nach einem neun bis zehn Fuß weit von ihnen ſtehenden Stuhle hinſtarren. Nachdem ſie ſich erholt hatte, ſagte ſie, ſie habe ſeinen Bruder, welcher ſich zur Zeit wohlbehalten in London befand, im Todtenhemde und leichenblaß auf jenem Stuhle ſitzen ſehen.“

So weit geht die Geſchichte der Erſcheinungen der armen Dame. Der Verfaſſer gibt auch noch eine Beſchreibung ihres phyſiſchen Zuſtandes und eine Theorie, welche erklären ſoll, wie Bilder des Gehirns ſich wie äuſſere Perceptionen im Auge geſtalten und dabei äußere Gegenſtände bedecken, ſo daß das Auge ſie gar nicht wahrnimmt. Beides aber behalten wir uns auf ein andermal vor.

Scenen aus dem Leben nordamerikaniſcher Vögel.

(Fortſetzung.)

Die Nachteule am Miſſiſippi.

Dieſe Nachteule iſt von der europäiſchen weſentlich verſchieden. In unſerm Welttheile denkt man bei dem Namen Eule an die Oerter, welche dieſelbe zu ihrem Aufenthalt wählt, an alte Ruinen, deren Zerſtörung die Zeit langſam vollendet, an weite Wälder, deren Dunkel man ſich deſto furchtbarer malt, wenn jener Freund der Finſterniß ſeine mißtönende Stimme darin vernehmen läßt. Hört man von der Höhe eines alterthümlichen Thurmes, im Zwielichte des Mondes das unheimliche Geſchrei der Eule herabtönen, ſo verwandelt die Phantaſie den Vogel gar in einen böſen Geiſt. Nicht alſo die Nachteule am Miſſiſippi. Ihr dienen keine, von Menſchen verlaſſenen Wohnſitze zum Aufenthalt; ſie ſucht ihre Zufluchtsſtätte unter der Erde. Auch der Aufenthalt im Walde ſagt ihr keineswegs zu; ſie wählt ſich ein ganz offenes und bevölkertes Flachland und ſchlägt ihren Wohnſitz mitten in Städten auf, die von einer Thiergattung erbaut ſind, welche durch Geſelligkeit, Ordnungsliebe, Reinlichkeit und harmloſes Leben höchſt liebenswürdig iſt: kurz, die amerikaniſche Eule iſt kein Vogel der Finſterniß; ihr gefällt es beſſer im Lichte und ſie nimmt die Sonne zum Zeugen ihrer Jagden, Arbeiten und Kämpfe. Bis jezt hat man ſie im Gebiete der Vereinigten Staaten nirgends gefunden, als jenſeits des Miſſiſippifluſſes, in den Städten oder Dörfern der Murmelthiere, die hier ganz uneigentlich Wieſenhunde (prairie-dog) genannt werden. Der Vogel findet es überaus bequem, eine ganz ausgebaute und paſſend eingetheilte Wohnung in Beſitz zu nehmen und ſich hiemit der Mühe zu überheben, ſelbſt eine in die Erde zu graben. Die in dieſen Gegenden ſehr häufig vorkommenden Niederlaſſungen der Murmelthiere ſind hie und da bloße, kaum einige Morgen Landes einnehmende Weiler, anderwärts erſtrecken ſie ſich mehrere Meilen weit und verdienen Städte zu heißen. Die Wohnung eines Murmelthiers kündigt ſich von außen durch einen kleinen Erdhaufen an, der die Form eines abgeſchnittenen Kegels hat, an der Grundfläche zwei Fuß breit und ungefähr acht Zoll hoch iſt. Der Eingang iſt oben auf dem Kegel, mitunter auch ſeitwärts angebracht. Das Erdreich, woraus dieſe Hügel beſtehen, iſt ſorgfältig zuſammengeſchlagen und ſo hart, als es ein ſtark betretener Fußſteig nur werden kann. Ein Gang erſtreckt ſich in vertikaler Richtung bis zwei Fuß weit abwärts und ſezt ſich dann in ſchiefer Richtung bis zu einem Gemache fort, wo das emſige Thierchen, der Zukunft eingedenk, die erforderlichen Vorräthe für die lange Zeit ſeines Winterſchlafes zuſammenlegt. Höchſt merkwürdig iſt auch das Gewebe, in welches das Murmelthier zum Winterſchlafe ſich einhüllt; es beſteht aus feinen, getrockneten Kräutern, hat oben eine kleine Oeffnung, iſt rund und feſt genug, um, ohne daß es Schaden nähme, gerollt werden zu können. Bei ſchönem Wetter iſt nichts kurzweiliger, als dieſe Thiere am Eingange eines Baues ſpielen zu ſehen. Erſchreckt ſie bei dieſen Spielen ein einigermaßen furchtbarer Feind, ſo flüchtet ſich Alles unter die Erde; iſt der Lärm weniger bedeutend, ſo bleibt jedes Murmelthier am Eingange ſeiner Wohnung, wirft den Schwanz umher, als wollte es ſeinen Widerſacher herausfordern, und ſtellt ſich von Zeit zu Zeit auf die Hinterbeine, gleichſam um ſeine Bewegungen zu beobachten. Daß die Murmelthiere, obgleich ſie ſich ausſchließlich von Pflanzen nähren, ihre Dörfer ſehr oft auf Flächen anlegen, wo keine Spur von Vegetation zu finden iſt, läßt ſich blos daraus erklären, daß ſolche Orte ganz offen

Digitized by Google

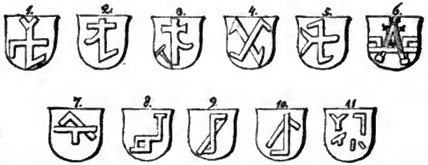
№ 62.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 2. Auguſt 1832.

Die Bildſäule auf der Moldaubrücke in Prag.

In Nr. 19, 6. März 1832 des Kunſtblattes gibt Herr Prof. Maßmann eine Nachricht von der auf der Moldaubrücke in Prag ſtehenden Bildſäule, und den daran befindlichen Steinmetzzeichen, und findet zwiſchen ihnen und denen bei Badoleburg und im Odenwald aufgefundenen eine große Aehnlichkeit. Das Letztere will ich nicht beſtreiten, aber was die Prager Statue betrifft, ſo muß ich mehrere Irrthümer, die aus dem „Bericht der deutſchen Geſellſchaft zur Erforſchung vaterländiſcher Sprache und Alterthümer in Leipzig, von 1831" in die Notiz Herrn Prof. Maßmann's übergegangen ſind, berichtigen.*) Das alabaſterne Modell, von dem dieſe Geſellſchaft Alles entnahm, muß äußerſt mangelhaft und ungenau gearbeitet ſeyn. Eben ſo ſind die übrigen Notizen. Zuerſt von den Zeichen ſelbſt und von dem Ort, wo ſie angebracht ſind. Nicht an dem Fußgeſtell der Säule, ſondern unten an den vorſpringenden Deckplatten des Pfeilers, auf dem die Statue ſteht, befinden ſie ſich. Dort ſtehen eilf (vier zu beiden Seiten und drei an der abgerundeten Spitze) gewöhnliche, erhaben gearbeitete Wappenſchildchen von $5\frac{1}{4}$ Wiener Zoll Höhe und 5 Zoll Breite, auf denen die ebenfalls erhabenen Zeichen ausgemeißelt ſind, die jedoch von denen des alabaſternen Modell's weſentlich ſich unterſcheiden. Der Pfeiler iſt auf der Inſel Campa, der ſechste von der Kleinſeite aus, und ſteht mit einer Seite noch im Trocknen, während die andre ſchon vom Waſſer beſpült wird. Die Zeichnung iſt mit der größten Genauigkeit und ganz in der Nähe, (denn ich erſtieg den ungefähr $4\frac{1}{2}$ Klafter hohen Pfeiler mit einer Leiter) gemacht, und ich kann für ihre vollkommene Uebereinſtimmung mit dem Original bürgen. Hier folgen ſie, wie ſie von der Landſeite nach der Waſſerſeite zu der Reihe nach kommen.



Nr. 3, 4, 5, 8 und 9 ſind den im Kunſtblatt angeführten noch am ähnlichſten.

Uebrigens pflichte ich Hrn. Prof. Maßmann, der dabei an eine gemeinſame Schriftſprache denkt, nicht bei,

*) Zu dem obigen Bezuge auf den „Bericht der deutſchen Geſellſchaft zur Erforſchung vaterländiſcher Sprache und Alterthümer in Leipzig, von 1831" möge hier noch eine zweite Berichtigung kommen. Der dort (S. 88) beſchriebene merkwürdige Holzbecher, auf welchem Chriſti Dornenkrönung durch Mönche und daneben des deutſchen Kaiſers Krönung durch den dreigekrönten Pabſt (dem aber der Tod ſeine Stunde zeigt) dargeſtellt ſind, enthält thatſächlich in der letzteren Darſtellung, auf's Genaueſte nachgeahmt das gleiche Bild aus Holbein's Todtentanze (man ſehe Schlotthauer's Münchner oder Frenzels Leipziger Nachbildungen). Das erſtere aber könnte eben ſo leicht aus Holbein's Londoner Spottbildern entnommen ſeyn, worüber Hegner's Leben H. Holbein's nachzuſehen iſt.

München.

H. F. M.

ſondern ich halte ſie blos für nach Geſchmack und Laune gewählte Zeichen der bei der Erbauung beſchäftigten Handwerker, wie denn heutzutage dieſes noch bei vielen Innungen, beſonders aber bei Steinmetzen der Fall iſt. Ein hieſiger wohl erfahrener Steinmetzmeiſter verſicherte mich, die meiſten Geſellen aus dem ſogenannten „Reich“ führten noch jetzt jeder ſein beſonderes Zeichen, das ihnen bei ihrer Ernennung zum Geſellen („Ausweiſen“ nennen ſie es) von der Zunft gegeben wird, und womit ſie in ſtrittigen Fällen ihre Geſellenſchaft erweiſen, indem ſie ihr Zeichen einhauen, und zum beweiſenden Vergleich die Copie von der Zunft verſchreiben. In Oeſterreich iſt dieß jedoch verboten und ſie halten es natürlich möglichſt geheim. Urſprünglich ſcheinen es mir Abbildungen von einzelnen oder mehrfach zuſammengeſetzten Werkzeugen geweſen zu ſeyn, denn noch immer führen viele Handwerker als Bezeichnung ihres Gewerbs das Bild eines beſondern Werkzeugs und bringen es oft an ihren Arbeiten an; ſo z. B. die Tiſchler Hobel und Winkelmaß, die Schneider die Scheere, die Meſſerſchmiede Dolch oder Degen, die Faßbinder den Zirkel, u. ſ. w. Daher rührt auch die Aehnlichkeit, die man zwiſchen ihnen zu finden pflegt, obſchon ſie ſpäterhin ſehr verändert und verſtümmelt wurden, da der Arbeiter nur die Figur, nicht aber mehr ihre Bedeutung kannte. Viele Werkzeuge laſſen ſich auch noch recht gut nachweiſen. Wer wird in Nr. 3. links unten den Hammer, in 7. Winkelmaß und Richtſcheit, in 8. den Schraubenſchlüſſel, in 10. zwei übereinander gelegte Winkelhaken verkennen? In Prag ſelbſt gibt es dieſer Zeichen eine Menge, am Kleinteitner Brückenthurm, an den höhern Bögen des Dom's, an der Teynkirche, an der Kirche zum heiligen Geiſt, und an mehreren Privatgebäuden. An der Schule zu St. Heinrich iſt Figur:

mit der darunter ſtehenden Jahreszahl zu ſehen, und an der Pfarrei daſelbſt Figur:

Das erſtere gleicht Nr. 5., und das zweite Nr. 2. ſehr, beide ſind aber ohne allen Zweifel viel jünger. Auch chriſtliche Symbolik ſcheint mitunter vorzukommen. Nr. 2. und 3. ſehen beiläufig aus, wie Kreutz und Anker, ähneln aber auch ebendeßwegen ſehr den auf den Moldau- und Elbeſchiffen gebräuchlichen Ankern. An der höchſten Wölbung des benachbarten Bogens gegen die Altſtadt zu iſt auch ein ähnliches Schildchen mit vielem Fleiße ausgehauen, das einen Kreis mit einem Zirkel zu enthalten ſcheint. Wegen der Unzugänglichkeit und des Mangels an einem feſten Standpunkt konnte ich es noch nicht zeichnen. Die Steine des Pfeilers ſelbſt tragen mehrere,

jedoch kaum ein Viertheil ſo große, nur ganz läſſig eingegrabene Zeichen.

Eine nähere Beſchreibung dieſer intereſſanten Säule dürfte um ſo mehr am Orte ſeyn, als meines Wiſſens noch nirgends eine richtige und vollkommene zu finden iſt. Wie ſchon geſagt, ſteht ſie auf der Spitze des ſechsten Pfeilers, links, wenn man von der Altſtadt auf die Kleinſeite geht, alſo aufwärts gegen den Strom. Sie iſt aus einem röthlich-braunen Sandſtein ziemlich plump gearbeitet, viereckig, hat ungefähr 3¼ Wien. Schuh in's Gevierte und ſammt den ſtehengebliebenen Reſten des Ritterbildes 3¼ Klafter Höhe. Die Kugeln der Schweden haben ſie ſehr mitgenommen, ſo daß ſie ganz baufällig und voller Riſſe, und, beſonders auf der Kleinteitner Seite, ſehr beſchädigt iſt. Ihr unterſter Theil iſt mit dem angränzenden Stein des Pfeilers aus einem Stück, ſie reitet gleichſam auf demſelben, was mir ein Beweis ſcheint, daß ſie mit ihm zugleich aufgerichtet worden ſey. Auf ihren vier Seiten, die mit einer Abweichung von einigen wenigen Graden, genau den vier Weltgegenden entſprechen, befinden ſich vier Bilder in halberhabener Arbeit, ſtromaufwärts 1) ſüdlich ein Schalksnarr, gegen die Steinſeite, 2) weſtlich ein Engel, ſtromabwärts, 3) nördlich ein Bauer und gegen die Altſtadt 4) öſtlich ein Ritter. Alle vier halten eine große offene Pergamentrolle, die ihnen bis zu den Füßen herabrollt, und ohne alle Inſchrift iſt. Die über den Figuren frei gebliebenen Ecken ſind mit Bögen und Schnörkeln im gothiſchen Geſchmack ausgefüllt. Der Schalksnarr iſt en profil zu ſehen. Er reißt das Maul unbändig auf und lacht gewaltig. Den rechten Arm hat er gebogen bis zum Kopfe in die Höhe gehoben, und in der Hand ſchien er etwas zu tragen, wovon aber, der Verſtümmelung halber, gar nichts mehr zu erkennen iſt. Die Kappe iſt ebenfalls ſehr ruinirt. In der Linken hält er das Pergament. Ueber ihm ſchauen aus den beiden Ecken zwei kahlgeſchorene, dicke, ſehr ausdrucksvolle Fratzen hervor, die mit ihrem albernen Lachen, den großen, ab-

Digitized by Google

ſtehenden Ohren und den blinzelnden Augen den chineſiſchen Porzellanmännchen äuſſerſt ähnlich ſehen. Der Engel ſtellt ſich dem Beſchauer ganz en face dar. Er hält in beiden Händen das Pergament, iſt mit einem einfachen, gegürteten Gewand, ſo wie man allenfalls noch heute Engel zeichnet, bekleidet, und hat ſehr lange, beinahe über dem Kopfe zuſammengeſchlagene Flügel. Sein Geſicht iſt ganz zerſchlagen.

Der Bauer ſteht ebenfalls en face, iſt ſehr luſtig, mit einem niedergekrempten niedrigen Hut, unter dem die lockigen Haare hervorkommen, und einem gewöhnlichen Wamſe angethan und hält die Rolle gerade vor ſich. Der Ritter ſchaut en profil aus offenem Viſir mit trotzigem Geſicht nach Norden. Er iſt ganz geharniſcht, ohne beſondere Verzierung, und hält in der Rechten das Schwert. Das Pergament ſchwebt eigentlich neben ihm. Auf dem Pergament des Bauern ſteht, ſchlecht und ſeicht eingekrazt 1622, wahrſcheinlich nur von einem Neugierigen, oder einem zu dieſer Zeit dort beſchäftigten Arbeiter hingekritzelt. Ueber dieſen Bildern iſt ein Raum von circa 1 Fuß, den gothiſche kleine Bögen und ein Geſimſe einnehmen. Dann kommt das eigentliche, leider halbirte Standbild, an dem Folgendes bemerkbar iſt. Ueber den Hüften, in der Taille, iſt es durch eine ſchwediſche Kugel, wie es heißt 1648, abgebrochen worden. Anzug, oder vielmehr Rüſtung und Geſicht hätten wahrſcheinlich die Mühe erſpart, die man ſich jetzt gibt, um ſeine Bedeutung aufzufinden. Die Beine ſind mit knapp anliegenden Beinkleidern bekleidet, um die Hüften herum bemerkt man die groſſen abgerundeten Lappen oder Zakken eines (in Böhmen ſehr beliebten) Ringpanzers. Das Geſicht war gegen die Brücke gerichtet. Links daneben ſteht ein Schild, auf dem, zwiſchen zwei dicken, ſchlangenförmig gewundenen Wülſten, das Stadtwappen (drei Thürme und drunter ein offenes Thor) und drüber ein ſehr verſtümmeltes Bruſtbild, das von zwei böhmiſchen, doppeltgeſchwänzten Löwen mit einer dreizackigen Krone gekrönt wird, zu ſehen iſt. Rechts ſitzt, mit dem Rücken gegen die Brücke gewendet, ein Löwe, der mit Klauen und Rachen ein unter ihm liegendes Thier zerreißt, deſſen Bedeutung ich trotz aller Mühe nicht enträthſeln konnte. Am erſten ſchien mir's noch ein Wolf zu ſeyn, wofür der Schweif, das geſträubte Rückenhaar und eine in die Mähne des Löwen eingeſchlagene Pranke ſprechen. Die Darſtellung eines Löwen, der ein Thier zerreißt, ſcheint eine hiſtoriſche Anſpielung zu ſeyn. Offenbar iſt dieß der Fall, im Carolino (der von Carl IV. geſtifteten Univerſität), wo der böhmiſche Löwe den öſterreichiſchen Adler zerreißt. Spuren von einer ſolchen Darſtellung finden ſich auch an der weſtlichen, von den Schweden ganz zerſchoſſenen Seite des Altſtädter Brückenthurms. Am ſogenannten Pulverthurme ſieht man, als Tragſtein eines Bogens, ein anderes Raubthier, einen Panther, wie es ſcheint, der einen zweifelhaften Vogel zerfleiſcht. Ueberhaupt kommen in Prag dieſe Thierkämpfe ſehr häufig an allen gothiſchen Gebäuden vor, indem ſie beinahe alle Tragſteine bilden. —

(Der Beſchluß folgt.)

Nekrolog.

Guillaume Guillon Lethière war zu Guadeloupe im Jahre 1760 geboren. Doyen war ſein Lehrer. Im Jahre 1786 erhielt er den groſſen Preis in der Malerei in einem Alter von 26 Jahren.

Im Jahre 1801 ſtellte er im Louvre ſeinen Julius Brutus aus, wie er ſeine Söhne hinrichten läßt, ein Gemälde, welches in der Gallerie Luxembourg aufgeſtellt worden iſt.

Lethière hat während ſeiner langen Thätigkeit eine große Beweglichkeit des Talents gezeigt; es genügt folgende, in verſchiedenen Kunſtweiſen behandelte Werke anzuführen: den Traktat von Léoben, im Salon von 1806; eine Anſicht der Ebene von Rom, im Salon von 1817; Aeneas und Dido, hiſtoriſche Landſchaft für das Schloß von Rambouillet, im Salon von 1819; der heilige Ludwig, wie er die Peſtkranken berührt, im Salon von 1822, welches Gemälde gegenwärtig im Muſeum von Bordeaux aufgeſtellt iſt; eine Anſicht der Küſte von Brighton, in demſelben Salon, im Jahre 1824; die Gründung des Collège de France, ein Gemälde, das für dieſes Colleg beſtimmt war, im Jahr 1827; die Heldenthaten des heiligen Ludwig zu Damiette, für die Säle des Staatsraths; endlich unter anderen zuerſt in London und dann zu Paris ausgeſtellten Werken den Tod der Virginia, das letzte große Gemälde des Meiſters im Salon von 1831.

Lethière's ſeit langer Zeit anerkanntes Talent bedarf weder der Lobeserhebungen noch der Kritik mehr. Die Miſchung von Vorzügen und Fehlern, welche zu mehr als einer Abhandlung über ſeine Werke Veranlaſſung gegeben hat, wird nicht verhindern, daß er in der Zukunft als einer der merkwürdigſten Maler ſeiner Zeit ſowohl wegen der Kraft als wegen der großartigen Anordnung ſeiner Compoſitionen betrachtet wird.

Lethière war Direktor der Académie de France zu Rom in den Jahren 1812—1820; er wurde im Jahre 1815 in's Inſtitut aufgenommen und mit der Ehrenlegion geſchmückt. Er iſt am 22. April in einem Alter von 71 Jahren in Folge einer wiederholten Krankheit

Digitized by Google

verſchieden, und hinterläßt eine Familie und Freunde, welche tief über ſeinen Verluſt trauern.

* *
*

Der Marquis von Guerchy, Architekt, iſt zu Paris an der Cholera am 7. Mai des laufenden Jahres in einem Alter von etwa 50 Jahren geſtorben, im Hôtel der Invaliden, über deſſen Gebäude er eben zum Controleur ernannt worden war.

Wir kennen den Ort ſeiner Geburt nicht, ſo wenig wie ſeine Lehrer in der Architektur, denn er iſt von keiner der Schulen in Paris erzogen worden.

Er hatte einen natürlichen Kunſtgeſchmack und hatte ſich beſonders auf den Theaterbau verlegt.

Dieſer Architekt hat das Theater des Vaudeville erneuert, das Theater des Gymnaſiums erbaut, und (in Gemeinſchaft mit Herrn Huvé) den Bau des großen Theaters der Opéra - Comique in der Straße Ventadour geleitet.

Alle dieſe Werke ſind in mehreren Beziehungen lobenswerth und zeugen von dem Talent ihres Meiſters.

Leipzig.

Seit mehr als 50 Jahren beſitzt Leipzig den größten Theil des Verlags der Buchhändler in Deutſchland, durch die Lager, welche dieſe in unſerer Stadt halten, ſo daß fremde und Leipziger Buchhandlungen ihren Bedarf täglich erhalten können. Dieſe Einrichtung, die man allein in Deutſchland findet, hat den Handel außerordentlich gefördert. Nach dem Vorbild des Buchhandels haben ſich mehrere große deutſche Kunſthandlungen entſchloſſen, ihren Verlag hier gleichfalls niederzulegen, ſo daß Kunſthändler und Kunſtliebhaber von ihnen gewünſchte Artikel mit geringen Koſten und ohne Zeitaufwand erhalten können. Dieſes Commiſſionsgeſchäft hat Hr. Rud. Weigel, durch die genaue Fertigung der Leipziger Kunſtauctionskatalogen ſeit einer Reihe von Jahren bekannt, übernommen. Durch ſeine Reiſen in ganz Deutſchland, Holland, Belgien und England hat er viele perſönliche Bekanntſchaften erlangt, die denen zu ſtatten kommen werden, welche ihm den Verkauf von Kunſtgegenſtänden übertragen. Er übernimmt, durch ſeine Verbindungen unterſtützt, den Ein- und Verkauf neuerer Blätter ſowohl, als ſolcher, die längſt nicht mehr im Handel ſind, und wird monatliche Berichte darüber ausgeben. Es ſteht zu erwarten, daß ein Unternehmen von ſolcher Nützlichkeit und in einer Stadt einen gedeihlichen Fortgang haben werde, die dazu Vortheile vor allen übrigen Städten Deutſchlands und des Auslandes darbietet.

Rom.

Die Gallerie des Vatikans iſt neuerlich mit einem ſchönen Correggio bereichert worden. Dieß Gemälde, 3 Fuß 6 Zoll lang und eben ſo breit, auf Leinwand, ſtellt den Heiland dar, auf einem Regenbogen ſitzend und von Engeln umgeben, wie er die Arme ausſtreckt, um das menſchliche Geſchlecht zu ſegnen. Wahrſcheinlich wurde dieß Bild von Correggio für den Altar des Oratoriums der barmherzigen Brüder in ſeiner Geburtsſtadt gemalt. Dieſe Brüderſchaft verkaufte drei Bilder Correggio's an den Fürſten Siro in dieſer Stadt, unter denen ſich auch das obige unter der Benennung „Gott Vater" befand. Von dieſem Fürſten kam es an den venetianiſchen Maler Racciori, von deſſen Erben es an die Gritti, eine venetianiſche Familie, verkauft wurde. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kaufte es ein Armanni, und von dieſem gieng es an den Grafen Marescalchi in Bologna über, aus deſſen Sammlung es der Vatikan erwarb.

Doppelkapellen

meiſt nur auf Burgen angebracht, um des Raumes willen. Keine Krypten, ſondern beide über der Erde, nur eine über der andern, ſo daß das Gewölbe der unteren theils viereckig, theils achteckig, in der Mitte der Kapelle zwiſchen den vier Hauptpfeilern oder an einer der Seiten durchbrochen iſt. Solcher Doppelkapellen finden ſich

a) in der Burg zu Eger. (Siehe Ferd. von Quaſt's Aufſatz im Berliner Kunſtblatt 1828, S. 208 und 334).

b) im Schloſſe zu Freiburg an der Unſtrut. (Siehe den dritten Jahresbericht des Thüringiſch-Sächſiſchen Vereins für Erforſchung der vaterländiſchen Alterthümer. S. 49).

c) in der Burg zu Landsberg bei Halle. (Siehe Bericht der deutſchen Geſellſchaft zu Erforſchung vaterländiſcher Sprache und Alterthümer zu Leipzig, 1831, S. 83 und 86—97; wo auch Abbildung).

Auch in der Burg zu Nürnberg und in der Konradsburg bei Emmsleben ſind Doppelkappellen, aber nicht durch Gewölbedurchbruch zu gemeinſamem Gottesdienſte verbunden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 63.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 7. Auguſt 1832.

Kunſtgeſchichte.

Elogio storico di Raffaello Santi. Fascicolo secondo. Urbino 1832.

Pungileoni läßt hier die Fortſetzung und wahrſcheinlich auch den Beſchluß des früher von mir angezeigten Werkes folgen. Die Behandlungsweiſe dieſer kunſtgeſchichtlichen Biographie iſt durchaus dieſelbe geblieben; doch dürfte der Mangel an Urkunden in dieſem Heft ſich noch fühlbarer machen, und der Verfaſſer im Einzelnen da größere Flüchtigkeit und Keckheit zeigen, wo er aus hingeworfenen Nachrichten zu bedeutenden Folgerungen ſich berechtigt glaubte. So lange aber die Archive des Vatikans unzugänglich bleiben, kann jener Mangel dem Biographen Rafaels nur in geringem Maße zur Laſt gelegt werden, zumal da dieſe Arbeit im übrigen eine genauere Bekanntſchaft mit den Archiven von Urbino, und ſelbſt von Mantua beurkundet. Für den deutſchen Leſer reduzirt ſich der Inhalt auf Folgendes.

S. 157 wird ein dem Rafael zugeſchriebenes Portrait des berühmten Jakob Sannazar im Beſitz des Ritters Carmine Lancellotti in Neapel angeführt. Es ſoll daſſelbe ſeyn, nach welchem Sebaſtian del Piombo (Morelli Notizie delle opere del disegno p. 18) das ſeinige kopirt hat, und als Titelkupfer zum Leben des Sannazar von Monſignor Colangelo, von Luigi Morghen geſtochen ſeyn.

Intereſſanter ſind folgende Notizen, welche den ſo oft und auch neulich gegen Leo X. wiederholten Vorwurf der Geldkargheit abzuwenden und jenen Verdacht zu vernichten ſcheinen, als habe er dem Rafael, um ſich ſeiner Verpflichtung gegen ihn zu entledigen, einen Cardinalshut geben wollen. Sie ſind aus einem in der Bibliothek Chigi in Rom befindlichen und H. II. 22 gemerkten Manuſcript genommen.

1514. 1 agosto. A Mastro Rafaelo da Urbino duc. 100 per resto della pittura delle camere nove di N. S.

1515. junio 15. Rafael d'Urbino ricevè duc. 300 per i cartoni che si mandano in Liandra pe' panni di razza della capella.

1516. Xbre. 20. Residuo di detti cartoni a Rafaelo duc. 134.

1518. aprile 1. M. Rafael d'Urbino a conto di provision duc. 1800.

1520. maggio. 10. A Rafael duc. 300 per sua proviſione di un anno finito 1 aprile 1520 pagati a M. Simone Riccasoli.

Das Manuſcript enthält Rechnungen für den Bau der Peterskirche insbeſondere, und iſt auf Befehl des Papſtes Alexander VII. von dem Sekretair Dondini aus dem Buch des Cardinals Bernardo da Bibiena abgeſchrieben. Es fängt mit dem 1. Januar 1514 an, beſtätigt die Notiz des Rafaeliſchen Briefes an ſeinen Verwandten Ciarla (auch bei Richardſon im 3ten Theil), daß er als Architekt der Peterskirche jährlich 300 duc. zu beziehen hatte, und beweiſt, daß das ihm für dieſen Zweig ſeiner Leiſtungen zukommende Geld ausgezahlt worden iſt.

In der Note zu Seite 157 ff. hat der Verfaſſer den Brief an Ciarla aus einem Manuſcript des Lucantonio Giunta su le memorie storiche d'Urbino wieder oder eigentlich zum erſten Male ganz abdrucken laſſen. Richardſon gab nur einen Auszug des Originals, das ſich damals auf der Bibliothek Albani in Rom befinden ſollte. Da Pungileoni den Originalbrief nicht mehr vorfand und ſich mit der Autorität eines Chroniſten des 17ten Jahrhunderts begnügen mußte, wird der an ſich verdächtige Brief nur noch verdächtiger. Er enthält, ächt oder unächt, auch außer dem Obenangeführten, nur den wichtigen Beweis, daß Rafael zum Verhältniß mit der Verwandten des Cardinals Dovizio da Bibiena keineswegs durch den Cardinal gezwungen worden iſt. Doch auch dieſe Notiz iſt ſchon in einem Briefe enthalten, welcher unter den Schriften des Herzogs von Urbino Franceſco Maria gefunden, und nach Seite 234 nie ausführlich mitgetheilt iſt. Da außerdem, aus der Weiſe, wie Rafael in ſeinem Teſtament des Cardinals Bibiena gedachte, das beſte Verhältniß zwiſchen ihm und

Digitized by Google

dem Cardinal zu folgen ſcheint, ſo dürfte einer aus der Kunde dieſer Umſtände jenen Brief an Ciarla zuſammengebracht haben. — Sonſt erfahren wir S. 166, daß Rafael ſeine Verbindung mit der Maria Bibiena ſchon vor 1515 geknüpft hatte, da ſie in dieſem Jahr durch eine andere Vermählung wieder zur Sprache kam.

Die folgenden Seiten ſprechen zunächſt von Rafael als Architekten, ohne viel Neues beizubringen, ohne das Bekannte im Weſentlichen näher zu beſtimmen. Nur führt der Verfaſſer ohne allen Beleg an, daß Rafael die erſte Probe ſeines Talents in der Architektur in einigen Abtheilungen bewieſen habe, welche er in den Libreria des Doms von Siena zeichnete.*) — Wir erfahren, daß der Palaſt des von Vaſari gedachten Giambattiſta dall' Aquila nicht, wie Milizia meinte, in via papale, ſondern in Borgo lag, wo er zur Zeit Alexanders VII. zerſtört wurde. In dem Archiv des Marcheſe Torres zu Aquila heißt es in dem; libro de' ricordi fatti per Iosephe Branconio etc. p. 220: ricordo facemo come el di 3 marzo 1553 Alixandro Branconio vennè lo palazzo di Roma in Burgo dove si dice el palazzo dell' Aquila etc.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Ich kann hier nachtragen, daß ich das Wort Carton (welche R. nach meiner Meinung für alle Gemälde des Pinturicchio arbeitete) im Sinn einer ausgeführten Zeichnung verſtanden habe, wie es die zwei in Florenz und Perugia erhaltenen ſind; ferner, daß Pungileoni im erſten Heft den Ruf Rafaels nach Rom ganz auf dieſelbe, nur viel unverſtändlichere Weiſe motivirt, als es neulich von Rumohr im dritten Bande der Italieniſchen Forſchungen geſchehen iſt.

Die Bildſäule auf der Moldaubrücke in Prag.

(Beſchluß.)

Ueber Bedeutung und Zweck der Säule ſelbſt ſind die Meinungen ſehr getheilt. Redel in ſeinem ſehenswürdigen Prag, 1728, erzählt eine Volksſage, vermöge welcher dieſe Statue den König Prunzlik oder Brunzlik vorſtellen ſoll. Dieſer König ſoll mit ſeinem Löwen, der gleich einem Hunde gezähmt war, lange im Exil herumgezogen ſeyn, und ein Schwert beſeſſen haben, das auf das Wort: haue drein, unwiderſtehlich Alles niedergeſchmettert. Nach mehreren Jahren ſey er zurückgekehrt, habe ſein Schwert dort in die Moldau geworfen, er ſelbſt ſey aber ſpurlos verſchwunden und laſſe ſich nur manchmal Nachts mit ſeinem Löwen erblicken.*) Da nun, ſo argumentirt Redel, die Deutſchen aus Bretiſlaw Bretzel, aus Wenceslaus Wenzel, aus Boleslaus Bunzel machen, ſo ſey dieſes Brunzlik nichts als das verſtümmelte Prĕmislaus, und die Statue wäre die Premisl Ottokar's. Das wäre alles recht ſchön und gut; wie aber kämen die Böhmen dazu, einen Namen ihrer Sprache in der deutſchen Verſtümmelung, und nicht ächt zu gebrauchen? Aus Vorliebe wahrlich nicht! Die Unmöglichkeit des Ausſprechens, die doch nur dieſe Verderbung herbeigeführt, fällt natürlich bei Böhmen weg; Redel wird alſo wohl falſch gehört und die Sage ſchon damals Brunswik (nicht Brunszwick) den Braunſchweiger, Heinrich den Löwen genannt haben. Die Böhmen kannten dieſen auch recht wohl, da ſie mit ihm gemeinſchaftlich vor Mailand unter Barbaroſſa gekämpft hatten, und er obendrein vielleicht auf ſeinem Rückweg aus Italien, den man ſo gar nicht kennt, durch Böhmen gezogen war. Es wäre auch ſo ziemlich der nächſte und für ihn der bequemſte geweſen. In hiſtoriſcher Rückſicht wäre nichts einzuwenden, dennoch aber bleibt dieß immer ziemlich unwahrſcheinlich, denn dann hätte man wohl dieſe Bildſäule auf den Markt, auf eine Kirche oder Brunnen, in eine gangbare Straße, oder überhaupt an einen gangbaren und auffallenden Standpunkt geſetzt, nicht aber in einen Winkel, auf einen damals ſchon von Häuſern umgebenen Pfeiler, wo ſie Niemand bemerkt, der ſich nicht beſonders bemüht, ſie zu ſehen. Auch hätte man mit der Errichtung nicht noch 200 Jahre nach ſeiner Durchreiſe gewartet, um ſie dann an den ungeſchickteſten Ort zu ſetzen. Wie käme ferner Heinrich zum Prager Stadtwappen, das der Ritter an der Seite ſtehen hat? — Profeſſor Schuſter, und ihm nachſchreibend, Profeſſor Schottky, hält es für eine Säule, welche die Stapelgerechtigkeit Prags andeutet. Carl IV verlieh freilich dergleichen Gerechtigkeiten an mehreren Orten, auch ſoll (zur Schande der böhmiſchen Archäologen iſt dieß noch nicht ausgemacht) zu Leitmeritz eine ähnliche ſeyn, allein was ſollten an einer ſolchen Säule die Steinmetzzeichen, die 4 halberhabenen Figuren und der Ritter mit ſeinem Löwen ſelbſt? Ich wäre geneigt, es für nichts weiter, als für ein Denkmal, das ſich die Erbauer der Brücke ſelbſt ſetzten, zu halten. Bekanntlich haben ſich ja Erwin von Steinbach und Meiſter Pilgram am Münſter und am Stephansthurm ebenfalls ſelbſt Denkſteine geſetzt oder eingemauert. Warum ſollten dieß nicht auch Peter Arler und ſeine Genoſſen

*) Abgeſehen von der Säule, an welcher jene obige Sage jetzt haftet, iſt die Sage ſelbſt durch die vorhandene deutſche begründet. Siehe Görres Volksbücher S. 90 — 93, Gräter's Iduna 1813, Füllborns Nebenſtunden 1799, St. 1, S. 28 — 32, Maßmann's Denkmäler Heft 1, Hagen's Grundriß S. 185, Büſching's Volksſagen, S. 213 und 449, Ebert's Dichtungen, Prag, 1828, Th. 1. S. 225. H. F. M.

Digitized by Google

gethan haben? Die Brücke wurde in mehreren Abſätzen durch einen Zeitraum von 145 Jahren gebaut. Man fing auf der Kleinſeite an, und ſo iſt vielleicht die Säule auch zur Bezeichnung, wie weit der Bau gediehen ſey, aufgerichtet. Eine Beſtätigung findet dieß darin, daß von dort an der Bauſtein der Brücke ſich etwas ändert. Die Figuren haben dann vielleicht Bezug auf die Handwerke, deren Zeichen auf den Schildchen ſtehen, oder auf die Theilnehmer des Baues, auf die bei Legung des Grund- oder Schlußſteins Gegenwärtigen, oder auf den Tag und Zeitumſtände bei Errichtung der Säule. Leider weiß man von der Herſtellung der Brücke nichts Genaueres. Die Säule ſtammt jedenfalls aus den letzten Jahren des 14ten oder höchſtens aus den erſten des 15ten Jahrhunderts her, indem 1358 von Carl IV. der Grundſtein gelegt und alſo in 42 — 50 Jahren die Brücke doch wenigſtens bis dahin gebaut wurde. Ich behalte mir fernere Mittheilungen über die Steinmetzzeichen am Dom, der Teynkirche, und dem Kleinſeitner ältern Brückenthurme vor.

Heinrich Reland.

* *
*

So eben erfahre ich durch verläßliche Privat-Correſpondenz, daß in Leitmeritz eine ſolche, der hier beſprochenen ſehr ähnliche Säule ſich befinde, die aber ihren Stand am dortigen Rathhauſe hat. Meine Hypotheſen fallen nun zuſammen, und ich bitte Jeden, der die Bedeutung der Säule auffinden kann, mich eines Beſſern zu belehren.

Nekrolog.

Johann Georg Gündter, K. B. Gallerie-Inſpektor zu Augsburg, geboren den 11. Sept. 1766 — geſtorben den 2. März 1832, geſchildert vom K. Bibliothekar Jäck zu Bamberg.

Die äußeren Umſtände beſtimmen die meiſten Schickſale der Menſchen; die Anlagen des einen entwickelten ſich durch methodiſchen Unterricht, jene des andern aus dem reichen Innern ohne alle Beihülfe, letzterer überflügelt öfters den erſteren, obſchon dieſer das Feld behaupten ſollte. Dieſe Wahrheit ergibt ſich beſonders im umfaſſenden Gebiete der Kunſt. Johann Georg Gündter war in dem Markte Altmannſtein bei Abensberg im bayeriſchen Regenkreiſe geboren. Sein würdiger Vater daſelbſt verband mit dem Amte eines Bürgermeiſters das Geſchäft eines gewandten Bildhauers, und lehrte ſeinen erſtehelichen Sohn, Franz Ignaz Gündter, den Meiſel ſo geſchickt führen, daß dieſer nicht nur in früher Jugend die allgemeine Achtung ſeiner Umgebung einerntete, ſondern auch zum churbayeriſchen Hof-Bildhauer in München ernannt wurde, wo er ſtarb. Freunde der Kunſt können ſeinen Werth nach den daſelbſt noch befindlichen Werken aus den Jahren 1770 — 80 beurtheilen. Unſer Künſtler war der einzige Sohn aus der zweiten Ehe des Vaters, und wurde ſchon in früher Jugend einem Regensburger Maler zur Unterweiſung übergeben, deſſen zweckwidrige Anleitung und rauhe Behandlung ihn veranlaßte, ſeine Ausbildung in München zu ſuchen. Nach längerem Aufenthalt begab er ſich in die kunſtliebende Stadt Augsburg, wo er bei mehreren Glasmalern angenehme Beſchäftigung fand. Der Ruf ſeiner fortſchreitenden Thätigkeit veranlaßte die daſige Malers-Witwe, Marie Anna Gaßler, geborene Stolz, am 13. April 1788 ſich mit ihm zu verehelichen. In jener Zeit trieben Augsburger Kaufleute noch den thätigſten Handel mit Malereien auf Glas nach verſchiedenen Ländern, beſonders nach Spanien, wo ſolche Gegenſtände mit Gold aufgewogen wurden; daher hatte auch Gündter gewöhnlich weit mehr Beſtellung von Arbeiten, als er leiſten konnte. Sobald aber der Einfluß der franzöſiſchen Republik auf dieſen Handelszweig ſehr nachtheilig einwirkte, wagten die Kaufleute nicht mehr, Vorräthe von Glas-Malereien auf gutes Glück beſtellen zu laſſen. Dieſer unverſchuldete Mangel an Beſchäftigung verſetzte ihn in die Verlegenheit, ſeine Familie anſtändig ernähren zu können. Er ſann alſo auf neue Quellen zum ferneren Unterhalte, und ſuchte ſich der Nahrungsſorgen durch die Wiederherſtellung alter verdorbener Gemälde zu entledigen, deren Zahl durch die Wanderer aus Frankreich in Deutſchland ſehr vermehrt worden war. Allein mit der Literatur und Theorie ſeines Faches noch unbekannt, außer Verbindung mit gefälligen Berufsgenoſſen, deren größter Theil die anzuwendende Technik aus Brod-Neid in undurchdringliches Geheimniß verhüllt, mußte er ſich auf ſeine eigene Erfindungskraft beſchränken. Je ſchwerer ihm war Mißgriffe zu vermeiden, und bald ein günſtiges Reſultat zu erlangen; deſto mehr fühlte er ſich zum Nachforſchen und zu den mannigfaltigſten Verſuchen angeſpornt, welche er anfangs mit unbedeutenden Gemälden vornahm. Erſt nach einer Reihe von Verſuchen wurde er mit den zuverläßigſten Reſtaurationsmitteln und deren dauerhaften Wirkungen ganz vertraut. Sein unermüdeter Eifer in dieſem neuen Geſchäfts-Zweige erregte die Aufmerkſamkeit naher und entfernter Kunſtfreunde und Richter in deſto höherem Grade, als er bei der Errichtung der K. B. Gemälde-Gallerie zu Augsburg mehrere, zwar ſehr ausgezeichnete, aber äußerſt beſchädigte Gemälde in den erfreulichſten Zuſtand zurückverſetzte. Dieſe öffentlichen Proben ſeiner Kunſtfertigkeit gewannen den vollſten Beifall des

Digitized by Google

damaligen K. B. Gallerie-Direktors, Ritters von Mannlich zu München, auf deſſen Gutachten dann auch Gündter als K. Gemälde-Reſtaurateur bei der Augsburger Gallerie im Jahre 1808 ernannt wurde.

Seine erſte Sorgfalt war die aus den ſäkulariſirten Klöſtern zu Augsburg für die daſige Gallerie abgegebenen vortrefflichen Gemälde der altdeutſchen Schule, welche wie z. B. die Werke von Hans Burkmair, den beiden Holbein, A. Altorfer ꝛc. außerordentlich gelitten hatten, in den beſten Zuſtand wieder zu verſetzen. Je ſchwieriger dieſe Unternehmung war, mit deſto allgemeinerem Beifalle wurde ſie gekrönt. Ein ſo unerwartet günſtiger Erfolg veranlaßte den nach der Säkulariſation in Augsburg's Umgebung befindlichen Churfürſten, Clemens Wenzeslaus von Trier, auch ſeine Sammlung von mehr als 40 Gemälden des berühmten C. W. E. Dietrich unſerem Künſtler zu übergeben, welchem die Wiederherſtellung ſo gut gelang, daß er nicht nur den höchſten Beifall des edlen Beſitzers einerntete, ſondern auch fürſtlich belohnt wurde. In den folgenden Jahren beſchäftigte er ſich mit der Reſtauration der großen Altar-Gemälde von Johann Lanfranco aus der aufgehobenen Dominikaner-Kirche zu Augsburg, wie jener von Kaspar Craver und Karl Cignani, welche aus der berühmten Düſſeldorfer Gallerie in jene zu Augsburg verſetzt worden waren. Das glücklichſte Reſultat dieſer Bemühungen erhöhte ſeinen Ruf eines ſehr gewandten Reſtaurateurs ſo ſehr, daß auch König Max Joſeph ihn nicht nur im September 1816 nach Schleißheim, ſondern auch in den folgenden Jahren öfters nach München zu ſich rufen ließ, um ihm aus dem allerhöchſten Privat-Kabinete mehrere koſtbare, aber ſehr verletzte Gemälde zur Wiederherſtellung zu übergeben. Alle dieſe wußte Gündter ſo vortrefflich zu erneuern, daß der Königl. Kunſtkenner ſeine ausgezeichnete Zufriedenheit bei jeder neuen Probe wiederholte.

Das anerkannte Vertrauen des Staates und ſeines Regenten ermunterte auch Privat-Kunſtfreunde in der Nähe und Ferne, Gündters erfahrenen Rath über die mögliche Wiederherſtellung ihrer ausgezeichneten, aber in üblen Zuſtand gekommenenen Gemälde ſich ertheilen zu laſſen. So z. B. lud der Miniſter und Fürſt Ludwig von Wallerſtein ihn öfters für dieſen Zweck ein, die Gemälde-Sammlung zu Wallerſtein zu beſchauen und zu begutachten. Eben ſo wurde er 1817 von den Brüdern Boiſſerée und Bertram erſucht, nach Heidelberg zu reiſen, um einige der vorzüglichſten in einem höchſt kritiſchen Zuſtande befindlichen Gemälde ihrer berühmten Sammlung, welche jetzt als privates Eigenthum des Königs Ludwig von Bayern in der K. Gallerie zu Schleißheim, geſondert vom Staats-Eigenthume, aufgeſtellt iſt, wiederherzuſtellen. So war alſo Gündter ein wandernder Gemälde-Arzt, welchem die Kunſtfreunde und öffentlichen Anſtalten nur ihre kranken, an den verſchiedenſten Gebrechen leidenden Bilder zur Würdigung darboten, wie er oder Andere deren Heilung vornehmen könnten. Er hatte ſich im Verlaufe von mehr als 20 Jahren ſo viele und große Verdienſte erworben, daß König Ludwig I. im Jahr 1829 bewogen wurde, ihn zum Inſpektor der K. Gallerie in Augsburg, nach dem Gutachten des K. Central-Gallerie-Direktors, Ritters von Dillis, zu ernennen. Dieſem neuen Amte ſtand er mit der größten Anſtrengung vor, obſchon er durch zu große Thätigkeit in der Jugend ſeine für das höhere Alter erforderlichen Kräfte des Geiſtes und Körpers ſehr geſchwächt, und durch lange und ſchmerzvolle Krankheiten außerordentlich gelitten hatte. Sein rühmlichſter Pflicht-Eifer im Berufe endigte nur mit ſeinem Leben. Sein würdiger Sohn, K. Gallerie-Inſpektor Gündter zu Schleißheim, ließ das Verzeichniß ſeiner privaten Gemälde-Sammlung zum Zwecke der Verſteigerung ein Jahr vor dem Tode durch den Druck bekannt machen, und ſetzte ihm durch die ausgezeichnetſten Stücke derſelben, als Proben ſeines beſten Geſchmackes im Erwerbe, wie ſeiner Kunſtfertigkeit im Wiederherſtellen, gleichſam die Krone auf. Sein Andenken wird daher in vielen Gallerieen noch fortleben.

Bemerkungen über Kunſt.

Jede elementare neue Erfahrung, jedes beſſere Erkennen, jede hellere Einſicht durch ſchärferes Fixiren irgend einer Natur wirft ihr Licht wieder auf die ganze Kunſtſphäre und wir machen ſie auf's neue durch. Die Schüler würden ſich wundern, wenn ſie, die zu dem höchſten Wiſſen aufſtreben, wahrnehmen würden, wie oft der Meiſter zu den erſten Prinzipien der Kunſt zurückkehrt, und daß das rechte Lernen erſt anfängt, wenn man aus der Schule kommt.

* * *

So wie das wahre Talent Manches wahrnimmt und hervorbringt, ohne im Beſitz der vollen Zurüſtung der Schule zu ſeyn, ſo kann es auch manches ſonſt Gute und Räthliche unterlaſſen, damit es ſeine Kraft nicht zu ſehr theile. Die Schule dringt immer auf Ausführlichkeit und Totalität; der Genius eilt ihr voraus und holt Manches auf dem praktiſchen Wege nach. Dieß iſt aber bloß Wahrnehmung und mag keinem Läſſigen zum Vorwand dienen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 64.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 9. Auguſt 1832.

Musée Colbert.

Ausſtellung zum Beſten der Armen zu Paris im Mai und Juni 1832.

(Fortſetzung.)

Abgeſehen von den größern hiſtoriſchen Bildern bietet das Muſeum Colbert nur wenige andere aus demſelben Kunſtgebiete dar; eine Erſcheinung, die ſich ganz einfach aus der herrſchenden Vorliebe für die Genremalerei erklärt.

Abermals figuriren die Bildchen des Anſiaux mit allen den Annehmlichkeiten, die ihnen ihre ſonſtige Kälte übrig läßt; daneben bemerkt man eine gute Arbeit von Léon Cuny, der verlorene Sohn; von F. Dubois, den jungen Ziegenhirten, eben ſo naturgetreu als weich gemalt; von Heim, ein Wunder in der Frauenkirche zu Loretto, eine brave gute Skizze, voll Bewegung und Licht; von Raverat, Hero und Leander, im Fackeleffekt, der für ein Gemälde weniger geeignet ſcheint als für eine Zeichnung; von derſelben Hand, die Hoffnung, eine etwas überfeine Compoſition, kalt und kleinlich ausgeführt.

Unter den hiſtoriſchen Stücken iſt zu erwähnen das Concursgemälde von dem verdienſtvollen Couder, den Eid Ludwig Philipps darſtellend, ein anderes Concursgemälde, deſſen Gegenſtand Boissy d'Anglas iſt, von Durupt. Die Gräber des Julius, am Louvre, von Dulac; die Kämpfer des Julius, von Paul Carpentier; der Rückzug von Moskau, von A. Scheffer, worin ein großer Gedanke herrſcht, wäre nur die Ausführung nicht ſo nachläßig und phantaſtiſch.

Außer den Bildniſſen, die ſeit längerer Zeit hier als Werke von David und Gros glänzen, ſind noch einige andere als Zierden der Gallerie zu nennen. Bemerkenswerth iſt ein männlicher Kopf, von Lavauden, gemalt mit einer feſten, ruhigen Hand; ein kleines, männliches Bildniß, von Herrn Duval Lecamus, ſorgſam und glanzvoll, wie Alles, was er ſchafft; ein weibliches Studium von Lépaule, den man beſcheiden nennen muß in Vergleichung mit den Jüngern jener Schule, die ſich nicht ſcheuen, weit nachläßigere Studien für Gemälde auszugeben. Von Eugène Goyet das gelungene Bild einer Frau, bereits bekannt unter dem Namen der Erwartung; der Kopf eines jungen Mannes, von Demoiſ. Journet, mit Sicherheit gemalt; von Demahis ein Greis und ein junges Mädchen, in der Farbe eben ſo lebhaft als wahr; zwei Bildniſſe von Frauen, ganze Figuren, in engliſcher Manier, von Hrn. Gigoux, worin die Form der Farbe völlig aufgeopfert iſt. In einer andern Weiſe erzwingt ſich die Attention von Despois beinahe noch mehr Aufmerkſamkeit, als ſie ſelbſt ausſpricht; ſie ſtellt eine junge Frau dar, die ſich arg täuſcht, wenn ſie etwa glaubt, ſie ſey angekleidet; vielmehr paradirt ſie auf ihrem Lehnſtuhle in der Mitte einer Geſellſchaft, in einem Coſtume, das ſich höchſtens ziemen würde, wenn ſie in die Badwanne ſteigen wollte.

Voll ſtaunenswerther Kraft iſt ein Studium von Ducornet mit den Füßen gemalt *), — ganze Mannsfigur, von guter Farbe und vollendeter Rundung, nur etwas zu trocken und in den Umriſſen hier und da zu eckig.

Unter den Miniaturgemälden müſſen, wie immer, die von Aubry hervorgehoben werden; dann auch ein großes Portrait mit dem Wiſche gezeichnet, wo ſein Talent ſich höher erhoben hat als irgend ſonſt. Mit Vergnügen betrachtet man die Kopien in Miniatur von Demoiſ. Pfenninger, die Emailgemälde von Hermeſſant und die Porcellainmalereien von Laurent.

Die Genregemälde überwiegen wirklich an Zahl, ſo daß es ſchwer iſt, ſie in einem Ueberblick zuſammenzufaſſen; man nimmt übrigens an ihnen, wie an den hiſtoriſchen Bildern zwei Loſungszeichen wahr, welche ſich die Partheigänger ſammeln, die aber, wo nicht in ihrem Zwecke, doch wenigſtens in ihren Mitteln völlig entge-

*) Dieſer Künſtler iſt bekanntlich ohne Arme geboren.

Digitized by Google

gengeſetzt ſind. Die einen ſtreben dem Sorgfältigen und Anmuthigen in Form und Farbe nach, die andern gehen auf das Außerordentliche in Zeichnung, Farbe und Wirkung aus, wenig bekümmert um das Wahre, obwohl ſie thun, als ſey es für ſie eine Gewiſſensſache. Jene treiben, was man mit einem ſehr unüberlegten Ausdruck die langweilige Malerei genannt hat; dieſe vermeinen ohne Zweifel, ihr Unterkommen bei der unterhaltenden Malerei gefunden zu haben. Jenes Stichwort, das als Bezeichnung der langweiligen Malerei bereits ſeit mehreren Jahren im Umlaufe iſt, hat der Kunſt einen beklagenswerthen Schlag verſetzt. Dieſer oder jener geiſtreiche Mann hat es vor den ſeelenloſen Werken der ausgearteten Schule Davids ausgeſprochen; nun fanden beſonders die Damen den Ausſpruch piquant und wiederholten ihn bei jeder Gelegenheit vor jedem nach Vollendung ſtrebenden Bilde; und ſeitdem fürchtet man mehr als Alles, von ſchönen Lippen der langweiligen Malerei angeklagt zu werden. Aus Beſorgniß, jene Klippe zu vermeiden, iſt man durch den entgegengeſetzten Weg auf einen andern geſtoßen. Man hat der Uebertreibung in Bewegung, Farbe und Licht nachgejagt; man iſt von dem Schönen und Richtigen, den vermeinten Quellen des Kalten, wie vor der Peſt geflohen und hat ſich umgekehrt nicht geſcheut, dem Häßlichen und ſelbſt dem Gräßlichen zu nahen. Dieß iſt freilich nicht langweilig, aber es ſtößt zurück.

Weg mit der Laurent, der Drolling, dieſen Koryphäen der Schule von Lyon, weg mit allem, was die Wahrheit der Nachahmung zu erſtreben ſucht in der Weiſe des Gerhard Dow; dafür ſey alles willkommen, was, ſelbſt karrikaturartig, einen Teniers und Rembrandt nachahmt.

Trotzen wir denn ein wenig dem Vorurtheil, und werfen wir nun aus Gefälligkeit gegen die Mode einen flüchtigen Blick auf Charles VI. und Odette von Delacroix, dann auf eine indiſche Scene von F. Deveria — beide Künſtler ſind unter ihren Leuten tüchtige Vordermänner — ferner auf die Mauvais garçons von Diaz, auf die Rache von Bourgeron, auf den Armen von Unger, auf die Accords von Boiſſon, auf Louis XIII. von J. Petit, auf die Parades und Adieux von Bard u. ſ. w., dagegen wollen wir länger bei einigen ſehenswertheren Bildern verweilen, die dem Auge etwas Anderes darbieten, als grelle Farbeneffekte und ungefähre Andeutungen der Formen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kunſtgeſchichte.

Elogio storico di Raffaello Santi. Fascicolo secondo. Urbino 1832.

(Beſchluß.)

Aus einem S. 181 mitgetheilten Brief des Grafen Caſtiglione an den Herzog von Urbino ſcheint der Antheil Rafaels an der Villa Madama in Rom hervorzugehen, welche in der neueſten Beſchreibung Rom's nur dem Giulio Romano zugeſchrieben wird. Der Brief iſt in der Oliveriana zu Peſaro, und lautet in den hieher gehörigen Stellen alſo:

— in questo punto ho ricevuto una di V. Exza di 3 del presente nella quale la mi ricerca ch'io voglia scrivergli qualche cosa di novo, e manderli la crā di Rafaello (bona mem. — Der Brief iſt vom 13. Auguſt 1522), dove egli descrive la casa, che fa edificare Monsignore Rmmo de Medici. *) Questo io non la mando perché non ho copia alcuna qui; perchè mi restò a Mantova con molte altre cose mie: ma a questi dì si è partito di quà D. Jeronimo fratello cugino del Prefato Raffaello: il quale stimo che abbia copia di essa lettera. e. V. Exza potrà da lui essere satisfatto: perchè è partito per venire a Urbino. — Es bleibt merkwürdig, wie Pungileoni aus dieſem Brief S. 218 alſo folgern kann: wir erfahren aus dieſem noch nicht herausgegebenen Brief mit mehr Gewißheit, daß man den erſten Entwurf dem Rafeal zuſchreiben muß, die Ausführung des Gebäudes aber und die Verſchönerung durch Gemälde dem Giulio u. ſ. w. — Es läßt ſich allerdings darnach nicht beſtimmen, in wie weit jenes Gebäude dem Rafael zuzuſchreiben iſt; es iſt möglich, daß der Plan ihm gehört, denn daß er von irgend einem Gebäude des Giulio, ohne für daſſelbe gearbeitet zu haben, eine Beſchreibung gemacht haben ſollte, läßt ſich wohl kaum vermuthen. Das „fa edificare“ zeigt, daß der Palaſt 1522 noch nicht vollendet, mithin wohl erſt in den letzten Lebensjahren Rafaels angefangen war, welche ihm bei überhäuften Geſchäften wohl nur mit Mühe Zeit übrig ließen, einem jahrelang befreundeten, von ihm verehrten Manne Nachricht von ſeiner eigenen Beſchäftigung zu geben.

S. 192 ff. theilen einige wichtige Nachrichten über die Krönung der Madonna mit, welche Rafael im Jahr 1505 für das Kloſter di Monteluce in Perugia begann, oder wenigſtens zu malen unternahm. Pungileoni nennt das Bild immer bloß eine Himmelfahrt, ſetzt nie hinzu, daß es für S. Franceſco gearbeitet ſey, ja ſagt ſogar: er verſprach im Jahr 1516 die in den Himmel erhobene, von ihrem Sohne gekrönte Madonna, ringsherum die Engel darzuſtellen, unten die Apoſtel mit einer Landſchaft im Hintergrunde und mit der Grabeshöhle; aber dieſes Verſprechen wurde vom Winde verweht, ſo daß

*) Es war der Cardinal Giulio de Midici.

Digitized by Google

man glauben möchte, er rede entweder von einem ganz andern Bilde, oder kenne die Krönung der Madonna im Vatikan gar nicht. Doch kann hier nach dem, was er ſonſt beibringt, verglichen mit dem, was Rumohr neulich aus den Centurie. mss. des Timoteo Bottonio angeführt hat, von keinem andern Bilde die Rede ſeyn.

In einem Manuſcript der öffentlichen Bibliothek zu Perugia, betitelt: Iste est liber reformationis, vel memorialis flentis Monasterii S. M. Montis etc. heißt es p. 46: Nel Tempo de lo offitio della sopraditta Abatissa fu ordinato se dovesse fare una tavola o vero cona grande per lo Altare Magiore de la Chiesa de fuora come molte volte era stato ragionato depenta cum l'Assumptione della Verg. Ma. come se conviene in essa Chiesa — Ma fece trovare el Maestro el migliore si fosse consigliato da piu cittadini: et anco dali nostri Venerandi Padri li quali havevano vedute le opere suoi: lo quale si chiamava Maestro Raphaello da Urbino, et con esso fu facto et pacto — e furono dati in mano per arra trenta ducati tutti de oro come Maestro Raphaello adomandò. Der Bericht iſt vom 29. December 1505. — Aus einer andern handſchriftlichen Notiz vom 21. Juni 1516 ſieht man, daß das Bild wohl damals nicht über die erſte Zeichnung Rafaels hinaus vollendet war. Sie lautet: dicta tavola sia dell' altezza e grandezza, che fu ragionata nel primo disegno dato da prefato M. Raphaelo . . . e sia perfecta per la festa de S. Maria de Agoste 1517. — Ich vermuthe, daß Pungileoni alles, was er über das nichtgehaltene Verſprechen Rafaels, ſtatt der Himmelfahrt die Krönung zu malen, wiſſen will, aus dieſer Stelle gefolgert hat, obwohl ausdrücklich die erſte Zeichnung Rafaels zur Bedingung gemacht wird. Wahrſcheinlich wird hier überall unter Assumptione zugleich auch die Krönunz verſtanden, zumal da ſie vom Timoteo Bottonio in ſeiner Beſchreibung des vollendeten Bildes auch wieder nur l'Assunta genannt wird. An der Compoſition dürfte ſpäter nicht geändert ſeyn, wenigſtens geſchieht in dem obenangeführten Manuſcript auch S. 67, wo das Jahr 1525 als Jahr der Vollendung für dieſes Bild angegeben wird, keiner Veränderung irgend Erwähnung, es wird bloß geſagt, das viele Jahre vorher beſtellte Bild ſey in dieſem (1525) gemalt aus Rom (fornita de pengere) gekommen. Es iſt eigen, daß Timoteo Bottonio bloß ſagt, das ſchöne Bild ſey von Giulio Romano und G. Franceſco genannt il Fattore, im Jahr 1525 gemacht worden. Pungileoni entlehnt wohl daher die Behauptung, daß vom Rafael nur die Zeichnung ſey. Wenn ihm dieß, angeſichts des Bildes, namentlich von der obern Gruppe nicht leicht einer einräumen wird, ſo dürfte doch den zwei Schülern Rafaels mehr als Laſuren und einzelne Retouchen in dieſem Bilde zuzugeſtehen ſeyn. — Zuletzt dürften die Worte, daß man ſchon 1505 in Rafael den tüchtigſten Meiſter für dieſes Bild zu wählen glaubte, die Meinung beſtätigen, daß einige Jahre ſpäter mehr als Empfehlungen, ſeine eigene Tüchtigkeit ihm den Ruf nach Rom zu Wege brachte.

Cicognara hat in ſeiner bekannten Geſchichte der Skulptur ſein Bedauern ausgedrückt, daß man nicht genau wiſſe, ob der Jonas del Popolo vom Rafael nur der Zeichnung, oder auch der Ausführung nach herrühre. Fea hat ſeitdem in ſeinen „Notizie intorno Raffaelle Sanzio" die gewöhnliche Meinung beſtätigt, daß Rafael das Bildwerk gezeichnet, Lorenzetti es in Marmor ausgeführt habe. Er beruft ſich zu dieſem Behuf auf ein Manuſcript des Pirro Ligorio in der vatikaniſchen Bibliothek, Nro. 3374, wo die Stelle alſo lautet: „Nelle rovine del Periptero sono state trovate alcune memorie d'alcuni fatti d'alcuni soldati como sono qui sotto copiati, le quali questo Lorenzo scultore per farne opera ed in uno de' pezzi della cornice ne scolpì l'imagine di Jona che è ora nella Cappella di Lorenzo Chisi nella chiesa del popolo etc. — Pungileoni ſcheint die ganze Stelle als durchaus nicht hieher gehörig zu betrachten; Fea ſcheint aber das Rechte getroffen zu haben, wenn man bedenkt, daß dem überhaupt wohl nicht zu genauen Ligorio vorzüglich daranlag, anzubringen, daß dieſe Statue von Lorenzo gearbeitet ſey. Iſt es nun ferner richtig, daß, wie Pungileoni erzählt, der Marcheſe Antaldo Antaldi zu Peſaro eine Handzeichnung des Jonas von Rafael beſitzt, ſo dürfte die alte Meinung außer Zweifel geſtellt ſeyn. — Sonſt kann man bei dem ſchweren Wurf der Haare an irgend einen Antinous (etwa in der Art des Farneſiſchen) als Vorbild denken; die Stellung auf dem Wallfiſch gab ihm leicht ein Faun auf einem Seethiere an die Hand, von denen ſich noch jetzt eine Gruppe in der Villa Borgheſe befindet.

Ueber die Urſachen des Todes Rafaels theilt er nichts Neues mit, iſt aber nach den vielen falſchen Anekdoten, welche Vaſari über den Tod anderer Maler in Umlauf gebracht hat, nicht gerade geneigt, ihm Glauben zu ſchenken; was durch ſogenannte innere Gründe ſich gegen Vaſari ſagen läßt, wird hier weitläufig zuſammengeſtellt, ja Manches aufgeführt, das nicht weniger anekdotenartiges Anſehen hat, als das Geſchichtchen bei Vaſari. Doch fühlt der Verfaſſer, daß es hier noch an gehör'ger Auskunft fehle. Und ſo lange hier nicht urkundlich etwas feſtgeſtellt iſt, wird man der liebevollen Auffaſſung eines Rafael es ſo wenig verdanken können, wenn ſie ſeinen Tod auf jede andere, nur nicht auf die bekannte Weiſe zu motiviren ſucht, als es der hiſtoriſchen Kritik zugemuthet werden kann, dem Vaſari ſchlechterdings allen Glauben zu verweigern. Es mag ſeyn, daß er über Francia's, über Pinturicchio's Tod geradezu falſche Nachrichten erzählte; es mag ſeyn, daß er eine richtige

Digitized by Google

Notiz vom Tode Rafaels gleich zum Ausſpinnen einer ſtets fertigen Anekdote benutzte; daß er aber über den bedeutendſten Künſtler der Zeit, welchen Mitlebende noch ihren Zeitgenoſſen nennen konnten, als Partheigänger ein falſches, bloß verläumderiſches Gerücht habe ausſprengen wollen, iſt dem Vaſari nach der Weiſe nicht zuzutrauen, wie er in der Biographie überhaupt des Rafael'ſchen Charakters mit entſchiedener Vorliebe gedenkt. Hätte er die Unwahrheit, nur die Unwahrheit geſagt, ſo hätte, wie an andern Stellen, ſo auch wohl hier der Tadel der Mitwelt ihn zu einem, wenn auch nur verſteckten Widerruf vermocht. — Die überhäuften Arbeiten, welche den Rafael gegen das Ende ſeines Lebens, nach allen Seiten hin in Anſpruch nahmen, können vorzüglich ſeine Geſundheit untergraben haben; ſo lange das Verhältniß zur Fornarina aber nicht gründlich abgewieſen iſt, kann die äußere Urſache ſeines Todes auch in dieſem gefunden werden. — Für die welthiſtoriſche Auffaſſung Rafaels iſt die ganze Sache von höchſt untergeordneter Wichtigkeit; die hiſtoriſche Neugier aber, welche hier ſchon durch den Namen Rafael gerechtfertiget iſt, fördert einſt vielleicht noch das Richtige in dieſem Punkte zu Tage. — Sonſt bemerkt Pungileoni, daß ſchon vor Vaſari Simone Fornari da Reggio in ſeinen Bemerkungen über den raſenden Roland den Tod Rafaels auf ähnliche Weiſe erzählte. Das Buch erſchien 1549, alſo ein Jahr früher als die erſte Ausgabe des Vaſari. — „Ultimamente, heißt es da, per continuare fuor di modo i suoi amori se ne morì in età di 37 anni l'istesso dì che nacque." — Daß er in der Wohnung des Cardinals Bibiena geſtorben, wird dadurch ſehr zweifelhaft, daß dieſer ſelbſt ſeines zu kleinen Hauſes wegen im Vatikan wohnen mußte. —

Ueber das Teſtament Rafaels war Vaſari, wie hier aus Urkunden erhellt, falſch, oder nur zum Theil genau unterrichtet. Dem Giulio Romano und Fattore hinterließ er nur die vollendeten und nicht vollendeten Gemälde, dem Cardinal Divizio Bibiena ſein Haus nebſt einem und dem andern Bilde; ſein Vermögen aber kam größtentheils an die Brüderſchaft der Barmherzigkeit zu Urbino, und an die vier Kinder des ihm verwandten Battiſta Ciarla. Dieſe, die Brüderſchaft und ein gewiſſer Vagnini zankten ſich ſpäter noch eine Weile wegen der Erbſchaft herum, bis, wie dieß aus Archiven zu Urbino weitläuftig nachgewieſen wird, die Sache endlich genauer im Einzelnen beſtimmt und damit entſchieden werde. Woher aber Pungileoni die Nachrichten von dem Vermächtniß der Bilder und des Hauſes hat, gibt er nicht weiter an; Urkunden wenigſtens lagen ihm hier nicht vor. —

Rom, im Juli 1832.

Dr. Gaye.

Anzeige.

VUES SUISSES

PUBLIÉES PAR

ORELL, FÜSSLI ET COMPAGNIE,

Libraires et Marchands d'Estampes à Zuric,

en 1831.

1. Voyage pittoresque au lac de Constance ou Bodensee

quinze vues dessinées par S. Wetzel, gravées par Fr. Hegi et S. Suter, coloriées; avec texte in Fol. Frc. 150 de France, (les feuilles séparées à 10 Frc.)

1. Constance. — 2. Le port de Constance. — 3. Romanshorn. — 4. Arbon — 5. Rorschach. — 6. Bregenz. — 7. Lindau. — 8. Langenargen. — 9. Le château à Friedrichshafen. — 10. Mörsburg. — 11. Ueberlingen. — 12. Sernatingen. — 13. L'île de Meinau. — 14. L'île de Reichenau. — 15. Vue d'Arenenberg.

2. Voyage pittoresque aux lacs de Morat, Neuchatel et de Bienne

dix vues dessinées par S. Wetzel, gravées par S. Suter et coloriées. Franc. 100 de France.

1. Morat. — 2. Yverdon. — 3. Granson. — 4. Neuchâtel dess. sur la route d'Yverdon. — 5. id. dess. s. la route de St. Blaise. — 6. Cerlier. — 7. L'île de St. Pierre. — 8. Neuve-ville. — 9. Nidau. — 10. Bienne.

Route du St. Gotthard.

1. Vue d'Amsteg. — 2. Le pont de *Diable* au St. Gotthard.

La chute du Rhin.

1. La chute du Rhin pr. de la rive droite. — 2. La chute du Rhin pr. de la rive gauche.

Souvenirs de l'Oberland bernois.

L'hospice du Grimsel. La chute de l'Aar à la Handeck. La chute supérieure du Reichenbach. La chute du Giesbach. Le Wetter- et Wellhorn sur la Scheideck. Le Grindelwald avec le glacier. La Jungfrau. Le Staubbach d. la v. de Lauterbrunnen. Unspunnen. Les auberges à Tracht. Interlacken.

La vallée de Lowerz.

Vue de Goldau vers Schwyz. Vue de Goldau et du village de Lowerz, vers le Rigi.

Vues séparées.

Le village de Bex. Vue du lac de Klönthal au cant. de Glaris. Le Wildkirchlein et le Sentis dans l'Appenzell. La Jungfrau par Meyer. La rive orientale du lac de Genève.

Alle dieſe in jeder Hinſicht ausgezeichneten Anſichten können durch jede ſolide Kunſthandlung ohne Erhöhung des Preiſes bezogen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 65.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 14. Auguſt 1832.

Aufruf

an die

plaſtiſchen Künſtler,

ihre

Ideen, Entwürfe und Modelle über das Denkmal für Gutenberg mitzutheilen *).

In dem vor einiger Zeit ergangenen Aufrufe, zu einem Denkmale Gutenbergs beizutragen, iſt von einer Concurrenz der bedeutendſten Künſtler zur Aufſtellung der Idee, wie auch des Modells und der Zeichnungen für ein ſolches Denkmal die Rede. Dieſe Concurrenz ſoll aber, in unſerm Sinne, nicht ſowohl ein gegenſeitiger Wettſtreit ſeyn, worin ein Künſtler dem andern gleichſam zum Kampf entgegenträte und Einer nur Sieger bliebe, als vielmehr ein vielſeitiges Darlegen der Idee und eine Verkörperung derſelben im Kleinen, damit man urtheile, was ſich dem Auge am vortheilhafteſten darſtelle. Ein eigentlicher Streit hat zuviel die größten Künſtler gerade Abhaltendes und ihr Gefühl Zurückſtoßendes, indem theils das Nachſtehen, theils ſelbſt der Sieg, jenes niederſchlagend iſt, dieſer nur Neid und Mißgunſt erregend ſeyn könnte. Und wo ſind gerade für die größten Männer auch die ihrer vollkommen würdigen Richter? Selten iſt ein großer Künſtler, den man dazu wählte, ohne Bekanntſchaft mit einem oder dem andern, über deſſen Arbeit er zu urtheilen aufgefordert wird. Und wer kennt nicht ſelbſt im namenlos ihm vorgeſtellten Werk dennoch den Styl ſeines Urhebers? Dieſe Schwierigkeit bewog uns die Concurrenz dahin zu faſſen, daß wir die größten Meiſter Deutſchlands, Englands, Frankreichs, Italiens u. a. auffordern, uns zur künſtleriſchen Verwirklichung der Idee von Gutenbergs Denkmal ihre Modelle und Zeichnungen einzuſenden, aus freiem Antrieb und als ihren Beitrag für des großen Erfinders Ehre.

Alle dieſe Modelle und Zeichnungen werden uns dann in den Stand ſetzen, eine Wahl für das Beſte im Allgemeinen ſo zu treffen, daß wir die Vorzüge jeder einzelnen Leiſtung, ſo fern ſie zuſpricht, für das Ganze benutzen, und bei der Ausführung zu Grund legen können. Dieſe techniſche Ausführung wird aber nur einem ſolchen übertragen werden, der ſich darin als Meiſter bewährt und einen ausgebreiteten oder gar europäiſchen Ruf hat.

Damit aber die Auffindung der Hauptidee zu dem Ganzen nicht zu ſehr ſchwanke, ſo glaubt die Commiſſion die Aufgabe gewiſſermaßen in allgemeinen Grundzügen feſtſtellen und ſo der bildenden Kunſt darin einige Winke geben zu müſſen, daß ſie, den Ort der Aufſtellung (die Mitte des Gutenbergplatzes) und andere Erforderniſſe im Auge behaltend, gewiſſe allgemeine Berückſichtigungen empfiehlt, ohne deßhalb die Erfindungskraft der Künſtler, ſo fern ſie beſſeres, ſelbſt für die Grundidee, bietet, beſchränken zu wollen.

Das Denkmal für Gutenberg iſt, als ein der jetzigen Zeit angehöriges, auch im Style derſelben, welcher in der Benutzung und Ueberſicht aller Zeitalter die Idee in der möglich reinſten Form zu verkörpern ſtreben ſoll, zu errichten. Das Ganze beſteht:

1) aus dem in allen Entwürfen nothwendigen Bilde Gutenbergs; ſtehende Figur, in der Ausführung auf Erzguß und 10 franzöſiſche Fuß Höhe berechnet, in der Tracht ums Jahr 1436, als Mainzer Patricier, nach dem bekannten Straßburger Typus, doch frei und

*) Dieſen Titel führt eine kleine Druckſchrift, die uns mit der Bitte zugeſandt worden iſt, durch Veranſtaltung eines Abdrucks derſelben im Kunſtblatt zu ihrer weitern Verbreitung beizutragen. Wir erfüllen dieſen Wunſch mit wahrem Vergnügen und in der zuverſichtlichen Hoffnung, dieſer Aufruf werde zu vielfacher Theilnahme anregen, und insbeſondere zu freundlicher Mittheilung von Entwürfen und Rathſchlägen für die Ausführung eines ſo ehrenwerthen Gedankens, zu welcher ſchon bedeutende Mittel vorhanden ſind, Veranlaſſung geben.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

idealiſirt. Der Moment, worin der denkende Mann dargeſtellt werden ſoll, bleibt natürlich dem Erfindungsgeiſt des Künſtlers überlaſſen; inneres Leben des Gebildes iſt ſeine Grundbedingung.

2) Aus einem Poſtament, deſſen Haupttheil der Würfel iſt, welcher mit allegoriſchen Figuren in hocherhobener Arbeit verziert wird. Folgende Idee z. B. wurde von einem Mitgliede des Kunſtvereinvorſtandes aufgeſtellt und der Commiſſion vorgelegt, als ungefähre Andeutung deſſen, was man ausdrücken könnte; ohne daß man gegen eine andre Idee, welche dieſe an Zweckmäßigkeit und Geiſt überträfe, nur im mindeſten eingenommen wäre. Die vier Seiten würden den vier Scienzen geweiht ſeyn, der Poeſie, Philoſophie (die Naturwiſſenſchaften und Geſchichte einſchließend), Theologie und Jurisprudenz. Zu jeder dieſer Figuren, deren ſchönſte und bezeichnendſte Darſtellung des Künſtlers Geiſt und Gemüth auffordert, geſelle ſich ein Genius (oder mehrere), welcher ein in jeder Scienz wichtiges oder das wichtigſte Werk in der erſten Druckausgabe (Editio princeps) offen in Händen hält. Z. B. bei der Poeſie den Homer, der Theologie die erſte Ausgabe der Bibel, Jurisprudenz das corpus juris, Philoſophie Plato's Werk.

Die Theologie deutete namentlich noch auf die Stelle Johannis hin: „Im Anfange war das Wort," welche ein zweiter Genius auf einem offenen Blatte vorweiſt. Unter dem Hauptwürfel käme dann ein zweiter oblonger, welcher die Köpfe der berühmteſten Männer in dieſen Fächern in flachem Relief enthielte; der mittelſte Kopf kann ſich von vorn zeigen, die drei oder vier zu jeder Seite aber im Profil, gegeneinander ſehend. Nur eine Seite als Beiſpiel: Unter die Poeſie käme in die Mitte Homer, rechts daneben Dante (für das Mittelalter und Italien), Shakespeare (für die neuere Zeit und für England), für Frankreich etwa Corneille oder Racine. Auf die linke Seite Klopſtock, Göthe, Schiller.

Dieſe Köpfe brauchen nicht modellirt oder gezeichnet zu werden, da ſie dem Ausführer ohnehin als Aufgabe gegeben ſind, doch ſtellt man auch frei, ſie vorzuſchlagen. Das Verhältniß des ganzen Poſtaments zum Bilde ſelbſt, (bekanntlich eine ſehr ſchwierige Aufgabe) iſt beſonders wohl zu erwägen, da hier leicht ein Uebelſtand ſich einfinden könnte.

Ueber dieſen Punkt würde es rathſam ſeyn, wenn ſich die Bildner mit erfahrenen äſthetiſchen Architekten vereinigten, wie ein Schinkel mit Rauch, ein Klenze mit Eberhard u. a.; da das Piedeſtal mit der Statue zuſammen in allen Entwürfen als ein Ganzes im Verhältniß gedacht werden muß. Von den Reliefs können Zeichnungen hinreichen, und zwar entweder blos Umriſſe oder auch getuſcht, wie es dem Künſtler beliebt; von dem Standbilde aber iſt ein Modell erforderlich, welches zu 12 — 15 Zoll Proportion angenommen wird, und von allen Seiten, als ganz frei ſtehend, gefällig ins Auge fallen müßte.

Dies Modell und die Zeichnungen ſenden dann gefälligſt die Künſtler, welche an das große Werk ſich wagen wollen, unter Adreſſe: Präſident Pitſchaft, (Commiſſion für Gutenbergs Denkmal) unfrankirt ein.

Von den ſo eingegangenen Arbeiten wird von einem in der Kunſtbeurtheilung geübten, von der Commiſſion ernannten Manne, der Welt eine genaue Notiz, in den Quartalblättern des Vereins und im Kunſtblatt, redigirt von Herrn Schorn, gegeben, die Idee und alle einzelne Kunſtſchönheiten in Gruppirung und Zeichnung bemerkbar gemacht, das im Ganzen der Idee des darzuſtellenden Gegenſtandes am meiſten entſprechende Modell bezeichnet und ſo jedem Concurrirenden ſeine Ehre gegeben werden. Dann ſollen die Modelle, welche eingehen, im Local des Kunſtvereines oder der öffentlichen Gallerie der Stadt Mainz, zum fortdauernden Urtheile und der Betrachtung der Nachwelt aufbewahrt werden, und dadurch jeder Meiſter erkennen, wie weit man ſeine Idee gewürdigt hat. Dieſe Art der Concurrenz ſcheint uns ſowohl für die größten Meiſter ſelbſt, als auch für ein Denkmal, das die Welt ſetzt, und wobei nur höchſte Liebe das möglich Vollkommenſte zu leiſten, und nicht Eiferſucht ſtatt finden darf, am würdigſten zu ſeyn. Wem immer die Ehre der Ausführung zu Theil werde, jeder, der ſeine Idee dazu gegeben, kann rühmen, zu dieſes Werkes herrlicher Vollendung beigetragen zu haben, und mit dem Monumente wird auch der Name der theilnehmenden Künſtler auf die Nachwelt eben ſo übergehen, wie einſt der fünf Künſtler in Griechenland, deren jeder eine Amazone machte; ohne daß ein Wettſtreit entſtände, wie zwiſchen Alkamenes und Agorakritos, wo der eine, tiefgekränkt, ſeine Venus zu einer Nemeſis umſchuf.

Mainz, am 30. März 1832.

Die zur Errichtung eines Monuments für Gutenberg gebildete Commiſſion.

* *

*

Anmerk. Bei der oben von mir gegebenen Idee der vier Scienzen ſcheint keine Rückſicht auf die Inſchrift genommen zu ſeyn, allein ſie kann an die Hauptſeite, wo die Theologie als allegoriſche Figur erſcheint, auf den untern Würfel ſtatt der Köpfe kommen, welche ohnehin ſehr ſchwer auszuwählen wären, indem uns aus der älteſten und mittleren Zeit authentiſche Portraits fehlen. Zu der Inſchrift

Digitized by Google

ſchlage ich einen Theil der Unterſchrift des Katholikons vor, welcher in folgende Diſtichen könnte vertheilt werden:

Dem Johann Gensfleiſch, gen. Gutenberg
die dankbare Menſchheit.

Gott, der die Zungen der Kinder mit ſeinem Winke beredt macht;
Oft dem Geringen entdeckt, was er dem Weiſen verhehlt,
Würdigte Mainz, die erhabene Stadt ruhmvoller Germanen,
Daß ſich erhebe das Licht edler Erfindung in ihr.
Die mit dem ſchaffenden Worte die Welt umbildend, erleuchtet.
Ehre dem Vater des Lichts, der die Erleuchtung gewollt!

G. C. Braun.

Musée Colbert,

Ausſtellung zum Beſten der Armen zu Paris im Mai und Juni 1832.

(Fortſetzung.)

Zuvörderſt ſind zu bemerken vier neue Bilder von Boilly, jetzt 71 Jahr alt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er nicht für die neue Methode iſt. Wir wollen weder die Farbe noch die Wirkung loben; man kennt ſeine Manier ſeit 40 Jahren, man muß ſie nehmen, wie ſie iſt.

Die Carnevalsſcene, die Journallekture, das Polichinell-Theater, le Pied de Boeuf, ſind an Geiſt und Feinheit eben ſo bewundernswerth wie Alles, was Hrn. Boilly in weit frühern Zeiten gelungen iſt. Seinem Talente und ſeinem Alter gebührt gleiche Anerkennung. Es iſt kaum möglich, beſſer empfundene Scenen zu ſehen, eine feinere Rundung, einen mannichfaltigern Ausdruck von der Friſche des Kindes bis zu den Runzeln des Alters; man kann jedem einzelnen Bilde mit Vergnügen eine Stunde widmen und ließen nicht hier und da einige Brigantenköpfe mit unter, ſo möchte ſchwerlich an dieſen einzelnen Erzeugniſſen irgend etwas zu tadeln ſeyn.

Es thut wohl, das Bild von Van-Yſendick, das auf der letzten Ausſtellung im Louvre zu ſehen war, hier wieder zu finden, eine figurenreiche Compoſition, die Anekdote aus dem Leben jener berühmten Römerin darſtellend, die auf ihre Kinder, als auf ihren edelſten Schmuck hinweiſt. Weichheit, Grazie, Correktheit gehören zu den Hauptvorzügen des Bildes.

Zwei Genrebilder von Spindler ſind figurenreiche Compoſitionen, voller Leben, dabei von richtiger Ausführung. Die Farbe iſt im Allgemeinen zu dunkel gehalten, dieſer Fehler tritt beſonders in der dreifachen Scene hervor, deren Vorgang auf der Freitreppe der Mairie eine Taufe, eine Heirath und ein Begräbniß darſtellt. Auf dem Bilde, deſſen Gegenſtand die Errettung einer ganzen Familie aus den Schrecken des Gefängniſſes iſt, und zwar durch die wohlthätige Hand einer ehemaligen Magiſtratsperſon, iſt die Färbung beſſer, obwohl hier die Oertlichkeit gar leicht zur Schwärze verleiten konnte. Lobenswerth iſt ferner eine arme Familie, ein Werk von Vauchelet. Eine junge Mutter, hingeſtreckt auf ein elendes Lager, ringt mit dem Tode, während ihre Tochter, überwältigt von den Anſtrengungen des Wachens, auf dem nebenſtehenden Stuhle eingeſchlafen iſt, indem ſie ihren kleinen Bruder, der gleichfalls ſchläft, auf dem Schoße umſchlungen hält. Wann dieſe beiden erwachen, wird jene nicht mehr ſeyn. Ein Licht brennt ſeit längerer Zeit, der Tag fängt an zu grauen, der Lichtzuſtand zeigt eine naturwahre Unbeſtimmtheit, ſchielt jedoch etwas ins Violette. Ein Zeichner, wie Hr. Vauchelet, hütet ſich wohl, die Form gering zu achten. Der Kopf der jungen, noch ſchönen Mutter ſticht auf eine ſchmerzliche Weiſe gegen die Ruhe und Unſchuld ihrer Kinder ab, die beim Erwachen Waiſen geworden ſind. Das Beiwerk iſt wahr und ſorgſam behandelt.

Hr. Caminade ſchlägt durch ein kleines Bild von ſeiner Hand die trübe Stimmung wieder nieder, welche das vorige zurückgelaſſen hat. Der Gegenſtand iſt abermals eine junge Mutter, aber in einer ganz andern Gemüthslage, ſie betrachtet liebevoll ihr eben geſtilltes Kind, welches auf ihren Knieen eingeſchlafen iſt. Wahrſcheinlich erblickt man darin ein Portrait, darauf deutet die Ermangelung deſſen, was man Styl zu nennen pflegt; Farbe und Zeichnung befriedigen, indeſſen ſcheint die Gruppe ein wenig wie weiß ausgeſchnitten auf der ſchreiend grünen Taperle.

(Der Beſchluß folgt.)

Architektur.

Das neue Schauſpielhaus zu Mainz. Erbaut und herausgegeben von Dr. Georg Moller, Großherzogl. Heſſiſchem Hofbaudirektor und Oberbaurath. Darmſtadt, Verlag von Carl Wilhelm Leske. (Ohne Jahrzahl.) 1 Bl. Text und 6 Kupferpl. Fol.

Aus dem Text erfahren wir Folgendes: die Erbauung des neuen Schauſpielhauſes wurde von der Stadt

Digitized by Google

Mainz im Jahr 1829 beſchloſſen und dazu der Platz Guttenberg beſtimmt, an welcher Stelle früher die Domdechanei geſtanden hatte und ſpäter, während der franzöſiſchen Herrſchaft, ein Theaterbau angefangen, aber nachdem er die Fundamenthöhe erreicht, wieder abgetragen worden war. Die Lage des Schauſpielhauſes, ſagt der Verfaſſer, iſt mit der Hauptfronte nach Süden gerichtet und ſehr günſtig, indem es auf allen Seiten frei ſteht, von fahrbaren Straßen umgeben iſt und vor ſich einen freien Platz von mäßiger Größe hat, geräumig genug, um einen angemeſſenen Anblick der Hauptſeite zu geben und für die Circulation der Wagen- und Fußgänger zu dienen, aber nicht zu groß, um das Gebäude zu verkleinern. — Der Bau wurde im Herbſte deſſelben Jahrs mit dem Legen der Fundamente begonnen; im Herbſt 1831 iſt es unter Dach gebracht, und im Sept. 1832 ſoll es eröffnet werden. Die ſpecielle Ausführung des Baues wurde den Architekten Herren Peter und Guſtav Wetter übertragen, ſo wie die der Maſchinerie dem Maſchinenmeiſter Herrn Dorn zu Darmſtadt.

Für die Einrichtung des Theaters war vorgeſchrieben, daß es in drei Reihen Logen, dem Parterre und der Gallerie, 1500 Perſonen faſſen, die nöthige Einrichtung zu Maskenbällen und ſonſtigen Feſtlichkeiten und in den beiden untern Stockwerken der Flügel zwei Lokale zum Vermiethen für einen Conditor und Reſtaurateur enthalten ſolle. Endlich müſſe die Bühne ſo hoch ſeyn, daß die Vorhänge, ohne gebrochen zu werden, in die Höhe gehen, übrigens jedoch von mäßiger Größe, um die Koſten der Erleuchtung ꝛc. nicht zu ſehr zu vermehren.

Wegen der geringen Tiefe des für das Theater beſtimmten Platzes brachte daher der Architekt die beiden Haupttreppen nicht vor dem Auditorium, ſondern zu beiden Seiten deſſelben, an den zurückſtehenden Flügeln an und verband ſie durch geräumige, um das ganze Auditorium laufende Gallerien, wodurch die Façade des Gebäudes eine halbzirklige Geſtalt erhielt, deren große, in drei Stockwerken ſich über einander erhebende Bogenſtellungen an die Außenſeite der römiſchen Amphitheater erinnern, und ſomit dem Gebäude einen paſſenden Charakter geben. Die Treppen ſind durch Glasthüren geſchloſſen und können mit erwärmter Luft geheizt werden. Die Gallerien dienen im untern Stock zu Ausgängen, im obern zu einem geſchloſſenen Foyer oder Converſationsgange, den der Verf. noch mit einem Balkon umgeben hat, welcher zwar den Raum erweitert, dem Anblick der Hauptſeite aber einigen Schaden thun dürfte.

Ueber die Einrichtung des vom Halbkreis an lyraförmig geſchweiften Auditoriums bemerkt der Verfaſſer, „daß man aus dem Parterre, ſo wie aus den Logen des erſten und zweiten Ranges die Bühne vollkommen werde überſehen können.“ Die Logen der dritten Reihe, ſo wie die Gallerie, endigen ſich mit dem Halbkreiſe, reichen mithin nicht bis an das Proſcenium, wie bei den meiſten Pariſer Theatern, welches letztere nicht vortheilhaft iſt, indem man da, wo der Kreis ſich nach der Bühne zu verengt, nur wenig ſehen kann. Dieſe Logen der dritten Reihe ſind mit einer korinthiſchen Säulenſtellung decorirt.

Die Kupfertafeln enthalten, ſämmtlich in Umriſſen: 1) den Grundriß des erſten Stocks; 2) Grundriß des zweiten Stocks, 3) Grundriß des dritten Stocks, 4) Aufriß der Vorderſeite, 5) Längendurchſchnitt, 6) Querdurchſchnitt.

Anzeige.

Vom hieſigen Kunſtverein beauftragt, zum Frühjahr 1833 die vierte Hamburger Kunſtausſtellung zu veranſtalten, haben Unterzeichnete die Ehre, die hieſigen und auswärtigen Künſtler ergebenſt einzuladen, dieſes Unternehmen mit den Werken ihrer Hand zu unterſtützen und dieſelben vor Ende Februar nächſten Jahrs an die Commeter'ſche Kunſthandlung hieſelbſt einzuſenden.

Der Verein iſt bereit von Originalwerken, bei Einſendung mit Fuhr- oder Schiffsgelegenheit, die Herfracht, jedoch ohne weitere Speſennachnahme zu tragen; bei Gemälden von großem Umfange, ſo wie bei Sculpturen müſſen wir jedoch um vorherige Anfrage bitten. Poſtſendungen können unfrankirt nicht angenommen werden.

Den Verkauf beſorgen wir ohne allen Abzug; bitten daher um Angabe der äußerſten Preiſe der zum Verkauf beſtimmten Gegenſtände.

Das außerordentlich günſtige Reſultat der beiden letzten Ausſtellungen und die thätige Unterſtützung, die denſelben von Seiten des Publikums zu Theil ward, läßt uns auch für dieſesmal einen günſtigen Erfolg hoffen.

Hamburg, im Juli 1832.

K. Sieveking, Syndicus.
M. J. Jeniſch, Senator.
S. Bendixen.
F. Geo. Stammann.
D. C. Gaedechens jr.

Bemerkungen über Kunſt.

Fixiren und unterſcheiden macht den Denker, Dichter, Künſtler, Kenner.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 66.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 16. Auguſt 1832.

Nachrichten über einige in England befindliche Werke von Leonardo da Vinci, Michel Angelo Buonaroti und Raphael Sanzio.

Von

J. D. Paſſavant.

Wie unvollſtändig und ungenügend die Nachrichten über die Kunſtſammlungen in England ſind, beſonders wenn von Gemälden, Cartons und Handzeichnungen die Rede iſt, wird jeder gefunden haben, der ſich darüber einigen Aufſchluß zu verſchaffen ſuchte. Es wird daher den Kunſtfreunden nicht unwillkommen ſeyn, wenn hier über die Werke von drei der größten italieniſchen Meiſter, die ich während eines achtmonatlichen Aufenthalts in England kennen zu lernen Gelegenheit hatte, einiges berichtet wird. Dieſe Mittheilung darf als eine vorläufige, nach den Meiſtern geordnete, Anzeige von einem Werke betrachtet werden, welches unter dem Titel: Kunſtreiſe durch England und Belgien, nächſtens erſcheinen ſoll und worin über viele Kunſtſammlungen in England ausführliche Nachricht gegeben werden wird.

Leonardo da Vinci.

Unter den vielen Gemälden, welche auch in England dem Leonardo zugeſchrieben werden, finden ſich nur wenige, welche ich für ächt halte. Dagegen iſt dieſes Land reich an Zeichnungen dieſes Meiſters. Hier ſoll von den Gemälden zuerſt berichtet werden und dann Einiges über die Cartons, Handzeichnungen und Traktate folgen.

1) Chriſtus mit den Schriftgelehrten*). Ehemals in der Sammlung Aldobrandini zu Rom; dann beim Rev. W. Holwell Carr, jetzt in der National-Gallerie zu London. Fünf halbe, lebensgroße Figuren. Chriſtus als Jüngling von großer Schönheit, Milde und Tiefe im Ausdruck, ſteht in der Mitte von vier Schriftgelehrten, ihnen göttliche Wahrheiten darlegend. Dieſe ſcheinen davon auf mannichfache Weiſe angeregt, was ſich auf ihren charakteriſtiſchen Geſichtsbildungen auf das lebendigſte ausſpricht. Dieſes ſehr ausgezeichnete Werk iſt auf das ſorgfältigſte vollendet und zum Theil ſehr ſchön colorirt, z. B. die Hände des Chriſtus. Mir ſcheint es aus Leonardo's letzterer Zeit, wo er ſeinen Formen mehr Fülle und Rundung gab, als es bei ſeinen früheren Werken der Fall iſt. Auch der Auftrag der Farben iſt, obgleich zart, doch paſtos. Das Bild iſt von einer guten Erhaltung. P. Ghigi hat es geſtochen.

2) Eine heilige Familie. Ich ſah ſie bei den Kunſthändlern Gebrüder Woodburn. Knieſtück etwas unter Lebensgröße. Ueberaus lieblich iſt die Gruppe der Maria, welche das Chriſtkind zur rechten auf ihrem Schoße hält und den mit gefalteten Händen hinknieenden kleinen Johannes umfaßt. Dieſer wird von Jeſus freundlich und ſegnend geliebkoſt. Rechts vom Beſchauer ſteht im Hintergrund Joſeph mit kreuzweis über einander geſchlagenen Armen, in der linken Hand einen Stab haltend. Er hat einen kahlen Kopf und etwas weißlichen kurzen Bart. Sein Kleid von weißlich-grauer Farbe, hat bräunlich-weiße Ermel; ſein Mantel iſt braungelb. Der Charakter ſeines Kopfs neigt faſt zur Carricatur, wie man dergleichen öfters bei Leonardo findet; namentlich hat er viel Aehnlichkeit mit dem Joſephskopfe im Bilde in der Hermitage zu St. Petersburg. Viel edler iſt dagegen der heilige Zacharias gehalten; er ſteht im Grunde links, mit zuſammengelegten Händen und hat einen langen weißen Bart. Sein Mantel iſt von violetter Farbe. Der Jungfrau Kleid iſt roth, ihr Mantel blau und grün gefüttert. Der Charakter ihrer Geſichtsbildung iſt etwas verſchieden von dem, wie man ihn in den weiblichen Köpfen des Leonardo's zu ſehen gewohnt iſt; etwas rundlicher, nicht ſo ſtark lächelnd, doch ſehr lieblich im Ausdruck. Die Hand, womit Maria das Chriſtkind hält, iſt vortrefflich modellirt; überhaupt ſind alle Theile mit jener tiefen

*) Irrig wird in den „Briefen eines Verſtorbenen“ dieſes Bild für Chriſtus mit Petrus und Johannes angegeben, worin Leonardo Ideale des Jünglings-, Mannes- und Greiſen-Alters habe darſtellen wollen.

Digitized by Google

Kenntniß gezeichnet und ausgeführt, die ganz des großen Meiſters würdig iſt. Nach dem Charakter der Zeichnung und der Art des Farbenauftrags, würde ich dieſes köſtliche Gemälde in Leonardo's mittlere Zeit ſetzen, ehe er nach Mailand ging. Erhalten iſt das Bild im Ganzen ſehr gut, nur der Bart des Zacharias iſt etwas übermalt. Von Forſter haben wir nächſtens einen Kupferſtich darnach zu erwarten. In dem Fitzwilliam-Muſeum zu Cambridge gibt es eine alte, kleine Copie davon.

3) Sehr intereſſant iſt eine kleine Skizze zu dem *Kopf der Vierge aux rochers* in Paris, welche gleichfalls die Herren Woodburn beſitzen. Dieſes Studium, in Oel mit brauner und weißer Farbe gemalt, iſt ſehr geiſtreich behandelt und mit wenigem gemacht; vorzüglich iſt darin die Beleuchtung und das Modellirte. Zu demſelben Kopfe hat Leonardo noch ein Studium etwas kleiner, unter halber Lebensgröße mit ſchwarzer Kreide auf blau Papier gezeichnet und mit weiß gehöht. Auf demſelben Blatt iſt auch noch das Studium zu einem Kindskopf, etwas weniger als ¾ geſehen und auf dieſelbe Weiſe ausgeführt. Dieſe außerordentlich ſchöne und gut erhaltene Zeichnung, die unbezweifelt Original iſt, befindet ſich in der Sammlung des Herzogs von Devonſhire zu Chatsworth.

4) Noch ein Schatz, welchen die Herren Woodburn von Leonardo beſitzen, ſind die 10 *colorirten Köpfe, Studien zu dem berühmten Abendmahl*. Ehedem bewahrte man ſie in der Ambroſianiſchen Bibliothek. In der franzöſiſchen Revolution wurden ſie entwendet, kamen dann in den Beſitz des Sir Th. Baring, der ſie an Sir Th. Lawrence abließ, und aus deſſen Nachlaß erſtanden ſie die jetzigen Eigenthümer. Dieſe Köpfe von außerordentlicher Schönheit ſind erſt leicht colorirt und dann mit ſchwarzer Kreide ausgeführt. Es ſcheint als habe Leonardo nur die Köpfe vollendet, den übrigen Theil aber, nach unten zu, nur leicht angegeben; zum wenigſten iſt in den Bruſtbildern der untere Theil nur ſkizzenhaft behandelt, während der Grund der Architektur hinter den Köpfen ganz ausgeführt iſt. Die geiſtreiche, einfache Behandlungsweiſe mit ſchrägen, faſt horizontallaufenden Strichen, iſt ganz die dem Leonardo eigenthümliche. Beſonders aber iſt eine Zartheit in der Zeichnung und eine Abſtufung der Töne im Modellirten, die vollkommen der Vortrefflichkeit des Meiſters entſpricht.

Da das Originalgemälde in St. Maria delle Grazie zu Mailand, ſo gut wie ganz erloſchen iſt, ſo haben die alten guten *Copien* ſeiner Schüler einen beſondern Werth. Auch England beſitzt eine ausgezeichnete, welche dem *Marco Uggioni* zugeſchrieben wird. Dieſes Oelbild hat dieſelbe Größe wie das Original und befand ſich ehedem in dem Refectorium der Karthauſe zu Pavia *). Zur Zeit der Revolution von einem Franzoſen entwendet, brachte es dieſer nach Mailand und nahm einiges Geld darauf auf; weiter ließ er nichts von ſich hören. So blieb dieſes Bild bis zum Jahr 1815 unbeachtet liegen; als aber nach dem Friedensſchluſſe von Paris ein jedes Land ſeine ihm geraubten Kunſtwerke zurückverlangen konnte, brachte man der Sicherheit willen, unſer Bild nach England, wo es lange Zeit ausgeſtellt war. Der Präſident der Akademie Benj. Weſt machte darüber einen ſehr günſtigen Bericht, doch wollte ſich kein Käufer dafür finden, bis es endlich die Akademie um einen geringen Preis für ſich erwarb.

Dieſe intereſſante Copie iſt ſehr tüchtig in der Behandlungsart; auch ſind die Charaktere der Köpfe ſprechend, doch mangelt ihnen jene Vollendung und Feinheit, welche nach Leonardo's Art und nach den 10 vorhandenen Cartons, ſicher auch das Original auszeichneten.

5) Von großem Intereſſe für die Kunſtgeſchichte und ausgezeichnet als Kunſtwerk iſt der *Carton zu einer heiligen Familie*, der ſich gleichfalls im Lokal der königlichen Akademie in Somerſethouſe befindet. Die Figuren ſind etwas unter Lebensgröße. Vaſari berichtet davon, daß Leonardo nach ſeiner Zurückkunft von Mailand nach Florenz ihn in der Abſicht gemacht habe, um darnach ein Altarblatt für die Kirche der Annunziata zu malen; daß er aber nachmals das Gemälde nicht ausgeführt habe. Den Carton hätten die Geiſtlichen in einem Zimmer ihres Kloſters zwei Tage hindurch öffentlich ausgeſtellt, wo er nicht nur von den Künſtlern ſey bewundert worden, ſondern wo Männer und Frauen, Jung und Alt, gleich einer Prozeſſion hingewandert ſeyen, um die Wunder des Leonardo zu betrachten; das ganze Volk ſey davon wie bezaubert geweſen, „denn“ fährt Vaſari fort, „in dem Geſicht der Jungfrau war die ganze Einfalt und Schönheit ausgedrückt, welche einer Mutter Gottes Grazie geben kann; man ſieht darin jene Beſcheidenheit und Demuth einer Jungfrau, die in ihrem Knaben völlige Zufriedenheit und Freude findet. Züchtig ſieht ſie abwärts nach dem kleinen Johannes, welcher mit einem Lamme ſpielt. Dabei ſitzt St. Anna, die glücklich lächelnd, nach ihrer irdiſchen Nachkommenſchaft blickt, welche nun himmliſch geworden iſt. Eine Darſtellung des großen Leonardo würdig. Dieſer Carton iſt nachmals nach Frankreich gekommen.“

*) Boſſi ſagt, die Copie des Marco Uggioni befände ſich im Speiſeſaal des Kloſters zu Caſtelazzo. Ich folge hier den Nachrichten, die ich in England darüber erfahren.

Digitized by Google

Durch welche Hände der einzig ſchöne Carton gekommen, habe ich nicht erfahren; jetzt wird er unter einem Spiegelglas im Zimmer des Inſpektors (Keeper) der Akademie aufbewahrt. Er iſt in ſchwarzer Kreide ausgeführt und auf's äußerſte vollendet. In der Behandlungsart hat er mit dem untermalten Bilde der Anbetung der Könige in der Florentiner Gallerie das gemein, daß darin mehr auf die Wirkung der Beleuchtung geſehen iſt als auf eine ſcharfe Begrenzung der Form. Der Carton iſt von guter Erhaltung. In England erſchien ein großer, aber ſehr mittelmäßiger Kupferſtich darnach.

6) Reich an köſtlichen Original-Zeichnungen von Leonardo's Hand iſt die königliche Sammlung im neuen Palaſt oder Buckinghamhouſe. Einen Theil davon hat John Chamberlaine unter folgendem Titel herausgegeben: Imitations of original designs by Leonardo da Vinci — in his Majesty's Collection. London 1796. 1 vol. gr. Fol. (NB. die 2te Abtheilung oder der 2te Theil dieſes Werks enthält mehrere fac Simile nach Zeichnungen anderer großer italieniſcher Meiſter, wie Michel Angelo, Raphael, Caracci, auch nach Claude Lorrain u. a. m. aus derſelben Sammlung.) Dieſe Zeichnungen des Leonardo ſind entweder in rother oder ſchwarzer Kreide, oder mit Stift auf farbig grundirtes Papier, oder auch mit der Feder gezeichnet; wenige nur ſind aquarellirt oder mit weiß gehöht.

Unter den Portraiten iſt vorzüglich das ſeinige intereſſant; es iſt in Rothſtein gezeichnet, in ⅔ Lebensgröße und im Profil geſehen. Die feine Bildung und das Geiſtreiche ſeiner Augen iſt in dem Stich von Bartolozzi nicht gut wiedergegeben; überhaupt konnte er von der Behandlungsweiſe der Zeichnung durch ſeine Punktirmanier keinen Begriff geben. Die andern Zeichnungen ſtellen ſehr verſchiedenartige Gegenſtände dar; Figuren, Carricaturen, Pferde und Thiere; beſonders ſchöne Anatomie derſelben; auch einen kleinen Entwurf zu einer Elephantenſchlacht, der ſehr geiſtreich in Rothſtein gezeichnet iſt. Sodann allerlei Entwürfe für Optik, Perſpektive und Hydraulik; eine Stückgießerei und allerlei Kriegsmaſchinen. Eine Zeichnung über die Wirkung einer Bombe, welche in einem Thurm zerſpringt. Landkarten längs einem Fluß; eine vom Arno; eine von Valombroſa; die Strecke von Volterra nach Livorno u. ſ. f. Die Wirkung des Waſſers bei Ueberſchwemmungen, welche nach der Natur gezeichnet ſind; Alpengebirge; Pflanzen, die er in ſeinen Bildern anbrachte. Auch die Idee zu einer Schrift durch Abbildung der Gegenſtände; dabei ſind öfters Muſiknoten. Was jedes Zeichen vorſtellt, iſt darunter von Leonardo's Hand geſchrieben. Endlich eine Menge Federzeichnungen für Anatomie, mit erklärender Schrift, die nach des Meiſters beſtändiger Weiſe von der Rechten zur Linken geſchrieben iſt. Dieſe anatomiſche Zeichnungen gehören zu einem Traktat, welchen Leonardo über die Anatomie verfaßt hat, und bildeten einen der 13 Bände, welche der Ritter Melzi, der Freund Leonardo's, welcher ihm nach Frankreich gefolgt war, aus den ihm hinterlaſſenen Handzeichnungen zuſammenfügte. Drei dieſer Hefte kamen in die Hände von Pompeo Leoni, dem Bildhauer des Königs von Spanien; und eins von dieſen, auf welchem mit goldenen Buchſtaben geſchrieben war: Disegni di Leonardo da Vinci restaurati da Pompeo Leoni, erkaufte höchſt wahrſcheinlich der Graf von Arundel, als er 1636 beim Kaiſer Ferdinand II. Geſandter war, für Karl I. Man fand dieſen Band nebſt den Portraiten von H. Holbein, zur Zeit der Thronbeſteigung von Georg III. in dem Zimmer der Königin Caroline zu Kenſington.

7) In der Sammlung der Handzeichnungen des Generals Guiſe in Christ Church College zu Oxford befinden befinden ſich außer einigen andern Originalzeichnungen von Leonardo auch zwei Blätter, die auf beiden Seiten flüchtige Feder-Entwürfe enthalten. Sie erregen ein eigenes Intereſſe durch ihren räthſelhaften, allegoriſchen Inhalt, worin ſich der wundervolle Leonardo auch manchmal gefiel. Folgendes ſind die Gegenſtände: Eine halb männliche, halb jugendlich-weibliche Janusgeſtalt ſitzt auf einem Mühlſteine und vertheidigt einen darauf ſitzenden Hahnen, gegen zwei Wölfe (oder Hunde) die ein Satyr gegen ſie losläßt. Ein Adler ſcheint auf dieſe herabzuſtürzen; ſo kommen ihnen auch zwei Schlangen ziſchend entgegen; doch frißt der Wolf eine davon. Hinter der Janusfigur ſitzt eine weibliche Figur (die Wahrheit?) mit aufgerichtetem Schwert und dem alten Kopf des Janus einen Spiegel vorhaltend. Wahrſcheinlich iſt es eine allegoriſche Darſtellung von dem politiſchen Zuſtande Italiens jener Zeit.

Auf der Rückſeite dieſes Blattes iſt mit wenigen flüchtigen Strichen ein Amor dargeſtellt, der ein großes Buch als Schild gegen ein altes Weib gebraucht; dieſe verfolgt ihn mit einem Speer und ſchießt einen Pfeil nach ihm. Unter dem Amor ſteht nach der Weiſe des Leonardo von der Rechten zur Linken geſchrieben; tema che la Virtù und unter der Alten; l'invidia. Auch oben auf dem Blatte iſt noch eine Zeile, aber in mir unleſerlicher Schrift.

Das andere Blatt enthält auf der einen Seite zwei Darſtellungen. Links reiten auf einer ungeheuern Kröte, ein altes, nacktes Weib, im Begriff einen Pfeil abzuſchießen, und hinter ihr ein alter Mann mit einer Geiſſel; der Tod folgt ihnen nach. Darunter ſteht geſchrieben: il malpensiere — invidia — ingratitudine und auf dem obern Theil des Blattes zwölf Zeilen, wovon aber ein

Theil abgeſchnitten oder verlöſcht iſt. Auf der rechten Seite ſteht eine männliche nackte Figur, die ſich in die eines bärtigen Mannes und eines Weibes unter den vier Armen theilt. Er hält in der linken aufgehobenen Hand Blumen und aus der abwärts gerichteten rechten läßt er etwas Stachliches fallen, welches fango, Schmutz bedeutet. Die weibliche Figur hält in der Rechten ein hohes Rohr und aus der Linken läßt ſie Geldſtücke, oro, fallen. Die Erklärung dieſer Allegorie würde mit Sicherheit anzugeben ſeyn, wenn die ohnedies ſehr unleſerliche Schrift nicht zum Theil abgeſchnitten wäre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Musée Colberg.

Ausſtellung zum Beſten der Armen zu Paris im Mai und Juni 1832.

(Beſchluß.)

Unter verſchiedenen Gemälden von Garnerey dem Aeltern, ſieht man mit Vergnügen wieder das Kabinet des Herrn Duſommerard, einen Verein alterthümlicher Gegenſtände, eben ſo glanzvoll wiedergegeben als ſie ſelbſt ſind. Neben ihm zeugen Portraits, Blumenſtücke, verſchiedene Interieurs von dem mannichfaltigen Künſtler=Talent dieſes ſchätzbaren Veteranen. Man knüpft gern wieder Bekanntſchaft an mit zwei ſchönen Arbeiten von Goyet, dem Vater, Marie Louiſe von Orleans und Luca Giordano, die Königin von Schweden und Guercino; dann mit einem wohlgedachten und gut ausgeführten Bilde von Mad. Thuret, Sully, das Portrait Heinrichs IV. betrachtend; ferner mit einigen ſchon beurtheilten Erzeugniſſen von von Herrn und Mad. Dabos; mit der falſchen Neuigkeit aus Tom Jones, von Mad. Debay, mit einigen Kompoſitionen von Mad. Verdé=Deliſle, die darauf auszugehen ſcheint, Watteau wieder zu erwecken.

Unter den Neuigkeiten bemerkt man ferner ein kleines Bildniß des Generals Montroſe, zu Pferde dargeſtellt, eine charaktervolle Skizze von A. M. Perignon, Ludwig Philipp, damals Herzog von Chartres, wie er den eiſernen Käfig auf dem Berge St. Michel zerbrechen läßt, in welchem Ludwig XIV. einen philoſophiſchen Schriftſteller gefangen hielt; dieſe Arbeit des Herrn Dreuille läßt neben mancher guten Eigenſchaft einige Trockenheit bemerken; ein niederbretagneſches Interieur, von Barret, der ſich in Farbe und Form um naturwahre Darſtellung bemüht; ein in dieſer doppelten Beziehung höchſt ſorgfältiges Interieur von Dem. Perſeart, eine Darſtellung des Arbeitszimmers des Hrn. B . . . eines Nachahmers von Edelſteinen, ein kleines liebliches Bild von Franquelin, darauf das junge Mädchen beim Rendez-vous. Zu einer andern Gattung gehört ein kleines Bild von Herrn Delions von Melun, Kinder, welche die Bauern nach dem Weg fragen; man ſieht, daß der Künſtler die Natur oder gute Muſter ſtudirt; ferner ein Jahrmarkt zu Tarbes von Herrn Lagarrigue, gebürtig aus jener Stadt; er ſcheint auf dem Wege des berühmten Demarne fortzuwandeln. Die beiden letztern ſind wie es ſcheint, die einzigen Maler aus den Departements, die es ſich haben angelegen ſeyn laſſen, durch ihre Kunſt ein Werk der Milde zu fördern. Eine abſonderliche Compoſition von Maillot bietet eine Anſicht von dem Salon des königlichen Muſeums, darin eine Gemälde=Ausſtellung zahlreicher Meiſter, die ſeit dem vierzehnten Jahrhundert, die franzöſiſche Schule am meiſten verherrlicht haben. Dieſe ſinnige Idee iſt mit eben ſo viel Talent als Glück durchgeführt. Kaum wird man es glauben, daß es dem Maler gelungen iſt, auf einem Raum von vierzig bis fünfzig Zoll, Werke von Jean Couſin, Jean Vouet, Leſueur, Pouſſin, Lebrun, Delahire, Claude Lorrain, Rigaud, Desportes, Pudoy, Largillière, Valentin, Watteau, Mignard, Petilot, Bourdon, Coypel, Santerre, Delafoſſe, Parrocel, Jouvenet, Vanloo, Lenain, Batiſte, J. Vernet, Vien, David, Girodet, Regnault, Dronais, Greuze, Denis, Drolling, Cochereau, Demarne, Paguetz, Prudhon, Gericault, Taunay, Leprince, ſehr kenntlich darzuſtellen. Herr Maillot hat ein helles Licht angenommen, wodurch es dem Auge allein möglich gemacht werden konnte, eine ſehr große Menge von Gegenſtänden zu unterſcheiden, und das außerdem mit der Beleuchtung des Salons im Louvre zuſammenſtimmt. Vermittelſt dieſer benützten Helligkeit erkennt man nicht allein in den Formen, ſondern auch in den Farben die Weiſe jedes Meiſters. Ungeachtet der großen Verſchiedenheit herrſcht Harmonie in dem Ganzen. Zu Ehren des Künſtlers iſt noch zu erwähnen, daß zufolge einer dem Gemälde beigefügten ſchriftlichen Erklärung die Hälfte des Preiſes der Kaſſe dürftiger Cholerakranken beſtimmt iſt.

Bemerkungen über Kunſt.

Wer den Sinn des Auges äußerlich und innerlich recht ausbildet, der gewinnt einen Vorſprung in der Poeſie und bildenden Kunſt.

* * *

Die ältern Deutſchen malten, als wenn ſie unmittelbar vor dem Gegenſtande ſäßen; die Italiener wie aus der Ferne, wo das Einzelne im größern Ganzen verſchwindet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 67.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 21. Auguſt 1832.

Nachrichten über einige in England befindliche Werke von Leonardo da Vinci, Michel Angelo Buonaroti und Raphael Sanzio.

(Fortſetzung.)

Auf der Rückſeite deſſelben Blattes ſieht man rechts einen ſchönen Jüngling; er ſteht vor einem, wie aus ihm wachſenden, obern Theil eines jungen Weibes und iſt beſchäftigt, ihr in die Augen zu ſehen; mit der Linken hält er Pfeile gegen ſie. Aus dem Munde der weiblichen Figur kommt eine kleine Schlange, die nach dem Geſichte des Jünglings ziſcht; auch entzündet ſie deſſen Haare von hinten mit einem Lichte und greift nach den Pfeilen, die er in einem Köcher umhängen hat. Aus der darunter befindlichen Schrift iſt zu erſehen, daß Leonardo auch hier vorſtellen wollte: ſobald das Talent (virtù) entſteht, entflamme ſich auch der Neid, der blind und lügenhaft iſt.

Auf der Mitte des Blattes reitet ein altes kaum bedecktes Weib auf dem mit Pfeilen beladenen Tod; in der Rechten hält ſie ein reichverziertes Gefäß mit Blumen, während aus ihrem geöffneten Munde Flammen mit Herzen herausfahren. Ein Pfeil fliegt gegen ihren Kopf; auch hat ſie einen Köcher mit Pfeilen umhängen. Aus einer langen, aber nur theilweiſe erhaltenen ſchriftlichen Erklärung geht ſo viel hervor, daß ſchlechte Nachrede und Verläumdung nur das Uebel und den Tod bewirken.

Nach der mir gütigſt durch Profeſſor Buchland ertheilten Bewilligung, habe ich mir von dieſen ſonderbaren Entwürfen Facſimile genommen.

8) Herr Coke, der Erbe der Grafen Leiceſter, beſitzt auf ſeinem fürſtlichen Landſitze Holkham ein für die Kunſtgeſchichte ſehr intereſſantes Manuſcript. Es iſt der eigenhändig von Leonardo geſchriebene Traktat über die Natur, das Gewicht und den Lauf des Waſſers, mit mehreren erläuternden Federzeichnungen im Texte. Klein Folio auf Papier. Das Titelblatt hat folgende Aufſchrift: Libro originale della natura, peso e moto delle Acque da Lionardo da Vinci, in tempo di Lodovico il moro, nel condur che fece le acque del Naviglio della Martesana dell' Adda a Milano. Der Name eines ehemaligen Beſitzers, Giuseppe Gezzi Pittore in Roma, iſt auf dem Titelblatte ausgeſtrichen.

Nach der ſchon erwähnten Weiſe des Leonardo, iſt dieſe Schrift von der Rechten zur Linken geſchrieben, ſo daß ein Ungeübter ſie nur in einem Spiegel leſen kann. Doch auch ſo iſt ſie ſehr ſchwer zu entziffern, da die Buchſtaben eigene Formen haben und die Tinte häufig ſehr blaß iſt.

Neben dieſer Original-Handſchrift beſitzt Herr Coke auch noch eine alte Abſchrift, auf die gewöhnliche Weiſe geſchrieben, welche leichter zu leſen iſt. Es wäre zu wünſchen, daß von dieſem intereſſanten Werke eine Ausgabe beſorgt würde.

* * *

Michel Angelo Buonaroti.

Von den Bildhauerarbeiten dieſes großen Florentiners iſt nur wenig in England zu finden, wie nachfolgende Angaben zeigen werden. Von ſeinen ſeltenen Gemälden habe ich keins daſelbſt geſehen; doch iſt mir bekannt, daß nach England ein angefangenes Bild verkauft wurde, welches ich vor vielen Jahren in Rom geſehen habe und das mir ſeiner Vortrefflichkeit wegen noch ſehr gegenwärtig iſt. Es ſtellt Maria mit dem Chriſtkinde vor; zu den Seiten ſtehen Engel. Es iſt eine Jugendarbeit des Michel Angelo, worin noch die ſtrenge, naturgetreue Schule des Dom. Ghirlandajo bemerkbar iſt, obgleich ſich ſchon ganz beſtimmt die Ueberlegenheit und Individualität ſeines großen Schülers darin ausſpricht. Es iſt nicht zu ſagen, welche Grandioſität und Anmuth in dieſem Bilde vereinigt ſind. Die Zeichnung, beſonders der mehr vollendeten Engel, iſt ſo ſchön und zart, wie ich mich nicht entſinne je etwas geſehen zu haben, was in der neuern Kunſt dieſem Bilde gleich käme. Es iſt a tempera gemalt, doch, wie ſchon erwähnt, ein unvollendet

Digitized by Google

gebliebenes Werk. In England habe ich nicht erfahren, wo es ſich nun befindet. Ueber zwei Cartons und viele Zeichnungen wird man dagegen in folgendem Berichte deſto mehr Intereſſantes finden, da England an letztern ſo überaus reich iſt. Bekanntlich haben Puntormo, Venuſti, Seb. del Piombo u. a. m. viele Bilder nach Cartons und Zeichnungen von Michel Angelo ausgeführt. Was ich davon in England gefunden, iſt daher dieſen Nachrichten beigefügt.

1) Rundes Basrelief in weißem Marmor; Maria mit dem Chriſtkinde und dem kleinen Johannes darſtellend. Es befindet ſich in dem Sitzungsſaal der königlichen Akademie in Somerſethouſe. Auch dieſe Jugendarbeit des Michel Angelo iſt unvollendet geblieben, obgleich das darin Ausgeführte, ſo ſchön in der Zeichnung, ſo lebendig in den Bewegungen iſt, wie es nur wenige Werke der Sculptur zeigen. Beſonders fein und lieblich iſt die Bildung der im Profil geſehenen Madonna. Das ſich lebhaft an ſie anſchmiegende Chriſtkind iſt auch von ſehr ſchöner Zeichnung und überaus lebendig und bewegt, obgleich es nicht in allen Theilen vollendet iſt; am unausgeführteſten, faſt noch ganz roh, obgleich voll Leben, iſt der nach dem Chriſtkinde hinreichende kleine Johannes. Der nur theilweiſe vollendete Zuſtand dieſes Werkes zeigt uns indeſſen Michel Angelo in ſeiner ganzen Meiſterſchaft, indem man noch überall deutlich ſehen kann, wie ſicher und geiſtreich er den Meiſel zu führen wußte. Dieſes Basrelief iſt wohl daſſelbe, wovon Vaſari ſagt, daß darin noch die Manier des Donatello bemerkbar ſey; auch habe er nie ein anderes Basrelief ausgeführt. Der Herzog Coſimo II. ſchenkte es dem jüngern Michel Angelo Buonaroti, als dieſer eine Gallerie für die Werke ſeines Vorfahren errichtete. Aus der Sammlung Wicar in Rom kam es, ich erfuhr nicht durch wen,*) als ein Geſchenk in die Londoner Akademie. W. Young Ottley hat einen Kupferſtich davon herausgegeben.

2) Intereſſant ſind zwei kleine Figuren, Wachsmodelle, welche Michel Angelo für die Grabmäler der Medicäer verfertigte. Die eine iſt die des Herzogs Julian, il pensieroso genannt. Sie iſt im Beſitz des Banquiers und Dichters, Herrn Rogers. Die andere ſtellt die Figur der Morgenröthe vor und gehört Herrn De Roveray; ſie kommt aus der Verlaſſenſchaft des Sir Th. Lawrence. Bekanntlich führte Michel Angelo nach ſolchen kleinen Modellen ſeine großen Werke aus. —

3) In derſelben Verlaſſenſchaft ſah ich einen großen Original-Carton des Michel Angelo mit ſtark lebensgroßen Figuren, in ſchwarzer Kreide gezeichnet. Er ſtellt eine heilige Familie vor: Maria mit dem Chriſtkinde und dem kleinen Johannes. Leider hat dieſer Carton ſo ſehr gelitten, daß hinſichtlich der Ausführung nur wenig daran zu erkennen iſt. Nur die grandioſe Dispoſition zeigt des Meiſters Genius.

4) Ein anderer Carton, in ſchwarzer Kreide ausgeführt und die Leda vorſtellend, wird auch dem Michel Angelo zugeſchrieben. Er gehört der königlichen Akademie in Somerſethouſe. Des Meiſters Compoſition iſt es; doch zeigt ſich darin nicht des großen Künſtlers Art und Weiſe, oder überhaupt eine große Meiſterſchaft in der Ausführung. Es iſt wohl nur eine alte Copie oder Zeichnung nach dem a tempera auf Leinwand gemalten Original, welches Vaſari nur allein erwähnt. Dieſes wurde nach Frankreich gebracht und befindet ſich ſchon ſeit längerer Zeit in der königlichen Sammlung zu Berlin.

Sehr ſchön in ſich geſchloſſen iſt die Compoſition, und der Kopf der Leda voll ſüßer Wolluſt, aber ganz grandios. Der Körper iſt lang, ganz in der Art, wie der der Morgenröthe auf dem Grabmal in der Kapelle von St. Lorenzo zu Florenz. Unſer Carton iſt bis auf einige Waſſerflecken wohl erhalten. Ehedem befand ſich in dem Hauſe Vecchietti zu Florenz. Herr Lock ſchenkte ihn der Akademie. Es gibt einen alten Stich nach dieſer Compoſition, doch mit manchen unvortheilhaften Veränderungen.

5) Von dem in der Kunſtwelt hochberühmten Carton der Badenden in der Schlacht zwiſchen den Florentinern und Piſanern beſitzt Herr Coke auf ſeinem Landſitze Hollham ein intereſſantes Gemälde, grau in grau gemalt. Bekanntlich verfertigte Michel Angelo dieſen Carton, um, in Concurrenz mit Leonardo da Vinci einen Theil des großen Saales in dem alten Palaſt zu Florenz auszumalen. Vaſari beſchreibt ihn folgendermaßen: „Michel Angelo füllte dieſen Carton mit nackten Figuren an, welche, ſich der Hitze wegen im Arno badend, plötzlich zu den Waffen gerufen werden, da die Feinde einen Angriff machen. Die Soldaten nun, die aus dem Waſſer ſteigen, werden von andern angetrieben ſich zu beeilen, ihren Gefährten zu Hülfe zu kommen; einige ſchnallen ſich den Panzer um, andere ziehen andere Waffen an und unendlich viele ſtreiten zu Pferde, die Schlacht beginnend.“ Vaſari beſchreibt dann noch näher die vordere Hauptgruppe der Badenden, auf die wir wieder zurückkommen werden. Ferner berichtet derſelbe Schriftſteller, wie Baſtiano da ſan Gallo, mit Zunamen Ariſtoteles, einſt dieſen Carton ins Kleine copirt habe, was bis dahin noch nie geſchehen ſey; und wie er, Vaſari, im Jahr 1542 den Baſtiano beredet habe, ſeine Zeichnung grau in grau in

*) Ohne Zweifel durch Sir Charles Beaumont, in deſſen Beſitz es ſich 1826 befand.

Anm. des Herausg.

Digitized by Google

Oel zu malen. Dieſes Bild ſey dann durch Monſignor Jovio dem König Franz I. zugekommen, welcher es in hohen Ehren gehalten und den Baſtiano reichlich belohnt habe. Vaſari bemerkt dabei, daß er dieſes gethan habe, da er wiſſe, wie leicht die Zeichnungen zu Grunde gehen, und er doch wünſche, daß etwas von dem herrlichen Werke auf die Nachwelt kommen möge. Sind wir nun dem in neueſter Zeit ſo hart behandelten Vaſari ſchon wegen der vielen Künſtlernachrichten unendlichen Dank ſchuldig, ſo müſſen wir uns ihm auch noch hiefür beſonders verpflichtet erkennen. Denn ohne ſeine Vorſorge würden wir uns jetzt nur mit einer Gruppe von fünf Figuren und noch einer einzelnen, welche Marc Anton und Auguſtin Veneziano geſtochen, begnügen müſſen, weil weder vom Original-Carton noch von der Zeichnung des Baſtiano etwas übrig geblieben iſt; nur dieſes Bild gibt uns noch einen Begriff von dem wichtigſten Theil der Compoſition. Denn das Bild in Hellham enthält die Hauptgruppe der Badenden und der ſich zum Kampf Bereitenden und dürfte, wenn es nicht das Original von Baſtiano ſelbſt iſt, doch eine alte Copie darnach ſeyn. Was mich zu letzterer Annahme ſtimmen würde, iſt, daß die Zeichnung daran, beſonders an den Extremitäten, weder des Urvorbildes würdig iſt noch den Lobeserhebungen des Vaſari von der Copie des Baſtiano entſpricht. Die Gruppe auf unſerem Bilde enthält 19 Figuren und die Hände eines ertrinkenden Mannes, welche in den alten Kupferſtichen als die eines am hohen Ufer Emporklimmenden erſcheinen. Außer den fünf Figuren dieſer bekannten Gruppe, iſt hinter denſelben noch ein älterer Krieger mit Speer und Schild, der herbeieilend ihnen die drohende Gefahr anzeigt, und hinter dieſem noch ein junger Mann, der mit Trommelſchlag und Trompetenſchall zum Kampfe ruft. Andere eilen, ſich ankleidend, davon, oder ſehen überraſcht oder träge nach dem Hintergrund, dem Schauplatz des beginnenden Gefechtes; im Bilde iſt dieſer aber nicht dargeſtellt, ſondern es ſind hier nur einige Felſen angegeben. Das ſehr gut erhaltene Bild bedeckt ein ſtarker, gelber Firniß, ſo daß das Ganze einen warmen Ton erhalten hat. Es iſt 4′ 3″ engliſch breit und 2′ 6″ hoch. L. **Schiavonetti** hat 1808 einen braven Kupferſtich darnach herausgegeben.

Von den vielen in England befindlichen Zeichnungen des Michel Angelo, die in mehreren Sammlungen zerſtreut ſind, ſollen hier nur die angegeben werden, welche entweder als Studien dem Meiſter ſelbſt dienten, oder wonach von andern Künſtlern Gemälde oder Kupferſtiche ſind ausgeführt worden. Von den übrigen, die mir bekannt wurden, ſoll ausführlich in meinem Reiſebericht die Rede ſeyn.

6) **Die Auferſtehung Chriſti.** Ein ſehr geiſtreicher Entwurf in ſchwarzer Kreide, in der Sammlung des Königs. Sehr ſorgfältig behandelt und unübertrefflich in der Bewegung der Auferſtehung, iſt der bedeutend größer als die andern Figuren gehaltene Chriſtus. Noch das Leichentuch, das in großen Maſſen hinten nachfliegt, um den Kopf gewunden, ſchreitet er mächtig mit dem einen Beine aus dem Grabe und richtet das Haupt und die Arme wie zum Emporſchweben in die Höhe. Zwei Engel in der Felſenhöhle heben den Deckel des Sarkophags auf, während die neun Wächter theils ſchlafen, theils voll Entſetzen davon fliehen. Die Figuren ſind alle nackt; mehrere nur ſkizzenhaft angedeutet. Dieſe köſtliche Zeichnung iſt 13½ Zoll breit und 9 Zoll hoch.

Nach dem Berichte des Franc. Scanelli in ſeinem Microcosmo Lib. I. Cap. IV. p. 72 hat Marcello Venuſti von Mantua ein Gemälde von dieſem Gegenſtande nach einer Zeichnung des Michel Angelo gemacht, welches Bildchen ſich im Stadthauſe zu Forli befand. Unſere Zeichnung dürfte wohl die erſte Idee dazu ſeyn.

7) **Studium zur Figur des Haman** im Frescobilde in der Capelle Sixtina; dabei iſt nochmals ein Schenkel und beide Füße. Eine Zeichnung von großer Schönheit, wegen der tiefen Kenntniß, mit welcher ſie ausgeführt iſt. In der Sammlung des Königs.

8) **Bachantiſches Feſt von vielen Kindern.** So wird nach Bartſch dieſe Compoſition genannt; mir ſcheint ſie vielmehr eine allegoriſche Darſtellung, worin die niedern Neigungen auf dem, wie in einem Traume lebenden Menſchen laſten. Eine vortrefflich ſchöne Zeichnung in Rothſtein und von der ſorgfältigſten Ausführung. In der Sammlung des Königs. 15 Zoll breit, 10½ Zoll hoch. N. **Beatrizet** hat ſie etwas größer in Kupfer geſtochen.

9) **Die Laſter, welche nach der Scheibe ſchießen.** Dieſe ſehr vollendete Zeichnung in Rothſtein iſt, wie alle, die ich hier angegeben, unbezweifelt von Michel Angelo und auch als ſolche von N. **Beatrizet** geſtochen. Sie iſt ſehr wohl erhalten. 12½ Zoll breit, 8½ Zoll hoch. In der Villa des Raphael wurde dieſe Compoſition von einem ſeiner Schüler a fresco gemalt; ein ſchlagender Beweis (der durch noch manche andere kann verſtärkt werden) von dem guten Einverſtändniß der beiden großen Meiſter. A. **Maurin** hat kürzlich eine ſchöne Lithographie nach dem Frescobilde herausgegeben und die Erfindung auch dem Michel Angelo zugeſchrieben.

10) **Phaëton wird mit dem Sonnenwagen zur Erde geſchleudert.** In ſchwarzer Kreide. 16½ Zoll hoch, 9 Zoll breit. Dieſe Compoſition iſt gleichfalls durch einen Stich von N. **Beatrizet** bekannt.

11) **Titius, dem angeſchmiedet, der Geyer die Leber frißt.** Am Baumſtamme bildet ein Knorren einen phantaſtiſchen Kopf mit aufgeſperrtem Rachen.

Digitized by Google

In ſchwarzer Kreide. 15¼ Zoll breit, 7¼ Zoll hoch. Auch dieſe ſchöne Zeichnung iſt wie die vorhergehenden in der Sammlung des Königs. Alte Stiche gibt es mehrere davon.

12) Heilige Familie. Maria hält ſitzend das Chriſtkind auf dem Schooße; rechts ſteht ſich anlehnend der kleine Johannes. Dieſe Zeichnung, in ſchwarzer Kreide, wurde in dem ſchönen Werke Imitations of original designs in his Majesty's Collection. Published by John Chamberlaine. London 1796, bekannt gemacht.

13) Studium nach der Natur zu Adam, dem Gott das Leben gibt, in der Capelle Sixtina. Eine vortreffliche Zeichnung in Rothſtein. Sie befindet ſich in der Sammlung des brittiſchen Muſeums.

14) Der Prophet Jonas. Studium nach der Natur für das Frescobild in der Capelle Sixtina. Es iſt mit großer Sorgfalt und mit öftern Verbeſſerungen in ſchwarzer Kreide ausgeführt. Dieſe köſtliche Zeichnung kommt aus der Sammlung von Karl I., war dann in den Händen von P. Lely, ſpäter in denen von Richardſon und iſt nun als ein Geſchenk von Richard Payne Knight Eſq. in dem brittiſchen Muſeum.

15) Studien zu verſchiedenen Figuren, welche Michel Angelo in der Capella Sixtina ausführte, ſind noch mehrere in England vorhanden. Z. B. die eines ſitzenden Mannes, welche bei Adam Ghiſi mit Nr. 39 bezeichnet iſt, beſitzt Herr Rogers. Eine ähnliche, in Rothſtein gezeichnet, bei Adam Ghiſi Nr. 53. Sodann eine weibliche Figur mit einem Kinde, bei A. Ghiſi Nr. 14, und noch ein Theil einer Mutter mit zwei Kindern, wovon eins in der Wiege liegt, in der Lunette rechts von der Sibylle von Cumae; beide, mit der Feder entworfen, befinden ſich in der Sammlung des Herzogs von Devonshire zu Chatsworth. Noch einige andere hat W. Young Ottley in ſeinem vortrefflichen Werke: The italian School of design. London 1823 bekannt gemacht. Dieſe befinden ſich nun in dem Nachlaß von Sir Th. Lawrence.

16) Ich kann dieſe Angabe einiger Zeichnungen des Michel Angelo nicht ſchließen, ohne zu erwähnen, daß ich bei dem liebenswürdigen, nun verſchiedenen W. Roscoe in Liverpool auch den Entwurf zu dem Catafalk, der dem Michel Angelo errichtet wurde, geſehen habe. Er iſt von Vaſari im Leben des Künſtlers ausführlich beſchrieben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Die Akademie der ſchönen Künſte zu Paris hat in der Sitzung vom zweiten Junius an die Stelle des verſtorbenen Lethière Herrn Blondel ernannt. Candidaten waren die Herren Blondel, Delaroche, Drolling, Picot, Abel de Pujol, Schnetz, Langlois, Steuben, Delorme und Rouget.

*

Charles Bourgeois, ein talentvoller Maler, dem die Farbenchemie große Fortſchritte verdankt, iſt kürzlich in Paris in einem Alter von 70 Jahren geſtorben. Er hat über jenen Gegenſtand ein beinahe ganz beendigtes Werk zurückgelaſſen.

*

Außer den Statuen, welche der Stadt Toulouſe von der Regierung überlaſſen worden ſind, hat die Direktion der königlich franzöſiſchen Muſeen noch eigens den Auftrag erhalten, dem Muſeum jener Stadt eine Folge von alten Bildern aus den Depots des Louvre zu überlaſſen. Außerdem hat die Schule der Künſte zehn Gypsſtatuen erhalten, Abgüſſe von Antiken. Herr Du Mège iſt von dem Municipalrath beauftragt worden, dieſe Sammlung von Gypsſtatuen möglichſt zu vervollſtändigen durch Erwerbung von Statuen, Basreliefs und andern fehlenden Gegenſtänden. Ein Gemälde von Hrn. Bertin, eine Beſtellung aus dem Jahre 1830, gehört gleichfalls zu den neueſten Bereicherungen des Muſeums von Toulouſe.

*

Die diesjährige Londoner Ausſtellung beſteht aus 1229 Werken, wovon 121 der Sculptur anheimfallen. Man bemerkt darunter Bilder von Turner, Etty, Howard, Wilkie, Leslie u. ſ. w.

*

Herr Eduard Dodwell, der berühmte Archäolog, iſt in Rom am 14. Mai dieſes Jahrs, in einem Alter von 65 Jahren geſtorben. Sein zurückgelaſſenes Werk über die pelasgiſchen Mauern iſt ſo wichtig, daß es für die Literatur ein Verluſt ſeyn würde, bliebe es ungedruckt.

*

Folgende Werke ſind zu Paris erſchienen: Costumes des XIIIe, XIVe, XVe siècles par Camille Bonnard. Von dieſem Kupferwerk, bei Treutel und Würtz, rue de Lille 17, koſtet jede Lieferung drei Franken.

Auf dem Gebiete der Lithographie: Peintures, bronzes et statues érotiques, geſammelt aus dem verſchloſſenen Kabinet des königlichen Muſeums zu Neapel, nebſt Erklärung, von C. Famin, in 4, bei dem Buchhändler Abel Ledoux in Paris. Preis 15 Franken.

Voyages pittoresques et romantiques dans l'ancienne France, von den Herren Nodier, Taylor und de Cailleux. Auvergne, 46—49 Lieferung. Bei Gide dem Sohn. Preis für jede Lieferung 12 Franken 50 Cent.

Notice historique et descriptive de l'Abbaye, de la Chapelle et du Palais de Holyrood, mit einer lithographiſchen Abbildung. Paris bei Mesnier, am Börſenplatz.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 68.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 23. Auguſt 1832.

Nachrichten über einige in England befindliche Werke von Leonardo da Vinci, Michel Angelo Buonaroti und Raphael Sanzio.

(Fortſetzung.)

Gemälde verſchiedener Meiſter, welche nach den Compoſitionen des Michel Angelo ausgeführt ſind. —

17) Venus von Amor geküßt; gemalt von Jacopo da Puntormo. Dieſes große ſchöne Bild befindet ſich in dem königlichen Palaſt zu Kenſington. Den Carton zu dieſer Compoſition hatte Michel Angelo für ſeinen Freund Bart. Bettino, den Anführer der Truppen in Florenz gemacht. Dieſer ließ dann, nach Abſprache, von Jacopo da Puntormo ein Gemälde darnach malen. Als aber unſer Bild vollendet war und Bettino nur eine Kleinigkeit dafür zahlen wollte, ließ es der Herzog Alexander von Medici ſo zu ſagen mit Gewalt bei dem Maler abholen und gab ihm 50 Goldgulden dafür. Bettino erhielt nur den Originalcarton zurück. Großen Verdruß empfand ſowohl dieſer, ſeinen Wunſch, ein Gemälde darnach von Puntormo zu beſitzen, vereitelt zu ſehen, als auch Michel Angelo, der den Carton nur in der Abſicht gemacht hatte, ſeinem Freunde einen Liebesdienſt zu erweiſen.

Dieſes Gemälde, von außerordentlicher Schönheit ſowohl in der Zeichnung als in der Compoſition, iſt auch vortrefflich gemalt. In den Geſtalten iſt eine ſolche grandioſe Fülle von Leben und Luſt, daß ſie wahrhaft überirdiſch, oder doch aus der Urwelt herüber gekommen zu ſeyn ſcheinen. Hier iſt nichts kleinlich, ſentimental oder lüſtern; es iſt ein natürliches, geſundes Verhältniß einer in die äußere Natur verſchlungenen Zuneigung.

18) Eine andere Compoſition des Michel Angelo, in derſelben Sammlung, ſtellt den Ganymed, von Jupiters Adler entführt, vor. Es iſt ein vorzügliches Exemplar der häufig vorkommenden Wiederholungen. Vielleicht iſt es dasjenige, welches, nach Vaſari, Battiſta Franco ausführte.

19) Sebaſtian, von Sebaſtian del Piombo in Oel gemalt. Die zwar etwas gewaltſam gedachte Figur des Heiligen iſt ſehr ſchön gezeichnet und modellirt. Die Farbe iſt kräftig, nur etwas braun in den Schatten. Der Heilige iſt an einen Baum gefeſſelt und von mehreren Pfeilen durchſchoſſen. In der Landſchaft rechts ſieht man einige antike Ruinen. Dieſes intereſſante Gemälde befindet ſich in Longford Caſtle, dem Landſitze des Grafen von Radnor.

20) Ein anderes Gemälde, wozu Michel Angelo einige Figuren gezeichnet hat, und welches Sebaſtian del Piombo ſo zu ſagen in Concurrenz mit der Verklärung Chriſti von Raphael für den Cardinal Julius von Medici malte, iſt die berühmte Auferweckung Lazari. Aus der Kirche von Narbonne, wohin es der Mediceer ſtiftete, kam unſer Gemälde in die Gallerie Orleans, aus dieſer an Herrn Angerſtein und beim Ankauf von deſſen Sammlung in die National-Gallerie zu London. Von Joh. Vendramini iſt 1828 ein großer Kupferſtich darnach erſchienen. Die Figuren, wozu Michel Angelo die Zeichnung gemacht hat, (und von denen hier nur die Rede ſeyn ſoll), ſcheinen ſich auf die der Gruppe des Lazarus mit den ihn umgebenden Dienern zu beſchränken. Dieſe Annahme gründet ſich hauptſächlich darauf, daß nur dieſe Gruppe das originelle Gepräge der Ar. des Michel Angelo an ſich trägt; während die übrigen Figuren, mit Ausnahme etwa von Chriſtus, auch nicht entfernt daran erinnern. Mit dieſer Wahrnehmung übereinſtimmend iſt auch der Umſtand, daß nur von jener Gruppe eine Zeichnung von Michel Angelo ſich vorfindet. Ehemals in der Sammlung Wicar in Rom, wo ich ſie ſah, befindet ſie ſich nun in dem Nachlaß des Sir Th. Lawrence. Sehr eigenthümlich iſt der wieder zum Leben gekommene Lazarus, der wie aus einem langen Schlafe zu erwachen ſcheint, und nachdem man ihm die ihn umhüllenden Linnen abgenommen, ſich noch durch eine Binde an dem Fuße gefeſſelt fühlt, wovon er ſich mit dem andern Fuße zu befreien ſucht. Vielen erſcheint dieſe Bewegung unangenehm, die Würde des Gegenſtandes ſtörend; doch wird man nicht

Digitized by Google

läugnen, daß dieſes Motiv bei einem Auferweckten ſehr natürlich iſt. Bei dieſer Gelegenheit ſey es mir erlaubt, noch eines Briefs von Sebaſtian del Piombo zu erwähnen, welcher ſich gleichfalls im Nachlaſſe des Sir Th. Lawrence befindet. Er meldet darin, daß er nun die Tafel (mit der Auferweckung Lazari) vollendet und in den Pallaſt gebracht habe; daß ſie allen bei weitem mehr gefalle als mißfalle, mit Ausnahme der gewöhnlichen, (der Schüler Raphaels) doch wüßten ſie nicht, was ſie ſagen ſollten. Es genüge ihm, daß der Cardinal (Julius von Medici) ihm geſagt, er habe ihn über Wunſch zufrieden geſtellt und glaube ſeine Tafel ſey beſſer in der Zeichnung, als die kürzlich von Flandern gekommenen gewirkten Tapeten (diejenigen nämlich mit Darſtellungen aus der Apoſtelgeſchichte, nach den Cartons von Raphael.) Die Animoſität des Sebaſtian del Piombo gegen Raphael und ſeine Schüler geht aus dieſem Briefe deutlich hervor.

21) Die Verkündigung; ein kleines Bild; wahrſcheinlich das von Marcello Venuſti aus Mantua ausgeführte, welches Vaſari erwähnt. Es befindet ſich in der Sammlung des Herzogs von Wellington. Der daherſchreitende Engel verkündigt der heiligen Jungfrau ſeine Botſchaft, nach oben zeigend. Dieſe wendet ſich erſtaunt um, als ſpräche ſie: Welch ein Gruß iſt das. Dieſer heilige Gegenſtand iſt hier eben ſo grandios und würdig gedacht, als er in der Ausführung mit Liebe und Zartheit behandelt iſt. Die Originalzeichnung in Rothſtein von bewunderungswürdiger Vollendung, ſah ich in der Florentiner Sammlung. Geſtochen iſt ſie von N. Beatrizet.

Es gibt noch eine andere Compoſition deſſelben Gegenſtandes von Michel Angelo, wo der Engel herabſchwebend verkündigt; dieſer iſt etwas ſtark und unangenehm gewendet. Ein ſchön ausgeführtes Bild davon ſah ich bei den Kunſthändlern, den Gebrüder Woodburn in London.

22) Chriſtus vertreibt die Händler aus dem Tempel. Dieſe reiche Compoſition des Michel Angelo iſt auf's zarteſte von M. Venuſti in Oel gemalt. Aus der Gallerie Borgheſe in Rom kam es an die Herren Woodburn. 21″ hoch, 15″ breit auf Holz gemalt.

Aus der Halle des Tempels raſch hervortretend, ſchwingt Chriſtus die Geißel in der aufgehobenen Rechten und ſtößt mit der andern Hand den Tiſch eines Wechslers um, der ihn zu halten ſucht. Andere leſen das zerſtreute Geld in ihre Gefäße wieder ein, oder ſind auf die Erde geſtürzt, oder flüchten ſich; eben ſo die Händler und Händlerinnen der Tauben und Lämmer, die alle in großer Verwirrung, doch ſchön geordnet, davon eilen. Dieſe mir bis jetzt ganz unbekannte Compoſition des großen Florentiners hat in dem Bilde nur kleine Figuren von etwa 4 Zoll Höhe; den übrigen Raum in der Höhe nimmt eine Architektur ein, eine Halle mit gewundenen Säulen; wohl ein Zuſatz von dem Maler. Die Originalzeichnung iſt in dem Nachlaß des Sir Th. Lawrence. Von dem Bildchen erlaubten mir die Eigenthümer eine genaue Zeichnung zu nehmen.

23) Heilige Familie. Eine bekannte Compoſition, wo Maria das Chriſtkind mit herabgeſenktem Arme auf dem Schooße liegen hat. Hinten links iſt der kleine Johannes mit einem Pantherfell über dem Kopf und rechts Joſeph. Unſer kleines Bild, 16″ hoch, 9½″ breit, im Beſitz der Herren Woodburn, iſt das vorzüglichſte unter vielen Wiederholungen, die ich davon auch in England geſehen. Der Behandlungsweiſe nach ſcheint es von Sebaſtian del Piombo zu ſeyn.

In zarter Ausführung es übertreffend, iſt ein anderes Exemplar von Marcello Venuſti. Dieſes befand ſich ehedem im Pallaſt Borgheſe und iſt nun im Beſitz des Herrn De Roveray in London.

Ich muß hier noch eine dritte, ſehr merkwürdige Wiederholung erwähnen, welche ich in Mancheſter bei Hrn. Dawſon geſehen. Dieſes Bild mit lebensgroßen Figuren hat etwas beſtimmt Tizianiſches in der Farbe und auch in der Form des Kopfs der Maria. Der Joſeph iſt dagegen aus der großen heiligen Familie Raphaels zu Paris genommen. Der kleine Johannes hat das Fell nicht über den Kopf gezogen, ſondern nur um die Lenden. Es ſcheint, als habe der Künſtler außer ſeinen eigenen Ideen, die Vorzüge der grandioſen Compoſition des Michel Angelo mit venetianiſchem Colorit und raphaeliſcher Schönheit in den Formen zu vereinigen geſucht. Obgleich nun dieſe verſchiedene Eigenthümlichkeiten ihrer Natur nach widerſtrebend ſind, ſo hat unſer Maler doch ſeine Aufgabe ſo gut als möglich gelöſt und ein wirklich ſchönes Bild geliefert. Es ſoll ſich ehemals in der Sammlung von Murat befunden haben. Der jetzige Eigenthümer hat es als Ausgleichung einer böſen Schuld in Meſſina angenommen.

* * *

Raphael Sanzio.

Sehr reich iſt England an Werken dieſes Meiſters, ſowohl an Gemälden, als beſonders an Cartons und Handzeichnungen. Von erſteren ſollen hier die vorzüglicheren angegeben werden und die Berichtigung mancher dem Raphael zugeſchriebenen Bilder folgen. Dagegen ſoll die Beſchreibung mehrerer Jugendarbeiten Raphaels, wie z. B. zweier Bilder aus dem Palaſt Borgheſe; zweier aus Aldobrandini; mehrerer kleiner Bilder aus der ehemaligen Gallerie Orleans u. ſ. w. einer andern Gele-

Digitized by Google

genheit vorbehalten bleiben. So viel auch über die Cartons von Raphael ſchon berichtet worden iſt, ſo hoffe ich doch in folgenden Nachrichten Manches bis jetzt unbeachtet gelaſſene darüber mitzutheilen; ſelbſt ein paar Cartons, wovon bis jetzt noch nichts verlautet hatte, wird man dabei erwähnt finden. Ueber ein paar angebliche Originalcartons muß ich dagegen eine Berichtigung machen. Von den Handzeichnungen ſollen hier nur diejenigen angegeben werden, welche dem Meiſter als Studium dienten, oder durch alte Stiche bekannt ſind. Ausführlicheren Bericht wird man in meiner Kunſtreiſe finden. Vollſtändigen aber hoffe ich ſeiner Zeit in einem beſonderen Werke über Raphaels Leben und Werke geben zu können.

1) *Portrait eines Jünglings.* Bruſtbild. Es ſtellt einen gar lieblichen, gutgearteten Jungen dar; wohl eine Jugendbekanntſchaft Raphaels, denn es iſt noch in ſeiner Peruginiſchen Manier ausgeführt. Er hat ein ſchwarzes Kleid an, und ein Barett gleicher Farbe bedeckt ſein lang herunterhängendes Haar. Den Hintergrund bildet eine einſame Landſchaft, wo man an dem Saum eines Waldes einen Hirſch erblickt. Auf den zwei Knörfen, des Kleides ſteht klein in die Runde geſchrieben: RAPFAELLO. VRBINAS. FEC. Leider hat dieſes intereſſante Bildchen ſehr gelitten und iſt zum Theil übermalt. Es befindet ſich in dem königl. Pallaſte zu Kenſington und iſt das einzige Original-Oelbild in den königlichen Sammlungen. Der zuvorkommenden Gefälligkeit des Inſpektors (Keeper) der königl. Sammlungen, Herrn Segur, verdanke ich die Vergünſtigung, eine Skizze nach dem Bildchen haben zeichnen zu dürfen.

2) *Altarblatt aus der Kirche St. Fiorenzo zu Perugia.* Bekanntlich malte Raphael dieſes Bild für die Erben des Filippo di Simone Anſidei, welcher zur Errichtung einer Capelle eine bedeutende Summe hinterlaſſen hatte. Erſt 1764 erſtand Gavino Hamilton das Bild für Lord Robert Spencer und ließ von Nic. Monti eine Copie für die Kirche machen, die ſich noch daſelbſt befindet. Lord Spencer ſchenkte nachmals das Original an den Herzog von Marlborongh, der es nun in ſeinem fürſtlichen Landſitze Blenheim aufbewahrt. Der Gegenſtand des Bildes iſt folgender. Maria auf einem Throne, zu dem drei Stufen führen, ſitzend, hält mit ihrer rechten Hand das Chriſtkind auf dem Schooße, und mit ihrer linken ein kleines Buch, das aufgeſchlagen auf ihrem Knie liegt. Gar lieblich ſich darauf hinneigend, blickt das Kind hinein, als wolle es die Prophezeihungen auf ſein Leben darin aufſuchen. Links ſteht im Mannesalter Johannes der Täufer; in der linken Hand hält er ein bis auf die Erde reichendes Kreuz von Glas und mit der rechten zeigt er nach Chriſtus. Ueber ſeinem braunen Fell hat er einen rothen Mantel. Außerordentlich ſchön im Ausdruck der Begeiſterung, richtet er ſeinen Blick aufwärts. Zur Rechten ſteht Nicolaus von Bari im biſchöflichen Ornate; in der linken Hand hält er ein aufgeſchlagenes Buch, in das er nachdenkend hineinblickt, ein Kopf von hoher Würde; in der rechten Hand hält er einen goldenen Biſchofsſtab und zu ſeinen Füßen liegen drei goldene Aepfel. Am Rande des blauen Mantels der Maria, wo er ſich um den Ermel ſchlägt, iſt die Jahrszahl MDV. Den Hintergrund bildet eine Landſchaft, die von einem hellgrauen, verzierten Bogen eingeſchloſſen iſt; darin ſteht Salve Mater Christi. Die Figuren ſind etwa zwei Drittel Lebensgröße. Die Behandlungsart hat noch viel von der Manier des Perugino, obgleich der Einfluß der Florentiner Schule ſchon ſehr deutlich in der ſchönen, gründlicheren Zeichnung ſichtbar iſt; außerdem zeigt ſich Raphaels eigenthümliches Genie ſchon bedeutend darin ausgebildet. Das Gemälde iſt von vortrefflicher Erhaltung und nur an dem einen Fuß des Johannes wurde ein Verſuch gemacht, es zu waſchen; glücklicherweiſe ließ man ſogleich davon ab. Da dieſes köſtliche Bild von Raphael noch nie in Kupfer geſtochen worden, ſo wäre ſehr zu wünſchen, daß ein geſchickter Kupferſtecher es nachzubilden unternähme.

3) Eins der drei kleinen Bilder, welche zur Predella des ebenbeſchriebenen Altarblattes gehörten, ſtellt die *Predigt Johannes des Täufers* vor und wurde gleichfalls von Lord Robert Spencer nach England gebracht. Die beiden andern Seitenbildchen aber wurden beim Abnehmen des Altars ſo ſehr beſchädigt, daß ſie der Lord nicht mitnahm. Das Mittelbildchen befindet ſich jetzt in Bowood, dem Landſitze des Marquis von Landsdown. Johannes der Täufer ſteht links auf erhöhtem Erdreich zur Buße predigend. Vor ihm ſind in drei Gruppen Männer verſchiedenen Alters und Standes, und ganz vorn noch zwei nackte mit einander ſpielende Kinder; dieſe haben ganz den Raphaeliſchen Zauber, ſo wie auch zwei dabei befindliche Jünglinge von großer Schönheit, die von der Rede des Johannes ganz hingeriſſen ſind. In der Behandlungsweiſe iſt es mit dem Altarblatt ganz übereinſtimmend; der Einfluß der Florentiner Schule iſt hier noch beſonders in den Gewändern bemerkbar, indem dieſe beſtimmt das Studium nach Maſaccio verrathen. Zu bedauern iſt, daß dieſes liebliche Bildchen nicht nur ſtellenweis beſchädigt, ſondern auch ſehr verwaſchen iſt. Geſtochen wurde es in Italien von *Ant. Capellan* in der Größe des Originals.

4) *Die heilige Familie mit der Fächerpalme.* Rundes Bild. 3′ 4″ im Durchmeſſer. Maria, im Profil geſehen, ſitzt rechts in einer Landſchaft

Digitized by Google

und hält das auf ihrem Schooße ſitzende Chriſtkind mit einem Ende ihres Schleiers umwunden, während der links knieende Joſeph ihm Blumen reicht; nach dieſen greift es mit beiden Händen und blickt ihn mit jener bezaubernden Lieblichkeit an, welche dem Raphael ſo eigen iſt. In der mit Bergen eingeſchloſſenen Landſchaft ſteht eine Fächerpalme.

Dieſes Bild iſt aus Raphaels früherer Zeit, etwa um 1506 gemalt. Doch iſt von ſeiner Hand nur die Madonna mit dem Chriſtkinde; Joſeph iſt ſicher von einer andern, und eben ſo ſchlecht gezeichnet, als gemalt; vielleicht iſt er auch von einer fremden Hand ganz übergangen. Außerdem iſt das Bild in einem ziemlich ſchlechten Zuſtande, indem es nicht nur ſehr fleckig, ſondern auch etwas verwaſchen iſt. Dabei wurde es vom Holz auf eine grobe Leinwand übertragen, wodurch es noch unſcheinbarer wird. Aus der Sammlung Tambonneau kam es in die des Herzogs von Orleans und von dieſer in die Gallerie des Herzogs von Bridgewater, auch Stafford-Gallerie genannt. Als der jetzige König der Franzoſen dieſes Gemälde hier wieder ſah, erzählte er dem Marquis von Stafford folgende Anekdote davon: es ſey nämlich in einer Erbſchaft zwei alten Jungfern zugefallen, welche, als ſie ſich nicht anders verſtändigen konnten, das Bild hätten zerſchneiden laſſen, damit jede eine Hälfte hätte erhalten können. In dieſem Zuſtande ſey es nachmals in eine Hand verkauft und dann wieder zuſammengefügt worden. Da das Bild vom Holz auf Leinwand übertragen iſt, ſo kann man jetzt keine Spur mehr davon bemerken. Aeltere Stiche gibt es mehrere davon, wie z. B. von Aeg. Rouſſeles und von J. Raimond, letzterer für Crozat. Beide von der Gegenſeite.

Ein ſehr ſchöner Entwurf mit der Feder zu dieſer Compoſition iſt in dem Nachlaſſe des Sir Thomas Lawrence.

5) In derſelben Gallerie iſt noch ein Gemälde Raphaels von der größten Schönheit: ein Madonnenbild, gleichfalls aus der Gallerie Orleans kommend. Maria, lebensgroße halbe Figur, hält das Chriſtkind auf ihrem Schooße hingeſtreckt und betrachtet es mit mütterlicher Anmuth. Das Kind wendet ſein Köpfchen nach der Mutter in die Höhe, und blickt ſie wie in tiefer Ahnung, doch liebend an. Von unbeſchreiblicher Schönheit iſt beſonders das Kind; es läßt ſich keine zartbewegtere, anmuthsvollere Linie denken, als die von der Schulter über die Hüfte nach dem rechten Beine. Auch iſt das Nackte ſehr ſchön modellirt und klar im Ton. Den Hintergrund bildet ein dunkles Zimmer. Dieſes ſehr geiſtreich behandelte Bild iſt aus Raphaels mittlerer Zeit, etwa aus den Jahren 1512 — 1514, und ganz von ſeiner Hand gemalt. Mehrere Pentimenti ſind zu bemerken. Leider iſt es etwas verwaſchen, ſo daß der Contour der Zeichnung öfters durchſcheint. Dieß wäre jedoch noch kein Beweis, da daſſelbe bei ganz vollkommen erhaltenen Bildern Raphaels, die er auf ſeine geiſtreiche Weiſe öfters ſehr dünne malte, zuweilen vorkommt. Dagegen ſieht man deutlich an dem ehemals lebhaft rothen Kleide, daß es ganz ſeiner Laſur beraubt, und nun lackroth geworden iſt. Vom Holz hat es Hacquin auf Leinwand übertragen. Geſtochen iſt dieſes Bild öfters, z. B. von N. de Larmeſſin für's Cabinet Crozat von Romanet für die Gallerie Orleans u. a. m.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neue Kupferwerke.

1. Recueil de Decorations intérieures comprenant tout ce qui a rapport à l'ameublement, comme Vases, Trépieds, Candelabres, Lustres, Girandoles, Lampes, Chandeliers, Cheminées, Feux, Poêles, Pendules, Tables, Secrétaires, Commodes, Canapés, Lits, Draperies de croisées, Fauteuils, Chaises, Tabourets, Miroirs, et tout ce qui a rapport à l'Orfèvrerie, Menuiserie, Serrurerie etc. Par Bidault. Paris, Bance ainé 1831. 6 Livr. Fol. Die erſten 24 Lieferungen, jede aus 6 Blättern beſtehend, mit erklärendem Text, enthalten Gegenſtände der eigentlichen Zimmerdecoration (Marmorarbeiten ꝛc., in den erſten 6 Lieferungen ſind meiſtens Camine enthalten) und bilden zwei Bände; ein dritter Band von 12 Lieferungen wird Goldſchmiedearbeiten, der vierte Schreinerarbeiten, der fünfte Schloſſerarbeiten, der ſechste Tapezierarbeiten enthalten, jeder ebenfalls zu 12 Lieferungen. Die Umriſſe ſind größtentheils von Normand, nach Vorbildern verſchiedener Zeiten geſtochen. Jede Lief. koſtet 4 Fr., jeder Band 50 Franken.

2. Gothic Ornaments in the Cathedral Church of York, drawn and etched by Joseph Halfpenny 1795. York, John and George Todd. Neue Ausgabe, Abdruck der 106 Originalplatten, mit neu gedrucktem Text. 1831. Nr. 1 — 4. Vollſtändig in 12 Nummern, jede zu 6 Schilling.

Bemerkungen über Kunſt.

Die Wahrnehmung des Maleriſchen um uns her, täglich, ſtündlich — iſt unermeßlich, unerſchöpflich.

* *

Gewöhnlich ſind die Kunſtlehren ſo dunkel, daß man nichts verſteht, als was man ſelbſt auch erforſcht hat. So ging mir's mit vielen berühmten Kunſtbüchern.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 69.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 28. Auguſt 1832.

Griechiſche Künſtlergeſchichte.

1) Lettre à M. Schorn, Professeur à l'Université de Munich sur quelques noms d'artistes omis ou insérés à tort dans le catalogue de Mr. le Dr. Sillig. Par M. Raoul-Rochette, Conservateur du Cabinet des Médailles et Antiques de la Bibliothèque du Roi. Paris, 1832. 8. S. 94.

(Aus dem Bulletin universel des sciences des Herrn von Féruſſac. Juni, Juli, Auguſt und September 1831, Sect. VII., beſonders abgedruckt.)

Der Catalogus Artificum von J. Sillig, welcher ausgezeichnete Archäologen zu mehreren ſchätzbaren Beiträgen für dieſe Blätter aufgefordert hat, iſt auch bei den vorliegenden gelehrten Unterſuchungen, die alten Künſtlernamen betreffend, der feſte Punkt, von dem Herr Raoul-Rochette ausgeht und auf den er die Reſultate ſeiner Forſchungen zurückbezieht. Silligs Verzeichniß nicht blos mit neu entdeckten oder demſelben der allgemeinen Annahme gegenüber vindicirten Künſtlernamen zu bereichern, ſondern auch einige darin aufgezeichnete Individuen aus demſelben hinwegzuweiſen, iſt der Zweck des Verfaſſers bei der dankenswerthen Bekanntmachung dieſer Schrift.

Ein Verzeichniß ſämmtlicher alter Künſtlernamen könnte wohl Manchem eine zwar mühevolle, aber trockene und unerſprießliche Arbeit erſcheinen, und ſelbſt der, welcher mit Sachkenntniß einen ſolchen Einwand machte oder gemacht hat, hätte zwei gewichtige Gründe für ſeine Meinung zur Hand, wenn er darauf hinwieſe, wie viele Künſtlernamen uns nur eben als Namen bekannt ſind, daß aber ſelten ein nachweisbar ihnen zuſtändiges Werk, oft kaum eine etwas befriedigende Notiz über das Eigenthümliche ihrer Kunſt dem Namen eine Bedeutung leihe und das Gedächtniß für die Laſt ihn zu bewahren entſchädige. Umgekehrt aber beſitzen wir eine ganze Welt von ausgezeichneten Kunſtwerken, über deren Meiſter uns unmittelbar gar nichts berichtigt wird und die, auch nur um in den gehörigen Moment der Kunſtgeſchichte eingeſchaltet oder mit ſolchen Werken in Verbindung gebracht zu werden, die das Alterthum ſelbſt dem Ausgezeichnetſten gleich ſtellte, Combinationen nöthig machen, die von einem ſolchen noch ſo vollſtändigen Verzeichniß wenig oder gar nicht unterſtützt werden.

Und doch zeugt gerade dieſer Umſtand wiederum für den erſtaunenswerthen Reichthum der Alten an Künſtlern und Kunſtwerken, von denen uns eben genug bekannt iſt, um zu ahnen, wie groß die Größe der alten Welt nach dieſer Seite hin geweſen, aber bei weitem nicht das, was uns in den Stand ſetzte, eine lebendige Anſchauung derſelben zu gewinnen. Dazu kann uns nur nach und nach eine allſeitige Forſchung verhelfen, welche Umſtände wie den angeführten als Anreiz zu neuen Unterſuchungen betrachtet. Wenn es nun alſo ſchon intereſſant wäre, bloß zu ſolchem Zweck eine Zuſammenſtellung jener Namen und was uns darüber bekannt iſt, vor ſich zu ſehen, ſo iſt ein ſolches Verzeichniß aber auch nothwendig und unentbehrlich als ein Hülfsmittel für den Forſchenden, beſonders in Augenblicken, wo es unvermuthet gewiſſer Angaben bedarf, die er hier, wenn ſie in einem beſtimmten Kreis einbegriffen ſind, zu finden ſicher ſeyn kann. Dieſem Bedürfniſſe zu genügen, hat ſchon Franziscus Junius ſeinen Catalogus Artificum angefertigt und Herr Sillig hat aus demſelben Grund jenes Verzeichniß in erneuter Geſtalt hervortreten laſſen. Die möglichſte Vollſtändigkeit, eben weil das vielſeitigſte Intereſſe auf ein ſolches Werk mit ſeinen oft kaum vorauszuſehenden bunten Anforderungen angewieſen iſt, zeigt ſich daher gleich als ſehr wünſchenswerth, und Individuen, die eine Kunſtgeſchichte gern übergeht, müſſen hier billig einen Platz erhalten. Ja ſelbſt Zweige einer mehr handwerkmäßigen als eigentlich künſtleriſchen Thätigkeit müſſen auch noch aus dem Grund hier eine Berückſichtigung erhalten, als das Höhere und Niedere in der wirklich klaſſiſchen Zeit des Alterthums kaum von einander getrennt werden

Digitized by Google

kann und indem ſelbſt die Erzeugniſſe einer ſpätern Zeit, welche oft ſehr untergeordneten Rückſichten auf Bequemlichkeiten des Lebens und kunſtentehrender Prunkſucht ihre Entſtehung verdanken, noch ein ſo entſchiedenes Zeugniß dafür abgeben, daß die Alten ſich alle dieſe Zweige ſchaffender Thätigkeit nicht bloß getrennt dachten, ſondern auch in der That und in der täglichen Ausübung nicht von einander trennten. Ueber die mehr oder minder augenſcheinliche Unbedeutenheit des kunſtübenden Individuums zu entſcheiden, möchte dann bei der Anfertigung und Vervollſtändigung eines ſolchen Verzeichniſſes um ſo weniger gerathen ſcheinen, als ſich auch noch die Rückſicht aufdrängen muß, daß mancher das Buch in die Hand nimmt, um über einen Namen Aufſchluß zu erhalten, der durch ſein äußeres Verhältniß in daſſelbe hineingewieſen iſt, oder ein anderer ſelbſt aus irgend einem auch noch ſo wunderlichen Grund das Verzeichniß nachſchlägt, nicht einen berühmten Künſtler zu finden, ſondern gerade einen oder mehrere Künſtler, die in dieſer oder jener Rückſicht ſchlecht zu nennen ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten über einige in England befindliche Werke von Leonardo da Vinci, Michel Angelo Buonaroti und Raphael Sanzio.

(Fortſetzung.)

6) Eins der ſchönſten Gemälde Raphaels iſt die **Madonna aus dem Hauſe Alba**. Rundes Bild 3′ 3″ im Durchmeſſer, mit halb lebensgroßen Figuren. Maria ſitzt mit dem Chriſtkinde und dem kleinen Johannes in einer Landſchaft. Mit ihrer herabgeſenkten linken Hand hält ſie ein kleines Buch, worin ſie ſo eben geleſen zu haben ſcheint. Das Chriſtkind umfaßt das ihm vom kleinen Johannes dargereichte Kreuzchen und ſieht dieſen mit unausſprechlicher Liebe an. Johannes kniet vor ihm, innig verehrend, und vergißt die Blumen in ſeinem Felle, die er für ſeinen göttlichen Geſpielen gepflückt; voll kindlicher Anmuth blickt er aufwärts nach dem Kreuze, wohin auch die Jungfrau ihre Blicke richtet und mit einem ſo tiefen, ernſten Ausdruck, daß man darin eine gewiſſe Wehmuth nicht verkennen kann, die ſie vielleicht ahnungsvoll beim Leſen der Propheten und dem Anblick der Scene unter den Kindern ergriffen hat. Der Blick iſt aber dabei ſo ruhig und voll Liebe, daß ſie nur noch an Reiz und Schönheit gewinnt. Es iſt nicht auszuſprechen, welche Tiefe und Anmuth in dieſem Bilde vereinigt ſind: es iſt ein wahres Gedicht, in dem drei liebenswürdige Charaktere auf das Beſtimmteſte gezeichnet ſind. Dieſes Bild iſt ganz von Raphaels eigener Hand ausgeführt und in ſeiner ſchönſten Zeit während der erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Rom entſtanden. Es hat außer der Tiefe des Ausdrucks und der Schönheit der Compoſition und Zeichnung auch jenes Klare und doch Kräftige in dem Helldunkel; was dem Raphael ſo vorzüglich eigen iſt. Die Carnation iſt friſch, als ſähe man das Blut unter der Haut circuliren; die Uebergänge darin ſind röthlich gehalten. Der Faltenwurf am blauen Mantel der Maria hat etwas Kleingebrochenes, was ſehr an die Behandlungsweiſe des Gewandes der Maria in der heiligen Familie von Michel Angelo in der Tribune zu Florenz erinnert, und vielleicht hier dem Raphael im Sinn geweſen ſeyn mag. Erhalten iſt das Bild ganz vortrefflich, nur ein jetzt gut zuſammengefügter Sprung geht durch die Mitte deſſelben, wodurch der röthliche Hauch über der Wange der Maria etwas gelitten hat. Auch an der Stirn des Johannes ſcheint eine leichte Laſur weggenommen. Die Landſchaft hatte ein Hans Ballhove ganz dick übermalt, ſo daß dieſe Farbe mit dem Meſſer abgenommen werden konnte, worunter ſich dann die urſprüngliche Landſchaft vollkommen, ſelbſt in den Laſuren, erhalten fand. Sie iſt von vorzüglichem Reize in der Farbe und der Compoſition, welche an die Ufer der Tiber erinnert. Dieſes köſtliche Bild kam zur Zeit der Franzoſen aus dem Hauſe des Herzogs von Alba an den in Madrid anweſenden däniſchen Geſandten, Graf von Burcke, der es dann nach London brachte; als er aber nach Paris ging, überließ er es an ſeinen Landsmann, Herrn W. G. Coesvelt in London, den jetzigen Eigenthümer, um 4000 Pfund Sterling. Desnoyers hat einen ſchönen Stich davon herausgegeben, der jedoch von der Tiefe des Ausdrucks in den Köpfen und der Vollendung in der Malerei keinen genügenden Begriff gibt.

7) Ein ausgezeichnet ſchönes **Madonnenbild** von Raphael befindet ſich zu Penſangar, dem Landſitze des Lords Cowper. Maria, halbe lebensgroße Figur, ſitzt rechts, iſt faſt im Profil geſehen und hält in einer Schleife das auf einem Polſter in ihrem Schooße ſitzende Chriſtkind. Ihre linke Hand hält ſie auf die Bruſt. Das Kind, ſich an dem die Bruſt der Mutter umſchließenden Kleiderſaume mit der rechten Hand haltend, ſieht lächelnd aus dem Bilde. Dieſer Ausdruck iſt bis an die Gränze des Manierirten oder Affectirten getrieben, wie man dieſes zuweilen bei Raphael antrifft, z. B. in der Madonna aus dem Hauſe Colonna, jetzt im Berliner Muſeum. Der Mariakopf unſeres Bildes iſt dagegen von großer Schönheit und lieblich im Ausdruck. Gemalt iſt es zwar ſehr flüchtig, aber geiſtreich vollendet und ſicher von des Meiſters Hand. Im Saum iſt mit

Digitized by Google

Gold eine leichte Verzierung und die Jahrszahl MDVIII. R. V. Erhalten iſt das Bild vortreſſlich. Lord Cowper, der Geſandte am Hofe van Toscana, erſtand es mit vielen andern ſchönen Gemälden in Florenz. Dabei war noch Folgendes:

8) Madonna, halbe Lebensgröße. Es iſt aus Raphaels früherer Zeit und erinnert in einzelnen Theilen noch an die Schule des Perugino. Außerdem, daß es ſehr flüchtig behandelt iſt, hat es im Ausdruck ſo wenig von der Grazie des Raphaels, daß zu vermuthen ſteht, einer ſeiner Mitſchüler habe dieſe Compoſition nach ſeiner Zeichnung ausgeführt. Folgendes iſt die Diſpoſition: Maria, halbe Figur, ſitzt auf einer ſteinernen Bank und hält das Chriſtkind auf ihrer linken Hand; die rechte hat ſie auf den Schooß gelegt, worauf das Chriſtkind den Fuß ſtützt und die Mutter umhalst, das Köpfchen aber wendet es abwärts. Maria, deren Haupt ſeitwärts geneigt iſt, ſieht etwas ernſt aus dem Bilde. Den Hintergrund bildet eine Landſchaft.

9) Die heilige Catharina von Alexandrien, im Beſitz des Herrn W. Beckford in Bath. Dieſes köſtliche Bild iſt durch den ſchönen Stich von Desnoyers bekannt. Allein wie jede Copie nach einem vortreſſlichen Meiſterwerke immer nur ein ſchwaches Abbild ſeyn wird, ſo iſt es auch bei dieſem Kupferſtich, bei allen ſeinen Vorzügen, der Fall. Man glaubt beinahe etwas ganz Unbekanntes zu erblicken, wenn man vor dieſes lebensgroße Bild hintritt, das uns die Heilige in himmliſcher Begeiſterung nach dem Lichte zugewendet zeigt. Nur wenigen unter den größern der Meiſter iſt es geglückt, dieſe Stimmung ſo wahr, lebendig und entzückend darzuſtellen.

Der Behandlungsart nach iſt dieſes Bild in dieſelbe Zeit wie die Grablegung im Pallaſt Borgheſe zu ſetzen. In vielen Stellen iſt es ſo dünn gemalt, daß man, beſonders in der Carnation, die Zeichnung mit ihren Schraffirungen durchſieht. So iſt auch die hübſche Landſchaft ſehr geiſtreich und dünn im Auftrag, faſt ſkizzenhaft behandelt. Die Erhaltung des Bildes iſt vortreſſlich; nur am Anſatz der Haare und im Schatten der Stirne hat es etwas gelitten und iſt an dieſer Stelle leicht übermalt. Bekanntlich befand es ſich früherhin in der Sammlung Aldobrandini zu Rom. Der Originalcarton dazu iſt in der Pariſer Sammlung der Handzeichnungen. Eine erſte Idee davon, mit noch andern Entwürfen, alle mit der Feder gezeichnet, beſitzt der Herzog von Devonshire. Und nur der vordere Theil des Kopfs, ſehr ſchön mit der Feder ausgeführt, wobei auch noch fünf Kinderſtudien, befindet ſich im Nachlaß des Sir Th. Lawrence.

10) Ein ſehr liebliches kleines Madonnenbild aus der Gallerie Orleans ſah ich bei dem Bilderhändler Herrn Neuwenhuys Sohn, in London. Die Maria, faſt im Profil geſehen, hält das Chriſtkind, welches den Beſchauer anſieht, vor ſich. Dieſes Bildchen, von reizender Klarheit in der Farbe und von unbeſchreiblicher Grazie, iſt auch wohl erhalten; nur am untern Theil iſt es etwas verwaſchen. Aeltere Stiche darnach ſind die von Duflos, nochmals von N. de Larmeſſin aufgeſtochen, und der von Huber. Von Desnoyers haben wir einen neuen zu erwarten.

11) Ein ehemals ſehr ſchönes, jetzt ganz verwaſchenes Madonnenbild aus der Gallerie Orleans beſitzt nun Herr Rogers. In dem Zuſtande, in welchem es nun iſt, hat es in ſo fern Intereſſe, als man die Art zu untermalen des Raphael kann kennen lernen. In der Carnation iſt es ſehr klar und etwas röthlich gehalten. Das Bild ſtellt Maria, halbe Figur, dar, welche das auf einem Geſimſe ſtehende Chriſtkind hält. Dieſes ſchmiegt ſich lächelnd an ſie und umfaßt der Mutter Hals. Das Bild iſt vom Holz auf Leinwand übertragen. J. C. Flipart hat es für das Cabinet Crozat geſtochen. Sonſt gibt es noch Stiche von C. du Flos, L. Petit, Nic. Guidetti, P. W. Tomkins u. a. m.

Der Carton zu dieſem Bilde befand ſich einſt im Hauſe J. B. Ceccomani zu Perugia, iſt aber nicht mehr vorhanden, ohne daß ich weiß, wohin es gekommen.

* * *

Hier folge nun die Berichtigung einiger als Originalwerke von Raphael publizirten Bilder.

a) Im Cabinet Crozat iſt das Portrait-Gemälde des Archidiacon Friedrich Carondoles mit ſeinem Sekretair und einem Diener vorſtellend, als ein Gemälde von Raphael herausgegeben worden. Es iſt noch in der Sammlung des Herzogs von Grafton in London. Lord Arlington erhielt es als ein Geſchenk von der Republik der vereinigten Staaten Hollands, und ſeit dieſer Zeit (unter Karl I.) iſt es in der Familie der Herzoge von Grafton geblieben.

Zwei Sachen fielen mir ſchon immer im Kupferſtich von N. de Larmeſſin auf, die mich an der Aechtheit des Bildes zweifelhaft machten, nämlich die außer allem Verhältniß kleine Figur des Sekretairs und dann der Hintergrund; ſowohl die Säulenhalle von corinthiſcher Ordnung, als auch die Landſchaft mit deutſchen, düreriſchen Häuſern, ſind keineswegs raphaeliſch, ſondern von der Art, wie ſie öfters in der venetianiſchen Schule vorkommen. Bei Anſicht des, obgleich ſchönen Gemäldes konnte kein Zweifel mehr ſeyn, daß es ein Werk eines Schülers oder Nachahmers von Raphael iſt. In der Behandlungsart, beſonders dem Landſchaftlichen hat

Digitized by Google

es etwas Venetianiſches, wie dieſes öfters in dieſer Zeit vorkommt. Das Einzige, was einen Antheil Raphaels an dem Bilde zuläßt, iſt der Kopf des Carondelet, welcher in der Zeichnung und Haltung wirklich etwas hat, was dieſem Meiſter eigen iſt. Die Ausführung dagegen ſteht weit darunter. Ich bin daher der Meinung, Raphael habe einſt das Portrait gezeichnet, oder auch eine Skizze davon gemalt, welche bei dieſem Bilde benutzt wurde. Auch iſt die eine Hand, worin er einen Brief hat, ganz der des Leo X. nachgeahmt, worin dieſer ein Vergrößerungsglas hält. Die Carnation iſt etwas roth und in den Lichtern weißlich gehalten; die beiden Nebenfiguren aber im Helldunkel. Steif und hart iſt der weiße, bräunlich und ſchwarz gefleckte Pelz gemalt; ſo auch der Teppich von rothen, ſchwarz eingefaßten Verſchlingungen, auf weißem Grund.

Zu bemerken iſt, daß nach der Aufſchrift auf dem Papier, welches Carondolet in der Hand hält, er nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, Archidiacon von Beſançon war, ſondern von Bitonto (Bitontino) im Königreich Neapel.

b) Ein ſchon vielbeſprochenes Bild iſt das der Viſion des Ezechiels, welches einſt Nic. Pouſſin in Bologna für Herrn von Chantelou erkaufte. Nachmals kam es in die Gallerie Orleans und aus dieſer um 800 Pfund Sterling an Lord Berwick. Jetzt iſt Sir Thomas Baring deſſen Beſitzer. Obgleich es dem unbezweifelten Originale im Pallaſt Pitti an die Seite geſetzt wurde, ſo bedarf es doch nur eines flüchtigen Blickes, um zu ſehen, daß dieſes Bild nur eine, ſelbſt ſchwache Copie iſt. Auch wird es von keinem Kenner in England für Original gehalten.

c) Ein anderes Bild bei Sir Th. Baring, welches dem Raphael zugeſchrieben wird, iſt das Portrait eines jungen Mannes, welches Le Brun beſaß und auch in ſeinem Voyage dans le midi de la France, l'Italie et l'Espagne als ein Werk des Raphael bekannt gemacht hat. Es iſt aber ein in jeder Hinſicht ſchwaches Bild, wie mir ſcheint aus der Schule des Andrea del Sarto.

d) In Blenheim, dem fürſtlichen Landſitze des Herzogs von Marlborough, iſt ein Frauen-Portrait, welches für das der Fornarina, der Geliebten des Raphael, und von dieſem gemalt, ausgegeben wird. Geſtochen iſt es von Th. Chambers 1765 in dem von John Boydell herausgegebenen Werke: Collection of prints engraved after the most capital Paintings in England. London 1796. In Blenheim heißt ſie Dorothea, wohl nach Angabe des F. Scanelli, der, wie wir ſehen werden, eine heilige Dorothea daraus macht. Sie hat in ihrer Geſichtsbildung einige Aehnlichkeit mit dem Bildniß vom Jahr 1512 in der Tribune zu Florenz, doch ſind die Züge bei weitem weniger fein und geiſtreich. Auch in der Anordnung iſt dieſes Portrait ſehr verſchieden: Ueber ihrem dunklen Haare ſieht man ganz ſchmal ein weißes Tuch gelegt. Ihr pfirſichrothes Kleid bedeckt ein dunkel carmoiſinrother, ſammetner Mantel, der mit einem hellen, fleckigen Pelz beſetzt iſt; dieſen hält ſie mit ihrer linken Hand an die Bruſt. Mit der rechten faßt ſie ein Körbchen mit Früchten. Durch das Fenſter ſieht man eine auf venetianiſche Art behandelte Landſchaft, die ſehr braun und dunkel iſt. Ueberhaupt hat die breite Behandlungsart des ganzen Bildes etwas aus dieſer Schule, obgleich die ſtrengere Zeichnung und ſchöne Modellirung des Kopfes auch wieder an die Manier des Raphael erinnert. Mit dieſem Bilde dürfte es die nämliche Bewandtniß haben, wie mit dem Portrait des Archidiacon Carondolet. Sicher iſt weder die Dispoſition des Ganzen, noch die Ausführung dem Raphael zuzuſchreiben. P. Pierolei hat daſſelbe Portrait, doch nur Bruſtbild, mit der Unterſchrift herausgegeben: ritiro ed onesti sono miei pregi. Dieſer Kupferſtich dürfte nach einer in Verona befindlichen Wiederholung gemacht ſeyn, welche ſich ehedem in der Gallerie Cartoni befand. Doch iſt das Bild ſelbſt ganz ſo groß wie jenes in Blenheim. F. Scanelli in ſeinem Microcosmo della Pittura Lib. II. p. 169. ed 1657, erwähnt dieſes Bild folgendermaßen: Auch in Verona, im Studium des Cartoni, iſt ein Gemälde mit einer halben Figur, Lebensgröße, welches die heilige Dorothea (?) vorſtellt und von den meiſten für Raphael gehalten wird. In der That ein Bild von hoher Schönheit und von ſo großer Wahrheit, (ed in ordine alla più delicata verità) daß es vielleicht die andern dieſes Meiſters übertrifft; daher wurden einige verleitet, zu glauben, daß es von Paul Veroneſe gemalt ſey, der darin die eigenthümliche Art des Raphael nachgeahmt habe. Doch dem ſey wie ihm wolle, das Werk bleibt von ſo ſeltener Schönheit, daß es den andern gleich, ja vielleicht viel höher zu ſchätzen iſt. — Daſſelbe Bild wird auch vom Herzog Cosmus III. in ſeinem Reiſebericht erwähnt. Von J. Bernardi iſt vor einigen Jahren ein Kupferſtich darnach erſchienen; nach ihm zu urtheilen, trägt es beſtimmt das Gepräge venetianiſcher Behandlungsart.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bemerkungen über Kunſt.

Je älter man in der Kunſtliebe wird, deſto mehr lernt man Naturwahrheit, Einheit, Simplicität, Klarheit und höchſte Sorgfalt der Vollendung ſchätzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 70.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 30. Auguſt 1832.

Nachrichten über einige in England befindliche Werke von Leonardo da Vinci, Michel Angelo Buonaroti und Raphael Sanzio.

(Fortſetzung.)

e) Ein anderes Bildchen, Maria am Grabe, von drei Frauen und Johannes beweint, vorſtellend, wurde gleichfalls als von Raphael von John Boydell in erwähntem Werke bekannt gemacht; C. Gregori hat es geſtochen. Daß die Compoſition von Raphael iſt, beweiſt eine mit der Feder gezeichnete und aquarellirte Originalſkizze in der Florentiner Sammlung. Unſer Bildchen aber iſt eben ſo gewiß nicht von ſeiner Hand, ſondern von einem Zeitgenoſſen, vielleicht von Domenico Alfani. Außer der ſchwach ausgeführten Zeichnung fehlt der Färbung jene Harmonie, welche den Werken Raphaels ſo eigen iſt. Unſer Bildchen befindet ſich in Kedleſton-Hall, dem Landſitze des Grafen von Scarsdale. Eine Copie davon ſah ich auch bei dem Herzog von Devonſhire.

f) Zwei ächte Gemälde von Raphael in der Bridgewater Gallerie ſind ſchon erwähnt worden, ein drittes wird ihm gleichfalls noch zugeſchrieben. Es iſt eine heilige Familie, unter dem Namen Madonna del passeggio bekannt. Dieſes Exemplar beſaß ehedem die Königin Chriſtine von Schweden; es kam dann an den Herzog von Bracciano, dann an die Gallerie Orleans und von dieſer in die Sammlung, wo es ſich jetzt befindet. Die Compoſition iſt folgende: Maria, in einer Landſchaft wandelnd, hält das ſtehende Chriſtkind mit der einen Hand, während ſie die andere auf den Kopf des kleinen Johannes legt. Herannahend, iſt dieſer im Begriff ſeinen göttlichen Geſpielen zu küſſen. Hinter einem Strauch wandelt Joſeph. Geſtochen wurde dieſes Bild öfters, z. B. von J. Pesne, N. de Larmeſſin für's Cabinet Crozat, A. Legrand u. a. m. Daß dieſe Compoſition dem Raphael angehöre, wird wohl Niemand bezweifeln; unſer Bild aber iſt ſicher nicht von ihm ausgeführt; ſondern der Behandlungsart nach beſtimmt von G. F. Penni, der Fattore genannt. Erſtlich fehlt der Zeichnung das feine, lebendige Gefühl in den Conturen, und im Modellirten die zarten Uebergänge. Sodann iſt die Farbe kalt-grau in der Carnation und unharmoniſch in der Geſammtwirkung. Im Ausdruck der Köpfe iſt keine Idee von jener Grazie und Feinheit, die in der raphaeliſchen Schule nur dem Meiſter eigen iſt. Endlich ſtimmt die Behandlungsart der Landſchaft genau mit der überein, welche bei andern des Penni vorkommt. Wo ſich das Original dieſer Compoſition befindet, bleibt noch unentſchieden. Im Muſeum zu Neapel iſt eine ſchöne alte Copie. Sehr hoch geſchätzt wird ein Exemplar bei C. Sanquirico in Mailand, das ich aber nicht geſehen habe.

g) Zwei andere Bilder des G. F. Penni, die ſich ehedem in der Gallerie Borgheſe befanden und nun auch nach London gewandert ſind, werden öfters für Raphael ausgegeben und ſind auch als ſolche geſtochen. Sie ſollen daher hier noch erwähnt werden.

Charitas, ſtehende Figur mit zwei Kindern an den Brüſten. Geſtochen von A. Capellan 1798 für die Schola Italiana von N. P. Montagnani 1806. Das Bildchen iſt nun im Beſitz des Herrn Neeld in London.

Die Hoffnung. Ein leicht dahinſchreitendes Mädchen, die nach antiker Art einer Spes in der einen Hand eine Blume, mit der andern ihr Gewand in die Höhe hält. Dieſes Gegenſtück zu obigem Bildchen iſt nun in der Sammlung des Herrn H. Hope. Der Originalentwurf, mit der Feder gezeichnet und mit Biſter ſchattirt, befindet ſich in der Sammlung der Handzeichnungen des Königs in dem neuen Pallaſt. Sie diente zu unſerem Bilde, wie dieſes der Eindruck mit der Nadel um die Conturen noch deutlich zeigt. J. Chamberlaine hat ſie in ſeinem Werke über die Zeichnungen der königlichen Sammlung als einen Entwurf von Raphael bekannt gemacht.

Daß man ſchon in frühern Zeiten dieſe zwei Bildchen dem Penni und nicht dem Raphael zuſchrieb, beweiſt die Angabe bei der Beſchreibung der Gemälde im Pallaſt Borgheſe zu Rom, von Herrn von Ramdohr.

* * *

Digitized by Google

Cartons und Zeichnungen von Raphael.

Unter allen Werken Raphaels, welche ſich in England befinden, ſind die ſieben Cartons mit Darſtellungen aus der Apoſtelgeſchichte hochberühmt.

Es iſt bekannt, daß Raphael zwölf in Waſſerfarben colorirte Cartons zu gewirkten Tapeten verfertigte, welche dann zu Arras in den Niederlanden ausgeführt wurden. Die mit Gold reich durchwirkten Tapeten, wofür der Papſt Leo X. nach Jovius 50,000 Dukaten bezahlte, kamen nach Rom; die Original-Cartons aber blieben in der Fabrik zurück und geriethen nach und nach in Vergeſſenheit. Rubens entdeckte ſieben derſelben wieder, und bot ſie als Geſandter bei dem kunſtliebenden König Karl I. zum Kaufe an; dieſer erſtand ſie auch. Nach dem traurigen Ende dieſes Fürſten wurden alle deſſen Kunſtſchätze verſchleudert; Cromwell ließ indeſſen dieſe Cartons um 300 Pfund Sterling für den Staat ankaufen; ſo wurden ſie diesmal für England erhalten. Unter Karl II. jedoch wären ſie beinahe nach Frankreich gekommen, indem Ludwig XIV. ſie zu erwerben wünſchte, und ſchon hatte deſſen Geſandter Barillon die Zuſage von Karl II., als noch zu rechter Zeit Graf Danby mit ſolcher Entſchloſſenheit ſich widerſetzte, daß ſie auch zum zweitenmal für England gerettet wurden. Bis dahin waren ſie noch immer in dem Zuſtande, nämlich in ſchmale Striemen geſchnitten, geblieben, in welchem ſie die Tapetenwirker gelaſſen hatten. Erſt Wilhelm III. ließ ſie zuſammenfügen, auf Leinwand aufziehen und in einem zu Hampton Court beſonders dazu erbauten Saale aufſtellen; wo ſie ſich jetzt wieder befinden.

Was die Compoſitionen dieſer Cartons von allen andern Werken Raphaels auszeichnet, iſt die eigenthümliche Behandlungsweiſe, die in großen, einfachen Zügen die Begebenheiten, ſo zu ſagen rein dramatiſch darſtellt; ganz ſo, wie es dem Charakter der Apoſtelgeſchichte entſpricht. Da nun Raphael als Hiſtorienmaler, im engern Sinne des Wortes, den Vorzug vor allen übrigen verdient, ſo werden unter dem vielen Vortrefflichen, was er geleiſtet, dieſe Compoſitionen mit Recht zu den ausgezeichnetſten ſeiner Hervorbringungen gerechnet. Manche ſtellen ſie ſelbſt allen ſeinen andern Werken voran.

Da dieſe Cartons durch Kupferſtiche von Dorigny und andern allgemein dem kunſtliebenden Publikum bekannt ſind, ſo ſcheint eine ausführliche Beſchreibung der Compoſitionen überflüſſig. Dagegen wird man bei Angabe des Gegenſtandes wohl mit einigem Intereſſe die Beobachtungen leſen, welche ich vor den Originalien über deren Ausführung und Erhaltung zu machen Gelegenheit hatte.

Nach der chronologiſchen Ordnung der dargeſtellten Gegenſtände aus der Apoſtelgeſchichte, ſo wie auch wohl nach der Entſtehung der Cartons, iſt der erſte:

1) Der wundervolle Fiſchzug.

Simon und Andreas haben auf das Geheiß Chriſti, eine wundervolle Menge von Fiſchen in ihr ausgeworfenes Netz beſchloſſen und mit Hülfe von Jakobus und Johannes in die Schiffe gezogen; doch dieſe fangen an zu ſinken; da wirft ſich von Schrecken ergriffen Petrus vor Chriſtus hin, ihn bittend, auszuſteigen; „denn," fügt er hinzu, „ich bin ein ſündiger Menſch." Jener aber ſpricht: fürchte dich nicht, von nun an wirſt du Menſchen fahen. Dieſer Vorgang iſt ſo wahr und einfach dargeſtellt, daß das Bild zur Erzählung wird.

Dieſer Carton ſcheint größtentheils von Raphaels eigener Hand gemalt, gleichſam als Muſter für alle übrige. Er iſt von ganz beſonderer Haltung, vortrefflich gezeichnet und klar und tief in der Farbe. Die Carnation iſt ſehr lebendig und leuchtend, in den Schatten etwas gräulich, in den Tiefen ſchwarz. Von ſehr friſcher Farbe iſt das grüne Gewand des Petrus. Auch die Landſchaft hat jenen klaren Ton und die Figürchen darin, jene leicht hingezeichnete Bildung, welche dem Meiſter eigen ſind. Die Fiſche im Schiffe und die Kraniche, welche am Ufer ſtehen, ſind ganz vortrefflich und naturgetreu gemalt; wohl von der Hand des Giovanni da Udine. Chriſtus hat ein blaues Kleid, mit weißem Mantel an; ſonderbar iſt es nun, daß dieſer im Waſſer roth wieder ſcheint; die Vermuthung, daß der Mantel einſt roth und nun verblaßt ſeyn ſollte, ſcheint mir hier nicht aufkommen zu dürfen, da grade das Weiße ſehr ſchön behandelt iſt und ſich keine Spur von Roth darin zeigt.

Im Ganzen iſt dieſer Carton wohl erhalten, nur links am Himmel und den Meeren, ſind große Stellen übergangen und von ſchmutzig, grünlich-gelber Farbe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Griechiſche Künſtlergeſchichte.

1) Lettre à M. Schorn, Professeur à l'Université de Munich sur quelques noms d'artistes omis ou insérés à tort dans le catalogue de Mr. le Dr. Sillig. Par M. Raoul-Rochette, Conservateur du Cabinet des Médailles et Antiques de la Bibliothèque du Roi. Paris, 1832. 8. S. 94.

(Fortſetzung)

Indem wir durch ſo vorausgeſchickte Bemerkungen jeden auch in Bezug auf eigentliche Kunſt noch ſo unbe-

deutenden Nachtrag hinlänglich gerechtfertigt zu haben meinen, wenden wir uns zu dem Verzeichniß des Herrn Raoul-Rochette, der uns mit einer großen Menge bisher kaum bekannter oder nicht berückſichtigter Künſtlernamen beſchenkt und beſonders in dem Abſchnitt über die Steinſchneider eine Menge von Berichtigungen und Nachweiſungen über Werke, die den Namen des Meiſters tragen, dem alphabetiſch geordneten Verzeichniß einverleibt, von denen wir die wichtigſten unſern Leſern zu vorläufiger Nachricht mittheilen, indem man das Weitere bei Herrn Raoul-Rochette ſelbſt mit einer reichen und gelehrten Ausſtattung vorgetragen findet.

Eine Quelle erkennen faſt durchaus die acht und zwanzig Künſtlernamen an, welche man nach den neueren wichtigen und vielbeſprochenen Ausgrabungen auf griechiſchen Vaſen lieſt. Als Vaſenmaler waren bisher nur vier in dem Sillig'ſchen Catalog aufgeführt, von denen der Verfaſſer den Calliphon als unächt ausſtreicht. Wir führen die Namen mit kurzer Angabe des Gefäßes, auf dem ſie geleſen worden, der Reihe nach auf:

1) Aeneades (ΑΙΝΕΑΔΕΣ) auf einer Patere von Nola in der Sammlung des Herrn Durand zu Paris.

2) Aeſchylos (HISXVLOS) auf einer Vaſe aus der Sammlung des Fürſten von Canino. (Vergl. unſere folgende Anzeige der Abhandlung von Creuzer.)

3) Andokides auf vier Vaſen dieſer Sammlung.

4) Archecles auf einer Patere in der Sammlung des Herzogs von Blacas und einer andern in der des Herrn Durand.

5) Cachrylion auf zwei Vaſen von Canino.

6) Chelis auf einer Vaſe der Sammlung Candelori zu Rom.

7) Cleophrades auf einer Vaſe aus den Nachgrabungen von Corneto, in der Sammlung des Herrn Foſſati. Die beigeſchriebenen Buchſtaben: ΑΜΑΣ......Σ deutet Herr Raoul-Rochette auf das Vaterland des Künſtlers und ergänzt: ΑΜΑΣΤΡΑΤΙΝΟΣ, ſo daß in Ameſtratos dann eine ſolche Vaſenfabrik angenommen werden dürfte, aus der wir eine Menge dergleichen von auffallend übereinſtimmendem Styl in den Vaſen von Agrigent und Selinus übrig hätten, was ein neuer Beweis wäre, daß viele oder die meiſten etruskiſchen Vaſen aus griechiſchen Colonieen durch den Handel dahin gekommen ſind. Das Ganze bleibt aber eine Vermuthung, bis andere Zeugniſſe Gewißheit gewähren.

8) Deiniades auf einer Vaſe von Canino.

9) Cloris (aus LOPIΣ conjicirt, da dieſer Name häufig und namentlich in einer ſiciliſchen Inſchrift wiederkehrt, was dem Verfaſſer für einen neuen Beweis der griechiſch-ſiciliſchen Abkunft der gemalten Vaſen gilt) auf einer Vaſe derſelben Sammlung.

10) Epictetus auf vier Vaſen der Sammlung des Fürſten von Canino und auf einer in dem Beſitz des Herrn Durand.

11) Ergotimos (ΕΡΛΟΤΙΜΟΣ f. ΕΛΡΑΦΣΕ, was archäiſtiſch) auf einer Schaale von Aegina in dem Beſitz des Herrn Fontana in Trieſt. Die Schrift ſtimmt auffallend mit den Zügen auf den Vaſen von Canino.

12) Euphronios, auf zwei Vaſen von Canino und auf einer neuerlich zu Viterbo aufgefundenen Patere (ΕΥΚΦΟΝΙΟΣ). Derſelbe Name (ΕΥΦΡΟΝΙΟΣ) auf einem Fragment einer ſehr ſchönen Vaſe der Sammlung des Herrn Foſſati.

13) Euthymides auf einer Vaſe von Canino mit der merkwürdigen Inſchrift: ΕΛΡΑΦΣΕΝ ΕΥΘΥΜΙΔΕΣ ΗΟ ΔΟΛΙΟΥ (?). Der Name erinnert ſehr an den von Plinius erwähnten Maler Euthymedes (Sillig S. 213).

14) Euritheos (nach Amati aus EIVXSIΘES conjicirt, was der Verf. früher für ΖΕΥΧΣΙΘΕΟΣ geleſen.) Derſelbe Name ΕΥΧSΙΘΕΟΣ ΕΠΟΙΕSΕ) erſcheint auf einer von dem Fürſten von Canino publicirten Vaſe, die durch den Gegenſtand ſowohl, als durch die Perſonen und ihre ſehr leſerlich übergeſchriebenen Namen gleich ausgezeichnet ſeyn ſoll. In dem der Inſchrift folgenden Worten: OLTOS ΕΛ.... SEN glaubt der Verfaſſer den Namen des Zeichners verborgen.

15) Execias auf einer Vaſe von Canino und auf einer andern des Herrn Depolletti in Rom.

16) Hector auf einer Vaſe, deren Gemälde den Hector zum Gegenſtand hat. Das beiſtehende ΕΛΡΑΦΣΕΝ läßt aber nach aller Analogie den Namen des Künſtlers darin finden.

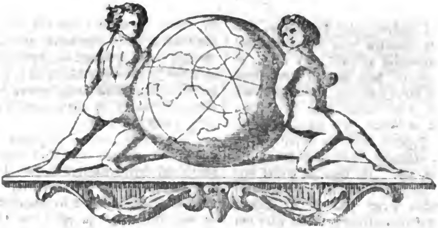
17) Hieron (ΗΙΕΡΟΝ) auf zwei Vaſen von Canino und einer Patere der Sammlung Foſſati.

18) Hippaichmos auf einer Vaſe von Canino.

19) Hypſis (ΗΥΦΣΙΣ) auf einer Vaſe der Sammlung Candelori.

20) Nikoſthenes auf zwei Vaſen von Canino und einer dritten wo nur KOSΘENES ſteht. Ein griechiſcher Vaſenmaler deſſelben Namens war übrigens ſchon aus Sillig Catal. Artif. S. 304 bekannt. Der Verfaſſer bringt ihn auch auf einer Vaſe von Agrigent aus der Sammlung des Herzogs von Blacas bei und theilt die merkwürdige Beobachtung mit, „daß alle dieſe Vaſen aus derſelben Fabrik, von derſelben Zeichnung,

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 78. — 1. Auguſt 1832.

Nachträge zur theologiſchen Literatur.

(Fortſetzung.)

44) Doctrine de Saint-Simon. Exposition. Première année. 1828 — 1829. Troisième édition. Paris, 1831.

45) Religion Saint-Simonienne. Communion générale de la famille Saint-Simonienne. Extrait de l'Organisation. Paris, 1831.

46) Der Saint-Simonismus und die neuere franzöſiſche Philoſophie. Von Dr. F. W. Carové. Leipzig, Hinrichs, 1831.

47) Der Simonismus und das Chriſtenthum. Von Dr. K. G. Bretſchneider. Leipzig, Vogel, 1832.

In den beiden franzöſiſchen Schriften, vorzüglich der umfaſſenden Doktrin, iſt das Syſtem der St. Simonianer, und in den beiden lezten ſind ſcharfſinnige Kritiken deſſelben enthalten. Carové beweiſt, daß die Ideen St. Simons keineswegs neu, ſondern ſchon von Fichte, Krauſe, Wagner, Weishaupt ausgeſprochen worden ſeyen, und daß ſie überhaupt aus derſelben Quelle fließen, aus der die geſammten Weltverbeſſerungspläne des vorigen Jahrhunderts ſich herſchreiben, nämlich aus Rouſſeau, der bekanntlich alles Hiſtoriſche in der Welt raſiren und auf der tabula rasa etwas ganz Neues bauen wollte und dadurch den Oekonomiſten, Philantropiſten, Illuminaten, Kosmopoliten, den großen Anſtoß gab. Aus derſelben Quelle fließt die Tugend Peſtalozzis, wie das Verbrechen Robespierres, die Weisheit Franklins wie die Narrheit des Anacharſis Cloots.

Wie genau der St. Simonismus damit zuſammenhängt, ergibt ſich aus folgenden Thatſachen. St. Simon war Adjudant Lafayettes und begleitete denſelben auf ſeinen Feldzügen in Nordamerika. Seitdem plagte ihn, gleich vielen Andern, unabläßig der Wunſch, etwas Aehnliches wie in Amerika, auch in Europa einzuführen, und ſey es nun, daß er ſelbſt zur Schwärmerei neigte, oder daß er fein genug war, die tiefgewurzelte Macht der Religion ſelbſt in einem Zeitalter der Aufklärerei und des Unglaubens nicht zu verkennen, kurz er ſchuf ein Syſtem, in welchem alle nationalökonomiſchen und politiſchen Neuerungen in einem religiöſen Grunde wurzeln, in welchem die ganze Geſellſchaft auf eine theokratiſche Weiſe reorganiſirt werden ſollte.

Dieſes Syſtem würde gleich vielen ähnlichen nur in der Bücherwelt aufgetaucht und wieder verſchwunden ſeyn, ohne ins Leben einzugreifen, wenn es nicht während der Reſtauration unter andern als eine Waffe gegen die jeſuitiſche Regierung benuzt worden wäre.

Digitized by Google

Dadurch gewann dieſes Syſtem einige Bedeutung, und nach der Julirevolution glaubten ſeine Anhänger, wie es in ſolchen Fällen gewöhnlich geſchieht, der Sieg, zu dem ſie zufällig mitgewirkt, habe blos ſie zum Zweck gehabt; ſie machten ſich daher ſehr laut, als etwas Neues kamen ſie eine Zeitlang in die Mode, und ſie ſchienen ſogar gefährlich werden zu können, als ſich frühe genug die Unhaltbarkeit des Syſtems durch die Streitigkeiten, die ſie unter ſich ſelbſt anfiengen, und durch den innern Zerfall der Sekte kund gab. Ihr Schickſal gleicht dem der deutſchen Turner. Anfangs begünſtigt als eine Waffe gegen den Napoleoniſchen Druck glaubten die Turner nach den ſogenannten Befreiungskriegen, es ſey alles nur um ihretwillen geſchehn, machten ſich ſehr laut, kamen eine Zeitlang in die Mode und giengen unter, wie höchſtwahrſcheinlich auch die St. Simonianer untergehn werden.

Es iſt inzwiſchen nicht zu läugnen, daß in dieſem Syſtem, wie in den meiſten Weltverbeſſerungsplänen, immerhin etwas nicht nur Heilſames, ſondern auch wirklich Ausführbares iſt; nur dadurch vernichten dieſe Syſteme ſich ſelbſt, daß ſie *einſeitig* alle übrigen Bedürfniſſe des Menſchen verläugnen, um ein einziges zu befriedigen, und daß ſie die ſo wunderbare, ſo vielſeitige, ſo unergründliche, ſo unbezwingliche Menſchennatur gleich einer bequemen Maſchine behandeln und lenken wollen, wie es ihnen beliebt. Der Menſch hat ohne Zweifel Fähigkeit zur Tugend, aber ihn mit Gewalt zur Tugend dreſſiren, ihm nur die Wahl laſſen zwiſchen der Tugend oder der Guillotine, das bewirkt, wie Robespierre bewieſen hat, grade das Gegentheil. Die Jugend hat ohne Zweifel Anlage zu Allem; aber alle dieſe Anlagen zumal ausbilden wollen, iſt ein lächerlicher Traum deutſcher Erziehungsſchwärmerei und in der Ausführung noch immer mißlungen. Eben ſo hat ohne Zweifel jeder Menſch ein Urrecht auf alle Güter dieſer Erde in dem Maaß, in dem er ſich durch ſeine Leiſtungen derſelben würdig macht, allein wenn die St. Simonianer dieſes Recht geltend machen wollen, ſo vergeſſen ſie, daß nie eine Regierungsgewalt immer gleich weiſe, unpartheyiſch, uneigennützig ſeyn wird, um bei der Theilung gerecht zu ſeyn, daß ſie ſelbſt beim beſten Willen nicht allwiſſend genug ſeyn wird, um in der Beurtheilung der Menſchen nicht zu irren, und daß ſie endlich nie mächtig genug ſeyn wird, um der Habſucht, dem Neide derer zu begegnen, die ſich zurückgeſezt wähnen.

In der Religion St. Simonienne (von Bretſchneider überſezt) iſt das Syſtem ſchon kurz ausgezogen, wir kürzen es hier noch mehr ab:

I. *Gott*; das unendliche, allgemeine Weſen, alles was iſt; alles iſt in ihm, alles iſt durch ihn, alles iſt Er. Er iſt in ſeiner lebendigen Einheit *Liebe*, und in den Weiſen ſich zu offenbaren 1) nach der geiſtigen Anſchauung (aspect), welcher vorzüglich entſpricht der Menſch oder das Ich (le moi): *Verſtand*, *Weisheit*; 2) nach der materiellen Anſchauung, welcher vorzüglich die Natur oder das Nicht-Ich (non moi) entſpricht: *Stärke* (force) und *Schönheit*.

II. *Der Menſch*, (das menſchliche Weſen, Mann und Weib), ein aus einer Menge beſtehendes (être collectif) und fortſchreitendes Weſen, die endliche Offenbarung (manifestation finie) Gottes. Er iſt, wie Gott der Unendliche, in ſeiner lebendigen Einheit *Liebe*, und in den Weiſen ſich zu offenbaren 1) nach der geiſtigen Anſchauung, welche in dem Menſchen und in der äußern Natur vorzüglich entwickelt worden iſt durch das Chriſtenthum, deſſen geſellſchaftliche Realiſirung der Katholicismus iſt: *Verſtand*, *Weisheit*; 2) nach der materiellen Anſchauung, die in dem Menſchen und der äußern Natur vorzüglich entwickelt worden iſt durch den Fetiſchismus, den Politheismus und den jüdiſchen Monotheismus: *Stärke*, *Schönheit*.

Sein Endzweck iſt, ohne Aufhören in Gott zu wachſen durch Fortſchreiten 1) in der Wiſſenſchaft (science), 2) Religion und 3) Induſtrie.

III. Dieſes *Fortſchreiten*, das das Geſetz der Menſchheit iſt, hat ſich immerfort ohne Unterbrechung vollendet:

A) *In der Vergangenheit* durch den *Widerſtreit* (Antagonisme). Die geſellſchaftlichen Organiſationen der Vergangenheit waren gegründet auf eine unvollkommene Erkenntniß Gottes und des Menſchen, und niemals geradezu für das Fortſchreiten eingerichtet. Sie ſind daher allmählig umgeſtürzt worden, um neuen Organiſationen Platz zu machen, die mit den neuen Bedürfniſſen der Menſchheit mehr einſtimmen.

Kennzeichen des Geſetzes des Fortſchreitens: Streben der Menſchheit, den Kreis der Vergeſellſchaftung (association) zu erweitern durch unaufhörliche Annäherung zur allgemeinen Vergeſellſchaftung; der Widerſtreit und Krieg nehmen in dem Maaße ab, in welchem ſich der Kreis der Vergeſellſchaftung erweitert. Offenbarung des Fortſchreitens durch zwei abwechſelnde Bewegungen: die *organiſche* (bildende) Zeit, und die kritiſche Zeit. Wachſende Theilung der Arbeit; immer vollkommnere Verknüpfung der Anſtrengungen (efforts) der Vergeſellſchaftung. Immer deutlicher ausgeſprochenes Streben, der Theilung der Arbeit und der Verknüpfung der Anſtrengungen die drei großen Grundfähigkeiten (capacités fondamentales) der menſchlichen Natur zur Grundlage zu geben, nämlich die *intellektuelle* oder wiſſenſchaftliche Fähigkeit, die *Gefühls*- oder religiöſe oder geſellſchaftliche Fähigkeit, und *materielle* oder induſtrielle Fähigkeit.

Digitized by Google

B) In der Zukunft: allgemeine Vergeſellſchaftung. In dieſem Zeitabſchnitt ihrer Entwicklung rganiſirt ſich die Menſchheit, die durch die vollſtändige kenntniß Gottes und des Menſchen die volle und gänzche Wiſſenſchaft des Ziels, dem ſie zuſtrebt, erlangt hat, uf eine definitive Weiſe, indem ſie ſich geradezu für as Fortſchreiten konſtituirt, und folglich nicht mehr der lbwechslung organiſcher und kritiſcher Epochen unterorfen iſt. Dann wird jeder, gebildet durch eine für ie Fähigkeit aller eingerichtete (mise à la portée de ous) Erziehung, in der Geſellſchaft angeſtellt nach ſeiner fähigkeit und belohnt nach ſeinen Werken. Das Ziel er menſchlichen Thätigkeit in dieſer friedlichen Vergeellſchaftung iſt: die Verbeſſerung des Menſchen urch den Menſchen. Der Gegenſtand der materielen Arbeit der menſchlichen Vergeſellſchaftung iſt: die Nutzung und Verſchönerung der Erdkugel.

In dieſer ganz friedlichen Vergeſellſchaftung arbeitet ie Menſchheit nur um ihre Sympathien zu entwickeln, die Wiſſenſchaften zu vervollkommnen, und die Maſſe der Reichthümer zu vernehren. Die in der geſellſchaftlichen Hierarchie klaſſificirten und belohnten Einzelnen werden möglichſt entwickelt werden durch eine für alle eingerichtete Erziehung. Alle arbeiten für das Glück eines jeden, und jeder für as Glück aller. Die Spuren der Sklaverei werden für mmer verwiſcht werden; das geſellſchaftliche Individuum, as bis dahin der Mann allein geweſen war, wird nun er Mann und das Weib. Jede Funktion wird ann von einem Paare verrichtet; die Ordnung und die Ehe ſind identiſch. Das Eigenthum iſt geſellſchaftlich ſociale), der ganze Produktionsfonds wird benuzt durch ie Vergeſellſchaftung und hierarchiſch. Der Ehrgeiz eines eden iſt dem Fortſchreiten ſeiner Obern zu folgen, und, ie unter ihm ſind, zu ſich zu erheben. Dieſes iſt in ſeiner größten Allgemeinheit das neue von St. Simon der Welt gegebene Geſetz:

für alle Menſchen ohne Ausnahme, aber für jeden nach ſeiner Fähigkeit und ſeinen Werken, Erziehung, Geſchäft und Erholung.

IV) Die dreifache Direktion der Menſchheit, in Verſtand, Liebe und Stärke, deutet drei Ordnungen der Arbeit in der Geſellſchaft an: 1) das Dogma, oder die Wiſſenſchaft; 2) die Religion oder die Politik, und 3) den Kultus oder die Induſtrie.

Die geſellſchaftliche Hierarchie beſteht daher 1) aus Gelehrten oder Theoretikern; 2) Prieſtern oder Regierenden (gouvernans); 3) Induſtriellen oder Praktikern.

1) Der Gelehrte iſt der Menſch, deſſen Sympathien ſich vorzüglich richten auf die Betrachtung des Verſtandes (intelligence), der Weisheit und der Ordnung, welche die Hervorbringung, Verknüpfung und Aufeinanderfolge der Erſcheinungen beſtimmen. Der Zweck ſeiner Thätigkeit iſt, mehr und mehr in die Kenntniß der Geſetze einzudringen, welche die verſchiedenen Erſcheinungen des menſchlichen Lebens und der Außenwelt regieren und verbinden.

2) Die Prieſter oder Regierenden. Der Prieſter iſt ein Menſch, in welchem die Liebe zur fortſchreitenden Beſtimmung der Menſchheit herrſcht, in welcher Art der Thätigkeit es auch ſey (dans quelque ordre de faits que ce soit), und der aus dieſer Liebe die Einſichten und Kräfte ſchöpft, die erforderlich ſind, um die Anſtrengungen auf das Ziel zu richten, das er liebt und begehrt. Es iſt daher der Prieſter, der regiert; und überall, wo Anſtrengungen zuſammenzuordnen (coordonner), und Menſchen zu vereinigen ſind, tritt der Prieſter nothwendig dazwiſchen. Sein Geſchäft, in der allgemeinſten Bezeichnung, iſt, zu binden und zu vergeſellſchaften. — Der ſociale Prieſter umfaßt in ſeiner Liebe alle Arten des menſchlichen Seyns. Wie groß auch die Ausdehnung der Sphäre iſt, in die er geſtellt iſt, ſo iſt er es, von dem alle geſellſchaftliche Thätigkeit ausgeht. Er iſt die Quelle und die Sanction der Ordnung, die Baſis und das Band der Hierarchie. Er ſteht der Erziehung vor (préside à l'éducation), überträgt das Geſchäft (confère la fonction) und die Ruhe, indem er jedem den Theil von Liebe, Anſehen (considération) und Reichthümern zutheilt, den ihm ſeine Fähigkeit anweiſet, und den ſeine Werke verdienen. Das Geſchäft des ſocialen Prieſters iſt gänzlich begriffen (se résume) in dem Beſtreben, die Arbeiten der Wiſſenſchaft und der Induſtrie nach dem Geſichtspunkte der menſchlichen Beſtimmung in Harmonie zu ſetzen, und die Gelehrten und Induſtriellen politiſch zu verbinden und zu vergeſellſchaften, um zu bewirken, daß ſie dieſe Beſtimmung erreichen.

Die Kritik, welche Bretſchneider beifügt, iſt ſo ſcharf und umfaſſend, daß wir kaum etwas hinzuzufügen wiſſen. Er ſagt: „Der Simoniſtiſche Staat würde nun folgendermaaßen ausſehn. Eine kleine Anzahl von Menſchen, die ſie Prieſter nennen, einen Papſt an ihrer Spitze, hätte alle Gewalt, die geſetzgebende und die vollziehende. Dieſes Prieſterkollegium, das ſich ſelbſt ohne Theilnahme der Arbeiter ergänzt, hätte zugleich allen Grund und Boden, alle Kapitalien und alle Erwerbsmittel in Händen. Es hätte hier und da in den Provinzen und Städten wieder ſeine Unterprieſter, welche die Wiſſenſchaften, die Künſte und die Betriebſamkeit dirigirten. Die Prieſter beſtimmen, wer die Wiſſenſchaften, die Künſte, den Handel, die Handwerke, den Ackerbau, die Handarbeit betreiben ſoll; ſie ſchreiben ihm aber auch vor, wie er arbeiten ſoll, und beſtimmen ihm ſeinen Lohn.

Digitized by Google

Sie leiten die Erziehung der Jugend, um ſie zur Unterwürfigkeit gegen die Simoniſtiſche Ordnung, d. i. gegen die Prieſter, zu gewöhnen; ſie predigen dieſe Unterwerfung den Erwachſenen; ſie nehmen die Erwachſenen, welche ſich den prieſterlichen Anordnungen nicht unterwerfen wollen, in die Beichte, oder Vermahnung, und laſſen dann, wenn dieſe nichts hilft, gegen ſie den Zwang der Geſetze eintreten. — Es wird ſich ohne Mühe zeigen laſſen, daß dieſe Einrichtung widernatürlich, tyranniſch, und nichts iſt als ein *neues Papſtthum*, eine *neue Hierarchie*, von dem ſie auch, ominös genug, die Namen angenommen hat. Einen Staat dieſer Art hatten ſich bekanntlich die Jeſuiten in Paraguay unter den Indianern in aller Stille zugerichtet. Sie waren auch die einzigen Herren, hatten alles Eigenthum in Verwahrung, beſtimmten jedem ſeine Arbeit und ſeinen Lohn, und richteten Kinder und Erwachſene durch Erziehung, Predigt und Beichte, die ganz in ihren Händen waren, zum Gehorſam ab. Die Simoniſten wollen nichts anders. Damit hört nun alle individuelle Freiheit im Simoniſtiſchen Staate auf. Keiner darf etwas anders lernen und betreiben, als was die Prieſter lehren laſſen; keiner darf ſeinen Beruf frei wählen, ſondern es wird ihm vorgeſchrieben, ob er ein Taglöhner oder Handarbeiter, oder Künſtler oder Gelehrter werden und was er betreiben ſoll. Das Geſchäft ſeines Vaters, ob er es gleich von Jugend auf gelernt hat, darf er nicht wählen, wenn es die Prieſter nicht wollen. So lieb ihm auch die väterliche Werkſtätte, der väterliche Acker, das väterliche Haus ſeyn mag, es wird ihm nicht zu Theil; die Herren Prieſter ſetzen einen andern ein, und ſchicken ihn anderswo hin. — Ferner ſchmeicheln die Simoniſten den *Frauen* damit, daß in ihrem Staate das weibliche Geſchlecht eben ſo gut als das männliche zu Aemtern und öffentlichen Geſchäften berufen ſey. Möchten ſie doch erklären, wie ſich dieſes mit der natürlichen Beſtimmung der Frauen, Mütter zu ſeyn und Kinder zu erziehen, verträgt? oder was werden ſoll, wenn ein Weib ein Amt hat, während ſie in den Wochen liegt, oder wer, wenn ſie ein Amt hat, an ihrer Stelle die Kinder warten und pflegen, und der Küche und dem Haushalt vorſtehen ſoll? Es wird nicht anders möglich ſeyn, als daß die in einem Amte ſtehende Frau ſich nun ſelbſt einen Mann nimmt, der ihr das Hausweſen und die Pflege der Kinder beſorgt, und wir werden die verkehrte Welt verwirklicht ſehn. Wenn die Simoniſten aber auch die Frauen anſtellen wollen nach ihren Fähigkeiten und belohnen nach ihren Werken, ſo müſſen ſie ſich auch in die Ehen miſchen, die Heirathen beſtimmen, und ſie ſchlieſſen und auflöſen nach Bedürfniß.“

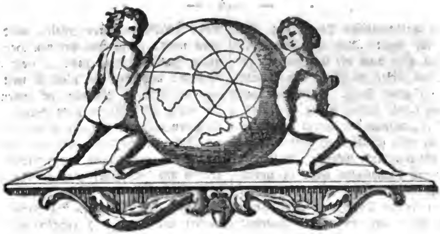
Das ganze Syſtem ſcheitert an ſeiner Unnatur. Welches Volk wird ſich je freiwillig in ſo ſchändliche Feſſeln ſchlagen laſſen und ſich ſeiner erſten und natürlichſten Rechte begeben, und wenn es geſchähe, welche Prieſterſchaft wird je die Reinheit einer Idee bewahren und nicht ſofort ausarten zur egoiſtiſchen Kaſte! Ueber den religiöſen Theil des Syſtems braucht man nicht einmal zu reden. Dieſe dürren Abſtraktionen, die man anbeten ſoll, ſind zu trivial, als daß ihnen je etwas Religiöſes, wahrhaft Andacht-Erweckendes anfliegen könnte.

Trotz alledem aber wollen wir nicht in Abrede ſtellen, daß der St. Simonianismus vielleicht noch einmal eine bedeutende Rolle ſpielen wird. Seine beiden Hauptideen, *die Produktion zu verbeſſern* und *die Conſumtion zu nivelliren*, ſind an ſich vortrefflich und verſprechen manches Uebel der Gegenwart und Zukunft zu heilen. Je mehr die Uebervölkerung zunimmt, um ſo mehr muß auch dafür geſorgt werden, daß die Menſchen ihren Unterhalt finden, und das kann nur geſchehn, wenn einerſeits aller Boden, überhaupt jede vorhandne Produktionskraft benuzt und ertragbar gemacht wird, und wenn andrerſeits der Ertrag möglichſt vertheilt wird. Große hungernde Volksmaſſen neben unangebauten Parks der engliſchen Ariſtokraten, und Tauſend kartoffeleſſende Fabrikarbeiter neben einem ſchwelgenden Lukull bleiben immer Satiren auf die geſellſchaftliche Ordnung, und dieſe Unnatur muß ſich furchtbar rächen, wenn ſie zulezt unerträglich wird. Die Möglichkeit liegt alſo nicht fern, daß bei zunehmender Uebervölkerung in revolutionären Kriſen die Ideen der Simonianer vorübergehend ins Leben treten könnten. Ja noch mehr, es iſt ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß auch in die Geſetzgebung der friedlichſten und beſonnenſten Zeiten künftig etwas von den St. Simonianiſchen Ideen einflieſſen wird, nämlich die Mobiliſirung unfruchtbarer Kapitale und die Verhütung des Erwerbscumulus, der im Privatleben dem Staat zulezt gefährlicher werden kann, als der Cumulus der Aemter. Aus dieſem und keinem andern Grunde ſind die Zünfte entſtanden, und wir dürften leicht, wenn auch nicht zu dem ganzen alten Zunftweſen mit ſeinen vielfachen Entartungen, doch zu einſchränkenden Geſetzen dieſer Art zurückkommen, wenn erſt alle Folgen der uneingeſchränkten induſtriellen Konkurrenz ſich werden entwickelt haben. Man wird bald genug einſehn, daß man grade, indem man für ewig dem Mittelalter entſagen wollte, unvermuthet ſich in den antiſocialen Ideen deſſelben feſtgerannt hat. Indem man den Feudalismus des unbeweglichen Vermögens aufgehoben hat, iſt man in den des beweglichen gefallen, denn die Rothſchilde mit ihren Dependenzen, die großen Fabrikbeſitzer in England, in der Schweiz, in Norwegen ſind ſo mächtige Lehnsherrn für ihre zahlloſen Untergebne, als es irgend ein Magnat des Mittelalters war. Die Geſellſchaft lernt in dieſer Beziehung nie aus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 79. — 3. Auguſt 1832.

Nachträge zur theologiſchen Literatur.

(Fortſetzung.)

48) **Das Buch Jezira, die älteſte kabaliſtiſche Urkunde der Hebräer. Nebſt den 32 Wegen der Weisheit. Hebräiſch und deutſch. Mit Einleitung ꝛc. von J. F. von Meyer. Leipzig, Reclam, 1830.**

Dieſes ſehr alte Buch wird dem Abraham zugeſchrieben, doch beweiſt der Herausgeber, daß dieſe Angabe falſch ſey. Es enthält die myſtiſche Auslegung des hebräiſchen Alphabetes, die Buchſtaben erſcheinen darin zugleich als Zahlen und geometriſche Figuren, endlich als natürliche und göttliche Kräfte. Demnach nun liegt in den hebräiſchen Buchſtaben folgendes Syſtem verborgen: „Die Grundurſache der Dinge heißt Aenſoph, das unendliche Weſen. Von ihm geht aus Adam kadmon, d. i. der Urmenſch (der Sohn), der Kanal des Lichts; aus dieſem fließen (eigentlich ein zuſammengehöriger Bach) zehn Sephiren oder Urzahlen, zuweilen als eben ſo viele koncentriſche Lichtkreiſe abgebildet, in deren Mitte ſich der Raum oder die Schöpfung befindet. In den drei oberſten Sephiren ſtellt ſich die Urdrey, welche eins iſt, das dreieinige Weſen der Gottheit, für das Geſchöpf näher faßlich dar; in den ſieben untern die Eigenſchaften oder Kräfte derſelben Gottheit. Jede höhere Sephire wirkt in die niedere, und ſie alle in das Geſchaffene, oder in die von ihnen ſtufenweiſe ausfließenden Welten. Was über den Sephiren liegt, iſt für das Geſchöpf ganz unbegreiflich, iſt das Ajin oder Mah (das Nichts oder Etwas), wovon eben die Rede war; und eben ſo verhält es ſich für uns mit dem Einfluß der Gottheit in die Körperwelt, in welcher wir zwar eine Dreiheit der Subſtanz, die eine Dreieinheit iſt, ſinnlich wahrnehmen können, z. B. in der Pflanze und im Thierkörper die innig verbundenen ſalzigen, öligen und flüchtigen Beſtandtheile (welche die alten Chemiker Salz, Schwefel und Merkur zu nennen pflegten), nebſt den Attributen und Entwicklungen der körperlichen Dinge, als: Entſtehung, Bildung, Leben u. ſ. w., aber nicht, was über ihnen hinaus den Geſchöpfen Daſeyn, Leben und Beſtand verleiht, und die zehn Zahlen der Körperwelt in Thätigkeit ſezt, die unſichtbare zeugende und ſpeiſende Kraft in der Natur, den Lebenshauch, das Wort und den Stellvertreter des Geiſtes Gottes, den abgeſtuften Ausfluß aus den höhern Welten. Auch dieſes Weſen iſt in der Aehnlichkeit des Göttlichen für uns unfaßlich, es iſt für die Sinne ein Nichts, in ſich aber das Große Etwas der Schöpfung, der Jezira, d. i. Formation der Dinge. Dieſe Null iſt überall der

Digitized by Google

Anfang, und iſt der mathematiſche Punkt vor aller Zahl. Daher eine Stelle ſagt: „Und vor dem Eins was zähleſt du?“ Was aber auch die Ueberſetzung zuläßt: „Und vor dem Eins zähleſt du Was,“ das Was? das Mah? die Null, die große Frage. Antwortet man nun auf jene Auslegung („was zähleſt du?“) — Nichts, ſo iſt es eben das Nichts, welches der Grund des erſten Etwas iſt. — Zweierlei wird ſich hieraus ohne Anſtand ergeben: erſtlich, daß die eigentliche Kabbala oder Myſtik der Juden (die von ihren Auswüchſen wohl zu unterſcheiden iſt) in genauer Verbindung und Uebereinſtimmung mit den Lehren beider Teſtamente ſteht, und für die Juden einen Beleg der chriſtlichen Wahrheit enthält; und zweitens, daß ihre Kenntniß für den philoſophiſchen Forſcher von Belang und gar nicht zu umgehen iſt. Will man ihr und dieſem Büchlein blos hiſtoriſchen Werth beilegen, ja will man lezteres nur eine antike Sonderbarkeit nennen, ſo kann der Herausgeber, der nichts zu überſchätzen geſonnen iſt, auch dann dieſe Arbeit für genugſam gerechtfertigt anſehen.“

Die Ideen dieſer jüdiſchen Kabbala ſind aufs innigſte verwandt mit den Lehren der Chineſen und Pythagoräer. Sie giengen über in die chriſtlichen Syſteme der Gnoſtiker und kehrten wieder, da die irrgläubigen Myſtiker mit den rechtgläubigen Scholaſtikern des Mittelalters zu kämpfen begannen. Aus der Kirche verwieſen flüchteten ſie in die Medizin des Theophraſtus Paracelſus und erhielten ſich in ſeiner Schule, von wo aus ſie in die Denkweiſe des niedern Volks übergiengen, während die Gelehrten ſie verachteten. Hieraus erklärt es ſich, warum wir die nämlichen Ideen bei Jakob Böhme wieder finden, nur weit tiefer begründet, kunſtreicher ausgeführt und von den abentheuerlichen Ausſchweifungen der Alten auf das Menſchliche, als das Maaß aller Dinge, zurückgeführt.

49) Jakob Böhmes ſämmtliche Werke, herausgegeben von K. W. Scheibler. Erſter Band. Leipzig, Barth, 1831; und

50) Jakob Böhme, ein biographiſcher Denkſtein, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Greiz, Henning, 1831.

Wenn Herr Scheibler die Ankündigung geleſen hat, worin der Herausgeber dieſer Blätter vor einigen Jahren eine neue Ausgabe der Böhme'ſchen Werke verſprach, ſo hätte er ihn wenigſtens von der Konkurrenz in Kenntniß ſetzen ſollen. Da es mir bei meiner angekündigten Ausgabe lediglich auf den Kommentar ankam, ſo iſt es freilich gleichgültig, wer den Text herausgibt, wenn derſelbe nur treu erhalten wird; ich weiß inzwiſchen nicht, es iſt eine Art von Herzensſache, wer den guten Jakob Böhme nicht ſo weit liebt, daß er ihn verſteht, und wer ihn nicht ſo weit verſteht, daß er eine geiſtreichere Vorrede zu ſeinen Werken ſchreibt, der ſollte ſeine Werke nicht herausgeben. Böhme vertheidigen wollen, der gar keiner Vertheidigung bedarf, ſich höflich entſchuldigen, daß man ihn herausgebe, blind eine Perle aus ſeinem perlenreichen Brunnen herausgreifen und mit einer ganz gewöhnlichen Erbſe vergleichen; überhaupt den Jakob Böhme durch eine zufällige ſchwache, ſehr ſchwache, ja unendlich ſchwache Aehnlichkeit mit Kant (!) rechtfertigen, das, ich meine, ſey fade.

Auch der gute Fouqué weiß dem Böhme'ſchen Geiſt Nichts hinzuzufügen, als ſeine Verehrung, die wenigſtens des philosophus teutonicus würdiger iſt, als jene mattherzigen Entſchuldigungen Scheiblers. Weder der Eine noch der Andre aber hat eine Skizze des Jakob Böhme'ſchen Syſtems verſucht, da es für die meiſten Leſer doch ſehr eines Reſumé und eines Schlüſſels bedarf, und wenigſtens ſehr viele Leſer ſich die Zeit und Mühe nicht nehmen, die vielen Bücher Böhmes ſelber durchzugehen, für die ſie ſich erſt intereſſiren würden, wenn ſie vorher einen Begriff von dem hätten, was dahinter ſteckt.

Das äußre Leben Böhmes bietet wenig Merkwürdiges dar. Er war ein armer Schuſter und litt doppelt unter der Verachtung ſeines Standes, da man ihm nicht verzeihen konnte, daß ſich ſein Geiſt über denſelben erhob. So verfolgten ihn ſein ganzes Leben hindurch Spott, Hohn und Mißhandlung, die er immer mit gleicher Geduld und Standhaftigkeit ertrug, ohne weder in Eifer zu gerathen, noch auch zu flehen.

Man irrt ſehr, wenn man ihn mit den gewöhnlichen Schwärmern ſeiner Zeit verwechſelt. Er war kein falſcher Prophet, kein Sektirer und Religionsſtifter, der etwa ins praktiſche Leben eingegriffen hätte; er war auch kein Pietiſt, kein Gefühlsſchwärmer, der den Geiſt in Seufzen und Weinerlichkeiten erſtickt hätte; er war vielmehr nur ein Denker, ein Philoſoph, der gleich allen andern Philoſophen über Urſach und Weſen der Dinge nachdachte und die theophraſtiſch-kabbaliſtiſchen Ideen, die damals beim niedern Volk cirkulirten, in ſeinem wohlorganiſirten Geiſt zu einem äußerſt kunſtreichen und durchſichtig klaren Syſtem verarbeitete, daß auch alsdann noch ſeiner ſchönen Harmonie wegen Bewunderung verdienen würde, wenn es auch nicht Anklänge wahrer und tiefer Weisheit enthielte.

Digitized by Google

So klar übrigens ſein Syſtem an ſich iſt, ſo erſcheint es doch beim erſten Anblick dunkel, weil er es nur in einer äußerſt ungebildeten Sprache vortragen, und durch äußerſt unvollkommene Erfahrungen erklären konnte. Er fand oft für die richtigſte Idee ein unrichtiges Wort, und belegte zuweilen an ſich ganz unwiderlegliche Naturgeſetze mit Beiſpielen, die nicht dazu paßten.

So hat er z. B. die Lehre von der Gravitation der Himmelskörper ſchon hundert Jahr vor dem berühmten Newton aufgeſtellt, der ſie erſt aus Böhmes Schriften entlehnte *) ohne ſeine Quelle zu nennen, und ihre Richtigkeit in der Erfahrung beſtätigte. Böhme ſelbſt aber hatte trotz dieſer klaren innern Erkenntniß doch ſo wenig Erfahrungskenntniſſe, daß er den Mond noch unter die Planeten rechnete. So geht es Böhmen überall. Indem er die tiefſten Ideen über die Natur ausſpricht, die wichtigſten Prophezeihungen, die klarſten Grundſätze, die hundert und zweihundert Jahre nach ihm erſt von andern beſtätigt wurden, ſind die Anwendungen, die er von dieſen großen Grundſätzen auf die Erfahrung ſeiner Zeit macht, faſt durchgängig falſch, verworren und arm. Die ganze neuere Naturphiloſophie mit allen ihren Principien iſt in Böhmes Schriften enthalten und auf die überraſchendſte Weiſe zu einem Ganzen verknüpft, und doch hat er in der Anwendung ſowohl in Aſtronomie und Chymie als in Anatomie und Phyſiologie ſo viel Unwiſſenheit gezeigt, daß die Klüglinge nicht genug über den einfältigen Schuſter von Görlitz haben lachen können.

Man muß alſo in Böhmes Schriften immer trennen, was auf der einen Seite blos äußres Kleid, willkührliche und dunkle Sprache, oder bloße Folgerung und Anwendung iſt, und was auf der andern Seite der weſentliche Inhalt, die Idee, die innre Anſchauung iſt. Die erſtere müſſen wir beſeitigen und mit den Mängeln ſeiner Zeit und ſeines Standes entſchuldigen, den leztern aber können wir unſere Bewunderung nicht verſagen.

Daſſelbe gilt von der Sprache Böhmes. Er mußte ſich ſelber eine eigne Sprache für ſeine ſo eigenthümlichen Ideen ſchaffen, und gebrauchte dazu ſowohl fremde als deutſche Wörter, ſo weit er der fremden Ausdrücke mächtig war. So ſeltſam und willkührlich dieſer Sprachgebrauch auf den erſten Blick erſcheint, ſo läßt ſich doch nicht verkennen, daß Jakob Böhme im Allgemeinen eine richtige Wahl der Wörter getroffen, und insbeſondre ſich Mühe gegeben hat, die deutſche Mutterſprache auf eine natürliche und ungezwungene Weiſe philoſophiſch zu machen; und es iſt zu bedauern, daß man ihm darin nicht gefolgt iſt. Ganz natürlich und richtig nennt er z. B. das Abſolute den Ungrund, ſo fern es als der lezte Grund aller Dinge ſelbſt keinen Grund hat; ferner nennt er die Centripetalkraft Herbigkeit, weil das Herbe zuſammenzieht, die Centrifugalkraft Bitterkeit, weil das Bittre durchdringt, die Subjektivität Selbheit ꝛc. Da er der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache nicht mächtig war, ſo hat er den aus dieſen Sprachen von ihm entlehnten Wörtern allerdings eine ſehr willkührliche etymologiſche Deutung gegeben, die denn Veranlaſſung geweſen iſt, daß man ihn grober Unwiſſenheit beſchuldigt und lächerlich gemacht hat. Indeß ſind alle ſeine Etymologien, wenn auch in ſprachlicher Hinſicht falſch, doch in philoſophiſcher durchaus verſtändig und bedeutungsvoll, und können nie zu einem Mißverſtand Anlaß geben, weil er durch ſeine Erklärung ſelbſt den grammatiſchen Fehler aufdeckt. Wie kann man z. B. nicht verſchmerzen, wenn er qualitas, ſtatt es grammatiſch richtig von qualis, e herzuleiten, von Quelle ableitet und mit Quellen, Quellgeiſt, (der von innen heraus wirkenden Eigenſchaft) überſezt, da es ja hier nicht auf das Wort, ſondern nur auf die Idee ankommt?

Das, was ſeine Schriften am dunkelſten und ſchwierigſten macht, iſt offenbar die Verwirrung in der Aufeinanderfolge ſeiner Lehren, das Abbrechen in dem einen Buch und Wiederanknüpfen in dem andern, das Durcheinanderwerfen verſchiedner Materien, kurz die Unordnung, in welcher er das, was zuſammengehört, zerſtreut hat. Nur ſehr wenige ſeiner einzelnen Schriften umfaſſen einen beſondern Theil ſeiner Lehre rein und vollſtändig, wie z. B. die Teſtamente, die Komplexionen. Die meiſten ſind Entwürfe des ganzen Syſtems, wie er ſie zu verſchiednen Zeiten, anfangs unvollkommen, dann immer vollſtändiger und genauer niederſchrieb. Daher wiederholt er auch faſt in allen wieder daſſelbe, nur daß er es deutlicher hervorhebt oder Lücken darin ergänzt und Neues hinzufügt. Alle dieſe Werke ſind als bloße Studien zu betrachten, aus welchen zulezt ein wohlgeordnetes, zuſammenhängendes und vollſtändiges Gemälde hätte hervorgehn ſollen, welches er auch wahrſcheinlich entworfen haben würde, wenn er länger gelebt hätte. Wie ſehr indeß die einzelnen Theile ſeiner Lehre zerſtückelt, hier angefangen und wieder ab-

*) Philipps über die nächſten Urſachen der materiellen Erſcheinungen des Univerſums, nach dem Engliſchen bearbeitet von General von Theobald und Profeſſor Dr. Lebret.

Digitized by Google

gebrochen, dort fortgeſezt und vollendet, durch einander geworfen und unter dem Schutt von zahlloſen Wiederholungen begraben erſcheinen, ſo bieten ſie doch dem aufmerkſamen Forſcher, wenn er ſie lange genug unterſucht, gereinigt, verglichen, richtig zuſammengeordnet und zu einer Ueberſicht gebracht hat, ein vollkommen abgerundetes und in ſich gegliedertes, vollſtändiges Syſtem dar. Das ſo ſchwierige Studium des Jakob Böhme gleicht den unterirdiſchen Nachgrabungen in Herkulanum. Man entdeckt anfangs nur hier und dort ein hervorſtehendes Dach, den Anfang einer Säulenhalle, dann das verſchüttete Innre des Tempels, endlich, wenn aller Schutt hinweggeräumt iſt, reihen ſich alle dieſe Anfänge zu einem ſchönen Ganzen zuſammen, und es offenbart ſich die ganze prachtvolle Stadt von Marmor.

Jakob Böhme ſtarb 1624, als der dreißigjährige Krieg eben begonnen hatte. Seine Bücher wären in den damaligen Stürmen in Deutſchland untergegangen, wenn nicht einige ſeiner Freunde, ſchleſiſche Edelleute, die als Proteſtanten fliehen mußten, ſie nach Holland und England gebracht hätten. Hier, wo überhaupt die geiſtige Bildung damals ihren Zufluchtsort fand, wurden auch Böhmes Schriften mit groſer Theilnahme aufgenommen, geſammelt, überſezt, kommentirt. Von England kamen ſie nach Nordamerika, wo ſie noch jezt verbreitet ſind. Nach Deutſchland kamen ſie erſt wieder von Holland aus, nachdem die Stürme des Krieges vorüber waren, und die erſte vollſtändige deutſche Ausgabe ward in Amſterdam gedruckt, von welcher alle ſpätern wieder abgedruckt worden ſind. Die lezte erſchien 1731. Seitdem iſt Böhme wieder in Verachtung und Vergeſſenheit gerathen. Im ſiebzehnten Jahrhundert warfen ihm die Theologen vor, er ſey zu weltlich, philoſophiſch; im achtzehnten warfen ihm die Philoſophen vor, er ſey zu geiſtlich, theologiſch. Dort hieß es, er wolle die Theologie aus der Naturwiſſenſchaft, hier hieß es, er wolle die Naturwiſſenſchaft aus der Theologie herholen. Man erkennt leicht, wie dieſe verſchiednen Verunglimpfungen ihren Grund nicht in Jakob Böhme, ſondern nur in ſeinen Tadlern ſelber haben.

Jakob Böhme hielt ſeine Lehre für die Vorbereitung zu einer reinern Erkenntniß Gottes und der Welt, und er glaubte ſelbſt in dieſer Erkenntniß noch weiter zu gelangen. Darum hieß er ſein erſtes Werk Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang. Dieſes Werk iſt wirklich nur der Vorbote der erſt in ſeinen übrigen Schriften klarer hervortretenden Lehre, und er hat es auch nicht vollendet; es bricht ab, nachdem es kaum angefangen.

Die Lehre, die darin enthalten iſt, läßt ſich in folgende Punkte zu einer anſchaulichen Ueberſicht zuſammenziehn:

Alles iſt Eins und Eins iſt Alles. Eins in Allem iſt Gott, Alles in Einem iſt der Himmel.

In Allem unterſcheiden wir Inneres und Aeußeres; alſo im Himmel einen innern oder obern Himmel, und einen äußern oder untern, welches die Natur iſt.

Urſprünglich iſt im Innern nur Gott, als das Eine; dieſes Eine ſcheidet ſich, und wird im Aeußern wieder einig. Die innre Einheit iſt Gott, die äußre iſt der Menſch.

Durch die Trennung aber entſtehn drei Reiche: 1) das innerſte ungetrennte Reich Gottes; 2) das aus dem Innern ins Aeußre übergehende getrennte Reich der Engel; 3) das äußre Reich der Natur, worin das Getrennte ſich wieder bindet.

Dieſe drei Reiche ſtellen das All dar, das aber wieder nur das Eine oder Gott ſelbſt iſt. Gott der Vater iſt das erſte göttliche Reich, Gott der Sohn das zweite engliſche Reich, Gott der heilige Geiſt das dritte Naturreich.

Dieſe Reiche entfalten ſich aus einander, indem das Urſprünglich Eine ſich ſcheidet ins All, und das Innre ſich offenbart im Aeußern. Indem aus Einem Vieles wird, wird auch aus Innrem Aeußres. Dieſe Entfaltung geſchieht folgendergeſtalt.

I. Das erſte Reich Gottes trägt in ſich ſchon den Keim zu allen Trennungen und Entfaltungen, ſo wie auch umgekehrt im äußerſten Naturreich noch immer die urſprüngliche Einheit herrſcht.

Gott erſcheint urſprünglich als Vater, d. h. als Stoff oder Körper des Himmels, ſodann als Sohn, d. h. als Krafft im Stoff oder als Herz im Körper des Himmels, und endlich als heiliger Geiſt, d. h. als die von der Kraft im Stoff hervorgebrachte Wirkung, oder als das vom Herzen im Körper entzündete Leben, als das Reſultat von Urſtoff und Urkraft, daher als die Urwelt ſelbſt, als der Himmel. Dieſer Himmel iſt das Geſchöpf des erſten Reiches, iſt alſo ſchon das zweite Reich oder die engliſche Welt ſelbſt. Dem erſten Reich Gottes gehört nur Stoff und Kraft an, das daraus Erzeugte iſt ſchon das zweite Reich der Engel. In dieſem zweiten Reich iſt aber das erſte vollkommen enthalten.

(Die Fortſezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Böhme.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 80. — 6. Auguſt 1832.

Nachträge zur theologiſchen Literatur.

(Fortſetzung.)

Jenen göttlichen Urſtoff nennt Böhme mit einem aus der Chemie entlehnten Ausdruck den Salitter (Sal nitrum), die göttliche Urkraft aber den Markurius, und das Reſultat beider den obern Himmel oder das engliſche Reich.

In jenem Urſtoff ſind die Urelemente enthalten, aus denen er gebildet iſt, die Vorbilder der ſpätern äußerlichen vier Elemente. Das erſte iſt Herbigkeit, d. h. die Schwerkraft, Centripetalkraft, die alles feſt ſtellt; das zweite die Bitterkeit, d. h. Stoßkraft, Centrifugalkraft, die alles nach außen treibt; das dritte die Süßigkeit, d. h. die Kraft, welche jene beiden ausgleicht und mäßigt und verhindert, daß weder alles in einen Punkt zuſammenfallen, noch alles auseinanderfahren kann, die alſo die Thätigkeit jener erſten polaren Kräfte in eine Sphäre bannt und ſie gleichſam umſchließt; die vierte iſt die Hitze, d. h. die belebende Kraft, welche in der Wechſelwirkung und Reibung der drei erſtern entſpringt und alles Leben erzeugt.

Dieſe vier Urelemente in der göttlichen Urmaterie oder im Salitter ſind in einem fünften, dem Lichte, verbunden und in Harmonie gebracht.

Indem aber der Markurius im Salitter wirkt, entſteht eine ſechste Kraft, der Ton oder Schall, das Wort, wodurch die Geburt des Aeußern aus dem Innern verkündigt wird; und indem dieſes Aeußre im engliſchen Reich wirklich ſich offenbart, erſcheint dieſes Werden, die Aeußerung, Realiſirung, als die ſiebente und lezte Kraft im erſten göttlichen Reich.

Dieſe ſieben Kräfte, die Jakob Böhme auch Geiſter, Geſtalten und Qualitäten nennt, umfaſſen das ganze erſte göttliche Reich und führen zum zweiten engliſchen Reich hinüber, welches ſchon in der ſiebenten ſelbſt enthalten iſt.

II. Das zweite Reich der Engel iſt die Offenbarung des erſten, oder das erſte Reich ſelbſt, nur äußerlich geworden. Es iſt daher eine vollkommne Wiederholung des erſten. Gott der Vater erſcheint darin als engliſcher Körper, d. h. Michael, ſo wie er im erſten Reich als göttlicher Körper, d. h. Salitter erſchien. Gott der Sohn erſcheint darin als engliſche Kraft (Herz) d. h. Lucifer, ſo wie er im erſten Reich als göttliche Kraft, d. h. Markurius erſchien. Gott der heil. Geiſt erſcheint darin als engliſches Leben, d. h. Uriel, ſo wie er im erſten Reich als göttliches Leben, d. h. als eben dieſes neue Reich der Engel überhaupt erſchien.

Wie die Dreieinigkeit Gottes, ſo ſind auch jene vier Urelemente und jene ſieben Qualitäten vollkommen in der engliſchen Welt enthalten, und dieſe Welt iſt

Digitized by Google

nichts andres als die Offenbarung deſſen, was im erſten Reich Gottes nur innerlich war. In Gott ſind die Engel verborgen, in den Engeln iſt Gott offenbar. Gott iſt der Himmel ſelbſt mit allen Engeln. Die Engel ſind nur die verſchiednen Stoffe, Kräfte und Wirkungen Gottes, indem ſie ſich aus dem Nichts entfalten.

Sobald aber dieſes zweite Reich da iſt, erſcheint es zwiefach, nämlich als eins mit dem erſten, und auch wieder als geſondert von dem erſten. In der leztern Eigenſchaft ſtellt ſich das engliſche Reich als Geſchaffenes und Aeußeres dem göttlichen Reich als dem ſchaffenden und innern gegenüber, und je inniger es auf der einen Seite mit demſelben verbunden und eines iſt, deſto mehr ſtrebt es ſich auf der andern Seite von ihm loszureißen und ſelbſtändig zu werden. In dieſer doppelten Eigenſchaft trennt ſich das engliſche Reich in zwei Reiche. Eins bleibt verbunden mit dem göttlichen Reich durch Michael, d. h. durch den engliſchen Stoff, der vermöge ſeiner leidenden Beſchaffenheit Gott treu bleibt; das andre reißt ſich los durch Lucifer, d. h. durch die engliſche Kraft, die vermöge ihrer thätigen Beſchaffenheit eine ſelbſtändige Wirkſamkeit erſtrebt. Das erſte Reich bleibt noch wie ſonſt der Himmel, aber das andre wird die Hölle und beide ſind fortan ewig getrennt. Lucifer kann den Himmel nicht vernichten, weil das Geſchöpf nichts über ſeinen Schöpfer vermag; aber Michael kann auch die Hölle nicht vernichten, weil das Geſchöpf, ſobald es einmal vom Schöpfer getrennt iſt, einen Eigenwillen hat. Die Verbindung hebt die Trennung nicht auf, aber auch dieſe jene nicht, beide ſetzen ſich vielmehr nothwendig voraus.

Lucifers Eigenwillen ſtrebt das engliſche Reich vom göttlichen unabhängig zu machen, er will allein Gott ſeyn. Indem er aber das Band, welches das engliſche Reich mit dem göttlichen verbindet, durchſchneidet, ſo löſt er auch die alte Harmonie dieſes engliſchen Reiches auf, und es entſteht die Hölle, indem nun jede einzelne Kraft, die früher der andern diente, ſich nur ſelber dienen und die andre zerſtören will.

Die vier Urelemente, alle von dem Eigenwillen Lucifers ergriffen, reißen ſich von einander los, der Salitter wird zerriſſen und ein feindſeliges Chaos. Das Herbe will egoiſtiſch alles in ſich raffen, das Bittre hochmüthig durch alles hindurchfahren, das Süße wird ſauer, unſtete Angſt, haltloſe Verwirrung, die Hitze verzehrende Grimmigkeit. Das fünfte Element, das Licht, die Quinteſſenz und Temperatur der andern, wodurch ſie in Harmonie gebracht waren, verſchwindet mit der Trennung und wird Finſterniß. Der Schall, das ſchaffende Wort wird zum Donner der Vernichtung und aus allem dieſem entſteht die Hölle, wie aus denſelben Kräften, ſo lange ſie noch in Harmonie waren, der Himmel entſtanden war.

So theilt ſich nun das zweite engliſche Reich in zwei Reiche, Himmel und Hölle; die urſprünglich guten göttlichen Kräfte im erſten ſind die Engel, die verderbten Kräfte im zweiten ſind die Teufel. Alles was im Himmel iſt, das iſt auch in der Hölle, aber dort in Harmonie, hier in der durch den Eigenwillen bedingten Disharmonie, in wechſelſeitiger Feindſchaft.

III. Das dritte Reich der Natur entſteht aus der Verbindung von Himmel und Hölle im Aeußern, ſo wie ihr erſter einiger Urſprung im Innern Gott war. Die gute, aus dem Herzen Gottes ausſtrömende Kraft wirkt ewig fort, und durchdringt die aus Lucifers Eigenwillen ausſtrömende böſe Kraft, und in dieſer Durchdringung des Guten und Böſen, des Himmels und der Hölle, entſteht eine neue, die äußerſte Welt oder die Natur, ſo wie ſie jezt iſt. In dieſer Natur ſind Himmel und Hölle als etwas Innres enthalten, während Himmel und Hölle ſelbſt in Bezug auf Gott oder das erſte Reich wieder nur etwas Aeußres ſind.

Dieſe Natur enthält alles frühere in ſich, und ſie ſteht höher als der Himmel, weil ſie auch die Hölle, höher als die Hölle, weil ſie auch den Himmel in ſich trägt. Daher ſteht auch der Menſch, der Inbegriff der Natur, höher als der Engel oder Teufel, und iſt das einzige Geſchöpf, das dem Schöpfer, Gott, in allem gleich iſt, während die Engel und Teufel nur immer eine Seite des Göttlichen darſtellen.

Aus Gott geht hervor Himmel und Hölle, aus dieſen geht in der ſichtbaren Natur zuerſt hervor das Sternenreich, aus dieſem gehn hervor die Elemente, aus dieſen die Kreaturen und die höchſte Kreatur, der Menſch, iſt der Inbegriff aller Kreaturen, Elemente, Sterne, des ganzen Himmels und der Hölle und endlich Gottes ſelbſt.

Was im erſten Reich der Salitter, im zweiten Michael war, das iſt im dritten das Rad der Planeten oder der Umkreis der Natur; was im erſten Reich der Markurius, im zweiten Lucifer war, das iſt im dritten die Sonne; was im erſten der engliſche Himmel, im zweiten Uriel war, das ſind im dritten die Elemente und Kreaturen. Auch in der Natur wieder erſcheint Gott der Vater als Stoff, der Sohn als Kraft, der h. Geiſt als Wirkung und Geſchöpf.

In der Natur ſteht zuerſt das Rad der Planeten, der Umkreis der Natur, die peripheriſche Maſſe, der centralen Sonne gegenüber, wie Stoff der Kraft. Dieſes Rad oder dieſer Umkreis iſt die Hölle ſelbſt, in welche das Licht der Sonne als himmliſche Kraft hineinſtrahlt, um die darin ſtreitenden Kräfte wieder in

Digitized by Google

Harmonie zu bringen. Die Sonne vermag aber die dunkle und verderbte Höllenmaſſe nicht ganz wieder in den Himmel zu verwandeln, weil in der Natur der guten Kraft die böſe beſtändig das Gleichgewicht hält, und daraus erklärt ſich die Gravitation der Planeten. Die Sonne dringt als Licht oder Quinteſſenz der vier Urelemente in die Hölle ein, worin dieſe Elemente ſtreiten, kann aber ihre böſe Kraft nicht mehr ganz bezwingen, ſondern nur zähmen und in den vier Hauptplaneten fixiren, daher ein Gleichgewicht zwiſchen Sonne und Planeten, ein wechſelſeitiges Beſchränken eintritt. Die Sonne kann ſo wenig das Rad der Planeten, als dieſes ſie bezwingen, beide halten ſich die Waage, wie Himmel und Hölle überhaupt in allem Irdiſchen. Indem aber das Licht der Sonne eindringt ins Rad der Planeten, fixirt ſie die böſe Kraft der Hitze im Planeten Mars, veredelt ſie die aufſtrebende Bitterkeit wieder im Jupiter, bezähmt die Herbigkeit im Saturn, und geht von dieſer äußerſten Grenze wieder rückwärts, indem ſie die Säure wieder ſüß in der Venus macht.

Aus den Sternen fließen die Elemente aus in unſre Erde, und zwar iſt das Erdelement beherrſcht von der böſen Kraft im Planetenrade, beſonders von Saturn; Feuer, Luft und Waſſer aber gehn aus von der guten Kraft in der Sonne, die Luft vom Feuer, das Waſſer von der Luft, wie Jupiter vom Mars und Venus vom Jupiter.

Die Himmelsgegenden ſtehn unter demſelben Einfluß. Im Norden herrſcht die Herbigkeit, im Süden die Hitze, im Weſten die Bitterkeit, im Oſten die Süßigkeit.

Dieſe Elemente aber herrſchen in allen Kreaturen zugleich, oder ſind in denſelben gemiſcht, ſowohl nach ihrer guten als nach ihrer böſen Eigenſchaft; und durch dieſe elementariſchen Beſtandtheile ſtehn die Kreaturen unter dem Einfluß der Geſtirne, von welchen ſie ausfließen. Die Kreaturen ſelbſt ſind nur Zuſammenflüſſe der aſtraliſchen Kräfte. Mithin ſtellt auch die Kreatur in ihrer elementariſchen Miſchung wieder das ganze Sternenreich dar. Was in der Natur außerhalb der Kreatur die Sonne iſt, das iſt innerhalb der Kreatur das Herz; was dort das Rad der Planeten iſt, das iſt hier der Leib; und was dort die einzelnen Planeten ſind, das ſind hier die einzelnen Organe. Jupiter iſt das Hirn, Mars die Galle ꝛc.

Die leztern Andeutungen ſind in der Aurora nur vorläufig und zerſtreut zu finden. Jakob Böhme handelt in dieſem Buche nur von der Dreieinigkeit, vom Himmel und den Engeln, vom Fall Lucifers und der Hölle und von der Sterne Geburt. Mitten in der Sternenlehre bricht er ab. Er konnte das Werk nicht vollenden, da es ihm gewaltſam entriſſen wurde, er hat aber in ſpätern Werken dieſelbe Lehre theils noch ausführlicher entwickelt, theils weiter fortgeſezt. In der Aurora ſpricht er nur über Gott, Himmel, Hölle und Natur, in ſeinen ſpätern Werken geht er zum *Menſchen* über, auf den er hier nur vorläufig, als auf das Ziel der ganzen Schöpfung hinweiſt.

Doch wir wollen hier abbrechen, denn es wird zur erſten Einweihung der Uneingeweihten in dieſes Syſtem genug ſeyn, und ich will es gewiſſen Leuten nicht gar zu leicht machen, den *ganzen* Böhme ſo mühelos kennen zu lernen, Leuten, die hintendrein vielleicht ſagen würden, es ſey gar keine Kunſt, dem Böhme die Konſequenz zu ziehn.

Ich habe mit Abſicht das in der vorigen Nummer dieſer Blätter erwähnte Buch Jezira mit Böhmes Werken zuſammengeſtellt, um zu zeigen, daß Böhme nicht, wie noch immer einige Leute glauben, ſeine ganze Lehre aus ſich ſelbſt geſchöpft, ſondern vielmehr nur Vorgefundenes weiter ausgebildet habe. Ohne allen Zweifel ſind ihm die Schriften des Theophraſtus Paracelſus wohl bekannt geweſen, denn er bedient ſich der techniſchen Ausdrücke deſſelben, und auch Valentin Weigel, deſſen geniales dualiſtiſches Syſtem ſehr viel Aehnlichkeit mit Spinozas und Schellings Lehren hat, ſcheint auf die Symmetrie in der Böhme'ſchen Lehre eingewirkt zu haben. In jedem Fall iſt Weigel als Pendant zu Böhme ein Beweis, welche kabbaliſtiſchen und naturphiloſophiſchen Ideen im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert im deutſchen Volk im Umlauf waren. Wer die reiche Literatur dieſer Zeit kennt, ſieht in Jakob Böhme nicht mehr eine vereinzelte Erſcheinung, ſondern erkennt in ihm nur den Gipfelpunkt, zu dem eine Menge Beſtrebungen ſeiner Zeit tendirten.

51) Die Chriſtenreligion in ihrer Aechtheit; und darin die geſammte Glaubenslehre der neuen Kirche. Von Emanuel Swedenborg. Vierter Theil. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1832.

52) Geiſt der Lehre Immanuel Swedenborgs. Aus deſſen Schriften. Mit einer katechetiſchen Ueberſicht und vollſtändigen Sachregiſter. Herausgegeben von Dr. Vorherr. München, Fleiſchmann, 1832.

Wir haben uns ſchon im vorigen Jahre über das großartige Syſtem Swedenborgs in dieſen Blättern ausgeſprochen, als wir die beiden Ueberſetzungen von Tafel und Hofacker anzeigten (Literaturblatt 1831. Nr. 57). Wie nothwendig es übrigens iſt, bei Swedenborg aufs

Digitized by Google

Einzelne einzugehn, wenn man den wahren Genuß aus ihm ſchöpfen will, das beweiſt unter Andern auch das kleine Reſumé von Vorherr, welches zwar den Grundriß des Syſtems enthält, aber die phantaſtiſche Fülle deſſelben noch nicht ahnen läßt. Um nun auch unſrerſeits nicht ungerecht zu erſcheinen, wollen wir ſtatt aller weitern Kritik Swedenborg ſelber reden laſſen und einige Stellen aus obiger Schrift „die Chriſtenreligion“ anführen, welche Allen denen, welche Swedenborg nicht näher kennen, ja ihn vielleicht vom Hörenſagen gering ſchätzen, wenigſtens den Beweis liefern werden, welch hoher Geiſt dieſen Schriftſteller auszeichnet.

Alſo ſchreibt Swedenborg im Jahr 1771 von den Deutſchen: „Weil die Deutſchen unter unumſchränkter Gewalt einzeln in jedem Fürſtenthum ſtehen, darum haben ſie nicht Rede- und Preßfreiheit wie die Holländer und Britten; iſt aber die Freiheit zu ſprechen und zu ſchreiben gehemmt, ſo wird zugleich mit die Freiheit zu denken, d. i. Gegenſtände nach ihrer vollen Ausdehnung zu durchſchauen, im Druck gehalten; denn es iſt hiemit, wie bei einem ringsumfangenen Waſſerbehälter einer Brunnquelle: ſobald ſich in ihm das Waſſer bis zu der Mündung der Ader hebt, ſpringt die Ader nicht mehr; der Gedanke iſt wie die Ader, die Rede daraus iſt wie der Behälter; kurz, der Zufluß beſtimmt ſich nach dem Abfluß, und ebenſo die Intelligenz in ihrer Richtung von oben her nach dem Verhältniß der Freiheit, auszuſprechen und auszubringen das Gedachte; und darum legt ſich dies edle Volk mit minderem Glück auf Vorwürfe der Urtheilskraft, und mit mehr auf Gegenſtände des Gedächtnißwiſſens; was der Grund iſt, warum ſie der Literatur ſich mit Vorliebe widmen, und in ihren Schriften auf Männer von Ruf und Beleſenheit unter einander Verlaß nehmen, und die Ausſprüche von dieſen in üppiger Fülle herzählen, um zulezt einem der Aufgeführten beizutreten: dieſer ihr Zuſtand wird in der geiſtigen Welt durch einen Mann vorgebildet, der unter den Armen Bücher trägt, und, rechtet jemand über irgend einen Vorwurf des Urtheilsvermögens, zu ihm ſagt „du ſollſt Beſcheid haben,“ und ſofort irgend ſeiner Bücher eines unter dem Arme hervorgreift, und verlieſt. — Aus dem erwähnten Zuſtande der Deutſchen ergeben ſich mannichfache Folgen, darunter auch die: Geiſtiges der Kirche behalten ſie ins Gedächtniß eingetragen, und nur ſelten erheben ſie ſolches in den oberen Verſtand, ſondern nehmen es blos in den niederen Verſtand, und aus dieſem heraus erörtern ſie dann im Vernunftweg darüber; folglich iſt ihr Verfahren das Entgegengeſezte von dem der freien Völker; dieſe ſind gegenüber Geiſtigem der Kirche, was wir theologiſche Vorwürfe nennen, wie Adler, welche ſich in eine gewiſſe Höhe erſchwingen, nichtfreie Völker dagegen wie Schwanen in einem Fluß. Und wieder ſind die freien Völker wie Edelhirſche mit hohem Geweih, welche Felder, Haine und Wälder durchziehen in voller Freiheit; nichtfreie Völker dagegen wie Hirſche in Thiergärten aufbehalten, zu Gefallen des Fürſten. Ferner ſind Freiheitsvölker wie die Flügelpferde, von den Alten Pegaſuße genannt, welche nicht nur über die Meere hin, ſondern auch über die Hügel, parnaſſiſche genannt, und auch über die Muſeen an deren Fuße, fliegen; nicht freigeſagte Völker dagegen wie edlen Pferde mit ſchönem Geſchirr in den Ställen der Könige.“

Wie wunderbar, höchſt gemüthlich, tiefſinnig, edel und doch ein klein wenig geſchmacklos ſich Swedenborg die Liebe im Himmel vorſtellt, mag man aus folgender originellen Schilderung erſehn: „Der Mann war bekleidet mit einem Obermantel von Hyacinthfarbe, und einem Leibgewand von weisglänzender Wolle; und ſeine Frau war angethan, mit einem purpurfarbigen Faltenkleid, und darunter mit einem über die Bruſt laufenden Leibkleide von geſtickten Byſſus. Und nun, weil meine Gedanken die Sehnſucht erfüllte, von den Ehen der Urmenſchen zu wiſſen, ſo heftete ich meinen Blick abwechſelnd auf den Gatten und die Gattin, und bemerkte faſt wie eine Einheit ihrer Seelen in beider Angeſicht, und ſagte denn: „Ihr beiden ſeyd Eines,“ und es erwiederte der Mann: „Wir ſind auch Eines, es iſt ihr Leben in mir, und meines in ihr, wir ſind zwei Leiber aber Eine Seele; es iſt Einung zwiſchen uns, wie der zwei Gebilde in der Bruſt, welche Herz und Lunge heißen; ſie iſt der Grundſtoff meines Herzens, und ich bin ihre Lunge; weil wir aber unter Herz hier zu Lande verſtehen Liebe und *unter* Lunge Weisheit (eines verſtehen wir fürs *andere* wegen der Entſprechung), ſo iſt ſie die Liebe meiner Weisheit, und ich bin die Weisheit ihrer Liebe; *dadurch* kommt, wie du bemerkteſt, ein Ausſchein von Einheit der Seelen in unſern Geſichtern; und darum iſt uns hier zu Land eben ſo unmöglich, auf das Weib des Genoſſen zu blicken in Gelüſt, wie auf das Licht unſeres Himmels zu blicken aus dem Schatten des Tartarus.“

Noch ſinniger iſt z. B. die Täuſchung der Teufel, die Gott darum beneiden, über das Geſetz erhaben zu ſeyn, und die nicht ahnen, daß er das Geſetz ſelbſt ſey. „Von böſen Geiſtern ließ in nächſter Nähe über der Hölle ſich wie ein Toſen des Meeres vernehmen; es war dies ein Toben, das unter ihnen darüber entſtand, weil ſie oberhalb den Satz hatten erörtern hören, daß der allmächtige Gott ſich an eine Ordnung gebunden habe; Einige derſelben kamen auch herauf geſtiegen, und ließen mich heftig an; „Gott, ſagten ſie, als der Allmächtige, iſt lediglich an keine Ordnung gebunden;“ auf die Frage, was ich unter der Ordnung verſtünde, war meine Aeußerung dieſe: Gott iſt die Ordnung ſelbſt.“

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

A. Sileſius.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 81. — 8. Auguſt 1832.

Nachträge zur theologiſchen Literatur.

(Beſchluß.)

53) Perlenſchnüre. Sprüche nach Angelus Sileſius. Neue Auflage. München, Jaquet, 1831.

Sileſius iſt unter allen Myſtikern der lieblichſte. Die vorliegende Sammlung iſt zwar lange nicht ſo reichhaltig, als ſein Hauptwerk, der „cherubiniſche Wandersmann,“ doch zeigt ſie uns überall den feinen und tiefen Geiſt dieſes liebenswürdigen Denkers. Zur Probe folgende Sprüche und Liedchen:

„Frei ſind wir von Natur,“
So rufen manche Thoren;
Zur Freiheit ſind wir wohl,
Doch nicht mit ihr geboren.

•

Dies Leben iſt die Farb',
Der Schatten iſt der Tod,
Licht die Unſterblichkeit,
Des Bildes Meiſter — Gott.

•

Wie ſoll ich die Geboth',
So viel und ſchwer', erfüllen?
Er will ja nicht dein Werk,
Er will nur deinen Willen.

•

Ihm danken für die Huld,
Das thut auch Knechtesſinn;
Ihn tragen mit Geduld,
Das zeiget Kindesſinn.

•

Gott iſt dem Auge ferne,
Gott iſt dir nah zur Hand,
Stets nahe dem Gemüthe,
Stets ferne dem Verſtand.

•

Wie Wolken flüchtig zieh'n,
So ſchwindet hin die Zeit,
Doch drüber wölbt ſich feſt
Der Bau der Ewigkeit.

•

Es könnte dir von Gott
Kein' größre Straf' geſchehen,
Als wenn Er alles ließ'
Nach deinem Wunſch ergehen.

•

Wie magſt in Angſt und Schweiß
Die Hölle dir erlaufen?
Kannſt ja um halben Preis
Den Himmel dir erlaufen.

•

Digitized by Google

Soll ſicher ſeyn und leicht
Des Lebensſchiffes Lauf,
So nimm vom Erdengut
Nicht zu viel Ballaſt auf.

Worauf du fahren ſollſt,
Verſuch' das Element,
Wonach du ſteuern ſollſt,
Erforſch' das Firmament.

Dann reiſe du drauf los,
Vertrauend dem Geſchick,
Am Ruder deine Hand,
Gen Himmel deinen Blick.

Wer in den Schriften lieſ't,
Horcht dann und wann auf's Wort;
Doch wer nach ihnen lebt,
Der fragt ſie fort und fort.

Die Schrift, ſie ſpricht ſo ſtill,
So leiſ', wie die Natur;
Dem Hercher ſcheint ſie ſtumm,
Beredt dem Frager nur.

Drum folge Chriſti Rath;
Er ſagt es uns ganz klar:
Nach meinen Worten thut!
Dann ſeht ihr, ob ſie wahr.

Manche der kleinen Lieder dürften ſich wohl zur Kompoſition für die Kirche eignen.

54) Inbegriff der chriſtlichen Glaubenslehre. Nebſt der Geſchichte des israelitiſchen Volks und einem Ueberblick der chriſtlichen Kirchengeſchichte. Von J. F. v. Meyer, Dr. d. Th. Kempten, Dannheimer, 1832.

Alle die, ſo vom Geiſt des Herrn getrieben werden, pflegen ſich gern in die patriarchaliſchen Altteſtamentswunder zurückzuverſetzen, und in ihnen lebt und webt Herr v. Meyer. Einen weſentlichen Unterſchied des Juden- und Chriſtenthums erkennt er nicht an, im Alten Teſtament iſt ihm ſo gut Chriſtliches, wie nach allgemeinem Eingeſtändniß im Neuen Teſtament Jüdiſches. Hr. v. Meyer gehört aber nicht blos zu jenen orthodoxen Theologen, die das Alte Teſtament darum für chriſtlich annehmen, weil ſich Chriſtus und die Apoſtel darauf berufen, ſondern er hat außer zu des Johannes Füßen, auch zu denen des Philo geſeſſen, hat die Allegorie zur Typik verklärt, und findet in den heiligen Urkunden weit mehr, als die Kirche und ihre getreueſten Lehrer in ihnen gefunden haben. „Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde, und die Erde war wüſt und leer, und der Geiſt Gottes ſchwebete über den Waſſern.“ Die Kirche und unſtreitig auch Moſes ſelbſt, als Verfaſſer des Pentateuchs, erzählen damit den Anfang aller Dinge; ein Chaos ſcheint ihnen vom Nichts nicht verſchieden, ſie behaupten die Schöpfung aus Nichts, und nehmen daran, daß Waſſer und Erde ſchon da geweſen, keinen Anſtoß. Hr. v. Meyer nicht ſo. Er ſchließt auf eine vorirdiſche Welt, dies Reich des Lichts, in welchem der Proceß des Engelabfalls vorgekommen wäre. Und ganz in poetiſcher Weiſe ruft er nun den Logos zur Hülfe, der Gott bei ſeinem zweiten Schöpfungswerke unterſtützen muß. Man kann Hrn. v. Meyer bei aller Achtung ſeines Scharfſinnes und ſeiner frommen Geſinnung den Vorwurf machen, daß ihn die Religion im Allgemeinen und im Beſondern das Chriſtenthum nur wie myſtiſches Licht, nicht wie freies Sonnenlicht im großen, öffnen Raume der Welt aufgegangen iſt. Er ſieht nur Flämmchen, die im Dunkeln leuchten, bedarf deren Viele, weil die Sieben- die Zwölf- die Dreizahl da ſeyn muß, und bewundert zuletzt doch nicht den Schein, den ſolche Lichter werfen, ſondern die Leuchter, auf denen ſie ſtehen. Dunkle Ahnung iſt für ihn vollkommne Gewißheit, der Buchſtabe, ſelbſt ſeine äußre zufällige Form bannt ihn, wie magiſcher Zauber.

M. rühmt ſich der „Salbung,“ die durch das „Gebet“ über ihn gekommen, als er dieſe Schrift geſchrieben. Dieſe Salbung ſcheint aber eine wahre Verblendung des ſonſt tiefgelehrten und ſcharfſinnigen Mannes geweſen zu ſeyn, wie wir denn auch in ſeinen Blättern für höhere Wahrheit finden, daß er die trefflichſten Lehren, die geiſtreichſten Gedanken, die intereſſanteſten Reſultate fleißiger Forſchung mittheilt, bis wieder die unglückliche Salbung über ihn kommt, und er ſo geiſtlos in frömmelnden Gemeinplätzen ſalbadert, wie irgend ein ſeichter Pietiſt an der Spree oder Wupper. Man kann ſich keinen ärgern Kontraſt denken, als in ein und demſelben Buch ein Tiefſinn der ſeltenſten Art und daneben frommes Gewäſch der allergemeinſten Art. Indeß iſt es an dieſem Buch nicht blos die Sprache, ſondern ſind es auch die Gedanken ſelbſt, mit denen wir nicht einverſtanden ſeyn können. Der Verfaſſer lebt und webt in einer Geiſterwelt, welche diesmal nicht blos in die unſre hineinragt, ſondern ſie vollkommen verſchlingt, und dennoch die ſonderbare Eigenſchaft hat, ſich ganz eng an unſern miſerabeln Planeten zu binden. Da iſt wieder unſer Erdenſandkorn der Mittelpunkt des ganzen Weltalls, und die gefallne Geiſterwelt iſt wieder eingeſchloſſen in den Bauch unſrer Erde, und Gott ſelbſt bekümmert ſich lediglich um die Erde und das kleine drüber und drauf und drin befindliche närriſche Volk von Menſchen und Geiſtern, als ob es weiter gar nichts in der Welt gäbe. Iſt der Raum, iſt die Zeit, iſt das Leben nicht unendlich? Und kann

Digitized by Google

man von einer ſo engherzigen irdiſchen lokalen Religion etwas andres ſagen, als was Herder ſagte: Schöpfe aus dem weiten Ozean und du wirſt doch nicht mehr ſchöpfen, als in deinen kleinen Krug hineingeht. — Keine Religion ohne Myſterium, und was in der Religion nicht Myſtik iſt, kann nur oberflächliches Außenwerk ſeyn; wer ſich nun aber rühmt, Geiſt genug zu beſitzen, um in der Religion nicht beim Oberflächlichen ſtehn zu bleiben, ſondern ins Myſterium einzudringen, der ſollte doch um Gotteswillen ſich fragen, was es mit jenen Erklärungen gethan ſey, die den allerkleinſten Maaßſtab an das Allergrößte legen, die den Himmel durchaus nur nach der Erde beurtheilen und dann doch die arme Erde verſpotten, denen der Himmel und die Hölle und die ganze Geiſterwelt lediglich nichts iſt als ein mattes Spiegelbild, Schemen und Geſpenſt der Erde, und die dennoch das Geſpenſt anbeten und das wirkliche lebendige Urbild auf die unvernünftigſte Weiſe verachten. Entweder zeigt uns eine höhere Geiſterwelt oder laßt es euch in Gottes Namen in dieſer Welt gefallen!

55) Die Seherin von Prevorſt. Mitgetheilt von Juſtinus Kerner. Zwei Bände. Zweite Auflage. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, 1832.

Der ſtarke Abſatz dieſes merkwürdigen Buchs hat in kurzer Friſt eine neue Auflage nothwendig gemacht. Was den Inhalt betrifft, ſo berufen wir uns auf die frühern in dieſen Blättern erſchienenen Beurtheilungen von H. v. Meyer, Dr. Carové und dem Herausgeber dieſer Blätter.

56) Blätter aus Prevorſt. Originalien und Leſefrüchte für Freunde des innern Lebens. Mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin von Prevorſt. Zweite Sammlung. Karlsruhe, Braun, 1832.

Ohne mich mit Herrn Prof. Eſchenmayer darüber zu ſtreiten, ob mein kritiſcher Pfeil zu flüchtig ſey, um ſein Ziel zu treffen, will ich ihm, was die Geiſterwelt betrifft, gern die Unzulänglichkeit meiner Kritik einräumen. Denn obgleich ich das nicht glaube, was Eſchenmayer von dieſer Geiſterwelt alles glaubt, ſo bin ich doch völlig außer Stande, dem, was mir an dieſem Glauben irrthümlich ſcheint, die Wahrheit entgegenzuhalten. Ich kann nur ſagen, ein Glauben, welcher der Vernunft und der in allen übrigen Dingen klar ausgeſprochnen weiſen und gütigen Weltordnung widerſpricht, muß ein Aberglauben ſeyn; ich kann nur ſagen, dieſe Art, ſich das Jenſeits nach ärmlichen und ganz lokalen Analogien von Dieſſeits vorzuſtellen, iſt wunderlich, aber ich kann nicht ſagen, wie das Jenſeits wirklich ausſieht. Ich würde dieſes Blatt im Buche meines Glaubens lieber leer laſſen, als es mit Frazzen anfüllen; es iſt aber wenigſtens inſofern nicht leer, als es ein geheiligter Raum iſt. — Der Inhalt der vorliegenden Sammlung gleicht dem der erſten und enthält außer den geiſtervollen Geſchichten auch die Fortſetzung der geiſtvollen Aphorismen Eſchenmayers. Auch aus Goethes Leben wird einiges Viſionäre mitgetheilt. Der gute Goethe muß doch überall vorkommen, muß bei allem geweſen ſeyn. Es geht ihm wie jenem Mädchen, das ihr Liebhaber für ſehr muſikaliſch hielt, weil — ihr Bruder die Geige ſpielte.

Doch, Freund und Feind weiß ſchon, was er in einem Werk zu erwarten hat, worin zwei geiſtig ſehr ausgezeichnete Männer einen von der gemeinen Heerſtraße der Vernunft ſo ſehr abweichenden Weg in den Aberglauben einſchlagen, und auf der Höhe der Wiſſenſchaft plötzlich in den Nebel gerathen, den Parnaß in den Blocksberg verwandelt und ſtatt unter den Muſen ſich unter den Hexen ſehn.

Wir eilen alſo an dieſen bekannten Erſcheinungen, über die wir gewiß ſchon zu viel, nämlich vergeblich, geſprochen haben, mit ſo viel Eile, als uns Eſchenmayer nur immer vorwerfen mag, vorüber.

57) Das große Jenſeits, nun erſchaulich gewiß. Eine freudige Botſchaft. Von Ludwig Hofacker. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1832.

Die tiefe, mit einer kindlichen Innigkeit ausgeſprochne Ueberzeugung muß auch den Ungläubigen ergreifen und rühren. Der Verfaſſer iſt der bekannte Ueberſetzer Swedenborgs, und auch in dieſer Schrift weht der Geiſt ſeines Vorbilds. Die innre Befriedigung, die er in ſeinem Glauben an die Swedenborgiſche Geiſterwelt gefunden hat, wird wohl, ſo ſtark iſt dieſer Glaube, Niemand ihm rauben. Dagegen wird auch er ſchwerlich im Stande ſeyn, die Welt zu überzeugen, daß dieſer Glauben wirklich ſo wichtig und folgenreich für das irdiſche Leben, für die irdiſche Geſchichte ſey. Ob wir an Geiſter glauben oder nicht, wir werden immer dieſelben Menſchen, mit denſelben Neigungen, Tugenden und Gebrechen bleiben. Und warum? Weil die Geiſterwelt ſelbſt nur der Reflex unſres hieſigen Lebens iſt, und wir alſo weſentlich durchaus nichts Neues daraus lernen. Wenn der Verfaſſer ſelbſt ſagt, das ganze Alterthum habe an die Geiſterwelt nicht nur geglaubt, ſondern beſtimmt darum gewußt, ſo würde dieſes Faktum doch nur beweiſen, daß die Menſchen trotz dem dieſelben geblieben ſind, und alſo auch künftig dieſelben bleiben werden, ſollten ſie auch aufs Neue des Jenſeits vergewiſſert werden. Die Hoffnung auf eine baldige Aenderung, Beſſerung,

Digitized by Google

Wiedergeburt des Geſchlechts durch dieſen Glauben, oder durch die Wiederkunft der Geiſter ſelbſt, durch das offenſive „Hineinragen' einer Geiſterwelt in die unſre,“ ſcheint ſehr unſicher.

58) Die magnetiſchen Träume. Ein niedrig komiſches Gedicht von Cäſius Nyktimenius Glaukopolitanus. Augsburg und Leipzig, v. Jeniſch und Stage, 1832.

Ein großes Gedicht in Knittelverſen, worin vom rationaliſtiſchen Standpunkt aus Alles, was nur entfernt nach Myſtik oder Romantik ſchmeckt, mit Spott übergoſſen wird. Die Gedanken ſind im Geſchmack der Herren Voß, Paulus, Krug, die Verſe im Geſchmack Blumauers. Auch der Seherin von Prevorſt wird gedacht. Der Blumauerſche Ton und die Polemik gegen Papſt und Heilige, Hohenprieſter und Götzen, erinnert übrigens ſehr an das vorige Jahrhundert, und ſo ſcheint das Gedicht das verſpätete Werk eines alten bayeriſchen Illuminaten zu ſeyn, der ſeine Jugenderinnerungen mit den neuen Tiſchreden der verſchiednen kleinen Lutherchen zu Leipzig und Heidelberg aufgefriſcht hat.

Alterthumskunde.

De Diis Domesticis priscorum Italorum scripsit Ern. Jaeckel Prof. Berolini e libraria Nauckiana 1830.

Herr Jäkel hat dieſer Abhandlung eine größere Schrift vorangehen laſſen, worin er den germaniſchen Urſprung des römiſchen Volkes und der lateiniſchen Sprache nachzuweiſen geſucht hat. Seine Gründe für dieſe Behauptung entnahm er theils der Geſchichte, theils einer Vergleichung der deutſchen und lateiniſchen Sprache, die ihn auf die allernächſte Verwandtſchaft beider, wie einer Mutter und Tochter, führte. Selbſt der klaſſiſche Philolog, der ſonſt gewohnt iſt, jedes lateiniſche Wort aus dem Griechiſchen zu erklären, muß wiſſen, daß dieſe Hypotheſe nicht neu iſt, aber wunderlich klingt ſie, wenn man den gegenwärtigen Zuſtand der höhern Sprachwiſſenſchaft kennt. Man iſt über die Verwandtſchaft jener beiden Sprachen längſt einverſtanden, ſezt ſie aber nicht als erſtes und zweites, ſondern gibt ihnen eine gemeinſchaftliche Quelle, die ſich über Hochaſien nach Indien zieht. Herr Jäkel iſt die Gründe, warum er ſich dieſer Anſicht nicht fügte, ſchuldig geblieben, er läßt die erſte Quelle dahin geſtellt ſeyn, und hält ſich nur an die ihm ſo erſchienene wunderbare Aehnlichkeit beider Sprachen. Es iſt einleuchtend, daß die mythologiſchen Begriffe eines Volkes mit ſeiner urſprünglichſten Sprachweiſe zuſammen hängen; wenn aber dieſer etymologiſche Weg der Unterſuchung allerdings zu Reſultaten führen kann, darf man nicht mit demſelben Rechte auch eine Verwandtſchaft der Begriffe verlangen? Dieſe läugnet Herr Jäkel, oder verwahrt ſich wenigſtens gegen die Identität nordiſcher und römiſcher Gottheiten. Er will nur eine ſprachliche Gemeinſchaft. Aber es ſcheint, als könnte er die Zeit gar nicht erwarten, mit ſeinen Derivationen hervorzutreten. Denn noch liegt ja der Schatz der lateiniſchen Sprache ſelbſt vor, und Vieles, was Herr Jäkel unmittelbar aus Deutſchland zu erklären ſucht, findet ſeine Erledigung noch innerhalb Italien. Statt z. B. eini Divum erſt die Stellung dieſes Wortes zu deus abzuwarten, iſt der Verfaſſer ſogleich mit Tiefe zur Hand; ſtatt Camoena Camasena, zuerſt auf carmen zurückzuführen, und dies darauf nach ſeinem Kanon zu erklären, iſt ihm bei der zweiten Göttin, Himmelsſonne, das nächſte. Dennoch wünſchen wir durch dieſe Erwähnung der Frage eine weitere Anregung zu geben. Die Art, wie ſie hier behandelt iſt, dürfte die Gunſt der gewöhnlichen Philologen zur Annahme der tiefern, ſprachwiſſenſchaftlichen Studien eines Grimm, Bopp, v. Humboldt bereitwilliger ſtimmen. G.

Mengliteratur.

Gallimathias vom Verfaſſer. Leipzig, Engelmann, 1831.

Das „vom Verfaſſer“ iſt ein ſo ſchleppender Nachſatz, daß dadurch die mögliche Hoffnung auf Witz, welche der Titel „Gallimathias“ erweckt, ſogleich bedeutend eingeſchränkt wird. Und wenn man das Buch ſelber lieſt, ſo zweifelt man, ob der Verf. wirklich gewußt habe, was eigentlich Gallimathias ſey? Unter dieſem Worte verſteht man Unſinn, aber pikanten, unterhaltenden Unſinn, deſſen charakteriſtiſches Kennzeichen insbeſondre der Widerſpruch deſſen, was der Menſch eigentlich ſagen will und deſſen, was er wirklich ſagt, der Widerſpruch zwiſchen dem richtigen und einfachen Sinn mit den unrichtigen und ſchwülſtigen Worten iſt. Von dieſem intereſſanten Unſinn iſt aber der nüchtern langweilige Unſinn, der das Trivialſte mit einer wichtig oder witzig thuenden Miene darbietet, ſehr verſchieden, und nur Unſinn von lezterer geringerer Sorte findet ſich hier. Wo iſt irgend ein Witz in Sätzen, wie folgende: „Stelle einer in der Medizin eine noch ſo verrückte Meinung auf, ſo dürfte es ihm ſchwer fehlen, ſie mit irgend einer Autorität zu palliſadiren. — Morgen iſt in dem Munde einer Frau ſehr oft ſo viel als heute ꝛc.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 82. — 10. Auguſt 1832.

Vermiſchte Schriften.

Arabesken von Ludwig Bechſtein. Stuttgart, Hallberger, 1832.

Bechſtein, obwohl vorzugsweiſe Dichter, hat doch einen freundlichen Zug ſeines naturwiſſenſchaftlichen Vaters zum Erbtheil erhalten. Der hauptſächlichſte Inhalt dieſer geiſtreichen Arabesken ſind Phantaſien über die Natur, Hymnen an die Natur in Proſa und Verſen. Er beginnt mit einer poetiſchen Deutung der Elemente, woraus wir folgendes ſchöne Bild hervorheben. „Du aber Erde, Weſenmutter, Element der Ruhe, der Stille, des Friedens, und doch voll ewiger, unendlicher und ſchöner Thätigkeit, wie groß, wie wunderbar, wie geheimnißvoll biſt auch Du. Hervorgegangen aus dem alten verworrenen Weltſtoff warſt Du einſt der Elemente Kind, jezt aber haſt Du ſchon lange die jungfräulichen Paradieſesblüthenkränze abgelegt und biſt zur Mutter geworden, zur ſorgenden, liebenden, ſchaffenden Mutter. Du biſt Lebengeberin und Freudenſpenderin, Deine Kinder trägſt Du hervor an die warmen Sonnenſtrahlen, daß ſie wachſen und gedeihen, und wenn ihre Blüthenzeit vorüber iſt, dann bringen ſie Frucht, und die Frucht fällt wieder in Deinen Schoos, und Du deckſt ſie kühl und ſchattig. — Erde, Du biſt der reiche Herbſt, ſo voll mannichfaltiger Gaben, ſo ſchwellend wie die goldnen Trauben, ſo glühend, wie die Früchte des Südens. Ja, Du ſelbſt biſt eine Frucht am Weltbaum." Noch ſchöner ſind die Naturſtimmen. „Wie labend umwehſt Du mich, Morgenluft! Es zieht ein ſanftes Wehen und Rauſchen durch die Bäume, die blühenden Gräſer flüſtern, Halme neigen ſich zu Halmen, Blätter zu Blättern; welch wunderbares ſüßes Wehen? Das iſt das Morgengebet der Schöpfung. Die Blätter glänzen, und auf Blumen und Gräſern funkelt Thauglanz, und alles ſchwankt und ſchimmert, flüſtert und rauſcht fort und fort; es iſt eine Frühlingshymne. Wir ahnen nur ihren Sinn, und wagen ihn nicht zu deuten. — Aber wenn im Herbſt die Wälder dumpfer brauſen, und ſtärker ſich die Wipfel beugen, und pfeifend der Sturm über die Gefilde ſauſt und um die Wohnungen der Menſchen heult, das iſt das Schlaflied der Natur, das ſie der Erde ſingt, ein wenig ſchaurigen Inhaltes, und die Erde iſt dann wie ein Kind, und huſcht zaghaft unter die weiße Decke. — Melodiſch murmelt die Quelle des Hains, die Ruhe ſizt neben ihr und lauſcht dem Geſang der Wellen. Ihr Lied tönt von Friede und Freude, und die Vögel auf den Zweigen ſingen es nach in ihrer Sprache. — Die Waldbäche rollen geſchwäzig über die Steine, von Ort zu Ort erzählt die Welle der Welle, was ſie geſehen,

Digitized by Google

welche Ufer, welche Blumen, und was ſie gefunden, mit ſich geführt, und wieder verloren hat. Es klingt, wie Kindergeplauder, wie Geliſpel der Unſchuld. Aber der tiefe Fluß nimmt die geſchwätzigen Bäche auf, da müſſen ſie ſchweigen lernen. Er gleitet hin in ſtolzer Ruhe, ernſt und ſchweigend, und die Ufer ſpiegeln ſich in ihm, und der Himmel. So wandelt durch verſchwiegene Haine ein melancholiſcher Jüngling, in ſeiner Seele trägt auch er ein Bild, das zugleich ſein Himmel iſt, ſein Schweigen iſt Liebe, ſein Gedanke Liebe, und ſingt er, dann iſt Liebe ſein Geſang. — Der Strom geht einen gewaltigern Gang, wie ein Kriegesheld eilt er dem Meere zu, weithin durch die Nacht ſchallt das Rauſchen ſeiner Wogen, und iſt er vollends angeſchwollen von den Gewäſſern, die ihm die Schneeberge geſendet, da iſt ſein Rauſchen ein Kampflied, ein Schlachtgeſang, und Verheerung gießt er aus über die Länder. — Und mit Donnerliedern grüßt ihn der Ozean. An die Felſenküſten ſchlagen ſchallend und ſchäumend die Waſſerberge, und die Ufer zittern von dem Schwall. Ozean, Deine Wogen ſingen Grablieder denen, die in Deinem tiefen Schooße, unter den ewig bewegten grünen Fluthenhügeln ſchlafen. Sie haben ſchon viele Tauſende eingeſungen. — Aber auch, wenn ſpiegelklar das Meer iſt, wenn kein Lüftchen es bewegt, wird doch über der ruhigen ſtillen Fluth ein wunderbares geheimnißvolles Brauſen vernommen, keiner ſieht, wo es entſteht; es iſt der Geiſt Gottes, der über den Waſſern ſchwebt. — In der Schweiz und in Tyrol umtönt des Wandrers Ohr ein liebliches, geiſterhaftes Flüſtern, es iſt nicht der Wald, von dem es kommt, es iſt nicht der Bach, der plaudernd an ihm vorüberzieht, nicht die Luft iſts, die ihn umfächelt, es iſt das Geräuſch der Waſſerfälle in der Gegend umher. Das liſpelt ſüß und lieb und heimathlich, als wolle es ihn ewig feſſeln. Darum regt ſich in der Bruſt der freien Söhne der Berge ſo ſtark das Heimweh. Ach, das iſt gar eine ſehnſuchtvolle Naturſtimme, ein lockendes Rufen, dem nicht zu widerſtehen, und manches Herz iſt ſchon gebrochen, weil es dem Rufe nicht folgen konnte. — Auch geheimnißvolle, tiefräthſelhafte Stimmen ſchweben durch die Natur, die ſie aus ſich ſelbſt in einem Schoos erzeugt, der dem Menſchenauge ewig unſichtbar bleibt. Dahin deuten ſchon alte Sagen, und es ſey hier erinnert an die Teufelsſtimme auf Ceylon, die wohl ſchrecklich und ſchauerlich zu hören ſeyn mag, und an die Meeresklänge, die die Mythen von den Sirenen erzeugten; an das Getön in den Lüften, das die Fabel vom wilden Jäger hervorgebracht, und das ſicher nicht immer Geſchrei und Flügelſchlag wandernder Heerſchnepfen, Kraniche oder Eulen iſt; an das, was das Volk die *Wehklage* nennet, ein Phantom, deſſen wimmernde Stimme herzzerſchneidend gehört werden ſoll bei bevorſtehendem Unglück, zumal in Kriegszeiten; ferner an die Sagen und Berichte von Bergklüften, in denen ſich wunderbare und unerklärliche Stimmen hören ließen, wie z. B. das Felsloch im Hörſelberg in Thüringen, von welchem die alten Kronikenſchreiber ſagen, daß man oft Klagegeſchrei aus dem Schooße des Berges vernommen, und ihn deshalb *Hör Seelen Berg* genannt habe." Dahin gehört auch „die Blumen und das Menſchenleben," ein Gedicht, worin das Leben mit einer Blume verglichen wird. Der Gedanke iſt zwar nicht neu, die Verſe aber ſind außerordentlich ſchön. Wir geben nur Einiges:

Die Knospe, die der Strahl umfloſſen,
Ahnt ſie den Lenz, der um ſie blüht?
Das Blumenauge, noch geſchloſſen,
Iſt es in Sehnſucht ſchon erglüht?
Dringt neben ihr das Drängen, Sproſſen,
Wie Wächterruf in ihr Gemüth,
Daß ſie, vom Kelch noch feſtgehalten,
So gern die Krone will entfalten,
So gern den ſüßen Duft ergoſſen,
Frei, wie des Springsquells Garbe ſprüht?

Es locken Nachtigallenlieder,
Ein wonneſüßer Sängerchor.
Es gaukeln Sylphen auf und nieder,
Libellen um des Weihers Rohr.
Der Freudenkönig zog ja wieder
Durch ſeines Reiches Blumenthor.
Die Knospe will die Banden ſprengen,
Die noch die Strebende beengen,
Die Blätter regen ſich, wie Glieder,
Und brechen endlich hold hervor.

Geſprengt ſind nun die grünen Banden,
Die Blume hebt ſich ſtolz und frei,
Zur Blüthenſeligkeit erſtanden,
Und Himmelsſchönheit wohnt ihr bei.
Sie blickt umher nach den Verwandten,
Und ahnet kaum, wie ſchön ſie ſey?
Sie ſchwelgt am Licht; ſie hebt die Krone,
Sucht, wo ſie blühe, wo ſie wohne,
Und Träume webt aus Himmelslanden
Vielleicht auch ihr die Phantaſei.

Und wie Phalänen trunken ſchwirren
Im Silberflor der Dämmerung,
Wie goldner Sternenlichter Flirren
Webt um die Blüthen zart und jung,
Wie Nachtigallen flötend girren
In ſüßer Liebeshuldigung,

Digitized by Google

Wacht Sehnſucht auf im Blumenſchooße,
Duft iſt ihr Bote, Duft Gekoſe,
Wie Feuerkäfer leuchtend irren
Auf zarter Flüglein leiſem Schwung.

Urkräfte, die das All bewegen,
Beſeelen auch die Pflanzenwelt,
Wo Blüthenſtaub als goldner Regen,
Der Blume feuchte Narbe ſchwellt.
In liebender Vermählung legen
Die Fäden, wenn ihr Staub entfällt,
Sich auf die Narbe, wie zum Kuſſe,
Zum bräutlichſeligen Genuſſe,
Die der Umarmung Zauberſegen
Im keuſchen Schooß befruchtet hält.

Die Blume blüht im Weſtgekoſe,
Blüht unter Sonnengluthen gleich,
Und ob ſie Wetter wild umtoſe
Die holde Blume, zart und weich,
Sie blühet, eine Kummerloſe,
Wird auch die Strahlenkrone bleich.
Sie ſendet nach wie vor die Düfte
Gleich Freudenhymnen in die Lüfte,
Denn was ſie trägt im zarten Schooße,
Macht die Beglückte froh und reich.

Die Blume läßt die Blätter fallen,
Die lichte Farbengluth erblich.
Der Lenz mit ſeinen Nachtigallen,
Mit ſeiner Wunderpracht entwich;
Laß Blume, Lied und Lenz entwallen,
Laß Stürme toſen rauh um Dich!
Denn aus der Frucht, die Du getragen,
Erblüht in künft'gen Lenzestagen,
Geſchmückt mit Deinen Reizen allen,
Dein Abbild wieder jugendlich.

Auch folgenden ſchönen Vergleichungen der Poeſie und Philoſophie wird Niemand die Bewunderung verſagen können:

„Poeſie iſt eine klare Quelle des Haines, die Leben ſprudelt, und an welcher die Vöglein den Frühling grüßen.

Philoſophie iſt ein tiefer Brunnen, auf deſſen Grund Nacht ſchwebt, und den noch Keiner recht erforſcht hat.

In der Philoſophie offenbart ſich das Göttliche menſchlich.

In der Poeſie offenbart ſich das Menſchliche göttlich.

Philoſophie denkt, was Gefühl ſey.

Poeſie fühlt, was Gedanken ſind.

Philoſophie iſt ein Phönix, der ſich ewig verjüngt, der wiedergeboren wird von den Jahrhunderten.

Poeſie aber iſt eine Roſe, die jeder Frühling neu ins Leben küßt; ſie iſt eine Nachtigall, deren Lied die Herzen bezaubert und feſſelt. Und ſtirbt Poeſie, ſo ſtirbt ſie ſingend, wie der Schwan.

Die Menſchen reden von alter und neuer Philoſophie, und von alter und neuer Poeſie — das ſind Träume. Ganges und Euphrat rauſchen noch in ihren Betten. Die Erde wandelt noch um die Sonne genau in derſelben Zeit, wie in den Tagen des Pythagoras; der Mond zeigt ihr immer noch ſein altes blaſſes Angeſicht.

Die Geſchlechter der Menſchen kommen und gehen, aber unbemerkbar. Die Kommenden bringen weder Poeſie noch Philoſophie mit in das Leben; die Gehenden nehmen ſie nicht mit ſich fort. Beide ſind ewig, ſo können ſie niemals jung und neu, niemals bejahrt und alt ſeyn.

Erkenntniß iſt eine Sonne, die den Menſchengeiſt erleuchtet; ſie breitet nach allen Richtungen ihre glänzenden Radien aus, ſie erfüllt mit ihrer Klarheit die Welt, und der Geiſt ſchwimmt auf ihren hellen Strahlen, und badet ſich im Lichtmeer. Und jemehr er in ſich einſaugt von dem himmliſchen Glanze, deſto reicher, froher und ſeliger wird er, daher die ſchöne Mythe vom Baum der Erkenntniß. Wer von ſeiner Frucht ißt, mag wohl zum Gott werden.

Und Empfindung iſt eine Sonne, die das Menſchenherz erwärmt; ſie durchdringt mit ihrem heiligen Feuer die Welt, ſie iſt das Leben, das in tauſend Schöpfungen wonnevoll aufjauchzt; ſie iſt die Liebe, die das Leben ſelig fortpflanzt. Daher die ſchöne Mythe von der Bildſäule Pygmalions. Wer empfindet, der lebt, wer lebt, muß auch zu beleben vermögen, ſey es körperliches, ſey es geiſtiges Zeugen. Es bleibt ſtets beides ein ſüßes, zauberhaftes Wunder, das eben nicht erkannt ſeyn will, nur empfunden.

Und wie dort der Menſch ſich zur Gottheit aufſchwingt durch Erkenntniß, oder durch Philoſophie, welches daſſelbe iſt, ſo ſteigt hier durch Empfindung, durch Poeſie, das Götterbild liebevoll zu dem Menſchen herab, und wird ſeines Gleichen.

Dort iſt Leben, ein hohes, reines, erhabenes, göttliches; eine freie, feſſelloſe Seele, eine Pſyche voll Wißbegierde.

Und hier iſt Leben, ein ſanftes, zartes, ahnungsvolles, menſchliches; ein warmes, liebendes Herz, ein ſchlummernder, ſüßträumender Eros.

Philoſophie iſt ein ewiger hoher tiefblauer Aether, undurchdrungen und endlos.

Digitized by Google

Poeſie iſt ein Paradieſes-Garten voll zauberiſcher Anmuth. Er lächelt hinauf mit klarem kindlichem Liebesblick, und freut ſich der reinen Bläue, und ſeine Palmen ſtreben hinauf, und ſeine Blumen ranken hinauf, und ſeine Sänger ſchweben hinauf, all in tiefer Sehnſucht, und der Aether lächelt nieder, und ſenkt ſich nieder, und umfängt die Blüthenwelt, und eines iſt ſchöner durch das andere, denn reizlos iſt der blaue Himmel über der unendlichen Sandwüſte, und reizlos iſt das Paradies, wenn Donnerwolken dräuend darüber hangen, oder giftige Nebel es umſchleiern.

Darum ſoll Poeſie nicht ohne Philoſophie ſeyn, und umgekehrt, und Erkenntniß nicht ohne Empfindung, und umgekehrt, ſonſt würde ſich der Wiſſende nicht zu freuen vermögen ſeiner Erkenntniß, und der Fühlende ſich nicht bewußt werden ſeiner Empfindung."

Neben dieſen trefflichen Dichtungen finden ſich auch einige Spielereien, z. B. Betrachtungen über einzelne Sprüchwörter, oder über kleine Wörter. Zur Probe das Wörtchen Aber: „Aber. Ein ungeſchlachter Schlagbaum vor dem Thore der Erwartung; ein harter Eck- und Schreckſtein, an den wir uns ſtoßen, wenn wir ihm vorbeieilen; ein ungeſtümer lahmer Bettler, der hinter uns hereilt auf der Heerſtraße des Lebens, und uns aufhält, und mit der Krücke nachdroht, wenn wir ihn nicht anhörten. Das Aber iſt der ſengende Sonnenſtrahl, der das Wachs der Ikarusflügel ſchmilzt, mit welchen wir uns zum Himmel der Wünſche emporſchwangen; es iſt die Schlingpflanze, die unſre Schritte hemmt in dem Luſtwald der Freude." Das iſt nun zwar nicht ohne Geiſt geſchrieben, aber der Gegenſtand iſt des Geiſtes nicht werth. Die Betrachtungen über die Küſſe ſind nicht neu, und, wenn es zu ſagen erlaubt iſt, nicht frivol genug. Küſſe müſſen wie Bienen Süßigkeit und einen Stachel haben.

Rechtsgeſchichte.

Zuchthaus und Rabenſtein. Eine Gallerie merkwürdiger Verbrechen, aus Kriminalakten und den ſicherſten Quellen aufgeſtellt von J. K. von Train. Erſtes Bändchen, mit einem Titelkupfer. Ilmenau, Voigt, 1832.

Ein etwas eckelhafter Titel und ein ganz abſcheulicher Steindruck ſtatt des Titelkupfers. Der Inhalt dagegen hat ſehr viel Anziehendes, und die meiſten der hier geſammelten Kriminalprozeſſe haben ein pſychologiſches, ja ſelbſt poetiſches Intereſſe. Die intereſſanteſten hier geſchilderten Verbrecher ſind: 1) ein Förſter, der aus Eiferſucht den Bruder ſeiner Frau tödtet, indem er ihn für ſeinen Nebenbuhler hält, der hierauf wegen früherer Verdienſte um den Fürſten dennoch begnadigt wird, aber keine Gnade verlangt und endlich, da man ihn gleichſam mit Gewalt retten will, abſichtlich einen zweiten Mord begeht, um die erſehnte Strafe zu empfangen; 2) ein Holzbauer, der aus Liebe zu einem andern Frauenzimmer ſich von ſeiner Frau ſcheiden laſſen will, lange daran verhindert wird und endlich die Frau in dem Augenblick ermordet, da ſie ohne ſein Wiſſen mit eigner Aufopferung ſeinen Wunſch erfüllt und in die Scheidung eingewilligt hat; 3) ein ruſſiſcher Bedienter, der ſeine Gebieterin auf einer Reiſe nach Italien ermordet und beraubt, nachher aber ehrlich und ein exemplariſcher Biedermann wird, und zulezt nach 50 Jahren, da ein ſchlechter Menſch, der zufällig ſein Verbrechen entdeckt hat und ihm für ſeine Verſchwiegenheit eine große Summe abfordert, dieſen Antrag ſtolz zurückweiſt und ſich ſelbſt den Gerichten überliefert; 4) ein Jude, der liebenswürdig von Perſon, edel, gebildet, reich, gleichwohl überall nur Verachtung und Undank findet, weil er ein Jude iſt, und den die chriſtlichen Vorurtheile auch dann noch verfolgen, nachdem er ſich hat taufen laſſen. Er zieht in ein fremdes Land, macht ſich durch ſeine perſönlichen Vorzüge geltend und verlobt ſich mit einem anſtändigen Mädchen. Da begegnet dem glücklichen Bräutigam ein Jude, der ihn von frühern Zeiten her kennt und ihn ohne alle Rückſicht an ſeinen jüdiſchen Urſprung erinnert, ja ſogar eine landsmannſchaftliche Kameradſchaft geltend machen will. Die Braut alterirt ſich, und die Verbindung geht zurück. Voll Verzweiflung flieht der unglückliche Bräutigam aus dem Lande, läßt ſich an einem dritten Ort nieder, und geht endlich eine neue Verlobung ein. Aber ſein böſer Genius folgt ihm nach. Der ſchäbige Jude läßt ihn nicht aus dem Auge, theils aus Schadenfreude, theils aus Gewinnſucht, und tritt ihm wieder auf der Hochzeitreiſe in den Weg, um ſich ſein Stillſchweigen erkaufen zu laſſen. Der Bräutigam erblickt ihn aber kaum, als er, von Wuth übermannt, ihn ermordet. — Dieſe leztre Geſchichte iſt eben ſo gut erzählt als an ſich ſehr lehrreich. Obgleich die Vorurtheile gegen die Juden ſchon bedeutend abgenommen haben, ſo iſt doch noch nicht jeder edle Jude vor moraliſchen Mißhandlungen ſicher, wie ſie hier erzählt ſind, und dieſe Geſchichte wird vielleicht dazu beitragen, daß dieſer oder jener chriſtliche Leſer ſich des Leichtſinnes ſchämt, mit dem er im Juden den Menſchen zu beleidigen gewohnt war.

Berichtigung.

In Nr. 40 iſt als Verfaſſer des „Verſuch über die phyſiſche Erziehung der Kinder" Dr. Wurzer anſtatt Dr. Wagner zu leſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 83. — 13. Auguſt 1832.

Romane.

1) Malkolm. Eine norwegiſche Novelle von Henrich Steffens. Zwei Bände. Breslau, Max, 1831.

Gleich Walſeth und Leith und den vier Norwegern zeichnet ſich auch dieſer Roman durch treffliche nordiſche Landſchafts- und Sittengemälde und durch die dem philoſophiſchen Verfaſſer eigenthümlichen geiſtreichen Bemerkungen aus, die er überall auf lehrreiche Weiſe als moderner Peripathetiker nur im Vorbeigehn ausſtreut.

Man betrachte folgende meiſterhaft gemalte Winterlandſchaft: „Es war vier Tage vor dem Weihnachtabend und ein klingender Froſt. Jn dem hohen Gebirge, da, wo ſchon die Fichten und Tannen als niedriges Geſtrüppe erſcheinen, und nur die Birken noch einigermaßen gedeihen, lag, an einem Abhange, eine einſame Hütte. Jm Sommer diente ſie als Säterei (Sennhütte); jezt war ſie verlaſſen. Der tiefe Schnee bedeckte die ganze Hochebene. Das niedrige und dunkle Tannen- und Fichtenſtrüppe war ſchwer mit Schnee beladen, ſchroffe Felſenwände traten als mächtige, finſtere Parthien hervor und die Hütte ragte kaum mit dem ſchwer beladenen Dache aus den Schneemaſſen hervor. Gegen Norden und Weſten, nach der Anhöhe zu, war ſie ganz bedeckt, gegen Oſten und Süden blickten die dunkeln Wände hervor und ſtarke Eiszapfen hiengen von dem Dache herunter. Auf der weſtlichen Seite war der Schnee mühſam von dem Eingange weggeräumt; in einiger Entfernung ſah man die mächtige Maſſe deſſelben aufgehäuft, und Stufen hineingearbeitet, die zu dem kleinen, entblößten Raume vor dem Hauſe führten. — Es war in der Morgendämmerung; der Mond, im lezten Viertel, ſchien kalt und ſeltſam in die öde, hohe, verlaſſene Gegend hinein und einzelne Sterne flimmerten noch an dem wolkenloſen Himmel. — Zwei Männer traten aus der Hütte hervor. Mühſam erſtiegen ſie eine bedeutende Höhe, und von der großen Anſtrengung, der ſchneidenden Kälte ungeachtet, erhizt, erreichten ſie die weite Gebirgsebene. Die Morgendämmerung war indeſſen gewichen; aus der Ferne erhoben ſich, in Kegelform und als ſpitzige Hörner, mächtige Berge, ſchneebedeckt, von den Strahlen der niedrigſtehenden Sonne glühend erleuchtet. Die weite Ebene dehnte ſich einförmig nach Weſten und Norden aus, aller Baumwuchs war verſchwunden, und die erſtarrten ſchneebedeckten, kahlen Bergſeen von der Felſenebene nicht zu unterſcheiden. Tiefe Schluchten ſchnitten wild in die Ebene ein, zerſtreute Berge erhoben ihre Häupter, und,

wie die Sonne höher ſtieg, glänzte alles von ihrem röthlichen Scheine. — Berge von ungeheurer Größe, in weiter Ferne, ſchienen nahe gerückt, Bergrücken dehnten ſich in die Länge, Kegel, Zacken, Spitzen, Pyramiden erhoben ſich, ein jeder Schritt veränderte die Stellung, ein magiſcher Wechſel von Schatten und Licht verklärte das Ganze; die ſchroffen Felſenwände ſtanden dunkel neben den ſchneebedeckten Abhängen und wechſelten oft ſtreifenweiſe. Eine weite Gegend, ein Reich der Ausdehnung nach, lag vor ihm. Tief in der größten Entfernung, im weiteſten Hintergrunde, wo die Berge auseinander traten, wo man durch eine Reihe von an einander gedrängten, gewaltigen Höhen von der mannichfaltigſten Form, hindurchblickte, wo der helle Himmel in ſchneidenden Umriſſen das Entfernteſte, klar und deutlich, dem Auge nahe rückte, lag eine Felſenſpitze, ganz in Morgengluth, wie ein ſeltſames Feuerbild, wie eine zweite Sonne, um das wunderbare Gemälde abzuſchließen.“

Geiſtreiche Gedanken, wie folgende, findet man häufig eingeſtreut: „Die Tyrannei der Billigkeit, jene ſeltſame Zuſammenſetzung aus innerer ſchonungsloſer Härte und äußerer Milde, jenes Produkt der Schwäche neuerer Zeit, die mehr jede unangenehme Empfindung ſelbſtſüchtig entfernen, als das Opfer ſchonen will, hat Mittel in den Händen, die wirkſamer ſind, als die grauſamſte Tortur — das Fleiſch ſchmeckt uns, aber wir können kein Blut fließen ſehen.“ Steffens hätte wohl noch hinzufügen dürfen, daß dieſer Schein der Humanität nur der Vorbote der ſchrecklichſten Barbarei iſt, und daß die Leidenſchaften, je länger ſie Edelmuth geheuchelt, nur deſto tiegerartiger das aufgeſparte Blut vergießen werden.

So gewiß wie die Nordlandsgemälde durfte man auch wieder Erinnerungen aus dem Feldzug von 1813 in einem Roman von Steffens erwarten. Doch hat er diesmal die Erinnerungen an die deutſchen Univerſitäten ausgelaſſen, oder wenigſtens nur leiſe berührt, und mit Recht, denn ſonſt würden ſeine Romane am Ende gar zu ſehr ſich wiederholen.

Bleibt ſomit der Roman ohne Ausſchweifungen und Epiſoden mehr zuſammengehalten in einer großen Gruppe, ſo iſt dennoch dieſe Gruppe noch viel zu ſehr verwickelt, und der Dichter hat ſeinem Hange desfalls noch nicht entſagen können. Wie früher, ſo führt er uns auch hier ganze zahlreiche Familien auf, deren Glieder durch Haß oder Liebe verbunden, mannichfach wie die Fäden im Weberſtuhle, aber in künſtlicher Verwirrung durcheinander laufen, daß das Auge hiehin und dorthin gezogen wird und vergebens einen feſten Haltpunkt ſucht. Es iſt dies ein ziemlich allgemein herrſchender Fehler grade unſrer beſſern Romandichter. Indem ſie bisweilen gegen hundert verſchieden eigenthümliche Geſtalten und eine raſche Folge wunderbar wechſelnder Situationen in einem einzigen Roman zuſammendrängen, ſind ſie nicht immer darauf bedacht, dieſe Geſtalten auch lichtvoll zu gruppiren, und dieſe Situationen natürlich und folgerecht ſich aus einander entwickeln zu laſſen. Daher entſteht nicht ſelten eine bunte Verwirrung ohne Mitte und Ueberſichtlichkeit, die anfangs ergözt, aber bald ermüdet, und einen verworrenen Eindruck zurückläßt, deſſen wir los zu werden ſuchen. Die Mannichfaltigkeit hat wahrlich keinen Werth ohne die Einheit, und der erhabenſte Eindruck wird immer nur durch die einfachſten Mittel erzielt, daher muß ſelbſt die reichſte Fülle des Einzelnen, ſich der einfachen Harmonie des Ganzen unterordnen, nicht wild darüber hinaus wuchern.

Steffens mag uns ein Bild aus dem Gebiet der Vegetation erlauben. So gewiß eine Baumgruppe, da niedre aber vollblättrige Gebüſche um einen oder höchſtens drei ſchlanke oder hohe Bäume ſich reihen, ſchöner iſt, als eine andre, da wie an einem Hollunderſtrauch eine Menge kahler dünner Stämme und Gerten emporſchießen; ſo gewiß iſt auch ein Roman, in welchem die Nebenperſonen tief zurückſtehen hinter den wenigen Hauptperſonen, einem andern vorzuziehn, in welchen die Hauptperſonen durch eine Menge Nebenperſonen bedeckt und zurückgedrängt werden. Der Roman von Steffens aber zeigt uns wirklich viele ſolche Nebenperſonen, die wie Fliederholz neben einander hoch aufſchießen, ohne daß man den Hauptſtamm unterſcheiden kann, und die uns den ungefälligen Eindruck von parallel und kahl aufſchießenden Pfählen machen, wo wir nur wenig Holz überdeckt mit Laub und Blüthen und Früchten erwartet hätten. So glauben wir im erſten Band, Storm möchte wohl die eigentliche Hauptperſon des Romans ſeyn, während erſt im zweiten Theil Malkolm in den Vordergrund tritt. Sodann verwirrt uns die Menge der obligaten Böſewichter. Einer wechſelt mit dem andern ab, und immer verſchwinden ſie wieder, um ſpäter irgendwo aufs Neue zum Vorſchein zu kommen. So verwechſelt man ſie, kann ihre Phyſiognomie nicht feſthalten, und muß das Gedächtniß anſtrengen, ihren Spuren nur zu folgen. Eine ſolche Anſtrengung erhöht aber niemals den Genuß eines Romans. Nicht anders iſt es mit den Freunden und Helfern. Zwar ſind einige Alte, und ein Blödſinniger ſehr charakteriſtiſche Geſtalten, der übrigen Freunde aber ſind zu viele, als daß wir ihre Phyſiognomie immer feſthalten könnten. Ge-

Digitized by Google

wiß wäre größere Vereinfachung hier ſehr zu wünſchen geweſen.

Die Fabel iſt wohl nicht gut motivirt, obgleich paſſend auf die Gegenwart angewandt. Gefangne Schottländer wurden in Norwegen ermordet. Nur ein Weib entkam und pflanzte ihren Nachkommen, die alle den ſchottiſchen Namen Malkolm führten, glühende Rache ein. Iſt es nun aber wahrſcheinlich, daß noch in unſern Tagen die Ur=ur=urenkel nach Jahrhunderten von demſelben Haß glühen ſollten? Bei alledem iſt dieſe alterthümliche Fehde kunſtreich mit den modernen politiſchen Partheikämpfen verflochten. Malkolm, der durch Zufälle begünſtigt ein reicher und vornehmer Mann wird, ohne von ſeiner wahren Herkunft etwas zu wiſſen, wird das Spiel der Partheien, durch Kabalen geſtürzt, mißhandelt, zur Verzweiflung gebracht, ſchließt ſich daher endlich an ſeine wilden Stammgenoſſen an, erregt Aufruhr, wird gefangen und hingerichtet. Ob die Verwandlung, die in Malkolms Charakter vorgeht, natürlich ſey, dürfte bezweifelt werden müſſen. Steffens macht ihn zu ſehr zum Ideal eines königlich preuſſiſchen Charakters voll von beſonnenem Pflichtgefühl und beſcheidner Würde, und ſchmeichelt ihm zu ſehr mit dem Goethe'ſchen Maaß und der Alles beherrſchenden Ruhe und überſchauenden Behaglichkeit, als daß wir es für möglich halten könnten, dieſer nämliche Großherzige ſtehe nachher an der Spitze eines rohen Banditenhaufens und ſtürze ſich in einen Abgrund von Schande und Unglück, den er als ein ſo kundiger Mann ja vorausſehn mußte. Es war kein Zwang zu dieſer Veränderung vorhanden, Malkolm durfte nur auswandern und ſeine Talente anderswo geltend machen, ſo war der ganze Jammer nicht nöthig, und dies mußte er, wenn der Dichter anders uns über ſeine frühere Trefflichkeit nicht getäuſcht hat. Da Steffens uns ſchon in dem jungen Storm dieſelbe Trefflichkeit, einen feſten ruhigen Charakter vereint mit Mäßigkeit und hoher Bildung, gezeichnet hatte, ſo war es wohl an dieſem einen Ideal genug, und es würde wahrſcheinlich ſeinem Roman beſſer zu Statten gekommen ſeyn, wenn er uns Malkolm weniger edel, weniger jenem Storm ähnlich, wenn er ihn etwas diaboliſch geſchildert hätte. Und dies um ſo mehr, als hier Malkolm die traurige Rolle wie der Mar im Freiſchützen ſpielt, und ohne eigne Kraft zur Teufelei nur als das Spielzeug fremder Teufel erſcheint. Solche Rollen taugen nie etwas. Der Held ſoll ſelber handeln aus eignem Triebe, und die Schuld allein auf ſeine ſtarken Schultern laden, nicht immer geheime Lenker und reſpektive Sündenböcke um ſich haben. Nichts triſter, als ſo ein Held, der immer nur in ſchönen Redensarten von ſeiner eignen Vortrefflichkeit deklamirt, und am Ende immer nur von Andern hin und hergeſchoben wird.

Wenn irgend Jemand zur Goethe'ſchen Schule des Maaßes ſich bekennt, ſo iſt es Steffens, und doch iſt kaum ein Dichter ſo weit entfernt, das Maaß zu halten, wie eben Steffens. Wenn er ſich noch einmal im Ernſt vornähme, ſich bei ſeinen Kompoſitionen größerer Einfachheit zu befleißigen, ſo würde er gewiß Bilder von der höchſten Meiſterſchaft verfertigen, denn die Gabe iſt ihm geworden.

Eine Kleinigkeit möge noch gerügt werden. Je feiner Steffens beobachtet, und im Kleinſten und Unſcheinbaren etwas Intereſſantes aufzufinden weiß, um ſo mehr ſollte er ſich begnügen, nur einfach ſeine Bemerkungen auszuſprechen, nicht aber zugleich damit wichtig thun. Er bedenke die Dinge, aber er ſage nicht auf jeder Seite, daß ſie bedenklich ſind. Er ſage uns die Bedeutung der Dinge, aber er wiederhole nicht beſtändig, daß ſie bedeutend ſind. Die beiden Wörtchen *bedenklich* und *bedeutend* kommen in ſeinen Romanen viele hundertmal, ja bis zur Unausſtehlichkeit oft vor. Dieſe ſtudirte Koſtbarkeit des Ausdrucks iſt zuerſt von Goethe ausgegangen, und unter ſeinen zahlreichen Verehrern hat wieder zuerſt A. W. von Schlegel ſie angenommen. Jetzt iſt ſie bereits Mode. Der jüngſte Haſelant affektirt altklug eine geiſtige Vornehmigkeit, wie man vor funfzig Jahren Enthuſiasmus und Sentimentalität affektirte. Während dies nun die literariſchen Lakaien thun, ſollten ſich wirklich vornehme Geiſter doch wohl einige Eigenthümlichkeit vorbehalten, und in jedem Fall lieber große Gedanken ſchlicht, als kleine Gedanken mit bedenklicher und bedeutender Miene vortragen.

2) *Tourmalin von Yſſel.* Großer Räuber-Roman, in zwei Abtheilungen, Stoff aus der wirklichen Geſchichte. Von Dr. *Wittkind.* Zwei Abtheilungen. Leipzig, Kollmann, 1831. Seitdem die Doktoren ſo gemein geworden ſind, daß man ſich auf den Straßen einiger Haupt= und akademiſchen Städte in Acht nehmen muß, keinen todt zu treten, hat keineswegs die Bildung in der übrigen Welt, ſondern die Roheit hat unter den Doktoren überhand genommen. Die zwanzigköpfige Journaliſtik der Stadt München z. B. hat mehrere Köpfe von unglaublichem Schmutz aufzuweiſen, die gleichwohl mit dem Doktorhut bedeckt ſind. Der Herr Dr. Wittkind ſchreibt einen großen Räuberroman: Dies macht ſeiner Bildung ohne Zweifel ſehr viel Ehre. Er konnte keine, eines Doktors würdigere Arbeit vornehmen. — Manche Leſer werden ſich wundern, daß noch immer Räuberromane geſchrie-

den werden, daß der alte Rinaldo Rinaldini noch immer Enkel und Urenkel heckt. Aber die Sache verhält ſich ſo. In den k. k. Staaten bis tief nach Ungarn hinab, in den altpreußiſchen Provinzen und in Polen und Rußland werden eine erſtaunliche Menge deutſcher Romane geleſen und gekauft, für kleinſtädtiſche Leihbibliotheken oder für den begüterten Landadel. Dorthin werden die Fabrikate abgeladen, die man am Ort ihrer Entſtehung verachtet, und von denen ſich nach dem weſtlichen und ſüdlichen Deutſchland nur wenige Exemplare verirren. Kollmann, Focke, Wienbrack, Baſſe ꝛc. ſind die großen Lieferanten, und ſächſiſche Magiſter gewöhnlich die Fabrikarbeiter. Die Waare ſelbſt muß natürlicherweiſe reich aſſortirt ſeyn, da in den fernſten Gegenden und unter der niedrigſten Leſerklaſſe noch der Geſchmack der Ritter-, Geiſter- und Räuberromane herrſcht, während modernere Leſer ſchon über den Walter Scott hinaus ſind. Daher die Romanartikel von allen Farben, nach der Muſterkarte, in jedem Leipziger Meßkatalog.

Tourmalin von Yſſel iſt gleich hundert ähnlichen edeln Räubern dem bekannten Rinaldini nachgebildet, er prahlt tüchtig, beſtraft einige Böſewichter, rettet einige Tugendhafte, buhlt viel mit Weibern herum, zieht ſich dadurch die Vorwürfe ſeiner Geſellen zu, von denen er zu lange abweſend iſt, kommt dann aber wieder, ſtraft die Empörer, tritt wieder als Held auf, kommt in Gefahr, wird von einem unbekannten Helfer im Verborgnen gerettet, geräth unter die geheime Leitung eines Bundes, und wird zuletzt — als der verlorne Sohn und Erbe eines Fürſten erkannt nnd folgt demſelben in der Regierung unter Paucken und Trompeten. Solches Zeug wird in unſerm geliebten Vaterlande noch immer geſchrieben.

3) Anſelmus, oder die Früchte des Wahnes. Roman von Paul Hellmuth. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack, 1831. Es iſt ein Widerſpruch in der Form dieſes Romans. Während nämlich ein tragiſches Schickſal durch daſſelbe durchgeht und mehrere Mordthaten an geliebten Perſonen verübt werden, herrſcht doch im Ganzen darin der ſüßliche Lafontaine-Voß-Starckiſche Familienton, und das „Entſetzliche, die ſinneverwirrende Angſt, das dunkle Verhängniß, der Mord" wechſeln mit dem lieben „Mütterchen, Couſine Minna, der redſeligen Frau von Sahlen, dem lächelnden alten Medicinalrath, dem cher cousin," und der Held, der durch die blutigen Mordſcenen gegangen, endet ganz vergnügt, als neugebackner Regierungsrath und ſchickte Karten umher, worin er ſeine Verlobung anzeigt.

4) Cleveland, natürlicher Sohn Cromwells. Von ihm ſelbſt geſchrieben und frei ins Deutſche übertragen von St. Relli. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1832. Man erwartet wahrſcheinlich von dieſem Roman etwas ganz Andres, als was er leiſtet. Er enthält nämlich keine Geſchichte, ſondern nur Dichtung, keine hiſtoriſchen, ſondern nur romantiſche Abentheuer. Nur in dem giftigen Haß gegen Cromwell und in der Anbetung Karls II. erkennt man eine hiſtoriſche Beziehung des ältern Originals, das zur Ergötzung der höhern Geſellſchaft geſchrieben wurde, und 1734 zu Utrecht herauskam. Die Abentheuer des Romans ſind wirklich kunſtreich und überraſchend. Cleveland, von ſeinem Vater nicht anerkannt, und als Betrüger verfolgt, muß in eine finſtre Höhle flüchten. Hier findet er einen andern Verfolgten, Lord Arminſter, in deſſen Tochter Fanny er ſich verliebt, und mit dem er nach Frankreich flüchtet zu Karl II. Er ſoll eben Fanny heirathen, als ihm eine Intrigue geſpielt wird. Man verdächtigt ihn, als ſey er mit einer andern Dame in unerlaubter Verbindung, und er wird von ſeiner Geliebten, wie vom Hofe Karls II. verſtoßen. Er geht zur See, erregt die Eiferſucht des Kapitäns und wird von dieſem an ein engliſches Schiff ausgeliefert. Der Kapitän dieſes Schiffs iſt aber glücklicherweiſe ein Halbbruder Clevelands, nämlich ebenfalls ein natürlicher Sohn Cromwells. Dies rettet ihn. Er geht nun nach Amerika, kommt nach Florida, findet dort Fanny wieder, rechtfertigt ſich, heirathet ſie, lebt mit ihr unter den wilden Indianern als deren Bekehrer und König, wird aber von einem andern wilden Stamm, Menſchenfreſſern, überfallen, entgeht kaum dem ſchrecklichſten Tode und wird zwar gerettet, verliert aber ſeine kleine Tochter. Später, während er ſich wieder in einer ganz glücklichen Lage befindet, verläßt ihn Fanny plötzlich, ohne daß er weiß, warum. Auch diesmal war es ungegründete Eiferſucht, was ſie zu dieſer zweiten Trennung veranlaßte. Er irrt nun lange umher, kommt wieder nach Frankreich, findet ein Mädchen, Namens Cecilie, das ihn unwiderſtehlich anzieht und iſt im Begriff ſie zu heirathen, als es ſich entdeckt, daß ſie — ſeine verlorne Tochter iſt. Nun erſcheint auch Fanny wieder, die Irrthümer klären ſich auf, aber die arme Cecilie ſtirbt, weil ſie die Zärtlichkeit für den Geliebten nicht mit der für den Vater vertauſchen kann und im Kampf der Eiferſucht untergeht. Dieſe durchgeführte Eiferſucht im Charakter beider Frauen iſt in der That etwas ſehr Originelles und gibt dem Roman eine höhere poetiſche Bedeutung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 85. — 20. Auguſt 1832.

Romane.

(Fortſetzung.)

9) Georg Venlot. Eine Novelle mit Arabesken. Herausgegeben von Julius Moſen. Leipzig, L. Schumann, 1831. — Dieſer Roman iſt offenbar ältern Urſprungs, als das Gedicht „Ritter Wahn“ von demſelben Verfaſſer, denn während dieſes leztere, wie wir vor Kurzem (Nr. 64.) gezeigt haben, in hohem Grade vortrefflich iſt, trägt jener Roman noch vielfache Spuren der Unreife. Um ihn mit zwei Worten zu bezeichnen, er hält die Mitte zwiſchen Novalis und Callot-Hoffmann, beurkundet auf jeder Seite des Verfaſſers reiche Phantaſie, erinnert aber im Ganzen zu ſehr an bekannte Vorbilder, um den tiefen und originellen Eindruck zu machen und die Bewunderung zu verdienen, wie „Ritter Wahn.“

Georg Venlot iſt ein poetiſcher Enthuſiaſt, ein im Drange nach den Idealen überſchnappter Dichter, der nur halb in der Wirklichkeit, halb in dem Lande der Phantaſie lebt, worin er die abſolute äſthetiſche Idee als ein verkörpertes Ideal, unter dem Namen der Fee Aquilina, erſchaut und mit ihr ein ſeliges Feenleben dahindämmern würde, wenn ihn nicht die ihm noch anklebende irdiſche Gemeinheit von dem Ideal wieder entfernte und in einen qualvollen Zuſtand von Halbwahnſinn zurückwürfe, worin er beides nicht mehr los werden kann, weder den Traum noch die Wirklichkeit. Der Verfaſſer hat den Wahnſinn Venlots mit glühenden poetiſchen Farben geſchildert, und den Kontraſt deſſelben mit der proſaiſchen Wirklichkeit oft ergözlich hervortreten laſſen. Um ſo mehr iſt es Schade, daß er uns gleichwohl die Illuſion ſtört durch eine Menge Reminiszenzen. Venlot ſelbſt muß Jedermann an den bekannten Studenten Anſelmus bei Callot-Hoffmann erinnern. Auch ſein Freund, der diaboliſche Doktor Voland, erinnert an die obligaten Böſewichter bei Hoffmann, an die Magnetiſeurs ꝛc. und zulezt an Goethes Mephiſtopheles, von dem alle dieſe guten Freunde aus der Hölle eigentlich abſtammen. Venlot bedient ſich ſpäter der Siebenmeilenſtiefeln und irrt nach ſeiner Aquilina umher, wie Peter Schlehmihl, der ſeinem Schatten nachjagt. Das alles iſt nicht neu. Endlich kommt Venlot an den Nordpol, wo die alte Windmutter mit ihren Söhnen hauſt, und auch dies haben wir erſt vor Kurzem in einem langen ſchwediſchen Gedicht von Atterbom geleſen. Alle dieſe Reminiszenzen hätte ein Dichter weglaſſen ſollen, dem es keineswegs an eigner Erfindungskraft fehlt.

Digitized by Google

Die Sprache unſres Dichters iſt überall geiſtreich, goldglühend im trunknen Gefühl und wie mit Edelſteinen durchblizt von bunten Bildern. Eine außerordentliche Mannichfaltigkeit ſpricht ſich darin aus, ein raſcher Wechſel des Schrecklichen und Idylliſchen, des myſtiſch Tiefſinnigen und des leichtfertig Witzigen, des Hyperromantiſchen und der ſpießbürgerlichen komiſchen Proſa, der im Elfenzauber ſchlummernden mondbeglänzten Mährchenwelt und der Berliner Theegeſellſchaft. So reich an Tönen ſcheint dieſer Dichter, daß wir, wenn er ſich erſt geſtimmt, das Vorzüglichſte von ihm erwarten dürfen, mag er auch in dieſem erſten Werk manches fremde Thema präludirt haben.

Bald ſpricht die unbefriedigte Sehnſucht unſres wahnſinnigen Dichters ſich in einem ſanften Liede aus, das ganz den Anſchein hat, als ob es der fromme Novalis gedichtet hätte.

In die Ferne geht mein Sehnen,
Zu den Wolken drängt mein Blick,
Aus dem Auge rinnen Thränen,
Um das längſt vergangne Glück.

Lüfte, die ihr in den Bäumen
Leiſe flüſternd, weiter eilt;
Wißt ihr wohl von jenen Räumen,
Wo die Allerſchönſte weilt?

Weiden weinen an den Bächen,
Quellen an der Felſenwand;
Klagend ſcheinen ſie zu ſprechen
Von dem wunderbaren Land.

Doch mein Leid, wer kann es theilen?
Luft und Welle darf entflieh'n,
Ueber Erd' und Himmel eilen;
Ich nur langſam weiterzieh'n.

Bald iſt dieſes Sehnen Verzweifeln an Allem: „Wenn nun endlich die ganze Schöpfung nichts wäre, als eine in der Materie untergegangene Gottheit, welche aufringend zur Freiheit, emporſtieße in allerlei Schaffung, und immer wieder erfolglos, jammernd, und dennoch fortringend, wieder unterſänke? und wenn nun ſo alles Lebende und Weſende nur Eins, ein ſchreckliches Eins wäre; das in ſich ſelbſt uneins, in den Beſtrebungen, ſich von einander loszuringen, Alles hervorgebracht hat und noch hervorbringt? und eben alles Fortbeſtehen nur in dieſem Gottkampfe ſeine Urſache hätte? und wenn nun hier auf Erden der Menſchengeiſt der höchſte Punkt wäre, bis zu welchem ſich dieſe Urtroſtloſigkeit den Sieg über die Materie erränge? und dieſe Sehnſucht nach Vollkommenheit in uns weiter nichts wäre, als die Uridee der um Freiheit ſtreitenden, bald gänzlich untergehenden, bald aufſteigenden, im ewigen Leide wirkenden Gottheit?“

Auf ſeinen Irrfahrten kommt Venlot nach Indien und glaubt einen Augenblick in dem Heimathgarten der Menſchheit Ruhe zu finden. Dieſe Schilderung iſt eine der lieblichſten: „Der Vogel Boulboul ſaß in den Büſchen des Nagakeſar und ſang in ſchmelzenden Weiſen, als ſpräche die Gottheit dieſes Eilandes ſelige Worte durch ſeine liederreiche Kehle. Es ſchien als wiegte ſich die allum blühende Lotosblume träumeriſch in dieſen Melodien, leicht wie der Frühlingsodem mit ihren röthlichen ſchimmernden Lilienkelchen, welche der Mondſtrahl in der Nacht heimlich angezündet hatte, und beſtreute mit ihrem Blüthenſtaube, geängſtigt von dem anbrechenden Tage, das brütende Weibchen des purpurroth gefiederten Flamingo's, im Neſte unter ihrem Laubbuſche — Unfern von ſeinem Ruheorte bemerkte er jezt eine Hütte, halb hinter dichtlaubigen Platanen verborgen. Eine ſchlanke, weiße Geſtalt trat eben daraus hervor. Sie näherte ſich dem Raſenplaze, auf welchem er ſich befand und rief mit heller, ſanfter Stimme den Taubenpfauen, welche aus den Büſchen auf ſie zuſchwirrten. — Ein anziehenderes Bild hatte Georg noch nicht geſehen. Die kleinen Pfauen girrten und ſchimmerten um ſie herum mit ihrem azurenen Gefieder, und ſchlugen Räder mit ihrem violet und gelb marmorirtem Schweiſe.“

Dagegen folgendes Bild der Peſt: „Ich warf den Kryſtall (der die Peſt einſchloß), mit Gewalt hinunter auf den Markt der Stadt, daß dieſes Glas klingend wie ein Hohngelächter in Stäubchen zerſprang. Alsbald erhob ſich das gelbe, nackte Männlein und ſprang einem Kinde, welches dort ſein Spiel trieb, an den Hals und erwürgte es — und ward um Kindeslänge höher; und wie es wieder einen Menſchen umbrachte, ſo wurde es wieder um eine Menſchenlänge höher. Das griff um ſich heimlich, furchtbar, ſtill, mordluſtig und unerſättlich. Es erwürgte Jung und Alt, Groß und Klein, und wurde immer rieſiger und immer entſetzlicher. Mit tauſend Händen griff es nach Opfern, mit tauſend Augen ſah es ſich um nach neuen Opfern. Grimmig zuckte das falbe Leuchten des blutſaugenden Krötengeſichts. — Endlich ragte das Geſpenſt über alle Dachgiebel der Stadt und über ihre Thürme empor, und ſein Giftodem gieng in Strömen aus durch das ganze Land. Gleich einer hungrigen, wüthigen Rieſenſchlange hieng es von oben herunter über die hingeſtreckten Leichen, über die

Sterbenden, welche lagen und ächzten, und über alle Menſchen, welche jammernd emporſchauten zum vergifteten, ehernen Himmel.“

Eine der artigſten Scenen iſt die bei Tieck. „Ein nicht großer Herr mit einem geiſtreichen Geſichte, über welches tauſend Schalkheiten einſt gelaufen zu ſeyn ſchienen, ſtand in der Mitte des Zimmers, ſo recht wie ein Geiſterbeſchwörer. — Georg fragte: habe ich die Ehre mit Herrn Hofrath Tieck zu ſprechen? „Der bin ich! Laſſen Sie ſich nieder!“ — Der Hofrath ſezte ſich bequem in einen Armſtuhl; Georg aber nahm einen Siz ihm gegenüber ein. — Ich heiße Venlot, begann er, und hatte mich früher gänzlich der Muſe gewidmet. Wie oft und lange habe ich gewünſcht, mich einem Manne zu nähern, welchem die ganze gebildete Welt Bewunderung zollt. — Der Hofrath ſchien aufmerkſamer zu werden, indem er die Beine übereinander ſchlug, und ſich an die Stuhllehne mit dem Kopfe zurücklegte. — Bei Ihnen hoffe ich Rath und Troſt zu finden — wollte Georg fortfahren; allein der Hofrath unterbrach ihn mit den Worten: „ich will Ihnen aufrichtig meine Meinung ſagen, indem ich ſelbſt vorausſetze, daß ein Dichtergenius in Ihnen lebt. Wollen wir zunächſt einen Standpunkt gewinnen, von welchem aus wir einen Ueberblick über deutſches Leben und Kunſt gewinnen können! — Das deutſche Reich, mit ihm uralte Gewohnheiten, altes Adel- und Patrizierthum mit aufgeſtülpter franzöſiſcher Perücke, lateiniſche Gelehrſamkeit und Pedanterie war ungeſtüm genug gebrochen worden. Kräftige Männer — wer denkt nicht an Leſſing? — hatten bereits die ſcheintodte Poeſie zu erwecken geſucht; aber kaum ſchlug ſie die Augen auf, ſo begann ſie an ſchwacher Empfindelei wieder hinzukränkeln. Ironie nur konnte helfen und retten. Unerhörte Kraftäußerungen laſſen überall im Leben wie in der Kunſt — denn eins geht aus dem andern hervor! — Außerordentliches hoffen. Was wurde gewonnen? — Wir haben kein Volksleben, keinen Volksglauben, keine Volksfeſte, keine Volksſitte, ſondern dafür — Verwiſchung jeglicher Individualität aller Stände, ſelbſt der Geſichter, der Charaktere, der Häuſer, der Trachten, mit einem Worte — allgemeine Verflachung jeglicher Gepräge! — Wer kann in einer ſolchen, mit weißem Kalke abgetünchten Zeit noch an ein Volkstheater denken? — Die einzig denkbare Poeſie läßt ſich nur noch im Lohkaſten der Ironie zu etwaiger Blüthe als eroteriſches Gewächs emportreiben! — ſowie wohl auch endlich das ironiſche Bewußtſeyn überhaupt, worinnen Alles untergehen muß, damit man ſich allein und ganz genieße — des Lebens Leztes iſt.“ — „Es iſt nicht anders!“ fuhr der Hofrath fort, indem er eine kleine Wolke des Unwillens mit flacher Hand von der Stirne ſtrich. — „Wahr iſt es: die Kunſt wollte Mögliches thun, das deutſche Leben zu durchdringen; allein das Schlimmſte war nur, daß gar kein deutſches Leben da war, weder in der Kirche noch auf den Rathhäuſern und Märkten der Städte, weder in den Hütten, noch in den Palläſten!“ — „Und wie vereinſamt ſteht jezt ſchon dieſe kurze Kunſtepoche Deutſchlands da, — ſchön und grün zwar, aber wunderbar, wie eine Oaſe in ſchrecklicher Sandwüſte.“ — „Selbſt die Malerkunſt, zwiefach erweckt, einmal durch das Studium der Antike — zur Zeit Winkelmanns, — dann wiederum durch ein zauberartiges Emporbannen der tiefgläubigen Kunſt des Mittelalters, ſteht im Allgemeinen recht fremd der fremden Zeit mit ihren Werken gegenüber!“ — „Wenn Sie, mein junger Freund! ſo recht im jezigen Zeitſinne vor die Meiſterwerke eines Cornelius treten, fühlen Sie nicht alsdann eine Art Geiſterſchauer, ungefähr als ſtände eine auferſtandene Leiche vor Ihnen?“ — O, ich habe dieſe Zeit ausgeſchmeckt! ſeufzte Georg. Auch geſtehe ich es ein, daß ich eben gekommen bin, Sie zu fragen: wo und wie ich, der Welt entflohen, eingehen mag in das ewigklare Wunderreich der Muſe? — Sie halten mich gewiß nicht für wahnſinnig, wenn ich Ihnen eingeſtehe, daß die Fee Aquilina, die Muſe — oder nennen Sie die Herrliche wie Sie mögen — einſt mein, und ich bei Ihr in dem Reiche aller ſchönen Wunder war, — bei Ihr im kryſtallenen Schloſſe! — Herr Hofrath, Sie laſſen Ihren Zerbino doch endlich in das Land des guten Geſchmacks kommen! Es wird kein anderes Reich ſeyn, als was ich ſelbſt ſuche. Zeigen Sie mir, ein begeiſterter Seher, den Weg dahin zurück! — Verwundert verſezte der Hofrath: „Sie ſcheinen in einem ſonderbaren Irrthume zu ſchweben. So wenig das Spiegelbild materiell vorhanden iſt, eben ſo wenig kann auch eine eigenthümliche Abſpiegelung des Dichtergemüthes in der Wirklichkeit gegeben ſeyn.“ — Sie glauben alſo nicht — rief Georg — an die Wahrheit ihrer Welten, welche Sie ſchaffen? Nicht an den Prophetengeiſt in ihrer Bruſt? — Nicht an die Allwiſſenheit, wovon eine große Ahnung in der Dichterſeele liegt? — Beinahe hätte der Hofrath bei dieſem komiſchen Jammer laut auflachen mögen. — Und dennoch, fuhr Georg in wunderlicher Begeiſterung fort, habe ich hier die Siebenmeilenſtiefel an, worüber Sie ja faſt ſelbſt ein Buch geſchrieben haben! Uebrigens — nebenbei bemerkt — iſt ihre Behauptung; als wären ſie bereits um einige Meilen nach und nach abgelaufen, grundfalſch. Sie haben noch immer die alte Tugend! — Sie können dieſen Irrthum füglich bei der neuen Herausgabe Ihres „Phantaſus“ berichtigen! — Ich bin Ihnen — verſezte freundlich

Digitized by Google

der Hofrath — für dieſe Mittheilung ſehr verbunden!“ Ich bin ſehr unglücklich, Herr Hofrath! rief mit gerührter Stimme Georg — wenn ich unverrichteter Sache von Ihnen ſcheiden muß. Haben Sie denn nie, nie von der wunderbaren Fei Aquilina Etwas gehört? Und wiſſen Sie nichts darum, — wen ſoll, wen kann ich noch irgendwo fragen? — Alles Heilige, Ahnbare hat ſich in mancherlei Sagen dem deutſchen Volke geoffenbaret, und ſollte Niemand von dieſer Herrlichkeit wiſſen? — Um ſich den ſcheinbar halbwahnſinnigen Menſchen vom Halſe zu bringen, verſezte der Hofrath; wenden Sie ſich doch an Jakob oder Wilhelm Grimm in Göttingen! Ueber Volksſagen und allerlei Wunderbares können Sie dort die ſicherſte Nachricht erhalten.“

Es würde wahrſcheinlich beſſer geweſen ſeyn, wenn der Verfaſſer den Scherz feſtgehalten hätte. Allerdings liegt ein tiefer und ſchrecklicher Ernſt im Wahnſinn, allein ergreift uns dieſer nicht um ſo rührender, je mehr er in der Geſellſchaft des Scherzes auftritt? Möchter wir wohl, daß Don-Quichote nicht ſcherzhaft aufgefaßt wäre? Gewiß, das möchten wir nicht. Was iſt aber Venlot mehr als ein Don-Quichote? Denn beide verwechſeln die Welt der Phantaſie mit der Wirklichkeit. In dieſer Rückſicht iſt nun Venlot viel zu ernſthaft aufgefaßt, und es ſcheint, als ob der Dichter ihn nicht objektiv genug hingeſtellt, ſondern oft genug ſeine eignen ſubjektiven Empfindungen auf ſeinen Helden übergetragen hätte. Venlot rührt uns zu viel, wir können zu wenig über ihn lachen, und doch würde er uns wahrſcheinlich weit mehr rühren, wenn wir mehr über ihn lachen könnten.

10) **Graf Wallerſee**, der unwiſſend Vermählte. Humoriſtiſche Schauergeſchichte von A. v. **Schaden**. Gera, Heinſius, 1830. Ein ebenfalls ins Mährchenhafte hinüberſchweifender Roman, deſſen origineller und ſehr anmuthig unterhaltender Inhalt um ſo mehr überraſcht, als der triviale Titel „Humoriſtiſche Schauergeſchichte“ nur etwas ganz Gemeines erwarten läßt, denn es iſt ja bekannt, daß ſich in der Regel nur literariſche Charlatans ſo auffallender Titel bedienen. — Der Roman iſt trefflich angelegt und macht ſeinem Verfaſſer Ehre. Wenn er auch gewiß im Einzelnen poetiſcher hätte ausgemalt werden können, ſo bleibt doch der Hauptgedanke gleich ſchön. Ein armer Sekretair (auch ſo ein Hofmann'ſcher Student Anſelmus, oder ein Jean Paul'ſcher Quintus Fixlein) wird plötzlich in ein Traumland verſezt und erſcheint darin als Gemahl einer ſchönen und reichen Fürſtin, aber eben ſo plötzlich wird er in ſeine frühere Lage als armer Sekretair zurückverſezt, bis er endlich nach mancherlei Abentheuern ſeine Fürſtin wiederfindet. Die Kontraſte ſind an ſich pikant und mit glücklicher Laune durchgeführt.

Romane von L. Kruſe. 11) **Die Hand der Jungfrau.** Leipzig, Kollmann, 1831. 12) **Der Solitair und der Pfarrer von Weilby.** Daſelbſt, 1831. 13) **Donna Concha und Die Freundinnen.** Daſelbſt, 1831. 14) **Herr und Diener.** Zwei Bände. Stuttgart, Hoffmann, 1832. Die Romane von Kruſe gehören unläugbar zu den beſſern, obgleich er ſich nicht immer gleich iſt. Es gelingt ihm, originelle Situationen, ſeltne Kolluſionsfälle zu erfinden und bei dieſer Gelegenheit die menſchliche Leidenſchaft oft ſehr ſchön zu malen. Nicht ſelten aber verdirbt er die einfache Erhabenheit des Stoffes durch allzu künſtliche Verwicklungen, die Modeunart faſt aller unſrer Romanſchreiber. — In der „Hand der Jungfrau“ iſt das Verhältniß eines jungen Mädchens, die ſich lange für die Schweſter eines jungen Mannes gehalten hat und nun plötzlich einen Fremden in ihm erkennen und, durch dringende Umſtände gezwungen, ihn ſogar heirathen muß, gewiß ſehr pikant. — Der „Solitair“ iſt eine ziemlich gewöhnliche Kinderverluſt- und Wiederfindungsgeſchichte, mit viel zu viel Verwicklungen; der „Pfarrer von Weilby“ eine nicht unintereſſante Kriminalgeſchichte. — „Donna Concha,“ eine Räubergeſchichte, zeichnet ſich durch einen originellen weiblichen Charakter aus. Die Donna, eine ſchöne glühende Spanierin, gelobt nur dem Manne die Hand zu reichen, der den Mörder ihres Vaters tödten wird. Ein Räuber thut es, und ſie, obgleich von edler Geburt und Erziehung, folgt ihm unbedenklich als ſeine Gattin in die Wälder und widmet ihm ihre ganze Liebe und Treue bis in den Tod. — Auch „die Freundinnen“ ſind unterhaltend, obgleich nicht neu. Ein Prinz, der an einem fremden Hofe eine Prinzeſſin heirathen ſoll, verkleidet ſich als Page, um erſt als ſolcher rein um ſeiner perſönlichen Vorzüge willen die Liebe der Prinzeſſin zu gewinnen. — In dem „Herrn und Diener“ ſchildert der Verfaſſer das Leben zweier Freunde, die, einer vornehm, der andre niedern Standes, ſich unter allen Umſtänden treu bleiben. Mehrere Male opfert ſich einer für den andern auf; unter andern befinden ſich einmal beide als Kammerherr und gemeiner Jäger mit dem Fürſten in einem Kahn, der Kahn ſchlägt um, und der Kammerherr, der allein ſchwimmen kann, rettet ſtatt des Fürſten den armen Jäger. Die Anlage dieſes Romans iſt ſehr gut, bei der Ausführung iſt der Verfaſſer aber wieder in viel zu viel Verwicklungen gerathen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 86. — 24. Auguſt 1832.

Romane.

(Fortſetzung.)

15) Maler Nolten. Novelle in zwei Theilen von Eduard Mörike. Mit einer Muſikbeilage. Stuttgart, Schweizerbart, 1832. Ich erſchrack, als ich den Titel las. Wieder eine Malernovelle? Was wird das für ein Pinſel ſeyn, ein vollblütiger im Irrgarten der Liebe herumtaumelnder Ardinghello? oder ein goldlockiger, im altdeutſchen Röcklein mit der Zither nach Italien pilgernder, jungfräulich pretiös-kunſtandächtiger Franz Sternbald? oder ein Oehlenſchlägerſcher, weinerlicher, unausſtehlicher, lob- und ſchwindſüchtiger Correggio? oder ein ſteifleinener, profeſſormäßig orakelnder Albrecht Dürer mit einem heiligen Amtsgeſicht, halb wie Chriſtus und halb wie Hegel? Sind uns nicht ſolche genial ſeyn ſollende, mit ihrer kleinen Kunſt und mit ihrem großen Herzen kokettirende äſthetiſche Stutzer ſchon zu hunderten in Romanen und Novellen über den Weg gelaufen, und ſind dieſelben nicht eine Niederlage von all und jeder äſthetiſchen Verkehrtheit und Eitelkeit geworden? Sind ſie nicht, die Entſagungsromane der ſchreibenden Damen ausgenommen, das Unerträglichſte in unſrer ſchönen Literatur? Und ſind ſie nicht zugleich eine tiefe Ironie, wenn man bedenkt, daß es um ſo weniger gute Maler in der Wirklichkeit gibt, je mehr es deren in Romanen gibt, und daß die Maler eigentlich nicht mehr malen, ſondern vielmehr nur noch gemalt werden?

Der Maler Nolten iſt zum Glück ein Menſch, der eben ſo gut kein Maler ſeyn könnte, und Mörikes Roman läßt uns während der Lektüre den übeln Eindruck des Titels aufs angenehmſte vergeſſen. Der Roman hat den großen, in dieſer erfindungsloſen Zeit nicht genug zu ſchätzenden Vorzug, daß er originell, daß die Fabel eine neue iſt, die Situationen noch nicht dageweſen ſind. Nur im Allgemeinen findet man in der reichen und warmen Färbung dieſes Romans einige Aehnlichkeit mit der tief poetiſchen und viel zu wenig geſchätzten Gräfin Dolores von Arnim, eine Verwandtſchaft, die unſerm Verfaſſer nur zur Ehre gereicht.

Der Inhalt iſt in gedrängteſter Kürze dieſer. Maler Nolten wird frühe mit einem in ländlicher Unſchuld erzogenen Mädchen verlobt, verläßt dann die Heimath, macht ſein Glück, vergißt die Geliebte, und läßt ſich in ein leidenſchaftliches Verhältniß mit einer an Adel, Geiſt und Schönheit glänzenden Gräfin ein. Da beliebt es ſeinem beſten Freunde, einem Schauſpieler, theils aus Freundſchaft,

Digitized by Google

theils aus Humor, der verlaſſenen Braut mit den Zügen Noltens fort und fort zärtliche Briefe zu ſchreiben, als kämen ſie von dem Bräutigam ſelbſt. Eben ſo zärtlich und in holdem Vertrauen antwortet ſie; ihre Briefe aber kommen der Gräfin in die Hände, und dieſe, die nun glauben muß, Nolten habe zugleich ihr Liebe geſchworen und zugleich mit einem andern Mädchen ſo flammende Briefe gewechſelt, geräth in die ganze Wuth der Eiferſucht, wird von Verachtung für den Falſchen erfüllt, und ſo warm ſie ihn geliebt und um ſeinetwillen einen Prinzen zurückgeſezt, gibt ſie ſich jezt ganz dem Prinzen hin, und der Maler wird ſogar in Folge einer Intrigue in den Kerker geworfen. Hier hat er Zeit über ſeine Untreue nachzudenken, und je gehäſſiger ihm die Gräfin erſcheinen muß, um ſo mehr wird das verbleichte Bild der verlaſſenen Braut in ihm aufgefriſcht. Er nimmt ſich vor, Alles wieder gut zu machen, und nachdem er ſeine Freiheit wiedererlangt, reiſt er ſogleich in die Heimath. Hier findet er die Braut, ſchöner als je, zärtlicher als je und innig beglückt durch den Briefwechſel, den der Schauſpieler fortgeſezt hat, und von dem Nolten erſt jezt etwas erfährt. Seine Empfindungen wechſeln zwiſchen Wonne und Scham; aber eine Lüge trägt fort und fort ihre unheilvollen Früchte. Die Geliebte, ſo glücklich in der Täuſchung, wird ſchwermüthig, als dieſelbe aufhört. „So viel man nach und nach aus Agneſens verworrenen Geſprächen zuſammenreimen konnte, ſo ſchien die ſonderbarſte Perſonen-Verwechslung zwiſchen Nolten und Larkens (dem Schauſpieler) in ihr vorgegangen zu ſeyn; vielmehr es waren dieſe beide in ihrer Idee auf gewiſſe Weiſe zu Einer Perſon geworden. Den Maler ſchien ſie zwar als den Geliebten zu betrachten, aber keineswegs in der Geſtalt, wie ſie ihn hier vor Augen ſah. Die Briefe des Schauſpielers trug ſie wie ein Heiligthum jederzeit bei ſich, ihn ſelbſt erwartete ſie mit der ſtillen Sehnſucht einer Braut, und doch war es eigentlich wieder Nolten, den ſie erwartete.“ Alles nimmt ſonach einen tragiſchen Ausgang.

Die beiden weiblichen Charaktere, die Gräfin und Agnes, theilen als zwei Brennpunkte den Roman auf ungezwungene Weiſe in zwei Theile, einen vornehmen und einen ländlichen. Der erſtere iſt der weniger vorzügliche. Gräfliche kunſtliebende Familien, worin bürgerliche Künſtler und Virtuoſen, ihres Talentes wegen zugezogen werden, ſind uns ſeit Goethes Wilhelm Meiſter bereits unzähliche von Heinſe, Wagner, F. Schlegel, Tieck, Hoffmann ꝛc. ꝛc. vorgeführt worden, und obgleich dieſelben vielfach verſchieden nuancirt erſcheinen, ſo waren doch immer diejenigen die anziehendſten, in deren Schilderung einige Ironie und eine feine Kenntniß der unter vornehmen Formen und Sentimens verborgnen Fadheit zu erkennen iſt, wie dies vorzüglich in den Darſtellungen Goethes und Tiecks, die ihre Leute kannten, bewundert werden muß. Dieſe feine und boshafte Behandlung des Mäcenats hat unſer Verfaſſer nicht wählen wollen, und ſo fehlt denn in der vornehmen Parthie eine Grazie, die wir ungern vermiſſen. Auf der andern Seite hätte der Verfaſſer in der Weiſe wie im Wilhelm Meiſter und Franz Sternbald die Künſtler, und ihre Gönner mannichfaltige Kunſtanſichten austauſchen laſſen und darin neue Ideen ausſprechen können; allein er hat dies nur im geringen Maaße gethan, und wir rechnen ihm dies ſogar zum Vortheil, denn in einem Roman, der durch ſeine Geſchichte intereſſirt, iſt zu viel Reflexion immer ſtörend. Statt unſern kritiſchen Verſtand mit längſt durchgedroſchenen äſthetiſchen Theſen zu beläſtigen, gibt der Verfaſſer, wie es ſich für ein dichteriſches Werk gehört, unſrer Einbildungskraft die meiſterhafte Beſchreibung einiger Bilder, die er ſich als gemalt denkt, und deren Motive ſo ſchön ſind, daß ſie wirklich nachgemalt zu werden verdienten. Immerhin aber iſt der Theil des Romans, der es mit den vornehmen Leuten und mit den Künſtlern zu thun hat, nicht befriedigend genug. Für das Herz war hier nichts zu thun, denn das wird vollkommen in dem ländlichen Theil des Romans befriedigt, alſo mußte hier vorzüglich der Geiſt durch klaſſiſche Ironie oder romantiſchen Humor befriedigt werden. Vor allem aber mußte die Gräfin uns etwas mehr Intereſſe abgewinnen.

Indeß diente dieſe mit weniger Kraft ausgemalte Parthie des Romans nur dazu, die andre deſto mehr zu heben. Die ländliche Braut iſt eine der wahrſten und lieblichſten weiblichen Geſtalten, die uns in Romanen je begegnet ſind, ächt mädchenhaft, ohne allen Anſpruch, ja dem Anſchein nach ganz gewöhnlich, und dennoch von zauberiſcher Anmuth und geheimnißvoller Tiefe. Und wie in der Wirklichkeit alles, was mit einem ſchönen Mädchen in Berührung kommt, uns ſchöner erſcheint, ein Garten, ein Zimmer ꝛc., ſo hat auch dieſer ſympathetiſche Rapport hier im Gedicht die Darſtellung verſchönert, ſo oft ſie zu der ländlichen Braut zurückkehrt. Daher die vollendete Schönheit von Gemälden wie folgende: „Was zeigt mir mein magiſcher Spiegel? Es iſt die Kammer des Mädchens. Wie ruhig athmet die Schlafende dort! Ihr liebliches Haupt iſt hinabgeſunken nach der Seite des Lagers. Der Mond ſchaut durch das kleine Fenſter; mit Einem Strahle berührt er eben das unſchuldige Kinn der Schläferin. Eine

Digitized by Google

Hyacinthe neigt ihre blauen Glocken gegen das Kiſſen her und miſcht ihren Duft in die Frühlingsträume der Braut, indeß der Winter dieſe Scheiben mit Eiſe beblümt. Wo mögen ihre Gedanken jetzo ſeyn? Auf dieſem Tepiche ſind ſeltſame Figuren eingewoben, hundert ſegelnde Schiffe. Vielleicht auf dieſen Bildern ruhte ihr ſinnendes Auge noch kurz, eh' ſie die Lampe löſchte, nun träumt ſie den Geliebten in die wilde See hinaus verſchlagen und ihre Stimme kann ihn nicht erreichen. O beſſer, daß er in die Tiefe des Meeres verſänke, als daß du ihn treulos fändeſt, gutes Kind! Aber du lächelſt ja auf einmal ſo ſelig, träumſt ihn im Arme zu halten, ſeinen Kuß zu fühlen. Vielleicht in dem Augenblicke, da du mit ſeinem Schatten ſpieleſt, ſucht er wachend ein verbotenes Glück und treibt ſchändlichen Verrath mit deiner Liebe. Aber immer noch ſah ich dich freundlich; du argloſe Seele, ach wohl, es iſt auch unerhört und faſt unglaublich; was ſucht er denn, das er bei dir nicht fände? Schönheit und Jugendreiz? ich weiß nicht, was die Sterblichen ſo nennen, aber hier darf ſelbſt der Himmel wohlgefällig über ſeine Schöpfung lächeln. Verſtand und Geiſt? O ſchlüge ſich dies Auge auf! aus ſeiner dunkelblauen Tiefe leuchtet mit Kindesblick die Ahnung jedes höchſten Gedankens. Wie, oder Frömmigkeit? die Frage klingt wie Spott auf ihn Ihr beſcheidnen Wände zeuget, wie oft ihr ſie habt knien ſehn, im brünſtigen Gebet, wenn alles rundum ſchlief! — Biſt ernſt geworden, mein Töchterchen; wie ſeltſam wechſelt dein Traum! Ach, nur zu bald wirſt du weinen. Gott helfe dir. Gute Nacht.“

Und aus der Schilderung der Heimkehr: „Der Weg zum Kirchhof hinter dem Pfarrhaus zwiſchen den Haſelhecken hin, wie bekannt und fremd war ihm Alles! Das kleine Pförtchen in der Mauer ſtand offen; er trat in den ſtillen grünenden Raum, der mit ſeinen ländlichen Gräbern und Kreuzen die beſcheidene Kirche umgab. Begierig und ſchüchtern ſucht er die Geſtalt Agneſens; hinter jedem Baum und Buſch glaubt er ſie zu erſpähen; umſonſt; ſeine Ungeduld wächſt mit jedem Athemzug; ermüdet ſetzt er ſich auf eine hölzerne Bank unter den breiten Nußbaum und überſchaut den friedſamen Platz. Die Thurmuhr läßt ihren feſten Perpendikeltakt vernehmen, einſame Bienen ſummen um die jungen Kräuter, die Turteltaube gurret hie und da, und, wie es immer keinen unerfreulichen Eindruck macht, wenn ſich unmittelbar an die traurigen Bilder des Todes und der Zerſtörung die heitere Vorſtellung eines thätig regſamen Lebens anknüpft, ſo war es auch hier wohlthuend für den Beſchauer, mitten auf dem Felde der Verweſung einzelne Spuren des alltäglichen lebendigen Daſeyns anzutreffen. Dort hatte der benachbarte Tiſchler ein paar friſch aufgefärbte Bretter an einen verwitterten Grabſtein zum Trocknen angelehnt, weiter oben blähten ſich ein paar Streifen Leinwand in der luſtigen Frühlingsluft auf dem Grasboden, und von ganz eigener Rührung mußte Theobald ergriffen werden, wenn er dachte, welche Hände dieſes Garn geſponnen und ſorglich es hieher getragen, wie manche Stunde des langen Tages und der langen Nacht das treuſte der Mädchen unter wechſelnden Gedanken an den Entfernten, in hoffnungsreichem Fleiße, mit dieſer Arbeit hingebracht, während er, in übereiltem Wahne, mit ſündiger Gluth eine fremde Neigung pflegte. — Jetzt hatte er kein Bleibens mehr an dieſem Ort, und doch konnte er den Muth auch nicht finden, Agneſen geradezu aufzuſuchen; er trat unſchlüſſig in den Eingang der Kirche, wo ihn eine angenehme Kühle und, trotz der armſeligen Ausſtattung, ein feierlicher Geiſt empfing. Haftete doch an dieſen braunen abgenuzten Stühlen, an dieſen Pfeilern und Bildern eine unendliche Reihe frommer Jugendeindrücke, hatte doch dieſe kleine Orgel mit ihren einfachen Tönen einſt den ganzen Umfang ſeines Gemüths erfüllt und es ahnungsvoll zum Höchſten aufgehoben, war doch dort, der Kanzel gegenüber, noch derſelbe Stuhl, wo Agnes als ein Kind geſeſſen, ja den ſchmalen Goldſtreifen Sonne, der ſo eben die Rücklehne beſchien, erinnerte er ſich wohl an manchem Sonntagmorgen gerade ſo geſehen zu haben; in jedem Winkel ſchien ein holdes Geſpenſt der Vergangenheit neugierig dem Halbfremden aufzulauſchen und ihm zuzuflüſtern: Siehe, hier iſt ſich am Ende Alles gleich geblieben, wie iſts indeſſen mit dir gegangen? — Zur Emporkirche ſtieg er nun auf; er ſah ein altes Bleiſtiftzeichen wieder, das er einſt in einem bedeutenden Zeitpunkt, abergläubiſch, gleichſam als Frage an die Zukunft, hingekritzelt hatte — aber wie ſchnell beſtürzt wendet ſeine Aufmerkſamkeit ſich ab, als ihm durch die beſtäubten Glasſcheiben außen eine weibliche Figur auffällt, über die er keinen Augenblick im Zweifel bleiben kann. Agnes iſt es wirklich. Sein Buſen zieht ſich athemlos zuſammen, er vermag ſich nicht von der Stelle zu bewegen, und um ſo weniger, je treffender, je rührender die Stellung iſt, worin eben jezt ihm das Mädchen erſcheint. Er öffnet behutſam den Fenſterflügel um etwas und ſteht wie eingewurzelt. — Die den Kirchhof umſchließende Mauer bildet etwa in der Hälfte ihrer Höhe ein breites fortlaufendes Geſimſe, worauf ſich ein Kreuz von alter Steinhauerarbeit freiſtehend erhebt; an deſſen Fuße auf dem Geſimſe ſizt, noch immer in beträchtlicher Höhe über dem Boden, das liebliche Geſchöpf mit dem Strickzeug und im Hauskleide, ſo daß dem Freunde das Profil des

Digitized by Google

Geſichts vollkommen gegönnt iſt; an einem Arm des Kreuzes über dem Kopfe der Sitzenden hängt ein friſcher Kranz von Immergrün, ſie ſelber bückt ſich ſo eben aufmerkſam, die Nadel leiſe an die Lippen haltend, gegen eine Staude vorwärts, worauf ein Papillon die glänzenden Flügel wählig auf und zuzieht; jezt, indem er auffliegt, gleitet ihr Blick flüchtig am Fenſter Theobalds hin, daß dieſem vor entzücktem Schrecken beinahe ein Ausruf entfahren wäre; aber das Köpfchen hieng ſchon wieder ruhig über dem geſchäftigen Spiele der Finger. Schichtweiſe kam einigemal der ſüßeſte Blumengeruch gegen den Lauſcher herübergeweht, um den geiſtigen Nerv ſeiner Erinnerung nur immer reizender, betäubender zu ſpannen, denn dieſe eigenthümliche Würze, meint er, habe das Veilchen von jeher an keinem Orte der Welt ausgehaucht, als hier, wo ſich ſein Duft mit den frühen Gefühlen einer reinen Liebe vermiſchte.“

16) Die Schweſter. Seitenſtück zur Schwiegermutter von Henriette Hanke. Zwei Theile. Hannover, Hahn, 1831. Der Roman enthält einen ſchönen Charakter und eine ſehr originelle Situation. Ein reicher Graf beweint den Tod einer geliebten Gattin und läßt ihr durch einen berühmten italieniſchen Künſtler ein Denkmal bauen. Bei dieſer Gelegenheit entſpinnt ſich ein Liebensverſtändniß zwiſchen dem ſchönen Italiener und des Grafen Tochter Marie. Zu gleicher Zeit verliebt ſich der alte Graf ſelbſt in ein junges Fräulein, die bei hartherzigen Verwandten im äußerſten Druck lebt und heirathet ſie. Die Ankunft der Stiefmutter und die Abreiſe des Italieners fallen zuſammen. Marie iſt von dieſer Zeit an beſtändig ſchwermüthig, und man glaubt, aus Widerwillen gegen die junge Stiefmutter. Dieſe iſt darüber betreten, entdeckt aber bald durch einen Zufall die wahre Urſache von Mariens Leiden, indem ſie dieſelbe überraſcht, da ſie eben im Begriff iſt, ſich ins Waſſer zu ſtürzen. Ihren wohlwollenden Bitten gelingt es, das Herz des armen Mädchens zu gewinnen, und Marie geſteht, daß ſie ſich von dem Italiener Mutter fühle, und aus Furcht vor ihrem ſtrengen Vater ſich habe den Tod geben wollen. Gräfin Adelheid, das Muſter einer Stiefmutter, ſchafft Rath. Sie ſelbſt iſt guter Hoffnung, und weiß es nun ſo zu karten, daß ſie — mit Zwillingen niederkommt, indem ſie Mariens heimlich gebornen Sohn für den Zwillingsbruder ihres eignen Sohnes ausgibt. Der Graf wird getäuſcht, ſo ſehr, daß er Mariens Sohn Pedro ſogar mehr liebt als Adelheids Sohn Lazarus. Die Eiferſucht, die dadurch in Adelheids mütterlicher Seele rege wird, vermehrt noch ein junger ſchöner Mann, der auf das Schloß kommt, anfangs ihr ſelbſt als die Schönere für die Tochter, und Marien für die Stiefmutter hält, nachher aber umgekehrt, da er in ihr die Gattin des alten Grafen erkennt, nachläßig gegen ſie wird und ſich um Mariens Hand bewirbt. Allein Adelheid, obgleich von früher Jugend an nur zu Opfern beſtimmt, und an der Seite eines Greiſes nichts weniger als glücklich, zeigt dennoch in dieſer ſeltſamen Situation einen eben ſo ſeltenen Edelmuth. Sie erträgt ihre eigne und die Zurückſetzung ihres Sohnes mit Geduld und fährt fort, Mariens Glück zu befördern. Sie ſezt nicht nur deren Heirath durch, ſondern es gelingt ihr auch, den Italiener, der plötzlich zurückkehrt, zu entfernen, ſo daß er Marien gar nicht ſieht und ihre Ruhe nicht ferner ſtört.

Dieſes Familienverhältniß und namentlich der Charakter der Stiefmutter iſt von der Verfaſſerin mit großer Wahrheit, Menſchenkenntniß und Feinheit gezeichnet. Die fernere Ausſpinnung der Geſchichte hätte dagegen billig weggelaſſen werden können. Wozu nach einer ſo einfachen und pikanten Situation noch eine Menge höchſt unwahrſcheinlicher Verwicklungen, die nicht einmal neu ſind. Da erwachſen Pedro und Lazarus zu Jünglingen und verlieben ſich beide zugleich in ein Mädchen, und Pedro heirathet ſie, und nachher kommt es heraus, daß ſie Pedros Schweſter iſt, bis es ſich endlich aufklärt, daß dies ein Mißverſtändniß, und daß ſie vielmehr des Lazarus Schweſter, eine Tochter der Adelheid aus einer ſpätern Verbindung nach des Grafen Tode iſt. Dergleichen iſt ſeit der Braut von Meſſina doch ſchon gar zu oft dageweſen, und überhaupt iſt es niemals wohlgethan, die romantiſchen Verwicklungen ſo ſehr zu häufen. Der heitre Eindruck, den die erſte einfache Familiengeſchichte und der ſo ſchön durchgeführte Charakter der Stiefmutter macht, wird durch die nachfolgenden Begebenheiten beinahe wieder verwiſcht.

Auch in Hinſicht auf den Styl dürfte die Verfaſſerin hin und wieder eine ſtrengere Cenſur üben. Ein Bild z. B. wie folgendes, iſt ſchwülſtig und unklar. Theil I. Seite 9: „Sie ſanken einander in die Arme, und die Freudenthräne, welche weihend in dies Wiederſehen floß, füllte den weiten Raum der Jahre und die tiefe Kluft der Erfahrung aus, worin ſo mancher Wunſch, ſo manches Hoffen verſunken war.“ Und auf der folgenden Seite 10. „Dieſer kräftige Wuchs, weder füllreich noch ſtark,“ — kann etwas kräftig und doch nicht ſtark ſeyn?

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 87. — 27. Auguſt 1832.

Romane.

(Fortſetzung.)

17) Madelon oder die Romantiker in Paris. Eine Novelle von Theodor Mundt. Leipzig, Wolbrecht, 1832. Ein geiſtreiches Charaktergemälde. Die Heldin der Novelle, Madelon, eine junge Wittwe in Paris, vereinigt in ſich alle Reize der Schönheit, Kindlichkeit und Flatterhaftigkeit einer franzöſiſchen Sylphide, und auch der Leſer muß ihr die Worte des Liebhabers zurufen: „Du wunderbares, ſchönes, zartes, geiſtreiches, leichtſinniges, ſchwachherziges, phantaſtiſches, wildes, launenvolles, trotzköpfiges, hartes, ſprödes, ſüßes, ſchmelzendes, zauberiſches Mädchen! Ja, ich nenne dich ein Mädchen, denn Amazonen wie du bleiben ewig Mädchenhaft.“ Ich kenne nur wenige, und zwar nur ältere franzöſiſche Schriftſteller, die ihre Landsmänninnen ſo liebenswürdig geſchildert haben, als ſie es ſind, und gewiß können nur dem ernſten Deutſchen dieſe fremden Reize ſo ganz objektiv werden. Der Dichter gibt der lieblichen Madelon einen alten und einen jungen Stutzer zur Begleitung und Folie. Der Marquis Ci-devant iſt eine gute Figur aus der alten gepuderten und galanten Zeit. Der junge Romantiker Narciß vereint angebornen Leichtſinn mit eingelernter Schwärmerei und iſt ein wahrer Repräſentant der neufranzöſiſchen Schule, die, wenn ſie deutſch ſeyn will, gewöhnlich fade iſt, und nur in ihren Rückfällen in die franzöſiſche Manier wieder liebenswürdig wird. Warum ſehn wir neben dieſem Greis und Jüngling nicht auch einen franzöſiſchen Mann? Wahrſcheinlich, um Madelons Bild deſto mehr zu heben. Der einzige kräftige Mann, der einen Kontraſt gegen Madelons ſchöne Weiblichkeit bildet, iſt ihr Onkel, ein preußiſcher Major, der nebſt ſeiner jungen Tochter zugleich die Nationalität kontraſtirt.

Die Begegnung dieſer verſchiednen Charaktere in ganz einfachen geſelligen und Familienverhältniſſen, ohne wunderbare Verwicklungen, iſt vom Verfaſſer mit ſo viel Geiſt aufgefaßt und behandelt, daß wir ihm mit ungetheiltem Vergnügen folgen, und uns in der durchſichtig klaren Luft der Novelle, die uns alles ſo lebendig nahe bringt, wohl befinden. Nur eins fällt auf, daß der Verfaſſer aus dem Liebesverſtändniß zwiſchen Narciß und der deutſchen Tochter des Majors ſo wenig zu machen verſtanden hat. Hier hätte er, trotz der abgeſchliffnen Converſationsſprache und geſelligen Normen, die freilich die Nationen immer mehr unter einander ausgleichen, doch eben ſeine Meiſterſchaft in der ſcharfen Unterſcheidung der Nationalität bewähren müſſen. Narciß iſt dem deutſchen Mädchen gegenüber zu deutſch und wird von ihr zu ſehr wie ein Deutſcher aufgenommen. Er

Digitized by Google

ſollte ihr gegenüber viel mehr ſeine nationellen Ecken zeigen, und ſie durch ihn bei weitem mehr befremdet werden. Es würde wohl poetiſcher geweſen ſeyn, wenn der Verfaſſer ſeinen Narciß mit der franzöſiſchen Madelon mehr auf deutſche und romantiſche Weiſe hätte ſchwärmen, ihn bei dem deutſchen Mädchen aber den ſiegreichen Stutzer ſpielen laſſen. Ob es auch wahrer geweſen? Ich glaube ja. Denn Dichter ſchwärmen nur im gewohnten Kreiſe und dem Bekannten gegenüber, indem ſie ſich darüber mit behaglicher Schwelgerei myſtificiren; tritt ihnen aber die Wirklichkeit ſelbſt befremdend entgegen, ſo hört auch plötzlich ihre Schwärmerei auf und ſie zeigen unwillkührlich, was ſie ſind.

Ueber den Streit der Klaſſiker und Romantiker iſt viel Richtiges geſagt, und beſonders ſind ihre Widerſprüche hervorgehoben. Narciß ſagt zu dem alten Marquis: „Ihr ſeyd ein Antiromantiker und wenn es mit rechten Dingen zugienge, müßtet Ihr ja dann auch ein Liberaler ſeyn, denn ein Antiromantiker iſt eigentlich ein Klaſſiker und ein Klaſſiker iſt ein Liberaler. Die altklaſſiſchen Herren aber, deren Ihr Einer ſeyd und die aus Mangel an Leben im Grunde zu gar keiner Parthei gehören, ſind natürlich ſo wenig liberal, daß Euch, Marquis, ſo viel ich weiß, der jeſuitiſche Polignac noch der liebſte Menſch in dieſem ganzen Jahrhundert iſt. Bedenkt außerdem, in welche Konfuſität Ihr gerathen ſeyd, indem Ihr als ein Antiromantiker dennoch die romantiſchſte Schöne, die geiſt- und phantaſiereiche Madelon, als Tochter liebt und ihrem Dienſt Euch als väterlicher Verehrer gewidmet habt! Doch ich will Euch alle dieſe Verwirrniſſe, mit denen der Zeitgeiſt Euch in den Haaren oder vielmehr in der Perücke liegt, nicht weiter zum Vorwurf machen, denn welche Parthei in Paris wäre wohl ganz ohne Widerſprüche, und je redlicher und leidenſchaftsloſer ſie iſt, um ſo eher wird ſie unvermerkt von ihren Gegnern Etwas annehmen und zugeſtehn, und ſich dadurch in Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſetzen! Ich bemerke dies deshalb, Marquis, um Euch über die politiſchen Geſinnungen der Romantiker, die in gewiſſer Hinſicht ſchwankend erſcheinen können, ein Licht aufzuſtecken. Seht Ihr, als Romantiker bin ich allerdings zunächſt ein Royaliſt, und woher das kommt, will ich Euch auch ſagen. Von Alters her liebte es die romantiſche Muſe, an den Stufen der Königsthrone ſich niederzulaſſen, und in der glänzenden Umgebung eines ritterlichen Hofes, im ſchimmernden Prunkgemache inmitten des lauſchenden Kreiſes erhabner Herren und Frauen, ihr feſtliches Lied anzuſtimmen und einer ſolchen Umgebung gemäß ſich dann auch würdig, mit aller Zierde der Kunſt, mit der vollprangendſten Blüthe des Ausdrucks, mit allen Juwelen und Edelgeſteinen der bilderreichen Phantaſie zu ſchmücken, wie denn auch die Erſcheinung eines Königs, der in ſeiner heiligen Perſon die Gnade des unſichtbaren Gottes und die Pracht des ſichtbaren Erdenglücks darſtellt, ſelbſt eine romantiſche iſt! So ſangen die Troubadours in Frankreich, die Minſtrels in England, die Minneſänger in Deutſchland, an Königshöfen gepflegt und gebildet, von Königen geſchützt und geliebt, die ſelbſt außer dem Scepter und Schwert auch die Harfe zu führen nicht verſchmähten und nicht für unköniglich hielten. So fällt die ſchöne romantiſche Blüthe der ſpaniſchen Poeſie gerade in die Zeit, wo ſich das Königthum am glänzendſten und herrlichſten zeigte, und je unritterlicher die Könige werden, je mehr verliert auch die ſpaniſche Poeſie an ihrem eigentlichen Charakter und entartet allmählich zu einer die Nationalität einbüßenden Kunſt, die ſich nur noch von fremden ausländiſchen Stoffen, von Nachahmungen nährt! Findet Ihr noch keinen Sinn darin, daß die Romantiker zu den Royaliſten gehören? Freilich iſt es mit der heutigen Romantik, die ſich in Paris jezt als eine beſtimmte und nach Beſtimmtem ſtrebende Parthei geltend macht, noch eine andere Sache, als mit der urſprünglichen und natürlichen Romantik der Völker, denn unſere jetzige franzöſiſche Romantik iſt allerdings eine mehr oder weniger künſtliche und gekünſtelte Blüthe, die wir uns zunächſt aus dem deutſchen Nachbarlande herüberverpflanzt haben. Durch das mächtige Eindringen der deutſchen Poeſie bei uns hat ſich in neueſter Zeit dieſe unſere Romantik entwickelt, die ſo unendlich wichtig für die höhere und freiere Bildung des Vaterlandes iſt und ſeyn wird, und welche nur den alterſchwachen Philiſtern, die das Neue nicht wollen, oder Denen, die in ihrer Befangenheit es nicht würdigen mögen, als eine gefährliche oder bedeutungsloſe Verirrung erſcheinen kann. Die Deutſchen ſind von Geburt und Natur romantiſche Menſchen, und wenn ſie auch ihre Reichsverfaſſung, ihre Staatseinheit verloren haben, ſo hat ſich doch auch in neuſter Zeit, auch ohne den belebenden Strahl eines die Muſen ſchützenden Königsthrones, die romantiſche Poeſie tief aus dem innerſten Gemüth heraus bei ihnen fortgebildet. Wir Franzoſen, wenn man uns unſer politiſches Daſeyn, unſer eng verbundenes Staatsleben entriſſen hätte, wir würden in jeder Beziehung aufhören, produktiv zu ſeyn, wir würden in aller unſerer Thatkraft bis in die Wurzel erlahmen und weder die Kunſt noch Wiſſenſchaft fernerhin etwas Nennenswerthes und Eigenthümliches hervorbringen, während dieſe Deutſchen gerade durch den Sturz und die Zerriſſenheit ihres äußern politiſchen Lebens nur um ſo mächtiger auf ein innres geiſtiges Schaffen gewieſen ſcheinen! Seht! alter Herr, nun ſind freilich die Romantiker Royaliſten, aber ſie ſind doch auch zugleich ſo ſehr Söhne der neuen Zeit

Digitized by Google

Frankreichs, daß ſie dadurch vor jedem ſteifen altfränkiſchen Royalismus geſchützt bleiben, und hierin beruht auch zum Theil wieder der Widerſpruch, in den ſie als politiſche Parthei leicht mit ſich ſelber gerathen können. Den Romantikern, mein antiromantiſcher Marquis, wird und muß es gelingen, wenn es Einem gelingt, die Franzoſen von der Feſſel altpedantiſcher Sprachvorurtheile loszuringen und die wahre Freiheit auch im Gebiet der Kunſt und Literatur hervorzurufen, denn was die Revolution für die Politik war, das wird dieſe unſre Romantik für die Poeſie Frankreichs werden! Noch mag es zuweilen kraus und wild mit unſern Beſtrebungen ausſehn, ſo daß die Uebelwollenden an unſerm Trachten, die franzöſiſche Mutterſprache für die poetiſche Fülle des Ausdrucks biegſamer und fruchtbarer zu machen, als es der Dictionnaire der Akademie geſtattet, leicht ein Aergerniß nehmen könnten. Aber vielleicht erlebt Ihr es noch, Marquis, daß in unſer Streben Klarheit kommt und unſere Begeiſterung eine ſichere Form gewinnt, und dann werdet Ihr ſehen, daß die neue ſchönere Blüthe der franzöſiſchen Poeſie den vielverhaßten Romantikern zur Ehre gereichen wird! Auf dieſe Weiſe wäre es dann auch zu begreifen, wie die Beſſeren unſerer Parthei eigentlich den Liberalen in die Hände arbeiten, weil ſie eben für die neue Zeit Frankreichs arbeiten, und ſo wird denn wohl die Romantik ihrem wahren Ziel immer mehr nahe kommen, je mehr ſie aufhört, nur ein Aushängeſchild der politiſchen Faktionen und eines leidenſchaftlichen Ultrathums zu ſeyn, und dieſe Hoffnung iſt nicht mehr fern.“

18) *Algier und Paris* im Jahre 1830. Zwei Novellen. Zweiter und dritter Theil. Die Juliustage. Berlin, Laue, 1831. Im erſten Theil, den wir im vorigen Jahre anzeigten, ſahen wir zwei junge franzöſiſche Offiziere auf der Silene und Aventure an der Küſte von Algier ſcheitern und in die Gefangenſchaft der Beduinen gerathen, während daheim Frau von Clermont, die Mutter des einen, und deren Tochter Leontine, Braut des andern, an der Küſte der Provence trauerten. Jezt entwickeln ſich die Begebenheiten. Algier wird erobert und unter den Chriſtenſklaven wird ein junges Mädchen befreit, die man als die zweite verlorene Tochter der Frau von Clermont erkennt und in ihre Arme zurückführt. Auch ein älterer Mann, der ſeit 15 Jahren in der Sklaverei ſchmachtete, erlangt die Freiheit wieder. Es iſt Clermont ſelbſt, ein Oberſt der großen Armee, der von den Bourbons nach der Schlacht bei Waterloo geächtet, nach Amerika hatte entfliehen wollen, unterwegs aber den Korſaren in die Hände gefallen war. Er ſucht die Seinigen in der Provence. Dieſe ſind aber ſchon nach Paris gereiſt. Hier kommt er an, als eben die Julirevolution ausbricht, kämpft mit und wird verwundet in das Haus ſeiner Gemahlin gebracht, wo er alle die Seinigen wiederfindet.

Der Roman iſt mit einer dem Verfaſſer eigenthümlichen liebenswürdigen Wärme geſchrieben und es fehlt ihm nicht an ſehr rührenden Zügen. Beſonders ergreifend iſt das Erſtaunen Clermonts, als er nach ſo langer Gefangenſchaft plötzlich die erſte Nachricht hört von allem, was inzwiſchen in Frankreich vorgegangen iſt, und ſeine noch größere Ueberraſchung, als plötzlich die Julirevolution ausbricht.

19) *Die beiden Liberalen.* Aus den Memoiren eines jungen Pariſers. Herausgegeben von *Leontine Romainville.* Leipzig, Brockhaus, 1831. Der eine Liberale iſt ungeduldig, unpraktiſch, will ſchon im Winter ärndten, der andre iſt beſonnen, richtet ſich nach der Zeit und hat das Warten gelernt. Daher glückt es dem erſten nirgends, nicht einmal in der Liebe, denn er verliert die Geliebte, und dem Andern glückt alles, denn er entführt einem Andern die Braut. Dieſer Kontraſt iſt natürlich, darin gut. Auch hat ſich die Verfaſſerin nicht übel in die Seele eines jungen Pariſers zu verſetzen gewußt, indem ſie ihn eitel, faſt kindiſch und dennoch geiſtreich, ja philoſophiſch alſo über ſeinen erſten Ausflug von Paris reden läßt: „Das deutſche Sprüchwort: hinter dem Berge wohnen auch Leute, ſcheint faſt als Persiflage auf unſere Landsleute erfunden zu ſeyn, wenigſtens wird der Pariſer unglaublich davon getroffen, wenn man auf der Reiſe ſein Staunen ſieht, daß außer ſeinem vielgerühmten Paris noch Kunſt und Wiſſenſchaften blühen, und beträchtliche Städte mit Schätzen aller Art ſich finden, wie überhaupt, daß die Welt hinter ſeinen Stadtmauern, oder wenigſtens hinter Frankreichs Grenzen kein Ende nimmt. Das Sonderbarſte iſt dabei, dieſes Staunen ſogleich dem Tadel weichen zu ſehen; denn er geht nach der erſten Ueberraſchung ans Vergleichen und findet nun, daß doch im Grunde *nichts* die Wage gegen Paris hält; ſicher erwartete er aber im erſten Momente auch das Vorgefundene nicht. Ich war in dieſem Punkte nicht beſſer als Andere und ſtellte in den Städten, die wir beſuchten, ungefähr dem ähnliche Betrachtungen an. Mehr als die Städte bewunderte ich das ſchöne Land, denn wir blieben nach wie vor in Gegenden, die es an Schönheit mit den berühmteſten aufnehmen konnten. — Majeſtätiſch furchtbare Gebirgsketten, von rauhen Felſenmaſſen durchſchnitten, wechſelten mit grünen Thälern und glänzenden Landſeen ab. Auf ſchroffen Granitwänden erhoben ſich dunkle Tannenwälder und

breiteten ihre phantaſtiſchen Geſtalten vor dem Hintergrunde der mit ewigem Schnee bedeckten deutſchen Alpen, die hin und wieder im zitternden Sonnenſtrahle hervorblickten. Reißende Ströme, dort in jenen Schneegebirgen als Bäche gebildet, ſtürzten in ſchäumender Wuth hinab zu den Ebenen; jeder Menſchenkraft höhnend, tobten ſie oft wildbrauſend fort durch das bewohnte Land, indem ſie dem friedlichen Wanderer jeden Fußbreit Erde ſtreitig machten. Mitten in dieſer abwechſelnden Gegend zogen die Landleute, ihre Kleidung, Wohnung, das Oberflächliche einiger Gebräuche, was oft ſchon ihre Sitten verräth, und viele andere nicht zu beſchreibende Kleinigkeiten meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Es war hier etwas Neues, Charakteriſtiſches; Frankreich hatte gänzlich aufgehört, und ich dachte es mir wünſchenswerth, einige Zeit hier verweilen zu können."

Indem aber der junge Pariſer nach Deutſchland kommt, ſollten wir erwarten, ſeine Art zu ſeyn und zu denken, werde ganz anders mit der deutſchen Weiſe kontraſtiren. Aber das Pikante dieſes Gegenſatzes hat die Verfaſſerin nicht auszufinden gewußt. Anſtatt den Pariſer unter das deutſche Volk, unter ſeine verſchiednen Stämme und Stände zu führen, führt ſie ihn nur in einen freifraulichen Zirkel ein, wie er bereits in dreizehnhundert deutſchen Damenromanen ſo langweilig, prude, und altklug geſchildert iſt, als er Gott ſey Dank im Leben ſelbſt kaum je gefunden wird. Da wird man plötzlich in die Tante der Schopenhauer, in die Eheloſen der Huber ꝛc. verſezt. Da orakelt ein junges überbildetes Mädchen, Seite 97: „Seelenadel, ſagt ſie, iſt der deutſchen Frauen Eigenthümlichkeit." In dieſem Styl hält ſie ganze Predigten über die weibliche Würde, und dennoch ſagt ſie zu dem jungen Franzoſen: „Wir Frauenzimmer, ſagt ſie, blicken mit den dankbarſten, günſtigſten Gefühlen auf jeden Mann, der unſern Ideen eine neue Wendung zu geben weiß, wodurch wir an Gehalt gewinnen. Die Beſſern unter uns fühlen immer ein Streben nach ächter Belehrung, die uns leider bei dem gewöhnlichen Unterrichte kurz genug zugeſchnitten wird; oft iſt uns dieſer Wunſch ſelbſt unbewußt, oder es fehlt durch unſere Verhältniſſe die Gelegenheit dazu. Bringt das Ungefähr aber einen feingebildeten, unterrichteten Mann in unſere Nähe, und er will nur einen kleinen Theil ſeines Schatzes freundlich mittheilen, ſo wird er ſtets eine aufmerkſame, biegſame Schülerin finden, deren Erkenntlichkeit ſich auch wohl in Zärtlichkeit verwandelt, wenn nicht Vernunft oder die eiſerne Nothwendigkeit anderer Pflichten das Gegentheil gebieten."

Noch weit merkwürdiger, als dieſe Naivetät des Mädchens, iſt die Art, wie der junge Franzoſe ſie aufnimmt. Wir erwarteten, er werde von einem ſo frechen Sichantragen indignirt werden, oder er werde die deutſche Gans, die ſo wenig von Schicklichkeit weiß, wenigſtens auslachen, aber nein! gleich dem beſten deutſchen Einfaltspinſel ſteht er verhimmelt da, „wagt es nicht," hört doch! der junge Pariſer wagt es nicht, die in Zärtlichkeit verwandelte Erkenntlichkeit zu verſtehen.

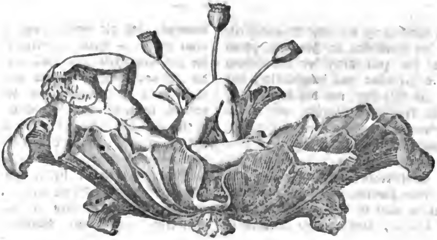
In einer ſolchen Situation kann man ſich nur einen ſehr jungen deutſchen unbeholfenen Knaben gegenüber einer ältern, koketten und routinirten Dame denken, die ſich dem blöden Schäfer ſelbſt anträgt und ſeiner Unerfahrenheit nachhilft, wenn es auch auf Koſten des weiblichen Anſtands geſchehen ſollte, nie aber einem gewandten und geiſtreichen Franzoſen gegenüber einer deutſchen Jungfrau, deren drittes Wort weiblicher Seelenadel, weibliche Tugend, Würde ꝛc. iſt. Es iſt wohl wahr, in den Romanen der ältern franzöſiſchen Schule bis auf Wieland iſt die Natur gar zu gemein geſchildert, allein es iſt doch immer noch Natur, und um dieſes einzigen Vorzugs willen, ſind jene ſchlechten Romane immer noch beſſer, als unſre modernen pruden Anſtands- und Tugendromane, deren Unnatur jedem nicht ganz verwahrloſten Gemüth abſolut unausſtehlich iſt.

Wie Schade, daß auch der vorliegende Roman von dieſem Uebel angeſteckt iſt, gleich einem ſchönen rothwangigen Apfel, der bei faulen Aepfeln liegt und ſelbſt verfault. Die Anlage des Romans war ſehr glücklich, aber die gemeine Romanliebſchaft hat alles verdorben. Durchaus verdorben, denn jeder Deutſche muß gegen dieſe Schilderung deutſcher Frauen Proteſt einlegen. Ich gienge auf der Stelle unter die Hottentottinnen, wenn ich nicht wüßte, daß die deutſchen Frauen liebenswürdiger ſind, als ſie in den Damenromanen geſchildert werden. Und auch jeder Franzoſe wird Proteſt einlegen gegen das Betragen des jungen Pariſers. Ein Pariſer ſollte ſich ſo wenig zu benehmen, eine weibliche Unſchicklichkeit ſo wenig zu empfinden wiſſen. Gewiß nicht. Er würde eher die Neigung nicht merken, die ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt, als daß er eine Unſchicklichkeit nicht merken ſollte, die ſeinen feinſten Sinn berührt.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 88. — 31. Auguſt 1832.

Romane.

(Beſchluß.)

20) Camilla. Seitenſtück zur Fiormona, oder Briefe aus Italien. Gera, Heinſius, 1832. Man ſchreibt die zu ihrer Zeit berühmte Fiormona unſerm Heinſe zu, und ſie iſt wirklich ganz in ſeiner Manier geſchrieben, das heißt, es kämpft darin das löbliche Beſtreben, ſich aus der gemeinen deutſchen ſpießbürgerlichen Zopfwelt in die heitre Natur des Südens und zu ſchöner Humanität zu erheben, mit der Künſtlereitelkeit und Sinnlichkeit. Der Jüngling kann es unter den Philiſtern nicht aushalten, und wer mag ihm das verdenken, aber nun prahlt er mit ſeiner edlern Natur, bewundert ſich ſelbſt, ſieht in der gemeinſten Aufwallung ſeines Bluts etwas Göttliches, und in der erſten beſten Laune ein überſchwengliches Genie, und kokettirt ſich in eine Selbſtanbetung hinein, der man das Prädikat der vollkommenſten Unausſtehlichkeit ſchwerlich abſtreiten wird. In der Fiormona iſt dem eiteln Enthuſiaſten ein weiblicher Pendant zugeſellt, und beide Gleichgeſinnte finden ſich, wie etwa Papageno die Papagena. Er iſts — Sie iſts, und ſie ſinken einander in die Arme. — Der Verfaſſer vorliegender Camilla hat übrigens die Fiormona nicht verſtanden, ſonſt würde er ſein Werk nicht ein Seitenſtück zu jenem Werk genannt haben. Statt eines einzigen rein idealen Paares, ſtellt er uns hier den Liebhaber zwiſchen zwei Geliebte, wovon die eine aus Eiferſucht die andre umbringt, und anſtatt den Kontraſt zwiſchen der Proſa des deutſchen Himmels und der Poeſie des italieniſchen feſt zu halten, ſchickt er dem reiſenden Enthuſiaſten eine deutſche Malerin nach, in die er ſich in Italien verlieben muß. Damit geht der Vorzug, den Fiormona wirklich hat, verloren. Wir ſehn nicht mehr ein ſchwärmendes Paar, das durch ſeine Sympathie über jede Störung erhaben iſt, ſondern eine ganz gemeine Untreue, Eiferſucht ꝛc.

21) Schattenriſſe aus Giulios Leben. Herausgegeben von Th. H. Grafen von Heuſenſtamm. München, Franz, 1832. Auch hier iſt der Held ein Enthuſiaſt, der in ſeinen überſchwenglichen Gefühlen ſchwelgt, und, obgleich er erſt zwanzig Jahr alt iſt, doch ſchon einen Eckel an der Welt hat, weil ſie ihm viel zu klein und gemein vorkommt im Vergleich mit ſeiner eignen Vortrefflichkeit. Es iſt wahr, es gibt eine Uebergangsperiode im jugendlichen Alter, wo man, in Geſundheit ſtrotzend, an den Tod denkt, vor dem vollen Becher des Lebens durſtet und doch ſich wegwendet, kurz bei allem möglichen Beruf zur Luſtigkeit traurig iſt. Aber dieſe Periode geht vorüber, es iſt das lezte kind-

Digitized by Google

liche Zagen vor dem Eintritt in die ſtolze Männlichkeit, es iſt der Abſchied des Weiblichen im Jüngling, denn es iſt bekannt, daß bis zum Alter der Entwicklung Jünglinge gern etwas verſchämt und jungfräulich, und Mädchen dagegen etwas wild ſind, und daß dennoch aus blöden Jünglingen die kräftigſten Männer, aus wilden Mädchen die ſittſamſten Jungfrauen werden. Dieſe liebenswürdige Miſchung des Geſchlechtscharakters iſt ſchon oft Gegenſtand der Poeſie geweſen. Inzwiſchen ſind große Dichter (wie Shakeſpeare im Romeo) doch mit Jünglingsthränen ſparſam geweſen, und haben zwar, wie an der jungen kräftigen Rebe im Frühling einen hellen Kriſtalltropfen rinnen laſſen, nicht aber die Thränen in Zubern geſchöpft und ganze Bücher damit eingeweicht. Dies iſt leider mit vorliegendem Buch der Fall. Giulio lamentirt in einem fort. Die O und Ach, die Ausrufungszeichen und Gedankenſtriche jagen einander zu Dutzenden auf jeder Seite. Er erlebt zwar eine Untreue, die ihm Kummer machen kann, aber auch ſchon lange vorher im Schooß des Glücks und Vertrauens greint und grämelt er in einem fort, ohne alle Urſache, und wir würden nie erfahren, warum, wenn er zuletzt nicht an einem Blutſturz ſtürbe, und ſomit ſein ganzes Weſen als eine lange Schwindſucht erſchiene. Dieſes ewige Kränkeln und Eckeln kann doch aber um Gotteswillen nicht Poeſie ſeyn, zumal, da der Dichter den Kranken keineswegs als außer ſich objektiv darſtellt, ſondern ihm überall nur ſich ſelbſt unterlegt. Der Roman iſt ſo ſubjektiv, daß Giulios Geliebte, ja ſogar unbedeutende Nebenperſonen genau in derſelben Fieberhitze ſprechen, wie er. Gemüthsſtimmungen und Leidenſchaften übertreiben immer, wie kann aber der Dichter ohne alle Ironie einen jungen Mann von 20 Jahren ſagen laſſen: „Wie eckelt michs an (?) dies Daſeyn mit ſeinem ewigen Wiederkäuen von Freuden und Leiden, von Leben und Sterben.“ (Seite 29.) „Das Leben erſcheint mir oft ſo eckelhaft und abgeſchmackt (!), daß ich nicht begreife, wie man ſich nur mit dem Ankleiden plagen mag.“ (S. 102.) Eben ſo übertrieben ſind auch die freudigen Stimmungen. Seite 20 ſchreibt Giulio ſeinem Freunde: „Aber du ſollteſt auch das holde Geſchöpf kennen, und erſt ſeine Küſſe! O, wem das Herz nicht aufgienge, wie die junge Knoſpe ꝛc.“ Welcher nur einigermaaßen anſtändige Menſch wird ſeinen Nebenmenſchen, und wenn es der liebſte Freund wäre, auf die Küſſe ſeiner Geliebten einladen, und es iſt eben ſo indelikat, einem vergeblich das Maul wäßrig zu machen, als die Küſſe gar wirklich probiren zu laſſen. Auch iſt dieſer Enthuſiasmus unwahr. Man küßt wohl aus Liebe zur Geliebten ihren Hund, aber man gibt nicht die Geliebte ſeinem eignen Hunde zu küſſen. Man möchte die ganze Welt umarmen, man möchte aber keineswegs, daß die Geliebte von der ganzen Welt umarmt würde. — Gleich übertrieben ſind die Liebkoſungen, bis zur Albernheit tändelnd, und doch nicht naiv, wie die Natur, ſondern ſtudirte Sentimentalität, z. B. Seite 243: „O Amanda, wie biſt du meine Seele — und wie iſt ſie bei dir — und ſo fromm und ſtill! O du liebes, liebes Weſen! Wie wollte ich dich tragen und lieben, wenn ich ein Engel wäre, wie du! — Aber ich thue es auch ſo — nur darfſt du es nicht wiſſen, und mich nicht wieder lieben und tragen, du Engel!“ Warum denn nicht? Wenn, wie er eben geſagt hat, ſeine Seele bei ihr, ja ſie ſelbſt iſt, warum ſoll ſie ihn denn nicht tragen und lieben? Baarer Unſinn! Seite 264: „Ich lag zu ihren Füßen und bedeckte ihre niedergeſunknen Hände mit heißen Thränen: O Amanda, muß ich denn dahin? Amanda, ich kann die Trennung von dir nicht tragen! Ich werde mich abhärmen nach dir, Amanda, fern von dir, ohne Troſt!“ — So jammern wohl Mädchen, aber nicht Männer. Wozu dieſer unwürdige Kleinmuth? Aber ſo geht es in ewiger Ertaſe, in ununterbrochnem Außerſichſeyn durch das ganze Buch.

Dieſe langweiligen und ſehr trivialen Ausrufungen werden zuweilen von einer kühnen Bilderſprache unterbrochen, worin der Verfaſſer ſich bemüht hat, Jean Paul nachzuahmen. Wer Jean Pauls Hesperus und namentlich die Parthie deſſelben kennt, worin der blinde Emanuel die Hauptperſon iſt, wird hier in den Briefen Giulios an ſeinen Emanuel häufig daran erinnert. Seite 292. „Das dunkle Saatfeld voll Tod reift unter dem Treibhaushauche des Sturmes in ſchnelle Aehren aus — ſie wachſen bis an den Himmel und beugen ſich zur Erde — aber ſie geben ihr nicht, ſondern rauben ihr Erndten — und der Donner iſt Schnitterlied.“ Es iſt nur Schade, daß Jean Pauls Bilder immer deutlich ſind, dieſe Nachahmungen es aber faſt niemals ſind. Die Mehrzahl der Bilder iſt ſogar entſchieden falſch gewählt. Seite 20: „Ich habe ja alle Welt ſo lieb, und laſſe jedem ſeine Kappe — o! und hänge jedem eine ſilberklingende Schelle mehr daran, damit er ſich den traurigen Lebenstag einläuten kann zu einem Feſttage.“ Dieſes komiſche Bild paßt durchaus nicht zu der ſentimentalen Sprache. Entweder der Verfaſſer mußte ein edleres Bild wählen, oder die ganze Sprache des Briefes mußte ſtatt der weinerlichen Rührung lachende Ironie ſeyn. Seite 56 kommen „durſtige Thränen“ vor, die „in dem dürren Boden der Gegenwart untergegangen“ ſind. Nun iſt es aber doch wahrſcheinlicher, daß der dürre Boden der Gegenwart nach den Thränen, als daß die Thränen ſelbſt durſtig geweſen ſind. Auf derſelben Seite: „Die Fußſtapfen der Geliebten ſind eingebrochen unter ihnen zu tiefen unerreichbaren Gräbern und unter den meinigen arbeitet der unermüdete Maulwurf. Sein

Digitized by Google

Gewühl legt ſich zwiſchen die hellen Stimmen und Träume, die am Fuße mit erhobenem Arme nach mir langen.“ Das nenne ich mir ein ſchönes Bild, und ein deutliches dazu! Dito Seite 60: „Ich ſchaue hinein, wie in das klare Auge des Freundes, wie in der Liebſten feuchtglühenden Blick, wie in der begeiſterten Seherin aufflammenden Weltkryſtall.“ Ein ſtarker Ausdruck! Eben ſo Seite 71: „Der große Seelenbildhauer Shakeſpeare.“ Und wer verſteht folgende Verſe, Seite 126:

Ziehe! fliehe
Mit des Windes,
Mit der Phantaſien Flug;
Herzensſchmerzen,
Ohne Flügel,
Folgen deinem Pilgerzug.

Seite 159 wird „der Staub der Gewohnheit die Liebenswürdigkeit anfliegen und unſcheinbar machen.“ Seite 163 wird „die Seele wie ein fluthendes Meer vom Munde geangelt“ und muß ihm nachziehn. „Da ſah ſie, wie derſelbe Magnet Seele um Seele aus ihren Leibern ſchraubte und an ſeinen blutigen Dunſtſchweif kettete. Sie ſeufzten all, wie die Meine (,) und ſträubten ſich mit den weißen Taubenflügeln ꝛc.“ Welche Bilder! Alſo erſt iſt die Seele ein fluthendes Meer, und dann hat ſie Taubenflügel? Noch tollere Bilder häufen ſich S. 214: „Als ich lezten Morgen von dem Schreibtiſche fortſtürzte auf das grimmige Schlachtfeld des Winters, mit der offnen glühenden Bruſt und der Stirne voll Dunſttropfen des ſiedenden Herzens, fuhr die eiſige Hand des Sturmes ziſchend darüber hin und warf ſeine heißen Blutwellen hinaus und brach es voll mürber, leiſe einſinkender Todespforten. Aber mir iſt wohl dabei; denn eine jede derſelben öffnet mir ein erſehntes Ausſichtsthor und ſchlägt ein Fallgitter nieder vor den tückiſchen Nachtgeiſtern hinter meinen Ferſen.“ Er zieht ſich alſo durch die unvernünftigſte Nachläßigkeit eine Lungenſucht zu, und ſieht dann durch die Löcher ſeiner trocknen Lunge den Himmel, und zugleich die Nachtgeiſter, und dieſe ſind wiederum zugleich hinter ſeiner durchlöcherten Lunge und hinter ſeinen Ferſen.

Solche widerliche und zugleich unmögliche Bilder darf ſich kein Dichter erlauben. Uebrigens haben ſich auch einige Nachläßigkeiten in orthographiſcher Hinſicht eingeſchlichen. Seite 48 verbürgt ſich die Freude hinter dem Schmerze, Seite 260 ſagt Giulio: „mein Heil iſt Ruhe, und wo fände ich ſie ſchöner, als bei dir! wo ohne dir!“

22) Ludwig Anthon. Ein Fragment aus einer Biographie. Leipzig, Barth, 1831. Anfangs iſt es uns bei dieſem Buch ganz bange geworden, denn der Held des Romans, ein junger Pfarrer, ſchreibt ſeinem Freunde bogenlange Briefe über ſeine Frau und die liebe Schwiegerfamilie. Bereits waren wir am Zuklappen, denn ſelbſt einem Rezenſenten iſt es nicht zuzumuthen, ſolch alltägliches Familiengeträtſch zu leſen; aber ſiehe da, das Blättchen wandte ſich, und die Sache fieng an romantiſch zu werden. Die vielbeſchriebne Frau Pfarrerin hat noch eine Schweſter in der Reſidenz, dieſe Schweſter kommt einmal zum Beſuch, und iſt ein Muſter von Vollkommenheit, noch mehr als Goethes Ottilie, „nicht einmal mit einer Göttin kann ich ſie dir vergleichen,“ ſchreibt der Pfarrer, und gleichwohl ſchreibt er gleich hinterdrein: „Denke dir Pallas und Aphrodite vereint und Etwas von dem ſcheuen, flüchtigen, überſprudelnden Weſen der Diana dazu.“ Was Wunder, daß nun der gute Pfarrer auf der Stelle aufhört, die bereits vielbeſchriebne Frau Pfarrerin zu lieben, und ſich flugs in die Pallas-Aphrodite-Diana verliebt. Allein die Göttin hat nicht Luſt, die Rolle der Ottilie zu ſpielen, und aufrichtig geſprochen, es iſt ihr nicht zu verdenken, daß ſie, abgeſehn von aller Moralität (denn auf einen kleinen Ehebruch kommt es den Romanſchreibern ja doch nicht an) den guten Pfarrer, der in bogenlangen Briefen ſeine langweilige Frau Pfarrerin beſchreibt, ziemlich abgeſchmackt und ganz untauglich zu einer romantiſchen Liebe findet, und ſich daher an einen jungen Grafen hängt, der keine ſo lange Briefe ſchreibt. Der Pfarrer rächt ſich aber dafür, indem er — davonläuft, katholiſch und ein Mönch wird. Nun, ſcheint er noch aus ſeinem Grab hin heraus zu lächeln, nun müßt ihr mich doch noch für romantiſch halten. Ich habe nun einmal romantiſch ſeyn wollen, und nun bin ich romantiſch. Es lebe die Romantik, heiſa luſtig!

23) Raphaele. Romantiſche Erzählung von Anna Lenz. Osnabrück, Rackhorſt, 1831. Von einer Dame, alſo natürlich wieder eine Entſagungsgeſchichte. Und wie rührend „mein ſüßes Mütterchen — Geburtstag der Fürſtin — nicht doch, mein Mütterchen, geh', du Theure, laß mir Zeit mich zu faſſen, und laß dich den Gedanken begleiten, daß ich freudigen Muthes das ſchwere Opfer bringe.“ Und der Geliebte, dem ſie entſagt hat, er kommt wieder, — „ich habe ihn geſehn, ich habe ihn wieder, er iſt mein, mein!“ Auch ein „Raphaelens Tagebuch“ durfte nicht fehlen, denn ſeit „Ottiliens Tagebuch“ iſt das nun einmal Mode.

24) Oscar und Julie, oder die Geſchwiſter. Erzählung von Hermann Waldow. Cöslin, Heine-

Digitized by Google

№ 20.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 2.

[258] Im Verlage der Unterzeichneten erſcheint:

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker, 1832. Preis des Jahrgayg's 16 fl.

Inhalt vom Monat Julius.

Die franz. Expedition nach dem Atlas. — Der Herzog von Wellington. — Der Tempel von Dſchaggernat. — Zehentverweigerungen in Irland. — Chineſiſche Freimüthigkeit. — Saint Simon's Selbſtbiographie. — Römiſche Heiligſprechungen. — Neuentdeckte Höhle in Sardinien. — Vertrag der Franzoſen mit den Aulad Aby-Seba. — Lander's Entdeckungsreiſen auf dem Niger: 3. Reiſe nach Dſchenne. — 4. Aufenthalt in Dſchenne. — 5. Handelsplätze im Königreich Yarriba. — Pracht der Landſchaften u. ſ. w. — 6. Die Hauptſtadt von Yarriba. — Manſolah und ſeine Höflinge. — Die Felatahs. — 7. Ankunft in Kiame. — König Yarro. — Merkwürdige Freundſchaft. — Die mohammedaniſchen Mollahs. — Pferderennen der Neger. — 8. Buſſa. — Der König und ſeine Midiki. — Die eitle Trommelſchlägerin. — Anblick des Nigers. — Abreiſe nach Yauri. — Bibliographiſche Statiſtik von Frankreich im Jahre 1831. — Gefahr einer Ueberſchwemmung von Petersburg. — Flächeninhalt der Staaten der oſtindiſchen Kompagnie. — Magnetiſcher Fels am Kap Horn. — Notiz über Ithaka. — Die Inſel Johanna. — Neueſte Unterſuchungen der Südſpitze des amerikaniſchen Kontinentes. — Torijos Tod. — Notiz über orientaliſche Literatur. — Ueber den Saint-Simonismus in ſeiner lezten religiöſen, moraliſchen und politiſchen Entwicklung. (Vierter und lezter Artikel.) — Cobbet's Vorleſungen für die arbeitenden Klaſſen. — Die Feuerverſendung in Irland. — Neue entomologiſche Geſellſchaft in Paris. — Griechiſches Oſterfeſt in Nauplia. — Ranſchit Sing's Zuſammenkunft mit Lord Bentinck. — Neueſte geographiſche Reiſe in Quito. — Graf Woronzoff. Nekrologiſche Notiz. — Ausflüge nach Illyrien und Dalmatien. 7. Montenegro. 8. Paſtrovich. — Franzöſiſche Literatur. Paris, Ende Juni. — Die Parteien in Italien. — Die Times. — Expedition nach der Rocky Montains. — Streifzüge in Kalabrien. — Beſuch bei einem Negerkönig. — Preisaufgabe der geographiſchen Geſellſchaft in Frankreich. — Die Smaragden des Urals. — Ein Erdbeben in Chili. — Die Schuldverhaftungen in England. — Die Naphtaquellen in Dagheſtan. — Die Blitze des Diptams. — Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien. 1. Bombay. — Der Rückzug aus dem Atlas. — Statiſtiſche Notizen über Frankreich. — Erklärung des japaneſiſchen Namens von Europa. — Die Unterwerfung der wilden Stämme auf Van Diemensland. — Die neuen Hebriden im Jahre 1830. — Die Vendée im Jahre 1832. — Naturerſcheinung in Rußland. — Auswanderungen aus England von 1828 bis 1832. — Leichenbegängniß eines Oberprieſters der Birmanen. — Frankland's Bemerkungen über den ruſſiſch-türkiſchen Feldzug. — Hiſtoriſche Notizen über das Bier in England. — Neue Beſtimmung der Länge von Neu-York. — Zuſtand der Wiſſenſchaften in Italien. II. Im lombardiſch-venetianiſchen Königreich. — Der Hof des Pa'cha von Aegypten. — Nachrichten über das kanadiſche Klima. — Schmutz und Elend der niedern Volksklaſſe in Paris. — Erziehung und Schulweſen in Abyſſinien. — Anekdote zur Charakteriſtik des ruſſiſchen Kaiſers. — Verſuch Spinngewebe abzuipinnen. — König Georgs Sund. 1. Lage, Boden, Produkte und Klima. 2. Die Eingebornen, ihre Kleidung und Waffen. 3. Wohnungen und Lagerſtellen. 4. Jagd, Fiſcherei, Lebensmittel. — Die Heuſchrecken in der Ukraine. — Dureau de la Motte über den ägyptiſchen Papyrus. — Verbrauch der edlen Metalle ſeit den lezten dreißig Jahren. — Fouriers Journal: Phalanſtère. — Regenmangel in Peru. — Einſchläferungsmittel der Kinder im Himalaya. — Caſimir Perier's Charakter. — Saint-Martin. (Nekrolog.) — Bevölkerung von Oran. — Handel der Vereinigten Staaten mit der Ginſengwurzel. — Hiſtoriſche Nachrichten über einige perſiſche und türkiſche Städte in Aſien, welche im ruſſiſchen Kriege mit Perſien und der Türkei erobert wurden. — Zahl der Bibliotheken in Frankreich. — Hohes Alter in Rußland. — Strenge des Winters in Aſtrachan. — Ueber die Krankheit des Herzogs von Reichſtadt. — Guerry's moraliſche Statiſtik von Frankreich. — Butterverbrauch in England. — Das Schloß Penſcière. — Die epidemiſche Hemeralopie in Belfort. — Cobbet's Reformfeſt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[249] **Neue Ausgabe der ſämmtlichen Werke**

Joh. Ladislav's von Pyrker.

In der Unterzeichneten erſcheint, eine neue, durchaus verbeſſerte und mit Anmerkungen verſehene Ausgabe der

ſämmtlichen Werke

von

Johann Ladislav Pyrker.

Der erſte Band derſelben, enthaltend:

Tuniſias

ein

Heldengedicht in zwölf Geſängen,

iſt eben unter der Preſſe, und wird demnächſt verſchickt werden können.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

[250] In unſerem Verlage hat die Preſſe verlaſſen:

RHETORES GRAECI

ex

codicibus florentinis mediolanensibus monacensibus neapolitanis parisiensibus romanis venetis taurinensibus et vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit

Christianus Waiz,

professor Tubingensis. Vol. I.

Schreibpapier 9 fl.

Dieſer erſte Band enthält die Progymnasmata, davon waren ſchon früher gedruckt, die Progymnasmata des Hermogenes, Aphthonius und Theon, die fabulae, narrationes in ethopoeiae des Nicephorus Basilacae, des Adrianus *μελέται*, und des Severus Ethopoeiae, die hier aus einer neuen aus Handſchriften berichtigten Recenſion erſcheinen. Zum erſten Mal erſcheint in dieſem Bande:

1) Matthaei Camariotae epitomae progymnasmatum rhetoricae.
2) Anonymi epitome progymnasmatum Aphthonii.
3) Scholia in Theonem.
4) Nicolai Sophistae progymnasmata.
5) Nicephori Basilacae *χρεῖαι*, *ἀνασκευὴ*, *κατασκευὴ γνῶμαι*, et 16 *ἠθοποιΐαι*.
6) Georgiae Pachymerae Progymnasmata.
7) Severi Narrationes.
8) Anonymi Progymnasmata.

Da die Scholia zu Aphthonius zu groß ſind, um als zweiter Theil dem erſten Bande angehängt zu werden, ſo werden dieſe als zweiter Band erſcheinen, dann Hermogenes mit den Scholiasten, und hierauf die andern im Proſpektus bezeichneten Rhetoren, und daher wird das ganze Werk 8 Bände betragen. Um aber den vielfach an den Herausgeber ergangenen Aufforderungen, den ſo ſeltnen zweiten Band der Aldiniſchen Ausgabe bald zu liefern, zu genügen, haben wir uns entſchloſſen, von der ſtetigen Aufeinanderfolge der Bände abzugehen, und zunächſt die Kommentare des Sopater, Syrianus und Marcellinus aus Pariſer und Venetianer Handſchriften bedeutend verbeſſert und theilweiſe umgeſtaltet, zur Michaelis-Meſſe erſcheinen zu laſſen. Jede Meſſe wird ſofort ein Band geliefert werden.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[257] **Zur Nachricht,**

als Antwort auf eine Anfrage in Nr. 173 des allgemeinen Anzeiger's.

Nicht allein die Sterblichkeitsliſten des Preuſſiſchen Staates von dem Herrn Rittmeiſter Bickes, ſondern alle ſeine Ueberſichten und Zuſammenſtellungen, die Bevölkerung der europäiſchen Staaten betreffend, erſcheinen demnächſt unter dem Titel:

Bewegung der Bevölkerung der europäiſchen Staaten

im Verlage der Unterzeichneten.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[217] Bei Rubach in Magdeburg iſt ſo eben erſchienen:

Wachsmann, Geometrie für Handwerker.
Ein Lehrbuch zum Selbſtunterricht, beſonders aber als Leitfaden beim Unterricht in Gewerbsſchulen.
Mit 11 Kupfertafeln.

Da der Verfaſſer dieſes Werks ſelbſt Lehrer an einer Gewerbesſchule iſt, aus der ſeit mehreren Jahren Schüler in das Gewerbeleben übergiengen, die noch jezt der Anſtalt für ihre darin erworbenen Kenntniſſe Dank wiſſen: ſo hat ſich derſelbe beſonders bemüht, dieſe faſt jedem Gewerbsmanne jezt unentbehrliche Wiſſenſchaft in das bürgerliche Leben überzutragen und ſie ſo faßlich als leicht darzuſtellen. Was dem Handwerker jeglichen Fachs, beſonders dem Bauhandwerker, in der Ausbildung ſeines Gewerbes durch dieſe Wiſſenſchaft höchſt nothwendig iſt, glaubt er genügend in dieſem Werke aufgeſtellt zu haben.

---

[253] **Dr. J. L. Hilpert's**

engliſch-deutſches Wörterbuch,

2 Bände, 138 Bogen in gr. Quart.

Preis 13 fl. 30 kr. = 7 Thlr. 12 gGr. oder 7 Thlr. 15 ſGr. Auf Schreibpapier 16 fl. 12 kr. = 9 Thlr.

Ausgabe in 27 halbmonatlichen Lieferungen.

Das Publikum hat jezt die vollſtändige engliſch-deutſche Abtheilung des neuen

Hilpert'ſchen engliſch-deutſchen und deutſch-engliſchen Wörterbuchs

in Händen und, nach den vielfach darüber erſchienenen Kritiken, ſeine Zufriedenheit mit Ausführung und Ausſtattung auf eine höchſt erfreuliche Weiſe ausgeſprochen.

„Der ganze Plan (ſagt ein hochgeehrter Sprachforſcher, Herr Hofrath Böttiger, im Wegweiſer Nr. 3 zur Abendzeitung 1832) und die ihm gegebene Räumlichkeit geſtatteten eine dem Auge wohlthätige Auseinanderſtellung, aber auch tieferes Eindringen in alle Schachten und Gänge dieſer reichſten aller europäiſchen Miſchlingſprachen. Der Herausgeber hatte allen Beruf zu dieſem Wagſtück; denn es mag Muth dazu gehören, dieſe aufgeſpeicherten Materialien — es fehlte ihm kein techniſches Werk, kein Idiotikon, keine Quelle ſelbſt des Vulgarism, wie Egans life of London — um ſolche Maſſen ſo verſtändig, ſo logiſch zu durchdringen und zu ordnen, und ſo mit allen den Abzeichen, welche den verſchiedenen Schattirungen vorgeſezt wurden, folgerecht zu verſehen. Daß (fährt der geehrte Referent fort) der raſtloſe Sammler auch ein denkender, heller Kopf iſt, zeigt die ſtrenge Befolgung der von ſinnlicher und bildlicher zur abſtrakten fortſchreitenden Reihenfolge der Bedeutungen, wobei natürlich alles auf die richtige

Digitized by Google

„Etymologie ankam. Hier hat Hilpert viel mehr „geleiſtet, als alle ſeine Vorgänger. — Mit „ſeiner Unterſcheidgabe iſt überall die Synonymik behan„delt, die wir in anderen Wörterbüchern ſehr vermiſſen. „Wir ſind (ſagt er weiter) um ein ſchönes Hülfsmittel „für die jedem Gebildeten jezt unerläßliche Sprache rei„cher geworden, und ein gelehrter Mann, wie Hil„pert, verdient darum laute Anerkennung, daß er „muthig ausharrte. — In Beziehung auf die äußere „Ausſtattung bemerkt er: Auch der Verlagsbuchhandlung „gebührt Lob, daß ſie ein ſolches Werk mit ſolcher Ele„ganz, mit ſo feinen und ſcharfen Typen, mit ſolcher „Mannichfaltigkeit im Satz, ſolcher Korrektheit, in die„ſer Zeit vollendet hinausführte"

So weit jenes kritiſche Urtheil. — Das Publikum ſieht, was ihm geboten wird, und kann in der Wahl beim Bedarf eines engliſchen Wörterbuchs nicht mehr zweifelhaft ſeyn. Nur ſo viel, daß wir auch ferner dem uns vorgeſteckten Ziele nachſtreben werden, und daß der deutſchengliſche Theil, an dem der Verfaſſer ununterbrochen arbeitet, keineswegs dem nun erſchienenen engliſch-deutſchen Theile nachſtehen ſoll.

Wenn gleich die öffentliche Theilnahme mit Fortſchreiten des Werkes immer lebhafter, und uns ſowohl aus Deutſchland als aus England die Verſicherung wurde, daß dieſes Unternehmen eine weſentliche, längſt gefühlte Lücke ausfülle, ſind wir doch auch darauf aufmerkſam gemacht worden, daß der im Verhältniß zur Stärke des Werks immer noch billige Preis von 13 fl. 30 kr. in der Auslage auf Einmal Manchen abhalte, ſich daſſelbe ſobald anzuſchaffen, als er ſich es wünſche. Wir glauben daher, der Sitte des Tags huldigen zu müſſen, indem wir das fertig vorhandene

Engliſch-deutſche Wörterbuch in zwei ſtarken Quartbänden,

auch in 27 Lieferungen, je von 14 zu 14 Tagen, ausgeben, wonach daſſelbe in einem Jahre vollſtändig abgeliefert ſeyn wird. — Zugleich mit der erſten Lieferung (welche um drei Bogen ſtärker, als die folgenden, aber deshalb nicht theuerer ſeyn ſoll) wird die lezte berechnet und bezahlt, und koſtet bei Abgabe

1) auf Druckpapier

die erſte Lieferung von 8 Bogen, incl. der Pränumeration auf die lezte Lieferung,
1 fl. = 13 gGr. oder 16½ ſGr.
die 2te bis 26ſte, je von 5 Bogen
30 kr. = 6¾ gGr. oder 8½ ſGr.
die 27ſte, oder lezte, nichts mehr.
Das Ganze auf einmal genommen 13 fl. 30 kr. = 7 Thlr. 12 gGr. oder 7 Thlr. 15 ſGr.

2) auf Schreibpapier

die erſte Lieferung von 8 Bogen, incl. der Pränumeration auf die lezte Lieferung,
1 fl. 12 kr. = 16 gGr. oder 20 ſGr.
die 2te bis 26ſte, je von 5 Bogen
36 kr. = 8 gGr. oder 10 ſGr.
Die 27ſte, lezte, Lieferung nichts mehr.
Das Ganze auf einmal genommen 16 fl. 12 kr. = 9 Thlr.

Subſcription und Annahme der erſten Lieferung machen zur Abnahme der weiteren Lieferungen verbindlich.

Vollſtändige Exemplare ſowohl, wie die einzelnen Lieferungen ſind in allen Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz vorräthig.

Die Abnehmer des engliſch-deutſchen Wörterbuchs zu obigen Preiſen genießen den Vortheil, als Subſcribenten auf die ſpäter erſcheinende deutſch-engliſche Abtheilung eintreten zu können, bis zu Beendigung des Drucks derſelben. Der Preis davon richtet ſich nach Bogenzahl und wird, ſobald man dieſe kennt, nebſt dem ſichern Ablieferungs-Termine beſtimmt werden.

Karlsruhe, Juni 1832.

G. Braun,
Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei.

---

[247] **Pränumerations-Anzeige.**

Bei Fr. Wagner in Freiburg iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blätter der Erbauung und des Nachdenkens
gesammelt von Georg Victor Keller.

Auch unter dem Titel:

Fortſetzung der Stunden der Andacht.

Zur Beförderung des wahren Chriſtenthums und häuslichen Gottesverehrung. Aus dem Nachlaſſe Victor Kellers. Pränumerationspreis für jeden Band in groß Oktav auf weiß Druckvelin circa 20 Bogen ſtark 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr. ſächſ. In Taſchenformat 1 fl. od. 15 Gr. ſächſ. mit Vorausbezahlung auf den 4ten Band.

Dieſe Fortſetzung der Stunden der Andacht, welche aus dem Nachlaſſe des ſel. Pfar. Keller ſelbſt herrührt, erſcheint in 4 Bänden, welche ihrem Inhalte nach ſich in 4 Jahrszeiten theilen. Sie werden circa 200 Aufſätze enthalten, ganz der Form der Stunden der Andacht gleich. Dieſes Buch, welches gewiß, wie die Stunden der Andacht ſelbſt, einen der erſten Plätze unter unſern Erbauungsbüchern einnehmen, ſo wie jedem Prediger den Stoff zu Kanzelvorträgen liefern wird, bildet nicht nur ein geſchloſſenes Ganzes für ſich, ſondern reiht ſich zugleich als würdige Fortſetzung an ſeinen Vorgänger an, und muß daher jedem Beſitzer der Stunden der Andacht willkommen ſeyn.

Um deren Anſchaffung zu erleichtern, bleibt der Pränumerationspreis bis zur Erſcheinung des 2ten Bandes offen. Der Ladenpreis wird um ein Bedeutendes erhöht.

---

[244] **Anzeige für Leihbibliotheken.**

Als Novitäten unſeres Verlags haben wir verſandt:

Weidemann, Dr. Fr., Kleine Romane und Erzählungen. 8. Preis 1 Rthlr.

NB. Wir machen vorzüglich das ſächſiſche Publikum auf den kleinen Roman: Don Petraſto, aufmerkſam.

Krüger, Johannes, die Maurin in 2 Thln. 8. 1½ Rthlr.

Heidelberg, Wilh., romantiſche Wälder, 1r u. 2r. 1¼ Rthlr. und 3r. 2 Rthlr.

Buch- und Kunſthandlung von Fr. Weidemann in Merſeburg.

Digitized by Google

Als literariſche Neuigkeiten unſeres Verlags (1831 und 1832) empfehlen wir:

1) Almanach der neueſten Modetänze auf 1832, mit Touren, Muſik und Engagementskarten, eleg. in Goldſchn. 2 Rthlr.
2) Faſtnachts-Almanach auf 1832, eleg. gebunden. 1 Rthlr.
3) Das goldene Familienbuch, für das Gebiet der Haus- und Landwirthſchaft. 8. geh. 25 ſGr.
4) Weidemann, Dr. Fr., Ueber die Nothwendigkeit einer geheimen Polizei, geh. 2½ ſGr.
5) — — Die rabenſchwarze Nacht oder die Mouchards, Poſſe in 2 Akten. 5 ſGr.
6) — — Hat Se. Maj. der König von Preußen das Recht, die Entſcheidungen der Gerichtsbehörden von den Aeußerungen des Miniſterii der auswärtigen Angelegenheiten abhängig zu machen? 8. geh. 5 ſGr.
7) — — Die Pietiſten in Halle in ihrer tiefſten Erniedrigung, oder was wollen die Pietiſten in Preußen? 2te mit einer Vorrede und noch ungedruckten Kabinetsbefehlen vermehrte Auflage. 8. 15 ſGr.
8) — — Des Bürgers Recht und Pflicht gegen Regierung und Obrigkeit mit einer Vorrede des Prof. Dr. Schütz und einem Anhange des Herausgebers, die Betrügereien bei den Glücksſpielen. gr. 8. 1 Rthlr.
9) Penſeler, C., Handbuch für angehende preußiſche Juriſten. 2te Aufl. gr. 8. 1½ Rthlr.
10) Salina II. eine antipietiſtiſche und antidemagogiſche Zeitſchrift in wöchentlichen Lieferungen von 2 Nummern und monatlichen Beilagen. Jahrg. 4 Rthlr.
11) Allgemeine Handbibliothek für Küche und Keller, mit Kupfern. Heft 5 ſGr.

Buch- und Kunſthandlung von Fr. Weidemann in Merſeburg.

---

[234] Bei Georg Franz in München, Perusagaſſe Nr. 78, iſt erſchienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grundlegung
zu einer befriedigenden
Theorie der homöopathiſchen Heilart,
oder
der Werth dieſer Heilart
auf theoretiſchem Wege dargethan.
Ein philoſophiſcher Verſuch
von
Julius Hamberger.
gr. 8. broch. 4 Gr. oder 18 kr.

Auf rein philoſophiſchem Wege hat der Herr Verfaſſer verſucht, dem noch immer hie und da bekämpften Heilſyſteme eine ſichere Baſis zu geben: Die Wichtigkeit dieſer für Aerzte und Nichtärzte gleich intereſſanten Erſcheinung, und der innere Werth der Schrift ſelbſt macht jede weitere Empfehlung von anderer Seite her überflüſſig.

---

[256] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Der
Grossfürst Constantin
wie er war.
Züge aus ſeinem Leben und Wirken in Warſchau.

Skizzenbuch
aus den Tagen vor und während
der polniſchen Revolution
vom Jahre 1830.
Ein Seitenſtück
zu den
Memoiren über Polen
unter Conſtantins Behauptung
von
H. Harring.
Von einer Polin.
Fürth, 1832. Fr. Korn'ſche Buchhandlung.

---

[214] Israelitiſche Glaubens- und Pflichtenlehre für Schule und Haus
von
S. Herrheimer,
Land-Rabbiner zu Bernburg.
Magdeburg, in Commiſſion bei F. Rubach.
Preis 6 gGr.

---

[194] So eben iſt bei Franz Varrentrapp in Frankfurt a. M. erſchienen:

Lehrbuch
der
ebenen und ſphäriſchen
Trigonometrie
und der
Polygonometrie,
mit beſonderer Berückſichtigung der Anwendungen derſelben auf die Feldmeßkunſt.
Von
Dr. H. Umpfenbach,
ordentl. Profeſſor der Philoſophie in Gießen.
Mit 3 Figuren-Tafeln. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Digitized by Google

№ 21.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 2.

[274] Zweite Auflage des Vademecums des Mechanikers.

In der Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vademecum des Mechanikers

oder

Praktiſches Handbuch

für

Mechaniker, Maſchinen- und Mühlenbauer und Techniker überhaupt

von

Prof. Chriſtoph Bernoulli.

Zweite Auflage, umgearbeitet und ſtark vermehrt, von des Obigen Sohne,

Joh. Guſtav Bernoulli.

Erſtes Bändchen; mit zwei Steindrucktafeln.

Preis 54 kr.

Inhalt: Angabe und Vergleichung der gebräuchlichſten Maaße und Gewichte; Berechnung von Flächen mit geradliniger Begränzung; Berechnung von Kreisflächen; Berechnung von Flächen, die von mehreren krummen Linien eingeſchloſſen ſind; Berechnung der Oberfläche und des Inhalts von Körpern; Inhalt cylindriſcher Röhren und Gewicht des Waſſers in ſolchem Inhalt von Fäſſern; von der Reibung, gleitende Reibung, Achſenreibung; über die Steifigkeit der Seile; vom dynamiſchen Effekte der Kräfte; von den mechaniſchen Potenzen, vom Hebel, vom Rad an der Welle, von der Rolle, von der ſchiefen Fläche, vom Keil, von der Schraube; Auffindung des Schwerpunktes; Berechnung fallender Körper, verzögerter Fall, freier Fall, geworfene Körper; über Maaße und Maaßenmoment; Berechnung der Pendelbewegungen; Mittelpunkt des Stoßes oder Schwunges; vom ſpezifiſchen Gewichte; wie man das Gewicht eines Körpers berechnet; Gewichtstafeln von Eiſenſtangen und bleiernen Röhren; Berechnung der Luftballons; von der Stärke der Materialien; über die Transverſalſtärke von hölzernen Balken; Berechnung der Stärke gußeiſerner Bäume; von Räderwerken; Dimenſionen der verſchiedenen Theile eines Rades; Berechnung des Waſſerdrucks; Dicke von Schutzbrettern, Dicke von Waſſermauern, über einige andere Geſetze der Hydroſtatik; Berechnung der hydrauliſchen Preſſen; Waſſermenge, die aus Oeffnungen fließt. Geſchwindigkeit und Gewalt des Windes; Geſchwindigkeit des Schalls und Berechnung der Geſchwindigkeit abgeſchoſſener Kugeln.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

[287] Gagern

über

Deutſchlands Zuſtand

und

Bundes-Verfaſſung.

Preis 1 fl.

Inhalt: Die Pflicht des deutſchen Staatsmannes. Kaiſer und Reich und Bund, irgend ein feſtes Band. Der Bund und die Nation. Faktionen und Vorurtheile. Die öffentliche Meynung. Was will die Nation? Was darf ſie wollen? Was ſind in großen Zügen ihre natürlichen Verhältniſſe im Innern und gegen Außen? Die fernere Entwicklung, Aktion und Befeſtigung des Bundesſyſtems. Innere Ruhe. Der IIte und XIIIte Artikel der Bundesakte. Verfaſſungen und ihre Elemente. Dauer, Sicherheit und Garantie. Geſetzgebung, Recht und Gerichtsbarkeit.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[245] In der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taſchenbuch der neueſten Geſchichte,

herausgegeben

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Der Geſchichte des Jahres 1830 2ter Theil.

Preis 3 fl.

Mit 12 Porträts, nämlich: Conſtantin, Großfürſt; Chlopicki; Leopold, Prinz von Coburg; Georg IV. und Wilhelm IV., Könige von England; Mina; Bolivar; Ferdinand, Kronprinz von Oeſtreich, König von Ungarn; Friederich, Prinz von Sachſen; Carl, Herzog von Braunſchweig; Wilhelm, Herzog von Braunſchweig; Wilhelm, Churfürſt von Heſſen.

Inhalt. Der Geſchichte des Jahres 1830 zweiter Thei als Fortſetzung des erſten.

III. Rußland und Polen. 1) Rußland; 2) Urſachen der polniſchen Revolution; 3) Ausbruch der polniſchen Revolution. Vertreibung der Ruſſen aus Warſchau; 4) Gen. Chlopicki, Dictator von Polen.
IV. Türkei und Griechenland. 1) Die Türkei; 2) Griechenland.
V. England. 1) Thronwechſel; 2) Miniſterwechſel.
VI. Spanien. 1) Die pragmatiſche Sanction; 2) Mina's Feldzug in den Pyrenäen.
VII. Portugal und Braſilien.
VIII. Amerika. 1) Nordamerika; 2) Mexiko; 3) Guatemala; 4) Columbia; 5) Peru; 6) Bolivia;

Digitized by Google

7) Chili; 8) Buenos-Ayres; 9) Montevideo; 10) Hayti.

IX. Skandinavien. 1) Schweden und Norwegen; 2) Dänemark.

X. Italien.

XI. Die Schweiz.

XII. Deutſchland. 1) Allgemeine Angelegenheiten; 2) Oeſtreich; 3) Preußen; 4) Bayern; 5) Würtemberg; 6) Sachſen; 7) Hannover; 8) Braunſchweig; 9) Heſſen-Caſſel; 10) Heſſen-Darmſtadt; 11) Baden; 12) Weimar; 13) Altenburg; 14) Coburg-Gotha; 15) Meinungen-Hildburghauſen; 16) Schwarzburg-Sondershauſen; 17) Reuß; 18) Mecklenburg-Schwerin; 19) Oldenburg.

Kleine Chronik.

Naturerſcheinungen; Reiſen; Nekrolog des Jahres 1830; Chronologiſche Tabelle über alle wichtige Begebenheiten des Jahres 1830.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[195] So eben iſt bei Franz Varrentrapp in Frankfurt a. M. erſchienen:

Ueber

Fissuren am Kopfe

Neugeborner

bei natürlicher Geburt,

nebst

einem beobachteten Falle dieser Art.

Von

Ed. Casp. Jac. von Siebold,

Doctor der Phil., Med. und Chirurgie, Professor an der Kurf. Hessischen Universität zu Marburg, Director der Entbindungsanstalt und Hebammen-Lehrer daselbst.

Nebst einer lithographirten Abbildung.

gr. 8. 9 Gr. oder 40 kr.

---

[271] Bei mir iſt nun vollſtändig erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes noch für den billigen Subſcriptionspreis zu erhalten:

Schopenhauer (Johanna), Sämmtliche Schriften. Vier-und-zwanzig Bände in Taſchenformat. Mit dem Bildniſſe der Verfaſſerin. 1830—32. Subſcriptionspreiſe: Auf gutem milchweißem Druckpapier 12 Thlr. Auf extrafeinem Velinpapier 16 Thlr.

Der Inhalt dieſer 24 Bände iſt folgender:

Karl Ludwig Fernow's Leben. 2 Theile. — Ausflucht an den Rhein. — Johann von Eyk und ſeine Nachfolger. 2 Theile. — Die vier Jahreszeiten. — Gabriele. 3 Theile. — Sidonia. 3 Theile. — Die Tante. 2 Theile. — Reiſe durch England und Schottland. 2 Theile. — Reiſe von Paris durch das ſüdliche Frankreich bis Chamouny. 2 Theile. — Erzählungen. 6 Theile.

Bei einer Schriftſtellerin, die ſeit Jahren der Liebling des Publikums iſt, deren Schriften ſich ſämmtlich der größten Anerkennung der Kritik zu erfreuen hatten, bedarf es keiner Lobpreiſungen, um zur Anſchaffung ihre ſämmtlichen, jezt zum erſtenmale geſammelten Schriften zu veranlaſſen. Sie ſollten beſonders in keiner Damenbibliothek fehlen, da ſie zugleich belehren und unterhalten, und auch Kunſtkenner werden darin höchſt intereſſante Mittheilungen finden. Das Aeußere iſt ſehr geſchmackvoll.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

---

[277] **Neue Musikalien.**

So eben ist mit Eigenthumsrecht bei uns erschienen und durch alle gute Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Meyerbeer, Robert der Teufel (Robert le diable). Grosse Oper in 5 Akten mit deutsch und franz. Text. Vollst. Clavierauszug von Pixis. Subscriptionspreis 12 Rthlr. od. 21 fl. 36 kr. dito. ohne Finale 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr. rhein. — Ouverture zu 2 und 4 Händen, alle Arien, Duos, Trios, Chöre etc. einzeln.

— dito. arr. für 2 Flöten v. Walkiers. 4 Hefte. à 1½ Rthlr.

— dito. arr. für 2 Viol. von Gasse. 2 Hefte. à 2¼ Rthlr.

Ferner mehrere Compositionen für Pianoforte, und für Pfte. und Viol. und Flöte über Themas aus „Robert le diable" von Herz, Pixis, Kalkbrenner, Lafont, Walkiers, Méreaux, Lemoine, Adam, Neithardt.

Baldigst erscheint Robert der Teufel von Meyerbeer arr. für Pianoforte allein und zu 4 Händen, für Guitarre, ein Quatuor für Violine und Flöte, für Orchester, für Militärmusik etc.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

---

[242] Bei Rubach in Magdeburg iſt ſo eben erſchienen:

Handbuch der Geſchichte der abendländiſchen Literatur und Sprachen, insbeſondere der italieniſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen, franzöſiſchen, engliſchen, holländiſchen, däniſchen und ſchwediſchen. Erläutert durch eine Sammlung überſezter Muſterſtücke. Im Vereine mit literariſchen Freunden bearbeitet und herausgegeben von Dr. F. W. Genthe. 1r Band.

Italieniſche Literatur.

gr. 8. Preis 2 Rthlr.

Das allgemein verbreitete Intereſſe für die Literaturen des Auslandes hat das Bedürfniß eines Handbuches, welches auch dem gebildeteren Theile unſrer Landsleute, die nicht Gelehrte vom Fach ſind, eine gründliche auf Studium der Literatur ſelbſt beruhende Kunde davon verſchafft, längſt fühlbar gemacht. Es iſt auch zur Abhülfe dieſes Bedürfniſſes bereits manches Dankenswerthe geleiſtet. Noch iſt aber kein Werk erſchienen, welches alle ausländiſche Literatur zuſammen umfaßte, aber auch nach dem Bedürfniſſe des Käufers einzeln zu haben iſt. Ein ſolches Werk iſt in dem vorliegenden Buche verſucht. Daſſelbe liefert bei jeder, in beſondern Ab-

Digitized by Google

theilungen behandelten Literatur zuerſt eine pragmatiſche Geſchichte derſelben. Alsdann folgen in chronologiſcher Ordnung neue Ueberſetzungen ausgewählter Muſterſtücke dieſer Literatur. Jedem Stücke eines andern Schriftſtellers geht eine biographiſche, poetiſche und literariſche Skizze ſeines Wirkens voran. Im gegenwärtig erſchienenen Bande ſind die Geſchichte der italieniſchen Literatur und die Ausſtellungen aus 53 italieniſchen Proſaiſten nebſt deren Biographien enthalten.

[260] **Verſteigerung**
von
Kupferſtichen und Oelgemälden
in Braunſchweig.

Am 20. Aug. d. J. und an den folgenden Tagen ſoll eine werthvolle Sammlung neuerer Kupferſtiche aus der italieniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Schule, in vorzüglichen Drucken, nebſt einer Sammlung Oelgemälde, öffentlich verſteigert werden. Kataloge ſind durch alle Buch- und Kunſthandlungen zu erhalten, welche ſich entweder mit ihren Beſtellungen an den Unterzeichneten, oder an Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig wenden wollen.

Friedr. Vieweg.

[265] So eben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu finden:

SOUVENIRS
de
CH. VICTOR DE BONSTETTEN
écrits en 1831, seconde édition. 12. broch. 10 Gr. oder 40 kr.

Zürich, im Juli 1832.
Orell, Füßli und Komp.

[251] Im Verlage von Auguſt Lehnhold in Leipzig ſind nachſtehende Werke ſo eben fertig geworden und in Stuttgart bei Löflund und Sohn zu haben:

Bibliothek der ausländiſchen Literatur für praktiſche Medicin, 15r und 16r Band. Auch unter dem Titel:

Laennec, R. T. H., Abhandlung von den Krankheiten der Lungen und des Herzens und der mittelbaren Auſcultation, als eines Mittels zu ihrer Erkenntniß. Mit 8 Steindrucktafeln. Aus dem Franzöſiſchen überſezt von Dr. Friedr. Ludw. Meißner. 2 Theile. gr. 8. 1832. 6 Thlr. 12 Gr.

Matthiae, Aug., eloquentiae latinae exempla, M. A. Mureti, J. A. Ernesti, D. Ruhnkenii, Paulini a S. Josepho scriptis sumpta et juventuti literarum studiosae. Accedit Dav. Ruhnkenii praefatio Lexico Schelleriano praemissa. Editio 2da. 8. maj. 1832. 1 Thlr. 6 Gr.

Sophoclis Philoctetae carmina antistrophica eorumque metra descripsit G. C. F. Lisch, Gymnas. Frid. Suerin. Collabor. 8. maj. 1832. broch. 6 Gr.

Tittmann, Dr. J. A. H., de Synonymis in novo testamento. Lib. II. Post mortem auctoris edidit, alia ejusdem opuscula exegetici argumenti adjecit, Guil. Becher, A. A. M. 8. maj. 1832. 12 Gr.

Wolf's, Fr. Aug., Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft, herausgegeben von J. D. Gürtler, Diac. zu Goldberg in Schlesien, 3r Band, enthält die Vorlesung über die Geschichte der röm. Literatur. gr. 8. 1832. 1 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im Juni 1832.

[261] So eben erſcheint bei uns und iſt durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Mémoires
de
J. Casanova de Seingalt
écrits par lui-même.
Edition originale.
Tomes V—VIII.
12. Geh. 7 Thlr.

Der erſte bis vierte Band, zu dem Preiſe von 7 Thlr. 4 Gr., ſind ebenfalls jezt von uns zu beziehen. Dieſe franzöſiſche Ausgabe iſt ein genauer Abdruck des Originalmanuſcripts, und bei weitem vollſtändiger als die deutſche Ueberſetzung.

Paris, im Juli 1832.
Heideloff und Campe.

[254] So eben iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Amalia und Ferdinand.
Ein Familiengemälde
von
C. John.
8. Leipzig, Rein'ſche Buchhandlung. Preis 18 Gr.

[252] In der Carl Haas'ſchen Buchhandlung in Wien, ſo wie durch alle Buchhandlungen Deutſchlands iſt zu erhalten:

Alxinger's, J. v., ſämmtliche Werke. 10 Bde. gr. 8. Original-Auflage, mit 10 ſchönen Kupfern, ſtatt 12 Rthlr. jezt 4 Rthlr. 16 gGr.

Inhalt: 1) 2). Bliomberis, Rittergedicht in zwölf Geſängen. 3) Doolin von Mainz, Rittergedicht in zwölf Geſängen. 4) 5) Numa Pompilius, nach Florian in Verſen überſezt. 6) Theater. 7) 8) Gedichte. 9) Vermiſchte poetiſche Schriften. 10) Proſaiſche Aufſätze. Leben.

Daraus iſt einzeln zu haben:

Bliomberis. 2 Bde. mit Kupf. 1 Rthlr. 4 gGr.

Minerva. 366 Sprüche der Weisheit, über Welt und Menſchen, Natur und Philoſophie, Kunſt und Wiſſenſchaft, Freundſchaft und Liebe, Schönheit und Tugend. (Deviſen für Stammbücher.) 16. geh. 3 Gr.

Wiener Jahrbuch, oder tägliches Taſchenbuch für alle Stände. Ein elegantes und ſinnreiches Tagebuch, mit 366 Denkſprüchen und Verſen, und der täglichen Chronik. Auf Poſtſchreibp. broſch. 1 Rthlr.

Digitized by Google

Der neueſte elegante Taſchengratulant für Jung und Alt in allen Angelegenheiten, mit Gratulationsbriefen und Stammbuchsaufſätzen, ſo wie auch franzöſiſchen Gedichten und proſaiſchen Aufſätzen. 4te vermehrte Auflage. Steif broſch. in eleg. Umſchlag. 16. 20 gGr.

Guilhaume Tell, ou la Suisse libre, par M. de Florian précédé de la vie de l'auteur, et de quelques pièces fugitives inédites. 8. Postpapier 4 gGr.

[259] In der Joſeph Wolffiſchen Verlagsbuchhandlung in Augsburg iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Vollſtändiges Lexikon für Prediger und Katecheten. Dritte, ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage von M. Hauber, erzbiſchöflicher geiſtlicher Rath, königl. bayer. Hofprediger und Hofkaplan. Vierter Band. Menſchenfurcht bis Sünde. gr. 8. Subſcriptionspreis 2 fl.

Von den vorzüglichſten katholiſch-theologiſchen Zeitſchriften wurde ſchon nach dem Erſcheinen des 1ſten und 2ten Bandes das Hauberſche Prediger-Lexikon jedem Seelſorger als ein ſehr geſchäztes und in Wahrheit treffliches Handbuch anempfohlen. Wir halten daher jede weitere Empfehlung für überflüſſig und machen blos auf die nahe Vollendung des ganzen Werkes um ſo mehr aufmerkſam, als, mit dem Erſcheinen des fünften und lezten Bandes, auch der äuſſerſt billige Subſcriptionspreis von 2 fl. per Band aufhört, und alsdann für alle 5 Bände ein erhöhter Ladenpreis eintritt.

[255] Literariſche Anzeige.

So eben iſt erſchienen und verſandt:

Die Alhambra.

Aus dem Engliſchen des

Waſhington Irving

von

Johann Sporſchil.

2 Theile. 8. fein Velinpapier. Preis 2 Thlr. 12 gGr.

Das Publikum darf auf dieſe gelungene Ueberſetzung des neueſten, höchſt intereſſanten Werkes des geiſtreichen Verfaſſers ganz beſonders aufmerkſam gemacht werden.

Braunſchweig, den 10. Juli 1832.

Friedrich Vieweg.

[285] Stuttgart. So eben ſind in unterzeichnetem Verlage erſchienen, und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Lieder von P. J. v. Béranger (deutsch und französich). 11 Bändchen. 8. 23½ Bogen, Velinpap. 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Meſſiniſche Lieder von Caſimir Delavigne, Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Metriſch überſezt von C. G. Holder. 8. 20½ Bogen. Velinpapier. 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Abrégé de l'histoire sainte, pour servir de livre élémentaire à la jeunesse allemande qui commence l'étude de la langue française; enrichi de notes explicatives, et suivi d'un traité sur l'orthographe d'usage; par Gérard et Chavanieux. (Auszug aus der bibliſchen Geſchichte, ein Elementarbuch für die deutſche Jugend, welche die franzöſiſche Sprache zu erlernen anfängt, mit beigefügten erläuternden Noten, und angehängter Abhandlung über praktiſche Orthographie; von Gérard und Chavanieux.) 6 Bogen. gr. 8. Preis 36 kr. od. 9 gGr.

Maler Nolten. Novelle in zwei Theilen von Eduard Mörike. Mit einer Muſikbeilage. 8. 40½ Bogen. Velinpapier. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 18 gGr.

E. Schweizerbart's Verlagshandlung.

[272] Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.

Der zwei-und-zwanzigſte Band der erſten Sektion (mit zehn Kupfertafeln) iſt ſo eben an alle Abonnenten verſandt worden, und ich habe nun bereits ſeit November 1831, zu welcher Zeit das Werk in meine Hände kam, von jeder Sektion einen Band, alſo drei Bände geliefert. An drei neuen Bänden wird raſch fortgearbeitet, und ich werde ſie wohl noch dieſes Jahr ausgeben können. Das Publikum wird hoffentlich wieder Vertrauen zu einem Unternehmen gewinnen, das ein wahres deutſches Nationalwerk genannt zu werden verdient, und ſich überzeugen, daß ich den Willen und die Mittel habe, daſſelbe ſo raſch zu fördern, als es die Sorge für den innern Werth und die Rückſicht auf die Abonnenten, denen nicht angenehm ſeyn würde, in einem Jahre mehr als höchſtens ſechs Bände zu erhalten, irgend geſtatten.

Allen frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, ſo wie Solchen, die ſich das ganze Werk neu anſchaffen wollen, werde ich die billigſten Bedingungen ſtellen, und man wolle ſich in dieſer Hinſicht entweder an mich ſelbſt oder an irgend eine andere Buchhandlung wenden.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

[261] Anzeige.

Da die hohen K. Miniſterien in Berlin die fernere Herausgabe der zur Beſprechung ſtädtiſcher Angelegenheiten beſtimmten Oppoſitions- und Extrablätter der Salina zu unterſagen für zweckmäßig gefunden haben, ſo muß deren Herausgabe ferner unterbleiben; doch werden die für dieſe Blätter beſtimmten Aufſätze in die Zeitſchrift Salina ſelbſt aufgenommen werden.

Halle, im Juli 1832.

Die Redaktion der Salina.
Dr. Weidemann.

Digitized by Google

№ 22.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 2.

[275] Im Verlage der Unterzeichneten ſind zur Oſtermeſſe dieſes Jahrs erſchienen, und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Annalen, neue allgemeine, politiſche. Herausgegeben von C. v. Rotteck, neue Folge. 3ter Jahrgang 1832. 12 Hefte. gr. 8. broſch. 12 fl.

Ausland, das, ein Tageblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker. 1832. gr. 4. 16 fl.

Bernoulli, C., Vademecum des Mechanikers, 1s Bändchen, 2te vermehrte Auflage. 16. 54 kr.

Buzorini, Grundzüge einer Pathologie und Therapie. gr. 8. 1 fl. 24 kr.

Correſpondenzblatt des Würtemb. Landwirthſchaftlichen Vereins, neue Folge, 1832. 2 Bände in 6 Hefte. gr. 8. broch. 3 fl.

Diel, Dr. A. F. A., Beſchreibung der Kernobſtſorten. 6s Heft. 8. 1 fl. 48 kr.

Goethe, J. W. von, Reineke Fuchs in 12 Geſängen. 8. Velinpapier 1 fl. 36 kr.
Druckpapier 1 fl. 12 kr.

Grossi, E. de, Opera medica posthuma. T. II. gr. 8. 4 fl. 36 kr.

Hartig, G. V., Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen. 2 Bände. gr. 8. 5te vermehrte Auflage. 9 fl.

Hegel, Dr. G. W. F., Wiſſenſchaft der Logik. 1r Theil, die objektive Logik, 1r Band, die Lehre vom Seyn. gr. 8. 5 fl.

Herder, J. G. v., der Cid. Neue Aufl. 16. Velinpapier 2 fl. 42 kr.

Hesperus, eine encyklopädiſche Zeitſchrift für gebildete Leſer. 1832. gr. 4. 16 fl.

Humboldt, Alex. v., Reisen nach den Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. Historischer Theil. 6r Bd. 2te Abtheilung. gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Jahrbücher, für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von einer Societät für wissenschaftliche Kritik. 1832. gr. 4. 21 fl.

Jahrbücher, würtembergiſche, für vaterländiſche Geſchichte, Geographie, Statiſtik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. Memminger. Jahrg. 1831. 1s Heft. 8. 1 fl. 45 kr.

Journal, polytechniſches. Herausgegeben von Dr. Dingler. Jahrgang 1832. 24 Hefte. gr. 8. broſch. 16 fl.

Kerner, J., die Seherin von Prevorſt. 2 Theile. gr. 8. 2te vermehrte Auflage. 5 fl. 24 kr.

Kunſtblatt 1832. Herausgegeben von Dr. Ludwig Schorn. gr. 4. 6 fl.

Lenau, Nikolaus, Gedichte. 8. 2 fl. 15 kr.

Literaturblatt 1832. Herausgegeben von Dr. W. Menzel. gr. 4. 6 fl.

Menzel, Dr. W., Reiſe nach Oeſterreich im Sommer 1831. 8. 2 fl. 45 kr.

— — Taſchenbuch der neueſten Geſchichte. 2r Jahrgang, 2r Theil. Mit 12 Bildniſſen. 16. broch. 3 fl.

Mone, F. J., Reinardus Vulpes. 8. 2 fl. 45 kr.

Morgenblatt, für gebildete Stände. 26r Jahrg. 1832. 4. 20 fl.

Müller, J. von, ſämmtliche hiſtoriſche Werke in 40 Bändchen. Taſchen-Ausgabe, 2te Lieferung. Subſcriptionspreis: Druckpapier 2 fl. 15 kr.
Velinpapier 3 fl. 48 kr.
Ladenpreis: Druckpapier 3 fl.
Velinpapier 4 fl. 30 kr.

Oehlenſchläger, Correggio, ein Trauerſpiel. 3te Auflage. 8. 1 fl. 36 kr.

Paris, oder das Buch von 101. 1r Theil. Ueberſezt von Theodor von Haupt. 8. 1 fl. 12 kr.

Pechmann, H. von, Jahrbücher der Baukunde. 2r Bd. 1s Heft. gr. 4. 2 fl. 15 kr.

Pfizer, Dr. A. P., Briefwechſel zweier Deutſchen. 2te Auflage. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Reuß, Dr. F. F., Sammlung der wichtigſten Abhandlungen über die jezt herrſchende Cholera-Seuche. Erſter und zweiter Theil. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus. Emendatiores et auctiores edidit suis Aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz, Professor Tubingensis. Vol. I. gr. 8. 9 fl.

Schnurrer, Dr. Fr., die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die verſuchte Heilmethode, ihre Eigenthümlichkeit und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit einer Charte ihres Verbreitungsbezirks. gr. 8. br. 2te vermehrte Aufl. 1 fl. 24 kr.

Seyffer, von, Beſchreibung des Königl. Landhauſes Roſenſtein. Mit 3 lithographirten Beilagen. 8. 48 kr.

Staats-Akten und Urkunden, neueſte, in monatl. Heften. 27ſter — 30ſter Band. 12 Hefte. gr. 8. broſch. 16 fl.

Tegner, C., die Frithiof Sage. Aus dem Schwedischen übersezt von A. von Helwig. gr. 8. Neue Auflage. 2 fl. 15 kr.

Vaſari, Lebensbeſchreibungen der ausgezeichnetſten Maler, Bildhauer und Baumeiſter von Cimabue, bis zum Jahr 1567. 1r Theil. Mit 30 lithographirten Abbildungen. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Vogel, Lehrbuch der Chemie. 2r Bd. gr. 8. 8 fl.

Weishaar, Dr. J. F. von, Handbuch des Würtembergiſchen Privatrechts. 1r Theil, 3te umgearbeitete Ausgabe. gr. 8. 3 fl. 45 kr.

Weitbrecht, C., die Jahreszeiten in Basrelief. 3s und 4s Heft. Herbst und Winter. 70 Blätter. gr. Folio. 11 fl.

Weitzel, Geſchichte der Staatswiſſenſchaft. 1ſter Band. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Zeitung, allgemeine, Jahrgang 1832. gr. 4. 16 fl.

— — Regiſter für 1831. gr. 4. 30 kr.

Digitized by Google

Charte, topographische, von Würtemberg, vom K. Würt. topographischen Bureau. Nro. 7 und 8. 3 fl. 36 kr.

Charte, militairische, von Deutschland von Klein. Nro. 7 und 8. 4 fl.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[197] So eben iſt bei Franz Varrentrapp in Frankfurt a. M. erſchienen:

Observationes anatomicae
de
Parte cephalica nervi sympathici
ejusque conjunctionibus cum nervis cerebralibus.
Dissertatio inauguralis
quam Consensu Gratiosi Medicorum Ordinis Vireeburgensis pro summis in medicina, chirurgia et arte obstetricia honoribus rite impetrandis scripsit et eruditorum submittit judicio
J. Georgius Varrentrapp,
Moeno-Francofurtanus.
Cum tabulis lithographis.
in 4. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

---

[269] So eben ſind bei mir erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Raumer (Karl von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Mit fünf Kupfertafeln. Gr. 8. 27 Bog. auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

Um die Einführung in den Schulen zu erleichtern, wird von jeder Buchhandlung auf 12 Ex. ein Freiex. bewilligt.

Raumer (Karl von), Beſchreibung der Erdoberfläche. Eine Vorſchule der Erdkunde. Gr. 8. 5½ Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Gr.

Auf 25 Ex. werden drei, auf 50 Ex. acht Freiex. bewilligt. Dieſe Schrift iſt bereits in vielen Schulen eingeführt worden.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

---

[262]. Neueſte Verlagsbücher
der
Buchhandlung von C. F. Amelang in Berlin,
welche ebendaſelbſt ſo wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben ſind:

Burckhart, G. F. (Lehrer der engliſchen Sprache), Der kleine Engländer; oder Sammlung der im gemeinen Leben am häufigſten vorkommenden Wörter und Redensarten zum Auswendiglernen. Engliſch und Deutſch. Ein Hülfsbuch zur Erlernung der engliſchen Sprache, und vorzüglich zur Uebung des Gedächtniſſes. Zweite mit Phraſen und kleinen Erzählungen ſehr vermehrte Auflage. gr. 12. Geheftet ½ Thlr.

Joſt, Dr. J. M., (Verfaſſer des Werkes: „Geſchichte der Israeliten ſeit der Zeit der Makkabäer."), Allgemeine Geſchichte des Israelitiſchen Volkes, ſowohl ſeines zweimaligen Staatslebens als auch der zerſtreuten Gemeinden und Secten, bis in die neueſte Zeit, in gedrängter Ueberſicht, zunächſt für Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Geiſtliche, und wiſſenſchaftlich gebildete Leſer, aus den Quellen bearbeitet. In zwei Bänden. 71 Bogen in gr. 8. auf weißem Druckpapier. Complet 4½ Thlr.

Larrey, J. D., Chirurgische Klinik oder Ergebnisse der von ihm, vorzüglich im Felde und in den Militairlazarethen, seit 1792 bis 1829 gesammelten wundärztlichen Erfahrungen. Aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Albert Sachs, prakt. Arzte etc. in Berlin. Drei Theile. 100½ Bog. in gr. 8. auf weissem Druckpapier, mit 67 in Kupfer gestochenen Abbildungen. Compl. 6 Thlr.

Lorenz, Walter und Philipp Marnitz, Neueſte Anleitung zur praktiſchen Deſtillirkunſt und Liqueurfabrikation, nebſt mehr als 200 bewährten Rezepten zur Bereitung aller Arten Liqueure, feinen, doppelten und einfachen Branntweine, Ratafia's, Huiles de France, Cognac's und Rum's, ſo wie die Bereitung der Liqueure auf kaltem Wege mit ätheriſchen Oelen. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. 8. Geheftet ½ Thlr.

Petiscus, A. H. (Profeſſor), Der Olymp, oder Mythologie der Aegypter, Griechen und Römer. Zum Selbſtunterricht für die erwachſene Jugend und angehende Künſtler. 8. Mit 40 Kupfern, von L. Meyer. Fünfte verbeſſerte Auflage. Geheftet 1 Thlr.

— — Denkmäler menſchlicher Tugend und Größe, in Darſtellungen aus der Geſchichte und dem täglichen Leben. Der Jugend zur lehrreichen Unterhaltung gewidmet. gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Geheftet 1⅓ Thlr.

v. Reider, J. E., Vollſtändige Anweiſung zum zweckmäßigen Anlegen von Blumen-, Obſt-, Gemüſe-, Hopfen-, Schul-, Handels-, Haus- und botaniſchen Gärten; ſo wie Anlagen nach franzöſiſchem, engliſchem und deutſchem Geſchmack zu machen, ſolche auch mit den paſſenden Blumen, Bäumen und Sträuchen, Scenen und Kunſtgegenſtänden zu zieren, einen Wintergarten einzurichten, zu ordnen und zu unterhalten. Nach eigenen Ideen und vieljähriger Erfahrung. gr. 8. Mit ſechs Kupfertafeln. Sauber geheftet 2 Thlr.

Reinbold, F. L. (Prediger zu Woldegk), Fromme Blicke auf die Leidensgeſchichte Jeſu Chriſti. Ein Andachtsbuch für denkgläubige Chriſten. gr. 8. Auf ſchönem Velinpapier. Sauber geheftet 1⅓ Thlr.

Scheibler, Sophie Wilhelmine, Allgemeines deutſches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen oder gründliche Anweiſung, wie man ohne Vorkenntniſſe alle Arten Speiſen und Backwerk auf die wohlfeilſte und ſchmackhafteſte Art zubereiten kann. Ein unentbehrliches Handbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen. 8. Achte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit einem Titelkupfer. 1 Thlr.

— — Deſſelben zweiter, neu hinzugekommener, Theil. 8. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit Titelkupfer und 2 erläuternden Kupfertafeln. ⅓ Thlr.

Digitized by Google

Scheibler, Sophie Wilhelmine, Vollſtändiges Küchen=Zettel=Buch auf alle Tage des Jahres für Mittag und Abend mit Berückſichtigung der Jahreszeiten. 16. Geheftet ¼ Thlr.

Schrader, H. (Kunſt= und Schönfärber in Hamburg), **Praktiſches Lehrbuch der geſammten Wollen= oder Schönfärberei,** zum Färben ſowohl der loſen Wolle als der Garne, der Tücher, Coatings, Flanelle und der nicht gewalkten Zeuche, wie Merino u. ſ. w. Nach den beſten in Deutſchland, in den Niederlanden und in England üblichen Methoden und auf vieljährige eigene Erfahrung gegründet. Mit Vorrede und Anmerkungen begleitet von dem Geh. Rathe Dr. Hermbſtädt in Berlin. 8. Velinpapier. Sauber geheftet 1 Thlr.

Wilmſen, F. P., Vollſtändiges Handbuch der Naturgeſchichte für die Jugend und ihre Lehrer. Drei Bände in gr. 8. auf ſchönem Traubenpapier. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. (Zuſammen 192½ Bogen.) Mit illumin. Kupfern. 12½ Thlr.
Daſſelbe ohne Kupfer 5½ Thlr. Die Kupfer apart 7 Thlr.

Wredow, J. C. L., Der Gartenfreund oder vollſtändiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächſe im Küchen=, Obſt= und Blumengarten, in Verbindung mit dem Zimmer= und Fenſtergarten. Nebſt einem Anhang über den Hopfenbau. Vierte Auflage, verbeſſert und vermehrt und mit einer Anweiſung zur Behandlung der Pflanzen in Gewächshäuſern verſehen von E. Helm. 45 kompreſſe Bogen in gr. 8. auf weißem Druckpapier. Mit einem allegoriſchen Titelkupfer. Geheftet 2 Thlr.

---

[276] So eben iſt bei uns erſchienen, und wird allen Leſerinnen und Leihbibliotheken angelegentlichſt empfohlen:

Kameraobſcura=Bilder,

Novellen von Emerentius Scaevola.

8. 1⅔ Rthlr.

Der Verfaſſer durch die unlängſt erſchienenen „Genoſſen der Mitternacht. 2 Bde. 3 Rthlr.," welche ſich durch Anmuth der Sprache, intereſſante Durchführung auszeichnen, und durch die Beziehungen auf die Geiſterwelt das Intereſſe in hohem Grade ſpannen, vortheilhaft bekannt, und in den beſten Journalen, wie: Morgenblatt, Freimüthige, Blätter für literariſche Unterhaltung u. A. höchſt günſtig beurtheilt, liefert hier drei Novellen, die ſich hoffentlich gleichen Beifall erwerben werden.

Marina und Boccaccio.

Hiſtoriſcher Roman von Caroline Leſſing.

8. 2 Bde. 3⅓ Rthlr.

Italien und ſeine vielfach verwickelte Geſchichte lieferte der rühmlichſt bekannten Verfaſſerin den Stoff zu obigem, fortdauernd das Intereſſe der Leſer ſpannenden Gemälde.

Paris ou le livre des Cent-et-un. Tom. V. vélin 20 Gr. od. 1½ fl.

Louis XI. p. C. Delavigne. Tragédie en 5 actes. 1¼ Rthlr (Nro. 93 du Repertoire du théâtre français à Berlin.)

Wir erlauben uns aufmerkſam zu machen auf:

Balzac's Lebensbilder, überſezt von Dr. Schiff. 2 Bde. 1831. 2⅓ Rthlr.

Willibald Alexis Herbſtreiſe durch Skandinavien. 2 Bde. 3⅔ Rthlr. und Wanderungen im Süden. 3⅓ Rthlr.

Obige Schriften haben ſo viele Leſer gefunden, daß es wohl nur der Anzeige bedarf, um von Neuem die Aufmerkſamkeit des Publikums darauf zu richten.

Berlin, den 25. Juli 1832.

Schleſinger'ſche Buch= und Muſikhandlung.

---

[282] Literariſche Anzeige.

So eben iſt erſchienen und verſandt:

Müllner's

Dramatiſche Werke.

Zweite rechtmäßige, vollſtändige Ausgabe.

In Einem Bande.

Royal. 8. fein Velinpapier. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Etwas zum Lobe von Müllner's dramatiſchen Werken zu ſagen, dürfte überflüſſig ſeyn. Der Verleger erlaubt ſich, die zahlreichen Freunde unſerer deutſchen Klaſſiker auf dieſe eben ſo ſchöne als wohlfeile Ausgabe aufmerkſam zu machen.

Friedr. Vieweg.

---

[279] In der Joſeph Wolffiſchen Verlagsbuchhandlung in Augsburg iſt ſo eben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Die Gefahren des Tanzes, dargeſtellt in einigen Erzählungen und der Jugend zur Beherzigung und Warnung gewidmet von einem ihrer Freunde. Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage. 8. Preis 18 kr.

Wie leicht eine Neigung zur Leidenſchaft wird, und wie verderblich dieſe ausartet, zu Elend und Schande, zum ſchmerzlichſten Tode unter den gräßlichſten Gewiſſensbiſſen, ja ſelbſt aufs Schaffot führt, iſt hier in einigen Erzählungen, denen wahre Begebenheiten zu Grunde liegen, rührend und anziehend geſchildert; der Weg zur Bezähmung ungeregelter Begierden und Neigungen, durch unſere heilige Religion, bezeichnet, und dem, beſonders in unſern Tagen zur Vergnügungsſucht und Kleiderpracht ſo ſehr und ſo allgemein ſich hinneigenden jugendlichen Alter, mit liebevollen Worten ans Herz gelegt. Die Zweckmäßigkeit dieſer Jugendſchrift hat ſich übrigens ſchon durch den ſchnellen Abſatz der erſten Auflage dargethan, und wir wollen daher, ſtatt aller weiteren Empfehlung derſelben, nur den Inhalt dieſer zweiten, viel vermehrten Auflage hier anführen: 1) Die Stimme der gefallenen Unſchuld auf dem Sterbebette. 2) Agnes. Eine Legende. 3) Muſa. Eine Legende. 4) Der erſte

Schritt. Eine Betrachtung nebſt beigefügter Erzählung. 5) Noch Einiges über den Tanz; aus lateiniſchen Schriftſtellern.

---

[278] Bei J. A. Mayer in Aachen iſt ſo eben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Das

Spezialgericht

oder

Frankreich im Jahre 1815.

Ein Roman

von

L. F. Freiherrn v. Bilderbeck.

8. 2 Bände. Preis 3 Thlr.

Der Verfaſſer hat ſich ſeit einer langen Reihe von Jahren durch ſeine ſtets intereſſanten Schilderungen einen ſo wohlbegründeten Ruhm und einen ſo zahlreichen Kreis von Freunden erworben, daß es unnöthig ſcheinen dürfte, etwas zur Empfehlung dieſes ſeines letzten Werkes anzuführen. Nur ſo viel können wir nicht umhin zu bemerken, daß „das Spezialgericht" zwar die künſtliche Verwicklung und den Reichthum der Handlung, die lebendige und glänzende Auffaſſung der Charaktere mit den frühern Romanen des Verfaſſers gemein hat, aber ſich bei Weitem durch den hiſtoriſch-wichtigen Hintergrund, aus dem die Erzählung hervortritt, durch das gelungene Gemälde einer bedeutenden Zeit und durch die höchſt anziehende Einwebung und Auffaſſung hervorragender Perſonen aus dieſer Epoche, wie Napoleon's, Carnot's, Fouche's ꝛc., vor ihnen allen gar ſehr auszeichnet. Das „Spezialgericht" wird jedem Freund guter Lektüre eine willkommene Gabe ſeyn.

---

[283] Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Flora germanica excursoria ex affinitate regni vegetabilis naturali disposita, s. principia synopseos plantarum in Germania terrisque in Europa media adjacentibus sponte nascentium cultarumque frequentius, auct. Ludov. Reichenbach etc. cum tabellis et mappis geographicis. 1830—32. 4 Rthlr.

Durch dieſes nun vollendete Werk iſt der ſo lange gehegte Wunſch, den großen Reichthum der deutſchen Flora in einem Bändchen beiſammen zu ſehen, erfüllt worden. Es iſt das erſte botaniſche Handbuch, welches auf Reiſen und Excurſionen bequem in der Taſche getragen werden kann, das erſte, welches die ungeheure Maſſe von Stoff nach eigener Anſicht der Pflanzen kritiſch genau durchgearbeitet enthält, das erſte, welches die genauen Standorte der ſeltenen Pflanzen mit Selbſtſtändigkeit und Gewiſſenhaftigkeit angibt. Ein Conspectus generum et clavis e systemate sexuali Linnaeano iſt vorausgeſchickt, damit auch der ungeübteſte Anfänger dieſe Flora mit Leichtigkeit gebrauchen kann. Für die Botaniker der Schweiz gewinnt das Buch noch einen beſondern Werth durch die zahlreichen Nachträge und Berichtigungen zu der trefflichen Flora von Gaudin. Die Flora von Dalmatien, Iſtrien, Friaul, Tyrol und Piemont erſcheint hier zum erſtenmale in ein ſchönes Ganze vereint und kritiſch berichtigt. Zwei Charten enthalten das Territorium Florae und den Tractus Alpium als eine ſchöne Zugabe. Das große Synonymenregiſter nebſt Enumeratio wird in Kurzem nachgeliefert und für Beſitzer von Herbarien der deutſchen Flora einzeln zu haben ſeyn.

Leipzig, im Juli 1832.

Carl Cnobloch.

---

[263] Neuſtes Werk von Waſh. Irving.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Alhambra.

Aus dem Engliſchen des

Waſhington Irving

übertragen von

Theodor Hell.

2 Theile. gr. 12. geb. 2¼ Thlr.

Von des Verfaſſers früheren Schriften ſind folgende, in Ueberſetzungen von S. H. Spiker, in demſelben Verlage und in gleichmäßiger Ausgabe erſchienen:

Bracebridge Hall, oder die Charaktere. 2 Bände. 2 Thlr.

Jonathan Oldſtyle's Briefe. ¼ Thlr.

Erzählungen eines Reiſenden. 2 Bde. 3 Thlr.

Gottfried Crayon's Skizzenbuch. 2 Bde. 3 Thlr.

---

[289] Okens Naturgeſchichte.

In allen ſoliden Buchhandlungen iſt eine ausführliche Anzeige der bei Unterzeichnetem von Ende dieſes Jahres an erſcheinenden

Allgemeinen

Naturgeschichte für alle Stände

von

HOFRATH OKEN

in München

sechs Bände,

in 36 Lieferungen à 18 kr. (5 Gr.) für jede Lieferung.

zu haben, auf welche der Verleger alle Freunde dieſer Wiſſenſchaft, Geiſtliche und Lehrer, Familienväter, Orts- und Schulvorſteher, ſo wie die geſammte ſtudirende Jugend aufmerkſam zu machen ſich erlaubt. Das Werk wird ein würdiges Seitenſtück zu der in demſelben Verlage erſcheinenden: Allgemeinen Weltgeſchichte von Hofrath Carl von Rotteck ſeyn.

Carl Hoffmann
in Stuttgart.

Digitized by Google

№ 23.

Intelligenz = Blatt.

1 8 3 2.

[310] **Literariſche Anzeige.**

In der Unterzeichneten iſt erſchienen:

Ueber die Nothwendigkeit der Errichtung von Arbeits = und Erziehungs = Anſtalten für ſittlich verwahrloſete Kinder, nebſt Anleitung, wie dergleichen Inſtitute zu errichten und zu verwalten ſind.

Von

J. B. Riſtelhueber,

Hofrath, Direktor der Arbeits = Anſtalt zu Brauweiler bei Köln am Rhein.

4. Preis 6 fl.

In ſeinen Jahrbüchern der Straf = und Beſſerungs = Anſtalten 1829. IV. Heft. S. 241 nennt der gewiß als kompetenter Richter geltende Dr. Julius den Inhalt dieſes Werkes eine bis ins Einzelnſte gehende genaue Darſtellung, welche alles zur Begründung einer Muſter = Anſtalt für verwahrloſete Knaben und Mädchen Benöthigte enthalte; ein Werk, wie dieſes, helfe zu ſichtbar einem gewiß bereits lange gefühlten Bedürfniſſe ab, als daß es noch einer beſonderen Empfehlung bedürfe, daher er jeden Staatsmann und Menſchenfreund zum ſorgfältigen Studium dieſes Muſterbildes auffordere.

Unſerer Seits glauben wir zu dieſer rühmlichen Erwähnung nichts beifügen zu ſollen, als die dreifache Aufgabe, welche ſich der Verfaſſer des Werkes geſtellt, und die in Folgendem beſteht:

I. Ueber die Nothwendigkeit der Errichtung von Arbeits = und Erziehungs = Anſtalten für ſittlich verwahrloſete Kinder.
II. Wie ſolche Anſtalten zu errichten ſind.
III. Wie ſolche Anſtalten verwaltet werden müſſen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[250] In unſerem Verlage hat die Preſſe verlaſſen:

RHETORES GRAECI

ex

codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus. Emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adiecit

Christianus Walz,

professor Tubingensis. Vol. I.

Schreibpapier 9 fl.

Dieſer erſte Band enthält die Progymnasmata, davon waren ſchon früher gedruckt, die Progymnasmata des Hermogenes, Aphthonius und Theon, die fabulae, narrationes in ethopoeiae des Nicephorus Basilacae, des Adrianus μελέται, und des Severus Ethopoeiae, die hier aus einer neuen aus Handſchriften berichtigten Recenſion erſcheinen. Zum erſten Mal erſcheint in dieſem Bande:

1) Matthaei Camariotae epitomae progymnasmatum rhetoricae.
2) Anonymi epitome progymnasmatum Aphthonii.
3) Scholia in Theonem.
4) Nicolai Sophistae progymnasmata.
5) Nicephori Basilacae χρεῖαι, ἀνασκευή, κατασκευή γνῶμαι, et 16 ἠθοποΐαι.
6) Georgiae Pachymerae Progymnasmata.
7) Severi Narrationes.
8) Anonymi Progymnasmata.

Da die Scholia zu Aphthonius zu groß ſind, um als zweiter Theil dem erſten Bande angehängt zu werden, ſo werden dieſe als zweiter Band erſcheinen, dann Hermogenes mit den Scholiasten, und hierauf die andern im Proſpektus bezeichneten Rhetoren, und daher wird das ganze Werk 8 Bände betragen. Um aber den vielfach an den Herausgeber ergangenen Aufforderungen, den ſo ſeltnen zweiten Band der Aldiniſchen Ausgabe bald zu liefern, zu genügen, haben wir uns entſchloſſen, von der ſtetigen Aufeinanderfolge der Bände abzugehen, und zunächſt die Kommentare des Sopater, Syrianus und Marcellinus aus Pariſer und Venetianer Handſchriften bedeutend verbeſſert und theilweiſe umgeſtaltet, zur Michaelis = Meſſe erſcheinen zu laſſen. Jede Meſſe wird ſofort ein Band geliefert werden.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[288] Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reyſcher, Dr. A. L., vollſtändige, hiſtoriſch und kritiſch bearbeitete Sammlung der würtembergiſchen Geſetze. 5ter Bd. Enthaltend den 2ten Thl. der Gerichts = Geſetze. Ladenpreis 4 fl. 24 kr. Subſcriptionspreis für Abnehmer des ganzen Werkes 2 fl. 54 kr. Subſcriptionspreis auf einzelne Abtheilungen 3 fl. 36 kr.

---

[273] **Neue Muſikalien,**

welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erſchienen ſind:

Herold.	Ouverture aus Zampa f. gr. Orchester.	4 fl. 12 kr.
—	Dieselbe als Violine - Quartett.	1 fl. 30 kr.

Digitized by Google

Herold. Dieselbe als Flöten-Quartett. 1 fl. 30 kr.
— Dieselbe fürs Pianoforte zu 4 Hände. 1 fl. 12 kr.
— Zampa als Violine-Quartett. 8 fl. 6 kr.
— Zampa als Flöten-Quartett. 8 fl. 6 kr.
Herz, K., Variat. für Pfte. üb. e. Cavatina a. Zampa. Op. 66. 1 fl. 30 kr.
v. Klein. Frühlingsfantasia f. Pfte. 16 kr.
Galloppade oder Duplir-Marsch aus Gott u. d. Bayadere, für Pfte. von Rummel arr. 16 kr.
Marsch üb. 2 franz. Fav.-Lieder f. Pfte. von Heuschkel arr. 16 kr.
— aus Fra Diavolo f. Pfte. 8 kr.
— aus Wilh. Tell f. Pfte. 8 kr.
— aus der Stummen v. Portici f. Pfte. 8 kr.
Fav.-Walzer üb. Noch ist Polen nicht verloren für Pfte. 8 kr.
— — — Kosciuskos Polonaise f. Pfte. 8 kr.
— — — „Denkst du daran“ a. d. alten Feldherrn f. Pfte. 8 kr.
Hambacher Gallopade f. Pfte. 8 kr.
— Walzer f. Pfte. 8 kr.
Fav.-Galloppade üb. d. Lied: Der Pabst u. d. Sultan für Pfte. 8 kr.
Fav.-Walzer üb. e. Oesterr. Volkslied für Pfte. 8 kr.
Weber Antoinette, sehr leichter Walzer f. Pfte. 8 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien in der G. A. Zumsteeg'schen Musikalienhandlung zu haben.

---

[268] So eben iſt bei mir erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Wachsmann (C. von), Erzählungen und Novellen. Drittes und viertes Bändchen. (Der Wahn. Die Geächteten. Die Remonſtranten. Brandenburgs Decius. Margarethe Roſen. Die Sybille vom Eliſabeththurme.) 8. 46 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Die erſten zwei Bändchen (1830, 42 Bogen, 3 Thlr. 12 Gr.) enthalten: Der Tempelherr. Die Brüder. Das Ebenbild. Die Verlobung. Cäcilie Stuart. Guſtav Adolfs Tod.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

---

[280] So eben ſind folgende höchſt intereſſante und beachtungswerthe Schriften erſchienen und verſandt:

Die Bedeutung deutſcher Bürgerbewaffnung, geſchichtlich entwickelt. Bei Gelegenheit der Fahnenweihe der Braunſchweiger Bürgergarde allen Bürgergarden unſers Vaterlandes gewidmet. 6 gGr.

Ueber geſchichtliche Entſtehung, Charakter und zeitgemäße Fortbildung der landſtändiſchen Verfaſſung des Herzogthums Braunſchweig und Fürſtenthums Blankenburg. Von A. de Dobbeler, Advokaten in Braunſchweig. gr. 8. geh. 12 gGr.

Verhandlungen über die öffentlichen Angelegenheiten des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunſchweig. In zwangloſen Heften herausgegeben von G. P. Gans, Advokaten in Celle. 1ſter Bd. 1s—6s Heft à 8 gGr. gr. 4. 2 Thlr.

Daſſelbe Werk. 2ten Bds. 1s u. 2s Heft à 8 gGr. 16 gGr.

Ueber die Verarmung der Städte und des Landmanns, und den Verfall der ſtädtiſchen Gewerbe im nördlichen Deutſchland, beſonders im Königreiche Hannover. Verſuch einer Darſtellung der allgemeinen Haupturſachen dieſer unglücklichen Erſcheinungen, und der Mittel zur Abhülfe derſelben, von G. P. Gans, Advokaten in Celle. Dritte Aufl. gr. 8. geh. 6 gGr.

Stammtafel des deutſchen Welfenhauſes, mit Bemerkung der wichtigſten Thaten und Schickſale ſeiner Glieder, beſonders der Theilungen, Mehrungen und Minderungen ſeiner ſächſiſchen Erblande, vom Land-Syndicus J. Pricelis in Braunſchweig. gr. Imperial-Format. 1 Thlr. 8 gGr.

Staatswiſſenſchaftliche Mittheilungen, vorzüglich in Beziehung auf das Herzogthum Braunſchweig, von Friedrich Karl von Strombeck, Geheimen-Rathe ꝛc. 1s—3s Heft. gr. 8. geh. à 16 gGr.
(Die Propoſitionen und Motive der revidirten Landſchaftsordnung ſind im dritten Hefte enthalten.)

Geſuch der Bekenner des jüdiſchen Glaubens im Herzogthume Braunſchweig an Se. Hochfürſtl. Durchlaucht den regierenden Herrn Herzog Wilhelm von Braunſchweig Lüneburg, um gnädigſte Verleihung voller bürgerlicher Rechte. Verfaßt und mit erläuternden Zuſätzen verſehen von G. A. Geitel, Dr. der Rechte, Advokaten zu Braunſchweig. gr. 8. geh. 8 gGr.

Braunſchweig, Juli 1832.

Friedrich Vieweg.

---

[301] Bei Starke in Chemnitz iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kindervater, C. V., Natur- und Erndtepredigten. 2te Auflage. gr. 8. 1 Rthlr.

Der Werth dieſer Predigtſammlung iſt anerkannt, und ſie bedarf daher keiner weiteren Empfehlung. Wer wahre Erbauung ſucht, wird ſie hier reichlich finden, und von dem ſo anziehenden Inhalte dieſer Kanzelvorträge ſich eben ſo ſehr erhoben, als von der herzlichen, faßlichen und eindringenden Darſtellung wohlthuend angeſprochen fühlen.

---

[286] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ſind in der erſten Hälfte des Jahres 1832 folgende neue Bücher erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Court abrégé de locutions et de phrases pour faciliter la conversation habituelle; à l'usage des élèves de l'école d'Elisabeth à Berlin, par L. Z. — P. H. — P. M. 6 Gr.

Fr. Buchholz, neue Monatſchrift für Deutſchland, hiſtoriſch-politiſchen Inhalts. 12ter Jahrgang 1832. 12 Hefte. 8 Rthlr.

Cholera-Archiv, mit Benutzung amtlicher Quellen, herausgegeben von Albers, Barez, Bartels, Eck, Horn, Klug, Rust und Wagner. 1r Bd. 3 Hefte. 2 Rthlr.

J. F. C. Hecker, literarische Annalen der gesammten Heilkunde. 8r Jahrg. 1832. 12 Hefte. 8 Rthlr.

Homilienſammlung aus den erſten ſechs Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche, herausgegeben von Rheinwald und Vogt. 1r Bd. 3s Heft. 16 Gr.

Wilh. Horn, Reise in Rücksicht auf medizinische und naturwiss. Institute, Armenpflege etc. 3r und letzter Band, Grossbritannien und Irland. 2 Rthlr. 16 Gr.
alle 3 Bde. 9 Rthlr.

Digitized by Google

J. L. Ideler, über den Ursprung der Feuerkugeln und des Nordlichts. 12 Gr.

N. H. Julius, Jahrbücher der Straf- und Beſſerungs-Anſtalten, Erziehungshäuſer, Armenfürſorge, u. ſ. w. 4r Jahrgang 1832. 12 Hefte. 4 Rthlr.

P. M. Philippson, die Sommerkrankheiten im Jahre 1831 nach seinen Beobachtungen geschildert. 1 Rthlr. 12 Gr.

J. N. Rust, Handbuch der Chirurgie, 5r, 6r Bd. Chl—E., jeder Band im Prän.-Preis 3 Rthlr.

G. E. Stahl, Theorie der Heilkunde. Herausgegeben von K. W. Ideler. 3r und lezter Band, Nosologie. 1 Rthlr. 12 Gr.

C. Sundelin, Taschenbuch der ärztlichen Rezeptirkunst und der Arzneiformeln, nach den Methoden der berühmtesten Aerzte. 2 Bdchen. Zweite verb. und verm. Auflage. geb. 1 Rthlr. 16 Gr.

---

[299] Bei Rubach in Magdeburg iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reduktion in Preußiſch-Courant ſämmtlicher im gewöhnlichen Handelsverkehr vorkommenden fremden Münzſorten, Behufs Berechnung der Wechſelſtempel-Steuer, nach der abändernden und erleichternden Vorſchrift der Allerhöchſten Kabinetsordre vom 3. Januar 1830. Bearbeitet von L. Zindel. 3te Aufl. Preis 3 gGr.

Kaufleute, Wechsler und Banquiers ſind hierdurch ohne Zeitverluſt in den Stand geſezt, zu beſtimmen, welchem Wechſelſtempel-Betrage ihre Wechſel, Aſſignationen oder Handelsbillets unterliegen und nach welcher Baſis bei den Königl. Zoll- und Steuer-Aemtern derſelbe jedesmal berechnet wird.

---

[284] Eröffnung eines neuen zeitgemäßen und vollſtändigen Lehrkurſus der allgemeinen Weltgeſchichte für Schulen, vom Rektor Dr. Volger.

Hannover, im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung iſt ſo eben erſchienen:

Lehrbuch der Geſchichte, vom Rektor Dr. W. F. Volger in Lüneburg. Erſter Kurſus, oder Leitfaden beim erſten Unterrichte in der Geſchichte. gr. 8. 1832. Preis 6 gGr.

In dieſem Leitfaden, mit welchem ein vollſtändiger Lehr-Kurſus der Geſchichte beginnt, wird man den bereits hinlänglich bekannten Verfaſſer der allgemein verbreiteten geographiſchen Lehr- und Handbücher *) wiedererkennen. Haben deſſen bisherige Schriften den ungetheilteſten Beifall gefunden, ſo darf man ſich auch von dieſem Leitfaden dieſelben rühmlichen Eigenſchaften verſprechen, die jene auszeichnen. Durch gedrängte, dabei ſehr faßliche Darſtellung des Wichtigſten der Geſchichte in größerer Ausführlichkeit, als ſie die bisherigen Lehrbücher dieſer Art geben, verbunden mit zweckmäßigen tabellariſchen Ueberſichten, zeichnet ſich auch dieſer Leitfaden aus, und darf auf den Beifall kundiger Schulmänner rechnen, welche den Herrn Dr. Volger mehrſeitig zu dieſem verdienſtlichen Unternehmen aufforderten, und der mit der Ausarbeitung des zweiten Kurſus bereits thätig beſchäftigt iſt.

*) Der erſte Kurſus des geographiſchen Lehrbuchs von Volger, (Leitfaden à 4 gGr.) iſt bereits in der 5ten Aufl. erſchienen, der zweite Kurſus, (Schulgeographie à 12 gGr.) hat ſchon nach kaum einem Jahre eine 2te Aufl. erlebt, der dritte ſo eben erſchienene Kurſus, à 18 gGr. iſt bereits auf vielen Gymnaſien eingeführt. Das Handbuch in zwei Bänden (à 2 Rthlr. 4 gGr.) und die Länder- und Völkerkunde in zwei Bänden (à 1 Rthlr. 8 gGr.) ſind in der zweiten Auflage zu haben.

---

[293] Im Verlag des Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen:

General-Poſt- und Reiſe-Charte
von
Deutſchland und den Nachbarſtaaten
bis Paris, London, Kopenhagen, Warſchau und Bologna. Nach officiellen Quellen und den neueſten Charten entworfen
von
August Ravenſtein,
angeſtellt bei dem Cours-Bureau der fürſtl. Thurn- und Taxis'ſchen General-Poſt-Direktion.

In vier Blättern, jedes von 18 Zoll Breite und 12 Zoll Höhe.

Preis: unaufgezogen 3 fl. 36 kr., auf Leinwand gezogen in Etui 4 fl. 48 kr.

Dieſe Charte, welche in der Geſammtgröße von 24 Zoll Höhe und 36 Zoll Breite eine vollſtändige und möglichſt genaue Ueberſicht der oben genannten Ländertheile liefert, gehört unſtreitig zu den beſten, welche in der neueren Zeit erſchienen ſind; ein reiner und deutlicher Druck auf ſchönem Velin-Papier, eine ſaubere Illumination der Gränzen und die möglichſt genaue, aus vielen amtlichen Mittheilungen entnommene Angabe der Straßen und Entfernungen zeichnen ſie vortheilhaft aus, und geben ihr einen entſchiedenen Werth für Alle, welche in dem Fall ſind, eine gute und zuverläſſige Charte der Art gebrauchen zu können. Dieſelbe iſt um den oben bemerkten Preis ſowohl bei dem unterzeichneten Verleger, als in allen guten Buchhandlungen Deutſchlands zu haben.

C. Jügel,
Kunſt- und Buchhändler in Frankfurt a. M.

---

[297] **Herabgeſezter Preis.**

Folgende Romane ſind bis zur Oſtermeſſe 1833 zu den nebenſtehenden Preiſen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Montenglaut, v., Novellen. 2 Bde. (2 Rthlr. 6 gGr.) 20 gGr.
— — Dramatiſche Werke. 2 Bde. (2 Rthlr.) 16 gGr.
Reichſtern, v., Die Camiſarden. 2 Bde. (1 Rthlr. 18 gGr.) 16 gGr.
— — Der lezte Biſchof. (1 Rthlr.) 8 gGr.
Ri[illegible]er, Die Namensſchweſter. 2 Thle. (1 Rthlr. 12 gGr.) 16 gGr.

Digitized by Google

Schütz, Raſirſpiegel. (1 Rthlr. 8 gGr.) 12 gGr.
Krähwinkel wie es iſt. (1 Rthlr. 6 gGr.) 8 gGr.
Napoleons Novellen. 2 Thle. (2 Rthlr. 12 gGr.) 1 Rthlr.
Novellenkranz von Niedmann. (1 Rthlr. 12 gGr.) 12 gGr.
Centifolie, ein Taſchenbuch für 1830 mit Kupfer und Muſikbeilage. (18 gGr.) 6 gGr.
Niedmann, Dimitry. 2 Bde (2 Rthlr. 4 gGr.) 16 gGr.
Nordenfels, Denkwürdigkeiten. (2 Rthlr. 12 gGr.) 18 gGr.

Verlags-Comtoir
in Braunſchweig.

---

[298] Bei F. J. Tempel in Frankfurt a. d. O. iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

C. v. Gorszkowsky, Königl. Preuß. Hauptmann, das Leben des Generals Grafen Tauentzien von Wittenberg. Preis eleg. geb. 25 Sgr.
Liederſammlung für geſellige frohe Zirkel, eine Auswahl der beliebteſten Geſellſchafts-Lieder und Geſänge. geh. 15 Sgr.
Wehrmann, neue Schwänke zur Polterabendfeyer mit Kupfern. geb. 1 Rthlr 7½ Sgr.

---

[290] Zum Nutzen und Frommen aller Verehrer des Herrn Dr. F. G. Welcker und zur Warnung für Verleger!

Herr Profeſſor und Bibliothekar Dr. F. G. Welcker in Bonn hat von dem Verkauf ſeines Werkes:

Die Aeſchyliſche Trilogie Prometheus und die Kabirenweihe zu Lemnos, nebſt Winken über die Trilogie des Aeſchylus überhaupt. gr. 8. 1824. Ladenpreis 3 Thlr.

eine ſo große Meinung, daß ich, als getäuſchter Verleger, deſſen Verſicherungen der Herr Verfaſſer nicht glauben will, den noch über 500 Exemplare ſich belaufenden Vorrath der Auflage von 750 in der Art den Armen zu widmen geſonnen bin, daß ein Jeder, welcher einen Berliner Thaler an die Armenkaſſe ſeines Wohnorts zahlt, den Schein darüber zur Ueberzeugung an Herrn ꝛc. Welcker poſtfrei einſendet, dagegen ein Exemplar des obigen Werkes auf dem von ihm bezeichneten Wege von mir gratis erhält. Auf dieſe Weiſe wird ſich der Herr Profeſſor am beſten überzeugen, ob und welches Verlangen nach ſeinen Werken vorhanden iſt?

Die Verhandlungen des Verlegers mit dem Herrn Verfaſſer über dies Werk, welches, anfangs zu 5 Bogen bedungen, ohne vorhergegangene Verabredung und ohne meine Zuſtimmung bis zu 39 ausgedehnt ward und dem Verfaſſer demnach ſtatt mit 10 Friedrichsd'or mit 78 honorirt werden mußte, und wie des Verlegers Vertrauen auf die Verſprechungen des Verfaſſers, mich dann, wenn ich ihm das volle Honorar auszahlen würde, durch den Verlag eines andern Werkes von allgemeinerem Intereſſe (über Geſchichte, Kunſt und Literatur Griechenlands) zu entſchädigen, von ihm dazu gebraucht wurde, mir das Honorar für ſämmtliche Bogen abzudringen, und ſeine (des Verfaſſers) Verſprechungen für deren Erfüllung ich lediglich einen beſtimmten Termin forderte, ſpäter vor dem Richter ſo auszulegen und ſogar durch einen feierlichen Eidſchwur zu bekräftigen, daß er ſie vielleicht nach 50 Jahren oder nie zu erfüllen braucht, ſollen in der Kürze von allen Buchhandlungen gratis ausgegeben werden.

Ein Mißtrauen oder eine beſondere Vorſicht hinſichtlich der Beſtimmung eines Termins ſchien mir bei einem Mann, wie Herr Welcker, der öffentlich als Vertheidiger des Rechts und der Treue aufgetreten iſt, unnöthig, und doch habe ich mich betrogen. Möge Herr Welcker der einzige der gegenwärtigen Verfechter der Volksrechte ſeyn, von dem man ſolche Thatſachen anführen kann, ſonſt — — — Das gerechte und unpartheyiſche Publikum ſoll richten über Herrn Welckers Benehmen!

Darmſtadt, im Juli 1832.

Carl Wilhelm Leske.

---

[270] Durch alle Buch- und Kunſthandlungen des In- und Auslandes iſt von mir zu beziehen:

Thiele (J. M.), Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen. Erster Theil. Mit achtzig Kupfertafeln und einem Facsimile. Gross-Folio. 31 Bogen Text auf dem feinsten Velinpapier. Text und Kupfertafeln in zwei Bänden sauber cartonnirt. 20 Thaler.

Ausführliche Anzeigen über dieſes höchſt intereſſante Werk ſind in allen Buch- und Kunſthandlungen zu erhalten. Auf die typographiſche Ausführung iſt die größte Sorgfalt gewendet worden, und die Kupfer ſind von ausgezeichneten Künſtlern gearbeitet.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

---

[307] Versteigerung im November 1832 in Leipzig.

Die Musikalien-Bibliothek des sel. J. G. Schicht, Cantors an der Thomasschule zu Leipzig, soll öffentlich versteigert werden. Dass unter der reichen Zahl der verschiedenartigsten Werke äusserst merkwürdige, ja seltene sind, kann hier nur kurz versichert werden. Man findet z. B.: J. Seb. Bach's Passions-Oratorium nach dem Ev. Lukas (Partitur; Handschrift des Verf. 15 Bogen); das einzige von Händel deutsch componirte, ungedruckte Oratorium: „Der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus" (Partitur, 64 Bogen); von Hasse 12 Oratorien u. v. a. Auch unter den zahlreichen Messen befindet sich eine Handschrift J. Seb. Bach's; Messen von Galdara, Heinichen, Hasse, Lotti, Pergolesi, Scarlatti, Telemann, Orlando Lasso und der berühmtesten Meister auch neuerer Zeiten. Viele Hymnen von J. Seb. und C. P. E. Bach, Fasch, Jeson, Homilius u. s. w. Unter den Motetten sind gleichfalls sehr bedeutende und seltene. Opern-Partituren von Zingorelli, Martin, Rameau, Haydn, Hasse, Gluck, Gretry etc. und eine Menge Klavierauszüge; Gesänge aller Art mit Orchester, Konzerte, Orgelwerke, Singschulen, sämmtliche gedruckte Werke Schicht's. Von allen ungedruckten Werken des Verewigten geht das volle Eigenthumsrecht auf den Käufer über, folglich auch das Recht der Herausgabe.

Digitized by Google

Verzeichniß empfehlungswerther Bücher,

welche bei

W. Langewieſche in Iſerlohn erſchienen

und durch jede deutſche Buchhandlung in kurzer Friſt zu beziehen ſind.

Nebſt Nachweiſung und Auszügen aus den denſelben bereits zu Theil gewordenen öffentlichen Beurtheilungen.

☞ Während ſo viele Buchhändleriſche Anzeigen von dem Selbſtlob der Verfaſſer und Verleger ſtrotzen, hat man es ſich in der gegenwärtigen zur Pflicht gemacht, einzig und allein unpartheiiſche Kritiker reden und urtheilen zu laſſen.

Lies mich! Ein Taſchenbuch für geſellige Unterhaltung. Jahrgang 1832. Elegant gebunden, mit Goldſchnitt und Scheide. 1 Thlr. 8 gGr. oder 1 Thlr. 10 Sgr.

„Der bittenden Einladung, welche in dem Titel dieſes niedlichen Almanachs enthalten liegt, gefolgt zu ſein, wird gewiß noch keine Leſer gereut haben, welche Anſprüche auf die Beiwörter „gebildet“ und „ſinnig“ machen dürfen. Wir wollen damit angedeutet haben, daß das Verfaſſer-Triumvirat mit ſeinen Beiträgen nicht die gewöhnliche Novellen- und Romanenjägerei, nicht den Geſchmack oder Ungeſchmack an einer funkelnagelneuen, witzelnden und tändelnden, barockoriginellen, mit Paradoxen und Formloſigkeiten kokettirenden Poeſie überhaupt berückſichtigt hat, ſondern, den Blick weder zur Rechten noch zur Linken der Leſewelt abwendend, ſeinen eigenen Weg gegangen iſt. Die auf dieſem Wege ausgeſtreuten Früchte ſind aber alle nett und lieblich anzuſchauen und erfreuen durch würzigen Duft und Geſchmack.“

Zeitſchrift „Unſer Planet.“ 1832. No. 53.

Dieſer erſte Jahrgang enthält:

I. **Erzählungen von Dr. Puſtkuchen-Glanzow.** 1) Memento mori, 2) Roderich, 3) der Günſtling des Mondes, 4) der Zögling des Paradieſes. (Beſonders abgedruckt 15 gGr. od. 19 Sgr.)

„Gut erfunden und angenehm dargeſtellt.“

Jenaiſche Literaturzeitung 1831. No. 297.

„„Memento mori“ und „der Zögling des Paradieſes“ ſind beſonders beifallswerth und, irren wir nicht, für unentweihte, fromme Frauengemüther wie berechnet.“

Unſer Planet 1832. No. 53.

„„Der Günſtling des Mondes,“ dieſes allerliebſte Mährchen zog uns gleich von Anfang herein ſo ſehr an, daß wir nicht nur mit ſteigendem Vergnügen bis ans Ende laſen, ſondern auch ein gleiches in der vierten Mittheilung „der Zögling des Paradieſes“ empfanden. Das ſind ächte, wahre Mährchen, wie ſie alle ſein ſollten, ohne politiſchen, metaphyſiſchen oder literariſchen Beigeſchmack, ſondern lieblich und phantaſtiſch, anſpruchlos und kindlich, u. ſ. w.“

Abendzeitungswegweiſer 1831. No. 99.

II. **Jedem das Seine!** Originalluſtſpiel in Verſen und drei Aufzügen. Von **E. Karoli.** (Beſonders abgedruckt 9 gGr. oder 11½ Sgr.)

„Iſt in vielem Betracht recht lobenswerth, und dürfte auf einer guten Bühne aufgeführt, eine recht freundliche Aufnahme beim Publikum finden. In jedem Fall verdiente das Luſtſpiel in einem unſerer dramatiſchen Almanache obenan zu ſtehen.“

Unſer Planet 1832. No. 53.

III. **Der kranke Mai.** Ein Mährchen von **E. Hölterhoff.** (Beſonders abgedruckt 5 gGr. oder 6½ Sgr.)

„Es ſpielt auf eine liebliche, kindlich poetiſche Weiſe in und mit der Pflanzen- und Blumenwelt.“

Unſer Planet. 1832. No. 53.

„Das innere Gemüthsleben iſt in einzelnen Stellen und Beziehungen deſſelben recht warm und wohlthuend erſchloſſen.“

Abendzeitungswegweiſer. 1831. No. 99.

IV. **Gedichte von W. Jemand.** (Zwanzig an der Zahl.)

„Was aber endlich die Gedichte von W. Jemand auf den S. 205 — 350 betrifft, ſo iſt unter denſelben auch nicht eines, welches nicht muthvoll vor den Richterſtuhl der Kritik ſich hinſtellen, und welches nicht ruhig ſein Urtheil erwarten könnte. Mehrere Gedichte ſind ausgezeichnet gut, und nur hier und da fehlt der eine oder andere Zug zur Vollendung. Einfachheit und Wahrheit in entſprechenden, wohlgewählten und tadellos gearbeiteten Formen ſind ihre Zierden. Wir wählen das erſtere kürzere Gedicht, welches uns in die Augen fällt, zur Probemittheilung: (folgt „die Taubenballade.“) — „Joſeph,“ Pendant zu Schillers „Kindesmörderin“ und die Einleitung zu eben deſſelben „Ritter Toggenburg“ ſind überraſchend gut. Gleiches Lob verdienen vor den übrigen Gedichten: „Hektor und Andromache,“ „Charlotte Corday,“ „die Elephantenjagd,“ „Rodrigo,“ „des Dichters Liebe,“ „Menais,“ „der König und die Wittwe.“ Möchte Herr W. Jemand vor manchen andern Jemanden uns bald wieder als Dichter begegnen.“

Unſer Planet. 1832. No. 53.

Digitized by Google

Fortepiano. Kleine heitere Schriften von Franz Horn. 3 Theile. 1831 und 1832. Jeder Theil 1 Thlr.

„Heitere Schriften, das ſind im eigentlichſten Sinne des Worts dieſe in den vorliegenden Bändchen zu einem Ganzen geſammelten Aufſätze, welche einzeln uns zum Theil ſchon früher hier und da mit fröhlicher Ermunterung begrüßt. Heitere Klarheit der Darſtellung vereint ſich überall mit jener Seelentiefe, jenem harmoniſchen Bunde freier innerer Anſchauung, zarter Empfindung, und eines überſchauenden, echt durchgebildeten Denkvermögens, einem Bunde, der, gekräftigt und geweiht im beſtändigen vertraulichen Zuſammenleben mit den edelſten Erzeugniſſen aller Nationen, ſo ganz das Eigenthum des Mannes iſt, den wir in mannigfaltigen Beziehungen hier zu uns ſprechen hören. Wir hören ihn ſprechen, ſage ich. Und das iſt wiederum eine Eigenthümlichkeit Franz Horns, eine Gabe, die eben nicht zu den häufigſten gehört, am wenigſten bei dem deutſchen Gelehrten, der ſo leicht ins ſchreibende Dociren verfällt und darin nur zu oft ſein Lebelang verharret. Franz Horn ſpricht zu uns: Wir hören überall den umſichtigen erfahrenen Freund, der um ſo ſicherer lehrt und lehrend eindringt, weil er nirgend die Präceptormiene annimmt, auch in der ernſthafteſten Betrachtung nicht. Was er als wahr erkannt, das theilt er mit; was er als ſchön empfunden, das führt er vor; was er als groß erſchaut, das ſtellt er hin; und ſo möchte ich dieſe kleinen Aufſätze eine Gallerie lebender Bilder nennen, in denen uns characteriſtiſche Erſcheinungen in die Erinnerung zurückgerufen, oft auch nicht genug beachtete Einzelzüge erſt geweckt, vergegenwärtigt und in ihr richtiges Licht geſtellt werden: dieſes Alles aber aus dem Mittelpunkt einer eigenſt gewonnenen Anſchauung, gleichſam aus einem heiligen Focus liebevoller Verbrüderung von Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt. Was ſonſt nur einzeln und zerſtreut ſich hier und da bei Manchem kund thut, als ſteifer Rückzug von gewöhnlicher Alltäglichkeit, als Ausnahmsweiheſtunde in einer Summe von Nichtigkeiten, als Feierkleid an beſonders feſtlichen Tagen, das iſt bei Horn das Eigenthum des ganzen Menſchen; ihm iſt das Schöne und deſſen Anſchauung nicht ein vom ſonſtigen Thun und Treiben losgeriſſenes; ihn durchdringt die Poeſie und ſo wird er zu ihrem Prieſter und lebendigſten Verkündiger, mag er ſie nun in der Natur, in That oder in Darſtellung erkennen. Wenn wir nun, was auf ſolche Weiſe ebenſo zart empfunden als in ſeelenvoller Tiefe und heiterer Liebe wiedergegeben, eine Liebe, die auch in der Ironie, ja ſelbſt im Zorne nirgend ſich verleugnet, aufmerkſam verfolgen, ſo kann uns ein anderes charakteriſtiſches Merkmal nicht entgehen, was ebenſowohl die frühern Schriften Horn's als auch dieſe neueſten bezeichnet und nicht weniger dem kleinſten Epigramm als der umfaſſendſten hiſtoriſchen Entwicklung von ihm eingeprägt iſt; ich meine das Hervorblicken eines leiſen Lächelns durch Thränen, vereint mit dem ſeinem ganzen Weſen ſo eignen „zwiſchen den Zeilen ſollſt du leſen,“ das faſt nirgends ſich verleugnet. Jenes „Lächeln durch Thränen“ gewinnt bisweilen einen großartigen Ernſt, wie in der herrlichen Betrachtung der „Sage vom ewigen Juden“ (Th. 1. S. 28 ſq.) oder in dem tieftragiſchen Bilde von Deutſchlands geiſtigem Zuſtand nach dem dreißigjährigen Kriege (Thl. 2. S. 68), wo die arme Germania der Aeſchyleiſchen Niobe verglichen wird, die vor Jammer nicht mehr reden konnte, weßhalb der Chor es übernahm, für ſie die Klagen auszuſprechen und auszuſingen. Ein wehmüthig ironiſcher Seufzer eines ſchwer verhaltenen Zorns, ſchließt unmittelbar daran ſich die Bemerkung: „Für dieſen Chor aber gibt die Regensburger Reichsverſammlung, die freilich genug ſprach und ſchrieb, keinen hinlänglichen Erſatz.“

Blätter für literariſche Unterhaltung. 1831. No. 210.

Nicht weniger günſtig lauten die Recenſionen dieſes Werkes im Abendzeitungswegweiſer. 1831 No. 94., in der Haude und Spener'ſchen Berliner Zeitung, im Geſellſchafter, im Freimüthigen und in andern geachteten Blättern.

Der ewige Jude. Didaktiſche Tragödie von W. Jemand. 1831. Geh. 16 gGr. oder 20 Sgr.

„Die dramatiſche Fabel iſt aus Franz Horns meiſterhafter Erzählung entlehnt, und dem Erfinder, wie ſich gebührte, iſt dieß ſchöne Gedicht in einigen wohlgedachten Strophen zugeeignet. Was aber des Verfaſſers Eigenthum bleibt iſt viel und ſo Würdiges, daß wir ihn nicht genug ermuntern können, auf einer Laufbahn fortzuſtreben, die er als ein Berufener, und mit entſchiedenem Glück betreten hat. Er nennt ſich Horns Schüler, und berechtigt des Schülers Verdienſt zu einem Rückſchluß auf das des Lehrers, ſo iſt Horn auf glänzende Art wegen der Unbilden gerechtfertigt, welche eine unverſchämte Kritik gegen ihn vorgebracht hat. — — — Eine große Anzahl ganz poetiſcher Stellen und die überaus tüchtige Auffaſſung der Charaktere beweiſen den Beruf des Verfaſſers zum Dichten, u. ſ. w.“

Blätter für literar. Unterhaltung. 1832. No. 129.

„Unſtreitig am beſten iſt dem Verfaſſer der ewige Jude ſelbſt gelungen. Feſt und ſicher führt Ahasver ſeine in tauſend Jahren gewonnene Philoſophie durch. Und dieſe Philoſophie zeigt uns einen vernünftigen Glauben, deſſen genügende Wahrſcheinlichkeit nicht aus dunkeln Gefühlen entſprungen, ſondern in beſtimmten Umriſſen vor der Seele liegt. Sehr treffend iſt die Individualität der Perſon mit den von ihr ausgeſprochenen religiöſen Anſichten in Verbindung geſtellt. Vorzüglich ſchön geht durch die Zeichnung in der tiefen Trauer des ewigen Wanderers der Mangel des erwärmenden Lichtſtrahls der Liebe u. ſ. w.“

Hermann 1831. No. 63.

„Die Schlußzeilen „Wenn du im Trotz beharrſt u. ſ. w.“ enthalten die weſentlichſte Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt. Und damit iſt denn der Gedanke ausgeſprochen, daß aus dem Trotze gegen Gott, aus der Entfernung von ihm, die bald in Entzweiung mit ihm übergeht, nur ein unſeliges „Hierbleiben,“ ein leeres, nichtiges, unwirkliches Daſein hervorgeht, das ſeinem Begriff nicht entſpricht, und das bei endloſer Dauer nur immer unbefriedigender erſcheint. — — — — Indem nun der Verf. die Sage vom ewigen Juden von dieſer Seite aufgefaßt hat, indem er den Ahasver am Schluſſe zur lebendigen Erkenntniß ſeiner Unſeligkeit und zum Gebet führt, und ihm darauf die Gnade Gottes und Erhebung aus dem irdiſchen zum wahren vollkommenen Leben verkündigen läßt, hat er ſich auf den höchſten Standpunkt geſtellt, woraus die tiefſinnige Fabel betrachtet und das Räthſel des Lebens gelöſt werden kann.

Weſtphäliſcher Anzeiger, 1831. No. 66.

Digitized by Google

Die Naturreligion. Ein philoſophiſch-hiſtoriſcher Verſuch von Dr. Carl Roſenkranz (Profeſſor an der Univerſität zu Halle.) gr. 8. 1 Thlr. 20 gGr. od. 1 Thlr. 25 Sgr.

Jedem, welcher mit der neueren philoſophiſchen Literatur und Kritik nur in etwa bekannt iſt, gibt ſchon der Name des Verfaſſers hinlängliche Bürgſchaft, daß ihm hier etwas in ſeiner Art Ausgezeichnetes dargeboten werde. Die bekannten Berliner „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik“ haben dieſes Werk in No. 91 — 93. des Jahrgangs 1831, einer ſehr ausführlichen und gelehrten Recenſion gewürdiget, welche zu dem Endreſultate führt, „daß der Verf. den Stoff ſeiner Abhandlung viel mehr ſyſtematiſch und wiſſenſchaftlich, als Andere vor ihm, wie z. B. Meiners, ja ſelbſt als Benjamin Conſtant, entwickelt und ausgeführt hat.“

Schickſale und Beobachtungen des Feldwebels v. Tönges, während des Rückzugs der franzöſiſchen Armee aus Rußland; vom November 1812 bis April 1813. Von ihm ſelbſt erzählt und auf Verlangen zum Druck gegeben. Geh. 6 gGr. od. 7½ Sgr.

„Wir billigen die Abſicht, in welcher der Herausgeber ſeine Publikation der Schickſale des Feldw. v. T. unternommen hat. Er wollte zeigen, was ein Kriegsmann zu tragen und auszuſtehen im Stande iſt; er wollte ermuntern zu einer vernunftmäßigen Frömmigkeit, wollte warnen vor Unmäßigkeit aller Art, weil ſie den Menſchen entnervt und verweichlicht. In der That hätte ein entnervter und verweichlichter Körper die gränzenloſen Mühſeligkeiten, die dieſer Veteran ausgeſtanden hat, nicht ertragen können. Der Leſer mag jedoch ſeine ſeltſamen Schickſale ſelbſt nachleſen.“

Blätter für literar. Unterhaltung. 1832. No. 10.

Kurze und faßliche Andeutungen einiger Mängel des Kirchengeſangs. Von Fr. Keßler. 1832. Geh. 2 gGr. od. 2½ Sgr.

In größeren Parthieen noch bedeutend billiger.

Zur Ausarbeitung dieſes Schriftchens wurde der Herr Verf. von einem hochwürdigen Provincialconſiſtorium und Provincialſchulkollegium aufgefordert. Auch wurde es bereits in den Amtsblättern mehrer hochlöblichen Regierungen beſtens empfohlen.

Der muſikaliſche Kirchendienſt. Ein Wort für Alle, denen die Verbeſſerung des Cultus am Herzen liegt, insbeſondere für Prediger und Organiſten. Von Fr. Keßler. Mit muſikaliſchen Beilagen. 1832. Geh. 1 Thlr. 4 gGr. oder 1 Thlr. 5 Sgr.

Birkmann'ſcher methodologiſcher Schreibcurſus. (7 lithograph. Blätter in groß quer 4.) Zweite Auflage. Mit Umſchlag. 6 gGr. od. 7½ Sgr.

Im Laufe des Sommers werden in demſelben Verlage folgende zwei Taſchenbücher erſcheinen:

1) Taſchenbuch zur Beförderung des Familienglücks.

Von einem ſehr geachteten Autor und für jede Familie wichtig und intereſſant.

Ungefährer Inhalt:

1) Der Ehegatte.
2) Die Ehegattin.
3) Der Vater.
4) Die Mutter.
5) Die Kinder (im Verhältniß zu den Eltern.)
   a) Der Sohn. b) Die Tochter.
6) Die Geſchwiſter (oder die Kinder im Verhältniß zu einander. a) Die Brüder. b) Die Schweſtern.
7) Schwieger-Eltern und Schwiegerkinder.
8) Groß-Eltern und Enkel.
9) Stief-Eltern und Stiefkinder.
10) Vormund und Mündel.
11) Die Familie in ihren Beziehungen zu Anverwandten und Nachbarn.
12) Die Familie in Rückſicht auf das Geſinde.

---

2) Lies mich! Taſchenbuch für geſellige Unterhaltung. Jahrgang 1833. Mit einem Stahlſtich.

Ungefährer Inhalt:

1) Die Ophelienritter. Novelle von E. Karoli.
2) Epigramme, Reimſprüche u. ſ. w. von Teutonius Teerbus (zum Theil gegen A. W. v. Schlegels „literariſchen Ernſt“) Giovanni Puteolano, Jan Pol, K. G. Korte, W. Jemand (zum Theil an Wolfgang Menzel.)
3) Der Gottesdienſt der Todten. Erzählung von W. Jemand.
4) Gedichte von Giovanni Puteolano, K. G. Korte, Jan Pol, u. ſ. w.
5) Eine Novelle von Franz Horn. (Noch nicht ganz gewiß.)
6) Gedichte von W. Jemand.

Bei Schaarſchmidt u. Volkmar (früher: Hartmann'ſche Buchhandlung) in Leipzig iſt erſchienen:

Roſenkranz, Dr Carl, Geiſtlich Nachſpiel zur Tragödie Fauſt. Geh. 10 gGr. od. 12½ Sgr.

Hermanni, K., über das Prinzip der Legitimität. Geh. 4 gGr. oder 5 Sgr.

Digitized by Google

Subſcriptionsliſte.

Subſcribenten-Sammler erhalten in jeder Buchhandlung den üblichen Rabatt.

Verzeichniß der Herrn Subſcribenten. Namen.	Stand.	Wohnort.	Anzahl der Exemplare von: Lies mich! Jahrgang 1832. à 1 Tlr. 10 ſgr. o. 1 Tlr. 8 ggr.	Franz Horn, Fortepiano 1 — 3. à 5 Thlr.	W. Jemand, der ewige Jude. à 20 Sgr. od. 16 gGr.	C. Roſenkranz, Naturreligion. à 1 Tlr. 25 ſgr. o. 1 Tlr. 20 ggr.	Von Tönges, Schickſale u. Beobacht. à 7 1/2 Sgr. od. 6 gGr.	Fr. Keßler, Andeutungen. à 2 1/2 Sgr. od. 2 gGr.	Fr. Keßler, muſ. Kirchendienſt. à 1 Tlr. 5 ſgr. o. 1 Tlr. 4 ggr.	C. Roſenkranz, Nachſpiel zu Fauſt. à 12 1/2 Sgr. od. 10 gGr.	K. Hermann, Legitimität. à 5 Sgr. od. 4 gGr.

157642

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.

DUE AS STAMPED BELOW

OCT 14 1998

12,000 (11/95)

Nº 636784

Morgenblatt für gebildete Stände.

AP30
M6
1832:2

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google